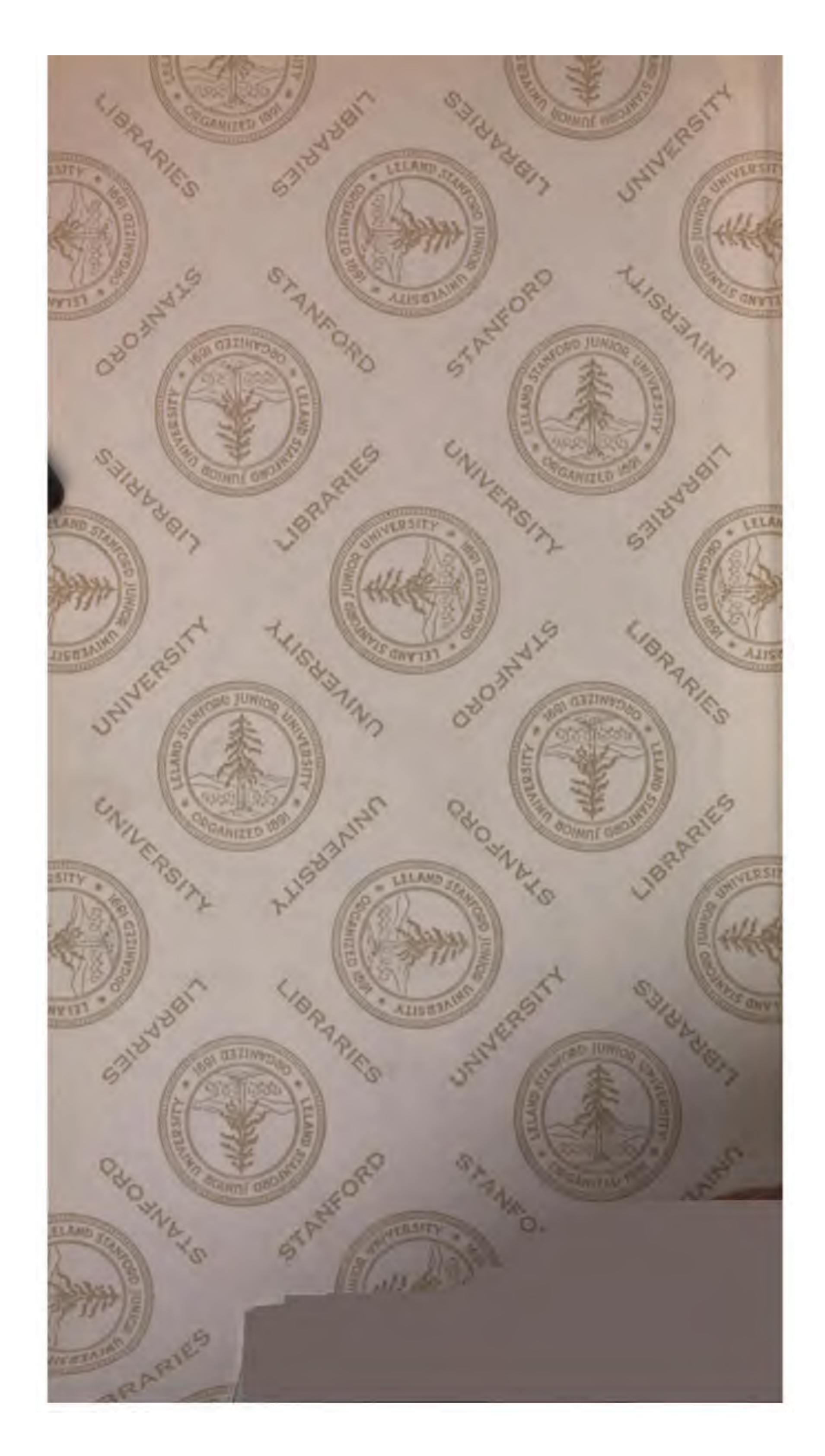
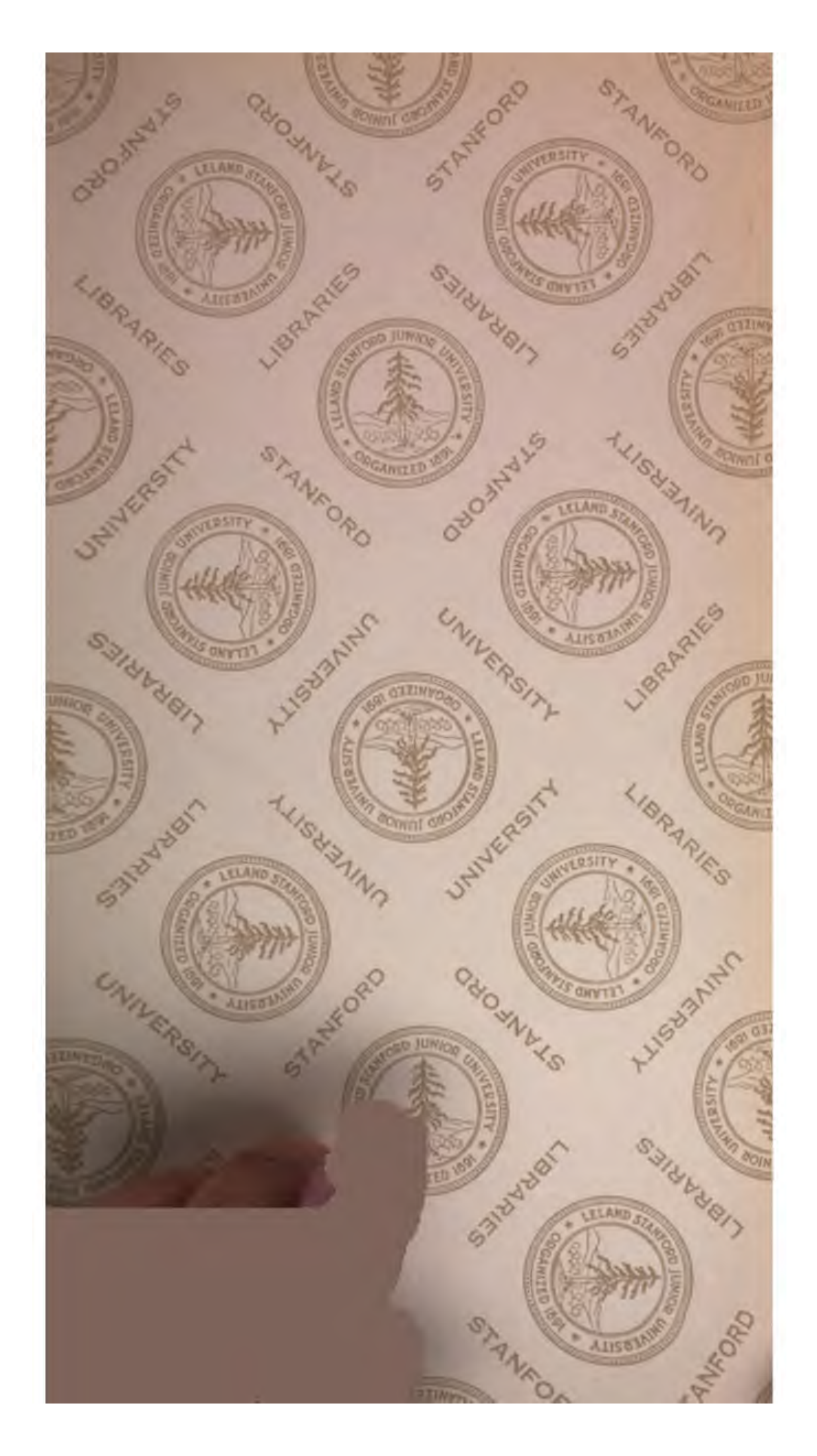












Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1901

Zweiter Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertachtundzwanzigster Band.

München 1901.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Das Volksschulwesen in der Diöcese Augsburg nach den bischöflichen Visitationsprotokollen von 1775—1786.

Von Dr. Frz. Xav. Thalhofer.

„Eine erschöpfende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Schul- und Unterrichtswesens in Bayern ist ohne Beiziehung des in den Archiven der bischöflichen Ordinariate aufbewahrten Quellenmaterials, ohne die Würdigung der aktiven Theilnahme von Bischöfen an der Entwicklung des niederen und höheren Schulwesens nicht möglich. Zu den Bischöfen, die auf diesem Gebiete Hervorragendes geleistet haben, gehört Bischof Clemens Wenzeslaus." Mit diesen Worten leitete L. Muggenthaler eine Studie ein, die sich mit den Verdiensten des genannten Bischofs um das Erziehungs- und Unterrichtswesen in seinen Bisthümern Trier und Augsburg beschäftigt (Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, I [1891], S. 31 f.). Die dortige kurze Bemerkung über Schneller's Schulthätigkeit in Dillingen konnte ich nach archivalischen Quellen in denselben Mittheilungen (VII, [1897] S. 66—84) zu einem Gesammtbilde des verdienten Normalschuldirektors ergänzen. Nun bin ich in der Lage, aus Archivakten des bischöflichen Ordinariates Augsburg einen ziemlich eingehenden Bericht über den Stand des Schulwesens in der Diöcese Augsburg zu geben, wie er sich

bei der von Clemens Wenzeslaus angeordneten Visit
der ganzen Diöcese ergab.

Clemens Wenzeslaus, 1768—1812 Bischof von Augs
ernannte den ehemaligen Regens des Priesterseminar
Pfaffenhausen, J. Steiner, i. Jahre 1775 zum Generalvisi
und beauftragte ihn, in demselben Jahre die schon
Bischof Joseph beschlossene allgemeine Visitation der Di
zu beginnen. Erst wurden ausführliche Fragebogen a
Dekane und Pfarrer hinausgegeben; deren Beantwortu
liefen in den Jahren 1775 und 1776 ein und sind mit
wenigen Ausnahmen erhalten. Circa scholarum magi
sind dort folgende Fragen beantwortet: „Ob S
meister bei der Christenlehre zugegen und Kinder hinge
werden?" (80). „Ob er solche in der Schule auch f
im Christenthum unterrichte?" (81). „Ob der Schulm
und wie gestiftet sei?" (82). „Ob und wie oft die S
visitirt werde?" (83). Aus einem anderen Titel hab
die weiter einschlägigen Fragen beachtet: „Ob eine
in der Kirche und von wem sie geschlagen werde?" „Ob
dem Hochamt Lieder gesungen werden?" Das sich hie
ergebende Material findet seine Bestätigung und Ergän
oder Berichtigung in den Protokollakten über die in
Pfarrei stattgefundenen Visitationen selbst. Dieselben wu
durch Steiner und einen Aktuar in den Jahren 177
1782 und im Jahre 1786 vorgenommen. Es wurd
denselben nicht bloß mit dem Pfarrer und den Vertr
der Gemeinde, sondern auch auf allen Landpfarreien
dem aedituus („Meßner und Schulmeister") ein nach
Fragepunkten normirtes examen angestellt. Die Prot
akten sind ebenfalls alle erhalten und ebenso die
historische und allgemeine Bemerkungen werthvollen
berichte Steiners zu denselben, die an den Bischof
richtet sind.

Wenn die ganze Visitation und deren vorberei
Enquête und wenn die das Resultat zusammenfasse

Vorberichte Steiner's dem Schulwesen besondere Beachtung schenken, so entspricht das den Ideen der damaligen Zeit. Daß aber dieselben hier so ernstlich ins Auge gefaßt wurden, entsprang doch wohl der Initiative Clemens Wenzeslaus' selbst. Gleichzeitig mit dem Augsburger Unternehmen finden wir von 1776 bis 1793 auch in dem trierischen Erzstifte, das unter dem Krummstab des gleichen Cl. Wenzeslaus stand, eine sehr erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Wie uns ein Aufsatz von Adam Görgen (Pädagogische Monatshefte 1900, Heft 11, S. 569 f.) freilich ohne genauere Detailnachweise berichtet, gingen die dortigen Bestrebungen (Neu- und Umbau von Schulhäusern, Gehaltsregelung, Unterrichtsverbesserung, Einsetzung specieller Schulcomissionen, Errichtung einer Normalschule zum Zwecke der Lehrervorbildung) über die Forderungen im Hochstifte und in der Diöcese Augsburg hinaus. Aus dem von mir erhobenen Material läßt sich vorerst nur das noch unsichere Tasten nach den neuen Zielen hin herausfühlen. Der allgemeine Zustand ist der vielleicht schon durch 100 Jahre oder wenigstens durch ein halbes Jahrhundert festgelegte. Derselbe dürfte sich vielleicht am besten nach folgenden Kategorien beschreiben lassen: Schulenbestand, Schullehrerverhältnisse, Schulbetrieb, Schulpflege.

1. Schulenbestand.

Relativ wenige Orte sind es, die 1775 noch keine Schule haben, und diese gehören ausnahmslos den altbayerischen Gebieten der Diöcese an.

Im Kapitel Aichach ermangeln einer Schule: Oberbernbach (229 Einwohner nach dem Seelenbeschrieb von 1775), Eckach (315 E.), Großhausen, Laimering (138 E.), Obermaurbach (98 E.), Randeltsried (110 E.), Rupertszell (169 E.), Schildberg (360 E.), Unterschönbach (110 E.); der Pfarrer der letztgenannten Ortschaft schreibt: „Allhier ist keine Schule noch Schulmeister, werden auch die Kinder zu meinem größten

Leid nirgends in die Schule hingeschickt.[1]) Habe selbst Schule halten wollen gratis, ein- oder zweimal sind sie erschienen, hernach sind sie ausgeblieben." Die Pfarrer der genannten Pfarreien wurden deßhalb angewiesen: „urgeat ut erigatur schola oder invigilet ut parvuli ad aliquam scholam mittantur." Im Kapitel Bayermünching haben unter 17 Dörfern 7 keine Schule,[2]) allerdings Gemeinden die zwischen 80 und und 120 Einwohner nur haben. Steiners Vorbericht zu den Akten des Kapitels Friedberg klagt: „Ein gleichfalls auffallender Fehler zeigt sich bei den Schulen. Es ist etwas Erstaunliches, daß in einem Land, wo der höchste Landesherr durch so viele Verordnungen und Schulanstalten sich bestens angelegen sein läßt, das Schulwesen auf dem Lande in guten Stand zu bringen, jedoch in einem Landstrich, welcher 33 Pfarreien in sich begreift, kaum 16 Pfarrschulen angetroffen werden und auch diese nicht bestens bestellt sind." Von den 25 Pfarrern des Kapitels Hohenwart müssen 11 berichten, daß in ihren Gemeinden keine Schule abgehalten wird, aus dem Kapitel Weilheim ebenso 13 von 39. Besser, aber immer noch mangelhaft bestellt ist es in den Kapiteln Landsberg (unter 22 Pfarreien haben 4 keine Schule), Oberalting (unter 16 sind ohne Schule 5), Rain (3 unter 26), Neuburg (2 unter 24), Schwabhausen (2 unter 18), Burgheim (3 unter 18). Aus dem eigentlich schwäbischen Gebiet hören wir aus keinem Orte, daß für Schulbesuch gar nicht gesorgt gewesen wäre, aus den wenigen Orten, die selbst keine Schule haben, wird berichtet, daß die Kinder wenigstens benachbarte Schulen besuchen (Baierried, Gottmannshofen).

Die bestehenden Schulen waren wohl größtentheils seit langem schon gegründet und eingerichtet. Die Visitationsberichte geben für 34 Schulmeister ein Dienstalter von 20

---

1) Die Kinder von Oberbernbach wurden nach Aichach in die Schule geschickt.

2) Althegnenberg, Burck, Eresried, Hochdorf, Mittelstetten, Steinbach, Winkl; die Namen der weiteren schullosen Orte einzeln anzugeben, wird nicht nothwendig sein.

Fasten, auch Ostern und Georgi, zuweilen heißt es auch: „bis man ins Feld fährt" (Pflugdorf, Kauffring), oder „bis man Haber säet" (Königshofen), oder „bis keine Kinder mehr kommen" (Seehausen). So kommt es denn, daß die speciellen Angaben eine Schuldauer zwischen drei Wochen und 3 bis 4 Monaten vermelden. In den Vorberichten Steiners wird diese kurze Dauer des Unterrichtes häufig als eine Hauptursache des „elenden Zustandes" beklagt, doch finden sich bereits Ansätze zu erfreulicher Verbesserung dieses Mißstandes. Mehrmals begegnen wir dem Wunsche nach Einrichtung von Sommerschulen von Seiten der Pfarrer und Bereitwilligkeitsäußerungen von Seiten der Lehrerschaft. So meint der Pfarrer von Kirchdorf: „Die Verordnung wäre nöthig, daß die Kinder von Ostern bis Jacobi und Maria Geburt bis Martini Vormittags wenigstens zwei Stunden lang von 7—9 Uhr in die Schul gehen müßten." Der Lehrer von Tafertingen erklärt: „Mit 15 Kindern würde er sich obligiren, Sommer und Winter Schule zu halten." Einigemale wird uns auch von wirklichen Sommerschulen auf dem Lande gemeldet: Türkheim, Egling, Mering (kommen aber nur 10 Kinder), Ottmaring (wenig Kinder), Bergheim, Bayermünching (bis zur Erntezeit), Irrsee, Bezigau, Grönenbach, Oberalting, Ottobeuren, Holzheim, Schondorf. Auch von Sommerschulen an Sonn- und Feiertagen ist die Rede (Attenhofen, Fechenried, Günz).

Zu dieser kurzen Schuldauer kam noch überdieß ein meist schlechter Schulbesuch während der wirklichen Schulzeit. Ich habe mir 42 Orte notirt, in denen nach den genaueren Angaben die Schülerzahl 10% der Einwohnerzahl und einigemale noch mehr beträgt. Besonders im Allgäu wußte das Volk den Werth der Schulbildung wohl zu schätzen. Der Schulbesuch war dort allgemein befriedigend und Steiner kann im Vorbericht zu den Akten des Kapitels Kempten berichten: „Wenn die Schulen gut eingerichtet wären, könnte man hier etwas erreichen, weil die Eltern ihre Kinder darein

schicken in diesem Distrikt." Im übrigen war es mit d
Schulfrequenz nicht gut bestellt. Aus 45 Orten hören w
von einer Schülerzahl, die unter 6% der Einwohnerza
betrug (z. B. Mering mit 2341 Einwohnern 36 Schül
Kaufbeuern mit 2037 E. 80 Schüler, Kleinkötz mit 220
4—6 Schüler). Als Grund hiefür wird meist Armu
zuweilen auch Eigennutz der Eltern angegeben. Jeder stre
darnach, seine Kinder möglichst bald bei der Arbeit zu v
wenden. Darum wurden die Kinder ziemlich jung in
Schule geschickt, um sie bald wieder derselben entziehen
können. In Aletshausen werden die Kinder mit 6 Jahr
geschickt, in Hindelang von 7—10 Jahren, aus Murn
wird geklagt, daß die Kinder im besten Alter von 10
12 Jahren nicht kommen, das gleiche hören wir a
Polling. Die Zahl der Schuljahre wird fast überall e
geringe gewesen sein, wie die oben berührte geringe Frequ
beweist; daß in Aletshausen die Kinder von 6—14 Jah
die Schule besuchten, ist auf Befehl der Herrschaft zur
zuführen („werden von der Herrschaft geschickt"), und n
einmal wird gemeldet: „Kinder werden schlecht geschickt,
daß sie nach 7 Jahren wenig lernen" (Wiesenbach).

Schulhäuser scheinen fast allenthalben bestan
zu haben. Nur aus 19 Orten wird berichtet, daß d
Schulmeister kein Schul- oder Meßnerhaus zur Verfügu
gestanden sei; darunter waren sogar einige größere O
schaften wie Scheppach, Binswangen, Wallenhausen-Biberb
Unterroth.[1]) „Schulmeister hat nicht einmal ein Hau
heißt es zu Unterroth, „muß in dem Hauszins herumsi
und froh sein, wenn man ihn mit der Schul einläß
Aus den getreuen Angaben der Visitation über den Man

1) Die übrigen Orte sind: Klingen, Kirstingen, Bernbeuren, O
waldstetten, Beckstetten, Emmenstetten, Waalhaupten, Hollenb
Oberroth, Hopferbach, Lamertingen, Oberottmanshausen, Iller
Altenbeindt, Hegnenbach.

des Schulhauses dürfen wir wohl erschließen, daß in allen anderen Fällen ein Schulhaus vorhanden war. Mehrmals ist vom Schulhaus die Rede. Es wird berichtet, daß es dem Heiligen gehöre (Deisenhofen, Thalhofen, Hawangen, Schwabmühlhausen) oder auch der Gemeinde (Mittelenfnach, Görisried, Pöttmeß, Birkhausen), daß über die Unterhaltung desselben Streit, daß es schlecht, klein sei und Aehnliches.

Auch einige Ordensschulen fanden sich in der Diöcese vor. Die Piaristen leiteten Knabenschulen zu Wallerstein und Günzburg (letztere 1750 gegründet vgl. Steichele, Das Bisthum Augsburg V. 227). Mädchenschulen wurden geleitet von Tertiarinen in Höchstädt,[1]) von Englischen Fräulein in Günzburg, und von Ursulinerinen in Neuburg a. D. Ueber letztere schreibt Steiner in seinem Vorbericht (1786): „Das Kloster der Ursulinerinen zählt 40 Personen. Diese Frauen haben viel Lob, geben sich ab, die Mädel in allen dem weiblichen Geschlechte zustehenden Arbeiten, in Sprache und sonderlich in der Normalschule, bei welcher sie es weit gebracht und in Gegenwart des Visitators eine kleine Prüfung gehalten, zu unterrichten."

2. Schullehrerverhältnisse.

Einen großen Einfluß üben auf die äußere und auch innere Gestaltung eines Standes dessen wirthschaftliche Verhältnisse aus. Nirgends sieht man das besser als beim Lehrerstand. Drei Faktoren sind es, die an dem Schulwesen Interesse haben: Die Kirche, die Gemeinde und weltliche Obrigkeit. In dieser Reihenfolge haben sie der historischen Entwicklung gemäß sich mit der Schule beschäftigt und

---

1) Ueber die in dem V. Protokoll nicht genannte Mädchenschule der Franziskanerinen zu Dillingen (1774) vgl. meinen Artikel in Mittheilungen für deutsche Schulgeschichte 1897 S. 6. Ueber die Schule der Englischen in Augsburg vgl. Greif, Schulgeschichte S. 60.

materiell für dieselbe gesorgt. Diese Faktoren bestimmen auch in dieser Folge die äußeren und damit auch die inneren Schullehrerverhältnisse gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Wie schon die mit der Pfarrvisitation verbundene Schulvisitation, die durchaus keinen herrischen, sondern sorgenden Charakter trägt, zeigt, nahm sich damals immer noch am meisten die Kirche um das Schulwesen an. Ihren Vertretern, Bischof wie Pfarrern, war darangelegen, daß die Jugend durch Schulunterricht zu besserem Verständniß des Religionsunterrichtes befähigt werden. Dazu kam die unter dem Einflusse der Aufklärungsideen noch verstärkte Erkenntniß, daß Bildung auch an sich eine sittliche Bedeutung habe. Darum war die Kirche schon seit Jahrhunderten bestrebt, ihre Diener auch zum Unterricht der Jugend anzuhalten. Vielleicht von der protestantischen Praxis mit beeinflußt, wurden dazu seit der Glaubensneuerung die Meßner als passend erachtet und so der Schuldienst mit dem Meßnerdienst vereinigt. Das Primäre blieb aber der Meßnerdienst, auch scheint die Aufnahme zu demselben und das Einkommen desselben nicht unbedingt zum Schulhalten verpflichtet zu haben. Es wurde wohl nur darauf Rücksicht genommen, daß der aufzunehmende Meßner gegen das speciell zu zahlende Schulgeld Unterricht zu ertheilen befähigt war. Von diesem Schulgeld hätte aber keiner allein zu leben vermocht und so bildete das feste und größere Meßnereinkommen auch meist das Substrat für die Möglichkeit eines Schulbetriebes überhaupt. Für diese Auffassung der Verhältnisse bieten die Akten mehrfache Gründe

Auf die Frage, „ob und wie der Schulmeister gestiftet sei," geben die Pfarrer meist ad I eine verneinende Antwort. Ad II geben sie häufig an, was der betreffende „als Meßner", „für das Orgelschlagen", „für Jahrtage", „für die Kirchenwäsche", „vom Heiligen" bekommt. Diese öfter auftretende Angabe „als Meßner" läßt erkennen, daß die Stiftung als specielle Meßnerstiftung bezeichnet werden soll. Dies findet

sich auch einigemale ganz klar ausgesprochen. „Der Schulmeister ist nicht gestiftet, sondern vermöge des Meßnerdienstes wird eine Schul abgehalten“ (Ried). „Ist nicht gestiftet, sondern der Meßner hält Schule“ (Klingen). „Schulmeister ist der Meßner, ist zur Schulhaltung nicht gestiftet“ (Thalhausen). „Hat als Meßner seine Stiftung“ (Ettringen). Nun kam es aber auch vor, daß der Meßner für seine Schularbeit auch von der Kirche „vom Heiligen“ etwas bezog. In Tottenried ist verzeichnet: „Für Jahrtag 4 fl 45 kr., Orgelschlagen 15 fl., für Schulhalten 6 fl“.; in Leiterschach: „dem Meßner als Schulmeister 10 fl. vom Heiligen“; in Kemnat: „als Schule angefangen wurde, erhielt Meßner dafür von der Kirche 3 fl.“ So wird es noch an vielen anderen Orten gewesen sein, von denen wir nur die Angaben über das Gesammteinkommen kennen. Und wenn verschiedene Pfarrer angeben, der Schulmeister sei gestiftet mit so und soviel Einkommen, so mag dies doch nicht etwa auf Unkenntniß der Verhältnisse oder Verwechslung der Meßnerstiftung mit Schulmeisterstiftung beruhen, sondern es kann dies darin seine Berechtigung haben, daß vielleicht auch hier kleine Bezüge für Schuldienste vom Heiligen mit Meßnerbezügen zusammenflossen.

Einige Nachrichten bezeugen aber auch eine unbedingte Verbindung beider Dienste. Aus Reichholzried heißt es: „Meßner und Schulmeisterdienst sind inseparabiliter gestiftet.“ In Reichlingen klagen Pfarrer und Gemeinde über den Schulmeister; er sei seicht im Christenthum und mit seinen 77 Jahren zu alt. Sie haben nun einen Präceptor genommen, dem der Schulmeister die Kost und 7—8 fl. gegeben habe, dieser habe selbst vom Schuldienst 17 fl. In Hochdorf „rufe der Meßner von Zeit zu Zeit einen Mann hieher, weil er selbst keine Schule hält.“

Zuweilen hören wir aber auch, daß Meßner und Schuldienst getrennt waren, so in Mering, Burgheim, Manerstötten, Bayersried, Starnberg, Ebersbach, Ober-

günzburg, Hochaltingen, Oettingen, Benediktbeuren, Häbach, Murnau. In Ingenried wird „die Schule durch einen fremden Schulmeister gehalten, aber nicht alle Jahre“; in Unterbrunn ist kein beständiger Schulmeister, nur ein solcher, welchen die Gemeinde billig erhalten will; im Kapitel Weilheim wurde an mehreren Orten ein Mann nur für den Winter von Gemeinde und Pfarrer zum Schulhalten bestellt; derselbe erhielt Schulgeld und Kost bei den Bauern, in Eschenlohe z. B. bei jedem Bauer so oft Mittag- und Abendessen, als Kinder in der Schule waren. Auch im Kapitel Friedberg findet es sich einigemale, daß nicht der Meßner Schule hielt, sondern irgend ein Anderer für kurze Zeit als Schulmeister aufgenommen wurde. Häufig findet sich das im Allgäu, und zwar nicht blos an Filial-Ortschaften, die ohne Kirche und Meßner waren. Der Vorbericht zu den Kemptener Protokollakten meldet: „An einigen Orten wird der Schulmeister jährlich gewechselt und oft Leute, so ganz unbekannt auf den Dienst zur Schule gedungen.“ Daß dies auch im Unterland vereinzelt vorkam, zeigt die Notiz aus Feimingen: „Nahm die Gemeinde im verflossenen Winter einen wackeren Mann zum Schulmeister an. Dem Besitzer des Hauses, worin er Schule hielt, gab sie 200 Büschel Holz; der Schulmeister bekam wöchentlich von jedem Kinde 1 kr., die Kost geben ihm tagweis die Eltern der Kinder, und that seine Schuldigkeit zu Jedermanns Vergnügen und mit besonderem Nutzen der Kinder. Ich hoffe er wird im nächsten Winter wieder kommen.“ Der Pfarrer von Wolfartschwenden schreibt: „Ich halte dafür, daß der Meßner nicht verbunden ist, die Schule zu halten, obgleich den jetzigen wir hauptsächlich intuitu scholae aufgenommen haben. Denn zuvor hat einen Winter durch dieser, den andern jener bald da, bald dort Schule gehalten und der Heilige muß das Meßnerhaus allein bauen und unterhalten, an anderen Orten müssen die Gemeinden die Hälfte der Kosten tragen. Zudem sind die Einkünfte so

ng, daß auch die Kirchendienste gemäß der Mühe und
beit nicht belohnt werden. Daher muß man mit dem
chstbesten subjecto sich genügen lassen.“ Um diese un=
eren Zustände zu überwinden, hören wir einigemal von
n unternommenen Versuchen, Schul= und Meßnerdienst
bgiltig zu vereinigen.[1]) „Erst noch vor zwei Jahren“,
en wir bei Ketterschwang, „hatten wir keinen anderen
chulmeister als den nächsten besten Bauern, jetzt beim
sterben des alten Meßners ist die Schule dem Meßner=
enst nektirt worden.“ In Maiselstein ist, „weil die Schule
lecht gestiftet c. 10 fl., sie dem Meßner zu halten über=
rbet worden.“ Aehnlich in Eyrisberg, Bayrn, Frankenried
m allgemeinen werden die Meßner gern die paar Kreuzer
chulgeld während der an sich arbeitsstillen Winterszeit
rdient haben. Daß es aber auch solche gab, die darauf
cht angewiesen waren, zeigt die Notiz aus Dillishausen:
Schule steht schlecht, weil der Meßner dieses Lohnes nicht
dürftig ist und sie halten kann oder nicht.“

Der Meßnerdienst gab auch einigemale zu Reibereien
vischen Pfarrer und Lehrer Anlaß. In allgemeinen scheint
as Verhältniß ein gutes gewesen zu sein. Auf die ständige
rage des Visitators, ob der Schulmeister mit dem Pfarrer
frieden sei, lesen wir fast durchgängig die Antwort: „Ist
frieden“, oder auch „ist vergnügt“. Nur selten werden
om Schulmeister Klagen vorgebracht, wenige Mittheilungen
r Pfarrer haben einen gereizten Ton. In Döpshofen
agt der Pfarrer über die Nachlässigkeit und den Ungehorsam
es Lehrers; dieser klagt, daß der Pfarrer so oft zürne und
viel Chorröcke brauche. Der Lehrer von Oberfinning

---

1) Wie die Akten über „Einführung der Normalschule im Neu=
burgischen“ (Kreis=Archiv Neuburg) zeigen, wurde auch dort
(1788) die principielle Vereinigung von Schul= und Meßnerdienst
als ein Hauptmittel zur Hebung des Schulwesens nach finanzieller
Hinsicht ernstlich betrieben.

(36 Jahre im Dienst) erklärt: „Muß wohl mit dem Pfarrer zufrieden sein, er sei hitzig und habe ihn schon geschlagen.“ Der Pfarrer von Kettershausen schreibt, daß er die Schule nicht mehr besuche, er habe viel Verdruß mit dem Schulmeister gehabt und alle Ermahnungen fruchten nichts. Der Schulmeister und Meßner von Fronhofen, Josef Meyr, bringt eine lange und bange Klage gegen den Pfarrer schriftlich vor den Visitator. „Der Pfarrer rathe den Leuten, die bestellten Messen nicht verkünden zu lassen, damit dem Schulmeister die 6 kr., die an ihn für verkündete Messen gezahlt werden müßten, entgehen. Ein Jahr lang habe der Pfarrer selbst die Schule gehalten und ihm so das Schulgeld entzogen“. Die Bauern haben ihm oft die 6 kr. Meßgeld persönlich gegeben, denn „über dieses Plagen und Schören, so der Pfarrer an mir ausgeübt, haben die Bauern Mitleid gehabt.“ Die Antwort des Pfarrers auf diese im Tone durchaus nicht gehässige Klage ist leider nicht in actis.

Das Einkommen des Meßnerdienstes bildete das Grundeinkommen. Dasselbe bestand außer Wohnung, im Ertrag von Garten, Wiesen und Aeckern, in Sammelgetreide und fixem Geldbezug. Der Betrag des letzteren bewegt sich zwischen 9 fl. (Mauren) und 90 fl. (Nesselwang). Dazu kamen dann die Stolerträgnisse, die dem Meßner und Organisten zukamen. Die Besorgung der Orgel scheint nämlich Meßner's Sache gewesen zu sein. Auf die Frage, von wem die Orgel geschlagen werde, antworteten die Pfarrer häufiger „vom Meßner“ als „vom Schulmeister“, obwohl beide Dienste in einer Hand waren. Aus „Adelsried“ hören wir: „Wird vom Schulmeister geschlagen und wird dessentwegen als Meßner, dessen Amt auch das Orgelschlagen, vom Heiligen salarirt.“

Wie schon oben mitgetheilt, wurde von der Kirche auch für die eigentliche Schularbeit manchmal eine kleine Entschädigung gewährt. Die regelmäßige und ordentliche Entlohnung dafür bestand aber in dem Schulgelde.

Das Schulgeld wurde wöchentlich bezahlt, nur selten finden sich Angaben über Quartals- oder quatemberliche Entrichtung. Dasselbe betrug zuweilen nur 1 kr. (viele Orte der Kapitel Höchstädt, Burgheim, Lauingen und Rain), oder 1 kr. 2 Pf. (Kapitel Wallerstein, Weilheim, Schwabhausen), meist 2 kr. (Kapitel Aichach, Weißenhorn und viele Orte anderer Kapitel), wozu meist auch wöchentlich ein Scheit Holz von jedem Kinde kam. Daß dasselbe das „schlechteste Scheitlein" sei, das es gibt, wird mehrmals geklagt; 3 kr. wurden bezahlt in Göggingen, Seeg, Mauerstetten (von den Auswärtigen), Berchtolshofen (von den Reichen). Die Auswärtigen mußten öfters etwas mehr Schulgeld zahlen, da sie kein Holz lieferten. Fiel ein Feiertag in die Woche, so wurde zuweilen etwas vom Schulgeld abgezogen (Par, Oberfinning, Mindlzell). Auch die Lehrgegenstände wirkten auf das Schulgeld bestimmend ein. Mehrmals hören wir, daß die Kinder, die das Schreiben lernten, 1/2 kr. mehr zahlten als die bloß Lesenden (Mering, Gernbach, Aletshausen, Krumbach, Reichertshofen, Waltenhofen, Handzell, Oettingen); auch das Rechnen wurde besonders entlohnt (Untergermeringen 1 : 4 kr.; Uffing 15 : 24 kr. quartaliter). In Ebenhofen und Ruderatshofen zahlte man die erste Schulwoche 4 kr. die folgenden 2 kr. Für die Armen zahlte an vielen Orten der Pfarrer, oder die Herrschaften (Klöster), auch zuweilen der Heilige und die Gemeinde. Nur einige besondere Fälle seien herausgegriffen. Der Pfarrer von Oberaurbach zahlte für 16 Kinder, der von Dayting gab 5 fl. Unter den Herrschaften zahlten am fleißigsten die Prälaten von Ottobeuren, Ursperg, Irrsee, Roggenburg, auch das Domkapitel wird erwähnt. Die Gemeinde Freynhausen gab 3 fl.; die Stadt Gundelfingen „läßt sich jährlich 50 fl. für arme Kinder kosten". Das Gotteshaus von Großkitzighofen zahlt 4 fl., das von Pflugsdorf für 4 Kinder. Sehr häufig finden sich Nachrichten von Stiftungen für arme Schüler. In Seehausen sind

30 fl. zur Schule gestiftet von Buchhändler Rieger in Augsburg, in Großeitingen 16 fl., Meihingen 15 fl., Leeder 15 fl. für 30 arme Kinder, Krumbach 3 fl., Zell und Brugg 7—8 fl., Stephans-Rettenberg und Tannheim 16 fl.; von ehemaligen Pfarrern sind gestiftet in Ludenhausen quartaliter 1 fl., in Bödingen für 15 Kinder 15 fl., in Sulzschneid 10 fl. Aus solchen Stiftungsgeldern wurde manchmal das ganze Schulgeld für alle Schüler genommen, so in Bertolzheim, Rennertshofen, Hoppingen, Mauerstötten. Der Pfarrer letztgenannten Ortes schreibt: „Fundatus est a J. Dodei presbytero Romano in hoc loco natus et quidem ad sufficientiam“. Aus Hochaltingen hören wir: „Salarium a domino loci. Initium fundationis antiquius quam ut ego desuper respondere possim.“ In Stepperg bezahlt man „kein Schulgeld, ist Stiftung von † Pfarrer da“; in Geisenried sind 12 fl. gestiftet, wofür der Schulmeister 12 Wochen Schul halten muß. In Oberstorf sind „15 fl. Schulzins für die obere und untere (Untermarkt) Schule gestiftet“. Deßwegen wurde dort bloß 1 kr. Schulgeld bezahlt, „ein Bagatell“ schreibt der Pfarrer, „ist zu wünschen, die Pfarrkinder würden zu mehr angehalten wie anderwärts, sonst thut man sich hart, wenn man einen tauglichen Schulmeister finden will“. In Burggen ist für die Schule ein Stiftungskapital von 400 fl, in Denklingen ein solches von 200 fl. vorhanden.

Außer den erwähnten Leistungen an Schulgeld für die Armen, zeigen verschiedene andere Reichnisse der Gemeinden, daß die Schule auch als Gemeindesache betrachtet wurde. Einigemale lesen wir kurzhin: „Wird von der Gemeinde erhalten“ (Baisweil, Ingenried, Limpach, Hasenhofen, Mindlaltheim, Thürlauingen, Kaufbeuern); zuweilen wurde neben milden Stiftungen in der Kirche die Gemeinde beigezogen (Füßen, Dinkelsbühl, Krumbach); manchmal wird die jährliche Leistung genau bezeichnet: Untertheingau 5 fl., Kleinkötz 6 fl., Schröcken wochentlich 1 fl., Bernried quartaliter 3 fl., Pött-

[illegible] 16 fl. und Holz, Seintheim 20 fl. und Holz, Landsberg 25 fl., Wohnung und 4 Klafter Holz, Murnau 30 fl., Kesselwang 80 fl., Thierhaupten 4 Klafter Holz. Holzleistungen sind mehrmals verzeichnet bis zu 10 Klaftern (Baal), meistens wurde dasselbe von den Gemeinden gegeben, oft auch von der weltlichen Herrschaft.

Diese zahlte, wie schon oben erwähnt, häufig das Schulgeld für die Armen. Außerdem werden aber noch besondere Leistungen erwähnt: Holz (Kühbach, Dietkirch, Steinekirch); Holz und Kost (Bernried); an Geld Affaltern 2½ fl., Illdorf 12 fl., Altheim 15 fl., Obergießbach 50 fl., Wohnung und Holz, Glött 50—60 fl., oder es wird allgemein bemerkt, daß die Herrschaft „salariere" (Röttenbach, Kirchheim, Beyhl).

Es ist nun äußerst schwer, das Gesammteinkommen der Schuldienste aus den Einzelangaben zu berechnen, das aus so vielerlei Erträgnissen zusammenfloß. Insbesonders lassen sich die Naturalleistungen und die Erträgnisse aus den Casualien, dann auch die aus den meist beigegebenen Bodengründen nicht gut abschätzen. Dazu kommen dann auch noch die Privatgeschenke, über die uns zwar nur aus Weilheim als Quatembergaben verbürgt berichtet wird, um die Erträgnisse der Schuldienste zu ziemlich unsicheren und untereinander bedeutend verschiedenen zu machen. Einige Angaben über das Gesammteinkommen geben Einblick über die Höhen, in denen sich dasselbe bewegte: 11 fl. als Meßner in Beckstetten; 17 fl. ohne Schulgeld in Burgberg; ersteigt niemals 30 fl. in Rettenhausen; 30 fl. in Rechbergreuten; 50 fl. in Dattenhausen, Herrenstetten, Auxesheim, Oettingen (dort erhielt jeder der zwei Schulmeister 50 fl., 6 Malter Getreide, 12 Klafter Holz und Schulgeld); 63 fl. 19 kr. in Petersthal (unter den 13 Posten, aus denen sich nach der genauen Specifikation das Ganze zusammensetzt, sind 21 fl. Schulgeld verrechnet); 70 fl. in Obenhausen; 75 fl. in Unterroth und Herbertshofen; 80 fl. Görisried („in allem"), Emersacker;

bis 90 fl. in Finningen; 100 fl. in Oberwaldbach, Fahlheim, Attenhofen (Lehr- und Meßnerdienst); 150 fl. Utzwing („in allem"), Breitenbrunn, Berchtolshofen, Westendorf („wenn die Stol gut geht"); 163 fl. in Sonthofen (aus 16 Posten zusammengesetzt, ohne Schulgeld); 200 fl. in Balzheim („ohne Stol"), 250 fl. in Wertingen (mit Schulgeld), bis 300 fl. in Kettershausen.

Daß die Besoldung im allgemeinen eine kümmerliche war, wurde sowohl von Steiner wie auch von den Pfarrern öfters ausdrücklich anerkannt und beklagt. Nur selten (aus 12 Orten) berichten die Pfarrer, daß das Einkommen hinreiche, „um ehrlich zu leben", viel öfter klagen sie, daß die Schule „elendig gestiftet sei", so daß der Schulmeister „kaum leben kann", „mit bitterer Noth kämpfen", „mit seinen lausigen 5 Pfennigen die Woche vorlieb nehmen" müsse.

Es wird uns darum nicht wundern, wenn wir die Schullehrer in verschiedenen Nebendiensten und Beschäftigungen thätig finden. Aus einigen Orten ist uns die Thätigkeit als Heiligenpfleger bezeugt. Von herrschaftlichen Diensten wurden versehen das Amt eines Holzwartes (Hegnenbach), eines Amtsschreibers (Obergünzburg), eines Amtmannes oder Amtvogts (Behlingen, Ried, Adelsried). Als solcher mahnte der Schulmeister in Adelsried die rückständigen Zahler beim Asperges in der Kirche, wie von dort klagend berichtet wird. Auch als Gemeindeschreiber werden einzelne erwähnt und dabei beklagt, daß sie dadurch die Schulthätigkeit vernachlässigen. In Hainhofen „kommen die Kinder schon nach einer Stunde nach Haus, der Schulmeister habe zuviel Schreibereien". Nichtsdestoweniger strebte man in Kühbach darnach, nach dem Tode des dermaligen Schulmeisters „einen tüchtigen Mann zu bekommen, der zugleich Marktschreiberdienst machen und sich ehrlich fortbringen könnte". Von einigen Orten wird berichtet, daß der Schulmeister eine „eigene Söld" oder „ein eigenes Gütl" hätte und so sich durch das „Bauernhandwerk fortbringe" (Steine-

bach, Bernbeuern, Anried, Röfingen, Scheppach, Ellerbach, Langenreichen). Anderwärts wurde neben der Schule das Schneiderhandwerk (dreimal erwähnt) betrieben, in Reichlingen mit solchem Erfolg, daß es heißt: „Ist mehr ein guter Schneider als ein guter Meßner und Schulmeister". Schwieriger mag es gewesen sein, neben dem viermal erwähnten Weberhandwerk die Schule zu versehen, in Oberauerbach läßt darum der Meßner und Weber „sein Weib Schul halten" und in Lützelburg „muß eines das andere lehren, der webende Schulmeister stellte den Sohn zur Aufsicht". In Buch nährt sich der Schullehrer von Uhrenrepariren. Die Gemeinde ist sehr zufrieden mit ihm und meint, es gebe nicht leicht einen solchen in der Nachbarschaft; in Alsmos hält der Krämer und in Oberstotzingen ein Schreiner Schule, der in Riedhausen ist „ein Taglöhner wie andere und hat sich zu allen Arbeiten nach Befehl der Herrschaft gebrauchen zu lassen", der von Niederhofen „hält im Sommer Salva venia die Roßhuth". Musikantendienst wird nur einmal erwähnt aus Steppach: „Der Schulmeister ernährt sich meist mit Aufspielen in den Wirthshäusern".

Doch gab es auch Schulstellen, die soviel Einkommen hatten, daß der Schulmeister einen Gehilfen halten konnte. Es sind durchweg große Gemeinden, aus denen von einem „Schulknecht", „Helfer" oder „Substitut" Erwähnung geschieht (Oberhausen, Burgheim, Seeg, Ziemetshausen, Kellmünz, Großaitingen, Thannhausen). Letzterer Name legt die Vermuthung nahe, daß die vom Schulmeister selbst aufgenommene Hilfskraft hauptsächlich oder allein die Last der Schularbeit trug, doch haben wir auch Bemerkungen, nach denen beide thätig waren. Aus Horgau heißt es: „Schulmeister und sein Helfer sind akkurat und fleißig"; in Babenhausen „hält der Schulmeister einen Schulknecht, dieser hält die deutsche, der Schulmeister die lateinische Schule"; in Böhen hält der Schulmeister auf der Filiale Schule. In Reichlingen dagegen „hat die Gemeinde einen

praeceptor genommen zum alten Schulmeister hin, der aber zahlt ihm 7—8 fl. und gibt ihm Kost". Die Großaitinger beklagen sich, daß das Weib des Schulmeisters „den Schulknecht nicht leiden mag" und berufen sich darauf, daß sie immer einen Gehilfen gehabt hätten. Die natürlichsten Gehilfen waren die Söhne und auf diese Weise ging nicht selten das Schulamt durch mehrere Generationen einer Familie. In Haselbach hält, wenn der Meßner und Kapitelspedell nicht Zeit hat, sein Sohn die Schule, in Neukirch die zwei Söhne des Meßners und so noch einigemale. Wird doch nicht bloß häufig eine Dienstzeit von 20 und 30 Jahren erwähnt, sondern elfmal eine solche von 30—40 Jahren, sechsmal von 40—50 und viermal über 50 Jahre hinaus. Daß hier die Mithilfe der Söhne öfter in Anspruch genommen wurde als die Akten berichten, darf wohl vermuthet werden.

Solche Lehrerssöhne, die sofort den Dienst des Vaters übernahmen, finden sich auch unter den zuweilen als noch „ledig" verzeichneten Schulmeistern. In Wollbach hält ein solcher die Schule, „sein Vater ist erst vor 3 Jahren verstorben"; der Pfarrer klagt: „Kann es nicht dahin bringen, daß eine rechte Schule gehalten werde". An einen solchen Erbsohn haben wir vielleicht auch zu denken, wenn es aus Maiselstein heißt: „die Schule wird dermalen von einem 16 jährigen Knaben gehalten, die Oberaufsicht hat ein Mann vom Dorfe". Der ebenfalls 16 jährige Schulhalter von Untergermaringen „geht noch auf Westendorf, um beim Schulmeister zu lernen, die Kinder lernen wenig, weil der Schulmeister zu jung". Sehr jung sind auch die Schulmeister von Wörishofen und Holzheim ins Amt gekommen, der eine war mit 22 Jahren schon 5 Jahre, der andere mit 24 Jahren schon 6 Jahre im Dienst.

An eine Amtsvererbung in der Familie haben wir auch in manchen Fällen zu denken, in denen der Schulmeister als Ortsgebürtiger bezeichnet wird Bei den Visitationsakten ist

immer der Name, zuweilen auch der Geburtsort des Schulmeisters angegeben. Letzterer ist einigemale weit vom Wirkungsort entfernt, meist aber in der Nähe gelegen, in fünfunddreißig Fällen zugleich Heimatsort. Die Nachtheile solcher Kirchthurmspolitik werden wohl öfters die gleichen gewesen sein, wie sie für Stetten verzeichnet sind: „die Gemeinde will nur bloß einen von den Ihrigen, es ist aber kein passender da; darum ist auch erfolgt, daß sie in die 13 Jahr einen schlechten Schulmeister hatte, welcher über die Maßen schlecht im Schreiben, schlecht im Lesen und gleichfalls in seiner Aufführung war“.

Diese Darlegungen über die financiellen und persönlichen Verhältnisse der Lehrer bieten eine wichtige Voraussetzung zur Würdigung des Schulbetriebes in dem zu prüfenden Zeitraum.

(Schluß folgt.)

II.

Schulpolitisches aus Oesterreich.

3. Der Katholische Schulverein und Erzherzog Franz Ferdinand.

Mitte April wurde die Welt mit der Nachricht überrascht, daß der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand von Este, das Protektorat über den Katholischen Schulverein übernommen habe. Uebernahme von Protektoraten über Vereine seitens Mitglieder des Kaiserhauses sind ja nichts Neues. Aber diesmal handelte es sich um das Protektorat über einen „klerikalen Kampfverein“. Und daß ein Erzherzog, und dazu noch der Thronerbe, es

wagte, sich hiefür herzugeben, war für Freund und Feind des Vereines eine nicht geringe Ueberraschung.

Der Katholische Schulverein war seit seinem Beginn als ein Kampfverein verschrieen. Seine Bekämpfung galt bei der liberalen Lehrerschaft, wie beim ganzen Liberalismus, vom liberalen Hofrath an bis herunter zum rothen Proletarier, als eine Art Ehrenpflicht. Dieser Verein, hieß es, bekämpfe das Schulgesetz, dieses „Juwel" der österreichischen Gesetzgebung, bekämpfe die „freie" Schule und die „gesetzestreue" Lehrerschaft, und darum sei er selbst mit aller Energie zu bekämpfen und womöglich auszurotten.

Nun, ein Kampfverein ist er, der Katholische Schulverein, aber sein Kampf, wie überhaupt seine ganze Thätigkeit bewegt sich durchaus in den Grenzen des Gesetzes. Seine Aufgabe ist nicht, gegen das Gesetz an sich Krieg zu führen, oder mit unehrlichen Mitteln es zu umgehen, oder die Bevölkerung gegen das Gesetz und die auf Grund des Gesetzes getroffenen Schuleinrichtungen zu verhetzen. Von alldem keine Spur. Der Katholische Schulverein kämpft auf dem Boden des Gesetzes, mit loyalen Mitteln; und er kämpft nicht gegen das Gesetz, sondern gegen den Mißbrauch des Gesetzes, gegen jenen unerhörten Mißbrauch, den eine von dem norddeutschen protestantischen Dittes irregeleitete und ihrer Kirche entfremdete Lehrerschaft mit dem Gesetze getrieben hat, zum immensen Schaden des christlichen Volksthums im österreichischen Kaiserstaate. Der Katholische Schulverein kämpft, aber nicht mit ungesetzlichen, illoyalen Mitteln, sondern auf ganz gesetzliche Weise, indem er die Freiheiten, welche das Gesetz gewährt, im Interesse der Kirche auszunützen sucht. Das ist sein Recht. In den Augen des kirchenfeindlichen Liberalismus ist das natürlich ein Unrecht. Hier zeigt sich wieder die ganze Inconsequenz und Intoleranz des Liberalismus im häßlichsten Lichte. Für sich verlangt er Freiheit, anderen aber gönnt er sie nicht; für sich postulirt und erzwingt er

rechte, für andere hat er nur Pflichten; er will pfeifen und die andern sollen tanzen. So hat er es immer getrieben, der „freisinnige“ Liberalismus, auch in unserem lieben Oesterreich, und so will er es weiter treiben. Hoffentlich wird es ihm nicht gelingen.

Der Liberalismus hat das Schulgesetz geschaffen, und zwar zu dem Zwecke, die Schule von der Kirche zu trennen, die Lehrer der Controle der Kirche zu entziehen, den ganzen Schulunterricht „unabhängig von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft“ zu gestalten, die heranwachsende Bevölkerung im Geiste des Indifferentismus zu erziehen und die Lehrerschaft einzig in den Dienst einer gottentfremdeten Weltanschauung zu bringen. Das war des Liberalismus mehr oder weniger ausgesprochene Absicht. Jedoch sah er sich, weniger aus Achtung vor der Gewissensfreiheit als vielmehr einem von hoher Stelle ausgehenden Drucke weichend, gezwungen, gewisse Freiheiten in das Gesetz aufzunehmen. Jetzt aber, wo ein Katholischer Schulverein diese Freiheiten für seine Zwecke auszubeuten sucht, verwünscht der Liberalismus seine eigene Schöpfung. Auf dem berüchtigten Brünner Lehrertage (1898) forderten die Dittes-Jünger neben der Ausschließung der Religion aus der Schule auch die Unterdrückung der P r i v a t - L e h r e r b i l d u n g s a n s t a l t e n; aber zu einer parlamentarischen Aktion zu Gunsten dieser Lehrer-Forderungen ist es bis jetzt noch nicht gekommen. Der Liberalismus im Parlamente wäre schon bereit dazu gewesen. Aber es ging nicht, und wird auch so bald nicht gehen.

Privat-Lehrerbildungsanstalten! Diese sind eben eine von den Freiheiten, welche vom Gesetze gewährt werden. Denn im § 68 heißt es: „Die Errichtung von Privatbildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinen ist unter folgenden Bedingungen zuläßig: 1. Statut und Lehrplan, sowie jede Aenderung derselben bedürfen der Genehmigung des Ministers für Cultus und Unterricht; 2. als Direktoren und Lehrer (Lehrerinen) können nur solche Personen Ver-

wendung finden, die ihre volle Befähigung, die Lehram
zöglinge auszubilden, dargelegt haben. . . . Unter denselb
Bedingungen ist die Errichtung von Lehrerseminarien,
denen die Zöglinge des Lehramtes nebst dem Unterrichte z
gleich Wohnung und Verpflegung erhalten, gestattet“.
§ 69 wird noch dem Unterrichtsminister die Befugniß
theilt, die Privat-Lehrerbildungsanstalten mit dem Oeffe
lichkeitsrechte auszustatten, d. h. ihnen das Recht zuzusprech
staatsgiltige Zeugnisse auszustellen; dies soll jedoch n
dann geschehen, wenn sowohl bei der Ernennung des Direkt
und der Lehrer der betreffenden Anstalt, als auch bei
Schlußprüfung der Lehramtscandidaten der Landessch
behörde das entscheidende Wort eingeräumt werde.

Neben den Privat-Lehrerbildungsanstalten gestattet d
Gesetz auch die Freiheit der „Errichtung von *Privatle*
anstalten, in welche schulpflichtige Kinder aufgenomm
werden, dann die von Anstalten, in welchen solche Kin
auch Wohnung und Verpflegung finden (*Erziehung*
anstalten)“, unter der Bedingung, daß 1. „Vorsteher
Lehrer jene Lehrbefähigung nachweisen, welche von Lehr
an öffentlichen Schulen gleicher Kategorie gefordert wi
Ausnahmen kann der Unterrichtsminister in Fällen bewillig
wo die erforderliche Lehrbefähigung in anderer Weise v
kommen nachgewiesen ist“, und 2. daß „der Lehrplan m
destens den Anforderungen entspreche, welche an eine öff
liche Schule gestellt werden“; auch diesen Privatschulen
wenn die vorgenannten Bedingungen erfüllt sind, vom Un
richtsminister das Oeffentlichkeitsrecht zugesprochen wer
können.

Diese zwei im Gesetze vorgesehenen Licenzen auf
Gebiete des öffentlichen Schulwesens in Oesterreich sind
weittragender Bedeutung. Diese Bedeutung verlieren
auch nicht durch die Bedingungen und Beschränkungen, we
das Gesetz ihnen angehängt hat. Wohl entsprechen die
klausulirten „Freiheiten“ unseren Begriffen von Unterric

[illegible]heit nicht. Aber wir können unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen froh sein, daß wir wenigstens diese haben, und eine energische Ausnützung derselben kann selbstverständlich für die Interessen der Kirche und des christlichen Volkes in unserem Lande von den ersprießlichsten Folgen sein.

Als die destruktive Thätigkeit der liberalen Lehrerschaft an den Wiener und niederösterreichischen Schulen immer deutlicher in die Erscheinung trat, da ventilirte man in christlich denkenden Kreisen allen Ernstes die Frage, ob es nicht angezeigt wäre, einen allgemeinen Schulstreik zu inscenirren: die christlichen Eltern sollten dort, wo notorisch socialdemokratische oder deutschvölkische Lehrer thätig seien, ihre Kinder einfach nicht mehr zur Schule schicken. Berechtigt zu einem solchen Schulstreik wären die christlichen Eltern ohne Zweifel, da ihnen von Natur und von Gott die Pflicht obliegt, für eine christliche Erziehung ihrer Kinder wirksam zu sorgen; somit haben sie auch die Pflicht, ihre Kinder von Lehrern fernzuhalten, die aus denselben etwas anderes machen wollen, als sie sollen, nämlich Christen im Sinne der katholischen Kirche. Wo eine Pflicht ist, da ist auch ein Recht, und keine Macht der Welt kann Pflichten aufheben, welche von Gott stammen, und kann darum auch keine Rechte cassiren, welche naturnothwendig aus jenen Pflichten sich ergeben. Doch das Gelingen eines allgemeinen Schulstreiks war mindestens sehr fraglich, da es an einer allumfassenden Organisation gebrach; und etwas beginnen, ohne des Erfolges sicher zu sein, ist nicht Sache der Klugen. Zudem wäre auch sofort die Frage entstanden: Was aber mit den Kindern machen? Ohne Unterricht können und dürfen sie doch nicht bleiben! Man griff daher den Gedanken auf, die im Gesetze erlaubten Privatschulen, Privat-Lehrerbildungsanstalten und Lehrerkonvikte zu gründen und auf diese Weise die Möglichkeit zu schaffen, daß nach und nach wieder bessere Elemente in die Lehrerschaft kommen.

So kam es zur Gründung des Katholischen Schul-

vereins. Dieselbe ging nicht von geistlicher Seite aus.
praktische Arzt Dr. Kaspar Schwarz in Wien, ein O
österreicher von Geburt, war es, der im Frühsommer 1
den Versuch machte, die für ein christliches Schulwesen
interessirenden Kreise Wiens in einen Verein zu samm
um mit Hilfe dieses Vereins in der gesammten christli
Bevölkerung Wiens das Interesse für die christliche Sc
zu wecken und die für die Gründung und Erhaltung e
specifisch katholischen Lehrerbildungsanstalt erforderli
Geldmittel aufzubringen.

Der Versuch gelang, trotz der vielen und gr
Schwierigkeiten, welche dabei zu überwinden waren. S
der Episcopat, wie Abg. Frhr. von Morsey in se
Reichsrathsrede vom 24. April d. Js. bekannte, wollte
fänglich von der Gründung eines solchen Vereines ni
wissen, da er befürchtete, es könnte durch den Verein
principielle Kampf der Kirche gegen die verfehlte st
liche Schulpolitik durchkreuzt und die Erzwingung der c
lichen Staatsschule erschwert werden. Dieses Bedenken
nicht unbegründet; doch ließ man es fallen, und am 6. M
1886 hatte Schwarz die Freude, in einer glänzenden
sammlung katholischer Männer im großen Musikvereinss
zu Wien die definitive Gründung des Katholischen S
vereins proklamiren zu können.

Unter der umsichtigen und energischen Leitung
Gründers und wiederholt erwählten Obmannes Sch
entwickelte sich der Katholische Schulverein verhältnißm
rasch. 1887 zählte er schon in 53 Pfarrgruppen ca. 8000
glieder. Auch der Heilige Vater interessirte sich für
Verein und zeichnete am 21. November 1887 den Obm
desselben durch ein überaus huldvolles ermunterndes Schre
aus. Jetzt umfaßt der Verein 303 Pfarrgruppen mi
50,000 Mitgliedern, ein Resultat, mit dem man vorlä
zufrieden sein kann.

Das Hauptanliegen des Vereins, die Gründung

[Lehrer]bildungsanstalt in Wien, sollte bälder, als man ver[m]uthen durfte, zur Verwirklichung kommen. Schon am [2]7. Juli 1890 konnte im Stadttheile Währing der Grund[stein] gelegt und am 19. September 1891 die Anstalt sammt [I]nternat und der dazu gehörigen fünfklassigen Volks- als [Ue]bungsschule eröffnet werden. Am 13. Juni 1893 erfloß [ein] päpstliches Breve, welches allen Mitgliedern des Vereins [an] fünf Festtagen unter den gewöhnlichen Bedingungen einen vollkommenen Ablaß, und außerdem den Leitern, so oft sie [be]i Ausschußsitzungen oder Generalversammlungen zugegen sind, jedesmal einen Ablaß von hundert Tagen gewährte. Dieses neue außerordentliche Zeichen des Interesses des Statthalters Christi für den Katholischen Schulverein wirkte natürlich sehr ermuthigend auf Mitglieder und Vorsteher [u]nd gewann ihnen viele neue Freunde und Gönner. 1894 konnte neben dem Lehrerseminar auch eine dreiklassige Bürgerschule eröffnet werden, so daß damit die Lehrerbildungs[an]stalt ihre volle Ausgestaltung empfing, zur großen Freude [de]r christlichen Bevölkerung Wiens.[1])

Am Schlusse des Schuljahres 1894/95 lieferte die [An]stalt die ersten Abiturienten, 26 an der Zahl, welche [a]n der staatlichen Lehrerbildungsanstalt zu Salzburg der [g]esetzlichen Lehrbefähigungsprüfung sich unterziehen mußten; [a]lle bestanden gut, zwei sogar mit Auszeichnung. Am 8. Juni [1]896 aber wurde der Anstalt vom Unterrichtsministerium

1) Es ist ein imposanter Doppel-Neubau, in welchem die Lehrerbildungsanstalt mit ihren drei Annexen: Internat, fünfklassige Volks- und dreiklassige Bürgerschule untergebracht ist. Die Kosten dieses Neubaues beliefen sich stark über eine halbe Million Kronen und mußten durch verschiedene Anleihen gedeckt werden. An eine Tilgung dieser Schuldenlast ist sobald nicht zu denken und es muß auch fernerhin ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vereinseinnahmen zur Zahlung der Zinsen dienen.

das Oeffentlichkeitsrecht zugesprochen, so daß nunmehr di
Anstaltsabiturienten ihr staatsgiltiges Lehrbefähigungsexame
nicht mehr auswärts zu erstehen brauchten. Im Jahre 190
waren bereits 150 Lehrer aus der Anstalt hervorgegangen
die meisten davon haben in Wien selbst ihre Anstellun
gefunden. Ein hocherfreuliches Resultat, zu welchem wi
dem Vereine nur gratuliren können.

Außer der Währinger Lehrerbildungsanstalt unterhä
der Katholische Schulverein in Wien noch 3 Volksschule
und eine Mädchen-Fortbildungsschule; außerhalb Wiens ha
er 5 Schulen errichtet und unterstützt noch mehrere Kloste
schulen, die ohne Subvention ihren Aufgaben nicht gewachse
wären. Auch zwei Convikten für katholische Lehramts
candidaten in Graz und Reichenberg kommt der Verein m
Geldmitteln zu Hilfe. Sein Hauptbestreben ist und blei
aber, in allen Kronländern katholische Privat-Lehre
seminarien zu gründen, die katholischen Jünglinge mit Lehre
beruf zu sammeln, ihnen eine wissenschaftlich und morali
gediegene Ausbildung zu verschaffen, dem unkirchlichen fre
denkerischen heutigen Schulmeisterthum eine charakterfest
katholisch denkende Lehrerschaft entgegenzustellen und
praktisch im Sinne der Kirche die österreichische Schulfra
wenigstens einigermaßen zu lösen, ohne das arme kran
Wiener Parlament zu einer Gesetzesänderung in Anspru
nehmen zu müssen

Das also ist der Verein, über welchen Se. kaiserli
Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand das Protektorat übe
nommen hat.

Im Anfange lag das Protektorat in den Händen d
beiden damaligen Oberhirten Niederösterreichs, des Wien
Erzbischofes Cardinal Gangl bauer und des St. Pölten
Bischofes Binder. Nach deren Ableben trat 1895 d
neue Oberhirte von St. Pölten Dr. J. B Rößler ei
Als der Erzherzog aus eigenster Initiative sich mit de
Gedanken trug, das Protektorat über den Katholischen Schu

Verein, dessen durchaus gesetzliches und zugleich segensvolles Wirken er, nach eigenem Geständnisse, schon seit längerer Zeit zu seiner hohen Befriedigung beobachtet hatte, zu vernehmen, da setzte er sich mit dem seitherigen bischöflichen Protektor in direkte Verbindung, und bat denselben ausdrücklich, auch fernerhin der geistliche Protektor bleiben zu wollen.

Unter dem neuen Doppelprotektorate aber wird nun der Katholische Schulverein, so hoffen wir zuversichtlich, einen neuen Aufschwung nehmen. Zweifellos werden jetzt weitere und einflußreiche Kreise des katholischen Oesterreichs, die bislang die Mitarbeit versagten, ihr Interesse dem Vereine zuwenden, ihn kräftigst, geistig und materiell, unterstützen und ihn so in den Stand setzen, seine hochwichtige Kulturmission in unserem lieben Oesterreich zur vollen Durchführung zu bringen. Hat doch der erlauchte neue Protektor bei der Uebernahme seiner Würde ausdrücklich erklärt, daß „*er dem Vereine nicht nur ein Protektor dem Namen nach, sondern auch mit aller Thatkraft sein werde; er stehe dem Vereine bei eventuellen Schwierigkeiten mit Rath und That gerne zur Verfügung*". Ein solches Wort aus solchem Munde wird nicht ohne Wirkung bleiben.

Kaum war die Nachricht von der Protektoratsübernahme seitens des Erzherzogs Franz Ferdinand in die Oeffentlichkeit gedrungen, als auch schon das österreichische „Weltblatt", die Wiener „*Neue Freie Presse*", den hohen Herrn in echt jüdischer Arroganz vor ihr papierenes Gericht zog und ihm Belehrungen ertheilte, wie er sich als Erbe des österreichischen Herrscherthrones aufzuführen habe, um nicht der Sympathien der modernen Welt verlustig zu gehen; zugleich denuncirte es ihn bei den Ungarn als Feind freiheitlicher Ideen und forderte sie auf, das nach finsterer Reaktion schmeckende Vorgehen ihres zukünftigen Königs officiell in irgend einer Form zu mißbilligen. Auf diese jüdischen

Weisungen sind die liberalen Ungarn denn doch nicht eingegangen. Im Gegentheil erklärte der liberale Pester Lloyd, daß es dem Erzherzoge nicht zu verwehren sei, wenn er, durch die landesverrätherische Agitation der alldeutschen Partei in seinen intimsten patriotischen Gefühlen irritirt, „sich der Rücksichten auf die Stellung des Thronfolgers entschlägt und einen Verein zu sich emporhebt, von dem er glaubt, daß er neben den katholischen zugleich auch österreichische Ziele verfolge."

Dem zornigen Aufschrei des verjudeten österreichischen Preßliberalismus secundirte natürlich sofort der Liberalismus im Parlamente. Die deutsche Volkspartei stellte an den Ministerpräsidenten Körber die dreifache Frage: 1. Ist die Nachricht der „Reichspost", welche, nebenbei gesagt, schon vorher in preußischen klerikalen Blättern erschienen ist, den Thatsachen entsprechend? 2. Ist dieser Schritt Sr. kaiserlichen Hoheit mit Vorwissen seiner Excellenz des Herrn Ministerpräsidenten erfolgt? 3. Was gedenkt Se. Excellenz der Herr Ministerpräsident zu unternehmen, wenn diese Nachricht wahr ist? Die „Begründung" dieser Anfrage besorgte indessen keiner von der Volkspartei, sondern ein Schönerianer in bekannter schönerianischer Manier. Die Antwort des Ministerpräsidenten erfolgte sofort. Sie war kurz, kühl, abweisend. Man hätte freilich kräftigere Töne gewünscht gegen die alldeutschen Rücksichtslosigkeiten; aber man begreift, daß es für einen österreichischen Minister schwer ist, diese Töne jetzt anzuschlagen, wo die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes auf dem Spiele steht. Abgeordneter Wolf ließ die Gelegenheit sich nicht entgehen, die ministerielle Antwort mit dem Rufe: Los von Rom! Los von Rom! zu quittiren. Eine von den liberalen deutschen Parteien beantragte Besprechung der Antwort Körbers wurde bei namentlicher Abstimmung mit 146 Stimmen gegen 106 Stimmen abgelehnt.

Damit beruhigte sich unser Liberalismus natürlich nicht.

. April richtete Abg. Dr. Menger Namens der
en Fortschrittspartei an die Minister des Innern, der
und des Unterrichtes die Anfrage: „Gedenken Ihre
zen die Herren Minister des Innern, der Justiz und
terrichtes dem Abgeordnetenhause schleunigst einen
itwurf vorzulegen, durch den die Gefahr beseitigt
von welcher derzeit Staatsbürger, welche so hoch-
Staatsgesetze wie die Schulgesetze vertheidigen, be-
verden?" und begründete diese Anfrage unter Anderem
genden Ausführungen:

Das bestehende Strafgesetz erklärt alle jene, die die Ehr-
gegen ein Mitglied des kaiserlichen Hauses verletzen, der
gung der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, d. i. eines
n verpönten Verbrechens schuldig, welches mit Kerker
—5 Jahren bestraft wird. Nach feststehender Ansicht
ommentatoren wie der Judikatur besteht die Verletzung
rfurcht nicht bloß in solchen Handlungen und Aeußer-
welche Privaten gegenüber als Ehrenbeleidigungen er-
n würden. Der Begriff der Verletzung der Ehrfurcht
viel weiterer, als der der Ehrenbeleidigung. Die End-
, ein Mitglied des kaiserlichen Hauses zu beleidigen, der
s iniuriandi, ist nicht erforderlich. Es genügt, daß die
rachten Aeußerungen von dem Gerichte als solche auf-
werden, die mit der einem Mitgliede des kaiserlichen
s schuldigen Ehrfurcht nicht übereinstimmen. Bei der
Ausdehnung, welche in den letzten Jahrzehnten durch
liche Interpretation dem § 64 gegeben wurde, können
sbürger, welche die von Sr. Majestät sanktionirten
gesetze entschieden vertheidigen und dabei verharren, auch
von gegnerischer Seite auf den Protektor des Vereines
wiesen wird, der diese Schulgesetze zu bekämpfen sich als
be gesetzt hat (?), Gefahr laufen, des Verbrechens der
igung eines Mitgliedes des kaiserlichen Hauses für schuldig
t werden. Hieraus müßte die Ungeheuerlichkeit hervor-
daß Jene, welche Staatsgesetze vertheidigen, je nach der
nung und den Ansichten des Richters als Verbrecher ver-
lt werden können. Es hat dies seinen Grund darin, daß

unser Strafgesetz aus den Zeiten des schroffsten Absolutismus herrührt, und daß in jener Zeit auch gar nicht für möglich gehalten wurde, daß ein Mitglied des kaiserlichen Hauses an die Spitze eines Vereines trete, welcher sich an die Untergrabung und Beseitigung wichtiger Staatsgesetze zur Aufgabe gemacht habe. (?)"

Diese fortschrittliche Begründung bewegt sich, wie ersichtlich, in dem Gedanken, der Katholische Schulverein bekämpfe das bestehende Schulgesetz. Aber das gerade Gegentheil ist wahr, wie aus unseren obigen Darlegungen für jeden Unbefangenen klar sich ergibt; darum ist auch die ganze fortschrittliche Begründung nichts mehr als — eine Spiegelfechterei, die sich selbst richtet.

Besser machten es noch die Socialdemokraten und Alldeutschen. Diese fragten nicht an, sondern beantragten einfach Ausmerzung des Schutzparagraphen (64) des kaiserlichen Hauses aus dem Strafgesetzbuche. Die Begründung dieses radikalen Antrages lieferte Abg. Pernerstorfer, ein in der Wolle gefärbter rother Republikaner, derselbe, der bei einer späteren Gelegenheit im offenen Parlamente den Katholicismus dem Fetischismus gleichstellte. An eine Annahme des Antrages war selbstverständlich nicht zu denken, nur radikale Hitzköpfe konnten und wollten sich dafür einsetzen.

Sehr bezeichnend aber ist, daß das Organ des jetzt ca. 18,000 Mitglieder umfassenden „Deutsch-österreichischen Lehrerbundes", die „Deutsch-österreichische Lehrerzeitung" dem socialistischen Abgeordneten für seine antikatholische Brandrede verbindlichen Dank sagte[1]) und dazu noch die Drohung hinzufügte: „Im Uebrigen kann der Thronfolger denken, wie er will; dieses Recht kann ihm Niemand streitig machen. Andere Leute nehmen Gedankenfreiheit ebenfalls in Anspruch und werden den Katholischen Schulverein nach wie vor mit aller Entschiedenheit bekämpfen. Daß es an Männern

1) In der Nummer vom 15. Mai.

...ß vor Königsthronen auch in Oesterreich nicht mehr fehlt, ...nd die Zukunft noch überzeugender lehren, als es die Gegenwart schon thut; der freie Gedanke wächst". Diese ...che Sprache aus Lehrerkreisen beweist, wie nothwendig es ...r, daß der Katholische Schulverein gegründet und von ...chster Stelle in Protektion genommen wurde.

Am 7. Mai beschäftigte man sich im Reichsrathe wiederum ...t der Protektorats-Affaire, gelegentlich der Verhandlung über die Ehedeklaration des Thronfolgers. Die Worte, mit ...nen damals der dalmatinische Abgeordnete Biankini für ...n angegriffenen Erzherzog in die Schranken trat, haben ...cht nur in katholischen sondern in allen wahrhaft freiheitlich denkenden Kreisen ungetheilte Befriedigung erweckt. Unter Anderem rief er den liberalen deutschen Parteien zu:

„Ich staune über die Aufregung, die vollkommen un-...rechtigt in gewissen Kreisen wegen Uebernahme des Pro-...torates herrscht, in Kreisen, welche sonst eine Hyperempfind-...lichkeit in Fragen kundgeben, wo es sich um die Freiheit des Gewissens und des Handelns dreht. Unsere ...stitutionellen Gesetze gestatten Jedermann die Freiheit der ...einung und des Gewissens, ja sie behindern nicht in reli-...giöser Hinsicht den tollsten Atheismus, in politischer Beziehung ...cht die gefährlichste landesverrätherische Gesinnung. Was ...dem Staatsbürger innerhalb der gesetzlichen Schranken gestattet ..., soll das den ersten Bürgern des Staates, wie zum Beispiel ...m Thronfolger nicht erlaubt sein? Soll der Thron-...folger nicht das Recht haben, für die Religion, ...welche seine Ahnen treu und mit Aufopferung be-...schützt haben, welche das Bekenntniß der riesigen ...Mehrheit der Staatsbürger der Monarchie ist, eintreten zu ...dürfen? Gegen diesen Scheinliberalismus, der den Katholiken ...Rechte benehmen will, welche für andere Confessionen im Ueber-...maße gefordert werden, müssen wir uns auf das Entschiedenste ...verwahren. Der Constitutionalismus kennt nicht solche künstliche ...Beschränkungen. Jeder, sei er ein Erzherzog, ein Priester, ein ...Grundbesitzer, ein Kaufmann, ein Arbeiter, hat das Recht und

die Pflicht, mit seinen Kräften und mit dem Gewichte sei
Ueberzeugung für die Ideale der Menschheit, Religion
Patriotismus einzutreten, und nur ein Pseudoliberalismus w
in der Bethätigung dieser natürlichen Gefühle seitens uns
ersten Bürger im Staate etwas Unzulässiges finden. Da
ist es meine innerste Ueberzeugung, daß der Thronfolger w
gethan habe, das Protektorat über den Katholisch
Schulverein, welcher kein Kampf= sondern
Schutzverein ist, zu übernehmen".

Der Katholische Schulverein ist kein Kampfver
sondern ein Schutzverein, sagt Biankini. Wir denken, er
beides. Statutengemäß und dem Wesen nach ist er frei
ein Schutzverein, zum Schutze der christlichen Jugend,
besser der christlichen Lehrerschaft gegen die Einflüsse ei
unchristlichen materialistischen Pädagogik. Da diese Sch
thätigkeit aber ohne Abwehr nicht möglich ist, ist der Ve
genöthigt, auch die Mühen des Kampfes auf sich zu nehm
In den Augen unseres Liberalismus ist dieses ein V
brechen; in den Augen aller Edeldenkenden aber ist es
Culturkampf im wahren Sinne des Wortes. Es ist
Befreiungskampf des vergewaltigten christlichen Gewiss
Oesterreichs gegen die brutale Tyrannei des Unglaubens
dem Gebiete der Schule. — y.

III.

Der Protektor Oliver Cromwell und der moderne Imperialismus.

Fast jedes Jahr bringt uns eine oder mehrere Cromwell-Biographien. Werke gleich denen der berühmten Cromwellforscher Gardiner und Firth sind eine Ausnahme; die meisten Darstellungen sind Tendenzschriften, schwache Abklatsche von Carlyles rhetorisch leidenschaftlichem Werke, und darauf berechnet, das britische Sebstgefühl zu erhöhen. Von einer unparteiischen Vertheilung von Licht und Schatten kann keine Rede sein, man bewundert in Cromwell den Eroberer, den Begründer der englischen Seemacht, den gewaltigen Diktator, der ganz Europa Gesetze vorschrieb, den Vorkämpfer des Protestantismus, und legt dem Leser nahe, daß das moderne England dieselben hohen Culturaufgaben zu lösen habe. An Stelle des Protestantismus setzen die Anglikaner den Anglikanismus, die Freidenker Civilisation und Cultur, aber alle kommen darin überein, daß das englische Volk allein (die Nordamerikaner betrachtet man als Brudervolk) zu Trägern der Cultur und Gesittung berufen sind.

Diesen die öffentliche Meinung beherrschenden, von der Presse wirksam unterstützten Geschichtsbaumeistern entgegenzutreten und in Cromwell neben den Licht- auch die Schattenseiten hervorzuheben, ist eine Aufgabe, der sich Gardiner

seit Jahren unterzogen hat. Seine Schrift „Cromwe
Place in History“, seine Monographie Cromwells, v
allem seine „History of the Commonwealth and Protectorate
von der vor einigen Wochen der dritte Band erschienen i
sind gerade deßhalb so geeignet, die Imperialisten zum Na
denken über die Gefahren, denen England entgegengeht,
veranlassen, weil dem Verfasser die Absicht, die leitend
Staatsmänner direkt zu beeinflussen, ferne liegt, weil er s
der Anspielungen auf die gegenwärtigen Verhältnisse, die
sehr ähnlich sind, ganz enthält. Da auch die besten en
lischen Bücher in Deutschland nur spät oder gar ni
bekannt werden, glauben wir den Dank der Leser zu v
dienen, wenn wir einige Gedanken, die sich uns be
Studium dieses Bandes aufgedrängt haben, kurz entwick

Cromwells Erhöhung zum Protektorat 1654 vermeh
nur die Schwierigkeiten seiner Lage. Statt die Rolle ei
Vermittlers zwischen dem Parlament und der Armee, zwisc
dem Volke und der Regierung spielen zu können, mußte
sich auf die Armee stützen, um gegen die Mehrheit d
Volkes und die Parlamente Front machen zu können.
galt, die Armee zu beschäftigen, seine Gegner zu schwäch
geordnete Verhältnisse wieder herzustellen, das durch
Mißregierung des Parlamentes mißtrauisch gemachte V
zu gewinnen, die drückende Steuerlast zu erleichtern. Cro
well konnte beim besten Willen den Wünschen des Vol
kein Gehör geben, wenn er nicht selbst die Hand bie
wollte zur Zerstörung seines Lebensplanes, der Uebertragu
der Regierung an die Frommen, der Aufrichtung ei
Gottesreichs nach puritanischem Muster. Gleich so vie
Eroberern suchte der Lord Protektor die durch Waffengew
erlangte Stellung durch äußere Erfolge zu behaupten,
Soldaten durch Schenkungen an sich zu fetten, und e
fremdete sich die Massen nur noch mehr. Cromwell w
ein Opportunist vom reinsten Wasser, ein in den Geschäf
und besonders in der Diplomatie unerfahrener Mann, d

gesunder, hausbackener Verstand manchmal die richtige
e zeigte, der aber in hundert anderen Fällen ganz
rte Maßnahmen traf. Einer der folgenschwersten Irr-
r war jedenfalls seine irische Politik, die dadurch weder
uldigt noch gerechtfertigt wird, daß sie die consequente
energische Durchführung der von den Staatsmännern
as, Elisabeths, Jakobs I. projektirten und inaugurirten
nisation Irlands war. Maria, Elisabeth, Karl I. ver-
n wegen ihrer Inconsequenz, ihrer Scheu, das Volk
äußersten zu treiben, eher Lob als Tadel, während
rausame Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Vorkämpfer
Puritanismus gegen die Katholiken wüthete, die schärfste
rtheilung nach sich zieht. Man hat den sittlichen Ernst
die Thatkraft der Puritaner bewundert, man setzt still-
igend voraus, daß den Fanatikern, welche die alt-
mentlichen Ideen sich angeeignet und in den Anglikanern
Katholiken nichts anders als von Gott verfluchte, dem
erben geweihte Kanaaniter sahen, kein Zweifel an der
chtigkeit ihres Thuns aufgestiegen sei; wir müssen das
hieden bestreiten, denn die Fanatiker zeigen bei andern
genheiten ein großes Verständniß der Liebenswürdigkeit,
ichlichkeit und Güte des christlichen Charakters und
n mit dem Gebote der Nächstenliebe wohl vertraut.
Cromwell sind Fanatismus und kluge Berechnung
derbar gemischt, jedoch so, daß der Verstand vorwiegt
sich den Fanatismus dienstbar macht. Es ist daher
hrt, wenn man an ihn denselben Maßstab anlegt, wie
Harrison, Ludlow, Fleetwood und andere seiner Kampf-
sen, die unter dem Bann ihrer Vorurtheile standen
einigermaßen entschuldigt werden können.

Der Plan, die Eingeborenen Irlands (Kelten) und
aus England Eingewanderten (Angloiren) ihres Besitz-
s zu berauben und zu Sklaven oder Dienern der aus
ttland und England eingewanderten Protestanten zu
n, war nicht neu, und im Norden Irlands unter

Jakob I. durchgeführt worden 1610. Unter Karl
Thomas Wentworth (Graf Strafford) eine Con
der Provinz Connaught zu Gunsten der Krone
und war nur durch den Ausbruch des Bürgerkrieg
an der Ausführung seines verruchten Unternehmens g
worden. Der für die verfassungsmäßige Freiheit
die Erleichterung des Looses der niederen Klassen schw
Cromwell trug kein Bedenken in die Fußtapfen des Ab
Wentworth zu treten, und an einem durch die Unger
und Willkür der englischen Regierung zur Verz
getriebenen Volke die fürchterlichste Rache zu neh
alle Engländer, welche in dem langwierigen Bürgerkr
bis 1654 ihr Leben verloren hatten.

Eine englische Partei hatte die Erhebung Irla
anlaßt, dieselbe artete in Folge der drückenden L
Eingeborenen in einen Volkskrieg aus, der sich de
sehr in die Länge zog, weil Royalisten und Rep
Irland zum Kriegsschauplatz wählten. Die Iren f
Krieg verantwortlich zu machen, von ihnen die
der Kriegskosten zu verlangen und weil die Hülfsm
armen Landes erschöpft waren, die Großgrundbesi
Eigenthumes zu berauben, war der Gipfel der Unger
Vom 6. Juli 1649 bis zum ersten November 165
sich die Kosten der Unterwerfung Irlands auf 3,50
belaufen. Von dem unglücklichen, durch die beid
Heere verwüsteten, menschenarmen Irland wurden 1,9
erpreßt; nun verlangten die Engländer, daß die Al
welche das zur Kriegsrüstung gegen Irland nöth
vorgeschossen, und die Soldaten und Offiziere, die i
gedient hatten, auf Kosten der irischen Grundbes
schädigt würden. Durch eine Confiskation im großen
wollte man die Katholiken ihres Eigenthumes
ihre geborenen Führer ins Ausland treiben, und di
wenn sie sich nicht zum Protestantismus bekehrten, z

und Handlangern machen, mit ihrer Religion auch ihre Sprache und Sitten ausrotten.

Weit entfernt, dieses ebenso unsinnige als ungerechte Projekt zu verwerfen, nahm der Protektor dasselbe mit leidenschaftlicher Hast auf und setzte alle Hebel in Bewegung, um den Katholicismus in Irland mit Stumpf und Stiel auszurotten. Es ist schwer zu bestimmen, was den Protektor so sehr gegen die Katholiken erbitterte. War es ihre Loyalität gegen das angestammte Herrscherhaus, war es ihre Anhänglichkeit an die alte Religion, war es die Besorgniß, der Katholicismus möchte wieder die herrschende Religion werden? Genug, Cromwell zählt zu den bittersten Verfolgern der katholischen Kirche, er kann als eine Verkörperung des bei den Engländern so tief gewurzelten Hasses gegen das Papstthum gelten. Er war jedoch viel zu klug, durch Hinrichtungen katholischer Priester die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen. Kluge Berechnung ging mit dem Fanatismus Hand in Hand, katholischen Mächten gegenüber betonte er seine gegen Recusanten (Verweigerer des Treueids) geübte Milde. Man wende nicht ein, daß Cromwell sich wie so häufig von seiner Umgebung habe fortreißen lassen, und die wahre Sachlage nicht erkannt habe. Vincent Gookin, der sich seines besonderen Vertrauens erfreute, hatte ihm sicher die nöthigen Aufschlüsse gegeben, die Flugschrift desselben, der wir einige Sätze entnehmen, konnte dem Protektor nicht verborgen bleiben. „Die Steuern, so schreibt Gookin, verschlingen das ganze Vermögen der Unterthanen, die Noth macht sie zu Dieben und Wegelagerern (Tories, Geächtete, Ausgestoßene, die, von der Regierung ihrer Besitzungen beraubt, die Freunde der Regierung ausplünderten oder tödteten), darnach wüthet man gegen sie mit Feuer und Schwert. Machen sie die Tories nicht ausfindig, so werden sie gehängt; verrathen sie dieselben, dann werden sie von den Iren ermordet, gegen die sie sich nicht vertheidigen können, weil man sie der Waffen beraubt hat.

Auch die Engländer können den armen Iren nicht he
denn wer immer aus Mitleid mit dem Volke den Ges
der Menschlichkeit und Billigkeit Gehör schenkt und
Lage, so weit es die Staatsgesetze erlauben, erleichtern
wird sofort als Begünstiger der Tories und der durch B
schuld Befleckten verschrien. Nachdem gemäß einer h
wahrscheinlichen Berechnung fünf Sechstel der Nation
gerottet sind, ist es endlich an der Zeit, eine andere P
einzuschlagen" (Gardiner III, 307). Wir wollen zu E
der Menschheit annehmen, daß Hunderttausende dachten
Gookin, daß Cromwell und die Cromwellischen Offi
und Soldaten, welche von Eigennutz und Herrschsucht
blendet, jedes edlere Gefühl erstickten, eine Ausnahme bild
obgleich Gardiner der entgegengesetzten Ansicht ist und
Protektor für gemäßigter hält, als die meisten seiner
genossen.

Wir können beim besten Willen auch nicht eine S
von Mäßigung entdecken und müssen die Austreibung
Volkes aus seinen alten Wohnsitzen als eine ebenso
und sinnlose als ungerechte Maßnahme verurtheilen. Ge
der Erklärung vom 14. Oktober 1653 sollten alle depo
werden, welche an der Erhebung des Jahres 1641 t
genommen, dieselbe gutgeheißen oder irgendwie geför
hatten. Hier mußten nothwendig die, welche aus F
oder gezwungen sich angeschlossen hatten, von den
hebern des Aufstandes unterschieden und milder beha
werden, was nicht geschah; 2. alle die, welche gege
Parlamentspartei gekämpft hatten, 3. endlich alle, w
in den Provinzen Leinster, Munster und Ulster lieg
Güter besaßen. Offenbar hatte man es auf die letz
abgesehen, von denen man manchen keinen andern Vor
machen konnte als den, daß sie Güter besaßen, au
Cromwellische Soldaten und Offiziere lüsterne Blicke
worfen hatten. Das vermeintliche protestantische Inte
die Nothwendigkeit, eine für die Vertheidigung Englan

wichtige Insel nicht in die Hände von feindlich-gesinnten Nachbarn fallen zu lassen, mußte als Entschuldigung und Beschönigung der grausamen Siedelungspolitik gelten.

Je schneller derartige grausame Maßregeln durchgeführt, je genauer die Forderungen fixirt sind, desto weniger geben sich die von der Strafe Betroffenen Täuschungen hin. Nichts ist für den Menschen peinlicher als die Ungewißheit, in der er schwebt, als die bange Erwartung dessen, was da kommen soll. Dank dem Schwanken und der Langsamkeit des Protektors wurde den Iren auch diese Pein nicht erspart. Anfangs wollte man nicht nur die Grundbesitzer, sondern auch alle irischen Pächter und Arbeiter austreiben und durch Colonisten aus England ersetzen, später kam man davon ab, weil die neuen Eigenthümer sich von englischen Colonisten wenig Vortheil versprachen. Die Vermessung des Landes, die Zuweisung der Besitzungen an Soldaten und Abenteurer verschleppte sich, die Commissäre, welche mit der Regelung der verwickelten Angelegenheiten betraut wurden, ließen viel zu wünschen übrig; man hatte die Schwierigkeit der Verpflanzung eines ganzen Volkes und des passiven Widerstandes des Volkes unterschätzt und sah sich überall gehemmt und verhindert. Von allen Seiten liefen Klagen und Petitionen ein, die Arbeiter weigerten sich, die Felder zu bebauen, das Vieh zu besorgen, bevor man ihnen versprach, daß sie bleiben dürften. Von den Grundbesitzern wichen einige nur der Gewalt, andere schlossen sich den Tories an und nahmen an den Cromwellianern, durch die sie von Haus und Hof vertrieben worden waren, Rache, indem sie ihr Vieh wegnahmen, ihre Saaten zerstörten, ihre Häuser plünderten. Der eigentliche Zweck, Irland zu protestantisiren, wurde doch nicht erreicht, denn viele der neuen Eigenthümer heiratheten katholische Mädchen, ließen ihre Kinder katholisch erziehen und wurden aus eingefleischten Feinden Irlands begeisterte Patrioten. Cromwell versuchte ebensowenig als seine Vorgänger und seine Nachfolger die Parteien zu versöhnen und

zu einem einheitlichen Zusammenwirken anzuregen. Er glaubte den Katholicismus so geschwächt zu haben, daß er sich nicht mehr erheben konnte, und nach 30 Jahren kam es zu einem neuen Krieg zwischen Katholiken und Protestanten, der zu Gunsten Irlands entschieden worden wäre, wenn die Iren einig gewesen wären. Dank der verkehrten Politik Cromwells, der die Kluft, welche Irland von Schottland trennte, noch erweitert hat, dank dem verderblichen System, das jede freiere Regung Irlands im Keime erstickt, stehen sich trotz aller Zugeständnisse seitens des größeren Staates England und Irland gerade so feindlich gegenüber wie je. Irland ist noch immer ein Pfahl im Fleische Englands.

Barbarischen oder halbcivilisirten Nationen gegenüber hat das von Cromwell befolgte und von seinen Nachfolgern nachgeahmte System sich mehr oder minder bewährt, hat aber freilich zur fast gänzlichen Ausrottung der eingeborenen Bevölkerung geführt; wir erinnern hier nur an die nordamerikanischen und australischen Colonien. Wo die Engländer mit europäischen Stämmen zusammenstießen, hat die englische Cultur sich die Oberherrschaft nicht zu erringen vermocht. In Südafrika und Canada haben sich die holländischen und französischen Sitten und Gewohnheiten behauptet trotz aller Bemühungen, diese Provinzen zu anglisiren. Werden die englischen Politiker unserer Tage aus Cromwells Mißerfolgen die Lehre ziehen, daß eine Ausrottung europäischer Stämme ein von vorneherein verfehltes Unternehmen ist oder sich durch ein falsches Ehrgefühl und durch ihre Ungeduld zu weiteren Gewaltthaten verleiten lassen? Wir hoffen das Bessere, schon deßhalb, weil eine Colonisirung Südafrikas durch die modernen Engländer ungleich schwerer ist, als die Irlands je gewesen ist.

Cromwell ist ein durch und durch typischer Engländer. Während seines Protektorates hat er sich mit einer unerhörten Dreistigkeit und Rücksichtslosigkeit in die religiösen Angelegenheiten des Continents eingemischt, während er jede Forderung,

n Katholiken Duldung zu gewähren, barsch abwies. Seine
odernen Nachfolger, von Ministern wie Canning, Russell,
almerstone, Gladstone bis herab zu dem obskursten Schneider
der Schuhmacher, der auf dem Continent reist, betrachten
s als ihre Aufgabe, ihren in der Entwicklung zurück-
ebliebenen Nachbarn ihre eigenen Ideen von Freiheit und
Selbständigkeit aufzudrängen und ihr Bedauern und ihr
Erstaunen über den sklavischen auf dem Continent herrschenden
Sinn auszudrücken und sich in maßlosen Angriffen gegen
die Regierungen des übrigen Europa zu ergehen.

Zu einer Zeit, in der Protestanten und Katholiken einen
modus vivendi gefunden und des langen religiösen Haders
müde, sich zu vertragen suchten, bemühte sich der Protektor
den Religionskrieg anzufachen, usurpirte die Rolle eines
Protektors des Protestantismus und trug sich mit dem Plane
Spanien und Portugal ihrer Colonien zu berauben, darnach
den Katholicismus in Europa auszurotten und erst nach
dem Sturze des Papstthums zu ruhen. Wenn man die
abenteuerlichen Pläne eines Napoleon I. scharf rügt, wie
muß man dann die Träume eines Protektors verurtheilen,
der in der größten Geldverlegenheit war, kein Parlament
zu berufen wagte, und seine Popularität eingebüßt hatte.
Wir glauben, daß Cromwell durch seine kopflose äußere
Politik seine Machtstellung nicht weniger untergraben hat,
als Karl I., der sich in die Angelegenheiten des Pfälzers
einmischte, ohne das Volk auf seiner Seite zu haben. Beide
wiegten sich in der Hoffnung, durch äußere Erfolge die
inneren Feinde zu beschwichtigen; beide verrechneten sich, beiden
gingen die zur Fortsetzung des Krieges nöthigen Mittel aus.
Beide mußten, um den Bankerott zu vermeiden, zu ungesetz-
lichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Wir unterschreiben das
Urtheil Gardiners, daß der Protektor betreffs der Anschau-
ungen der Diplomaten des Continents eine wahrhaft krasse
Ignoranz an den Tag gelegt habe, können aber nicht sehen,

daß derselbe ideale Zwecke verfolgt und die Wohlfahrt d
Völker im Auge gehabt habe.

Die Thaten, die zahlreichen Proteste in seinen Red
zeigen uns einen unaufrichtigen Mann, einen Störefri
dem die Religion als Maske dient. Seine Bemühung
Karl X. von Schweden zu einem Bruch mit dem Kaiser
vermögen, und so viele andere Dinge beweisen, daß d
Weltmann, der macchiavellistische Politiker über den sitt
strengen Puritaner den Sieg davon getragen hat. Karl
und andere protestantische Fürsten, welche die Anerbietung
Cromwells von sich wiesen, scheinen dessen Charakter w
besser erkannt zu haben, als manche moderne Geschich
schreiber, denn sie setzten kein Vertrauen auf ihn und
sorgten, er wolle sie nur zu seinem Vortheil ausbeuten, u
wenn es ihm Nutzen brächte, im Stiche lassen.

Die im Geheimen geplante und in aller Stille dur
geführte Unternehmung gegen die spanischen Colonien W
indiens sind ein schlagender Beweis der geistigen Entartu
des Protektors. Ein Krieg gegen Spanien, das sich d
übermächtigen Frankreich nur mit Mühe erwehren konn
war ein schwerer politischer Fehler, der die Störung d
politischen Gleichgewichts herbeiführen mußte; ein unerwarte
und unvorhergesehener Angriff auf die Insel Cuba oh
vorhergehende Kriegserklärung war eine Treulosigkeit son
Gleichen. Den Spaniern zuzumuthen, daß sie den v
unglückten Angriff auf Cuba und die Besetzung Jamaic
durch die Engländer nicht als Kriegsfall betrachten, w
eine Verhöhnung und Beschimpfung der schwächeren Nati
Die neuesten englischen Schriftsteller, mit Ausnahme G
diners, sind auf diesen Schurkenstreich nicht näher e
gegangen und haben behauptet, die Spanier hätten
Engländer genöthigt Repressalien zu üben, was durcha
nicht der Fall ist. Gardiner (III, 405) verwirft die v
Cromwell geltend gemachten Scheingründe und sagt: „Uns
Sympathie gehört den Spaniern. Hatte Oliver gute Grün

einen Krieg, so mußte er in ehrlicher Weise die Feind-
gkeiten eröffnen und dem spanischen Gesandten erklären,
 sein Herr einen Angriff seitens Englands zu gewär-
n habe".

Daß Spanien sich beharrlich weigerte, den Engländern
Westindien Handelsfreiheit zu gewähren, und englische
hiffe und Niederlassungen im karaibischen Meere nicht
den wollte, ist ganz natürlich; denn die Engländer strebten
erall, wohin sie kamen, darnach, den Handel an sich zu
ßen und die anderen Nationen zu verdrängen. Manche
aßnahmen der schwächeren Staaten hatten ihren Grund
 den herrschsüchtigen Gelüsten Englands, das zur See
nen Rivalen dulden wollte. Den Ruhm, die Seemacht
glands erhöht, den Colonialbesitz erweitert zu haben,
llen wir Cromwell nicht verkümmern, müssen aber be-
nen, daß er durch seine Vergewaltigung der Schwächeren
nen Landsleuten das böse Beispiel gegeben und der Vater
s englischen Imperialismus ist. Wäre Cromwell längeres
ben beschieden worden, hätte er größere Hilfsmittel be-
ssen, so wäre er ein ebenso rücksichtsloser Eroberer geworden,
e Ludwig XIV. und Napoleon I.

Mit Ausnahme des glücklichen Generals, der wegen
ner Siege von der Armee auf den Schild erhoben wurde,
nn keiner der englischen Herrscher seit der Reformation
d außer dem Grafen Chatham kaum ein Minister den
oßen Eroberern beigezählt werden, es sind hauptsächlich
ouverneure und Generale, welche die widerwillige Regierung
 Kriege verwickeln und die Grenzen des Reiches erweitern.
ie meisten haben die großen Fehler Cromwells, europäische
ationen ohne Noth zu bekriegen, vermieden und deßhalb
nder gewonnen, die ohne große Opfer behauptet werden
nnten. In der neuesten Zeit hat sich die Sache zu Un-
nsten der Engländer verändert, ihre Oberherrschaft in
rika und Asien wird nicht mehr anerkannt, man verlangt,
ß sie für all ihr Thun und Lassen einem europäischen

Schiedsgerichte Rede und Antwort stehen. Es sind nicht sowohl die Monarchen als die Völker, welche an der englischen Politik in der Presse scharfe Kritik üben und die Rechte der Schwächeren vertheidigen.

Für ein selbstbewußtes, auf seine Errungenschaften stolzes Volk wie das englische, das so lange die führende Rolle gespielt hat, ist es überaus schwer sich in der Stellung, die ihm die Völker Europas angewiesen haben, zurecht zu finden, verdienten sowohl als unverdienten Tadel mit Geduld zu tragen; aber bis jetzt ist jeder Versuch, sich aus der unangenehmen isolirten Lage durch Schließung von Allianzen zu befreien, gescheitert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß für England schlimme Zeiten im Anzug sind, daß manche seiner Colonien verloren gehen, entweder weil ein äußerer Feind sie wegnimmt, oder weil sich die Colonisten für unabhängig erklären. Selbst Chamberlain sieht ein, daß er sich von seinem Bundesstaatensystem viel zu viel versprochen hat. Die Colonisten in Australien und Canada sind trotz gemeinsamer Abstammung und Blutsverwandtschaft zu selbstsüchtig, als daß sie große Opfer für das Mutterland brächten. So hat Australien die Bitte, Freiwillige nach Transvaal zu senden, nicht nur abgeschlagen, sondern auch die Anwerbung von Soldaten verboten. Die Colonisten sagen sich: Wenn das englische Volk, das aus der Eroberung Südafrikas großen Gewinn zieht, Lord Kitchener die erwarteten Verstärkungen nicht sendet, warum sollen wir uns bemühen und die Kastanien aus dem Feuer holen.

Englische Imperialisten sind sehr ungehalten darüber, daß die Nation die Mißerfolge in Transvaal sich nicht mehr zu Herzen nimmt, daß die herrschenden Kreise nicht einstimmig Reformen im Handel und Seewesen verlangen, nicht zu drastischen Mitteln greifen, alle unfähigen Beamten und Offiziere entfernen und den Augiasstall des War Office reinigen. Sollte diese Gleichgültigkeit und Apathie nicht ein Krankheitssymptom sein, nicht den Politikern es nahe legen,

daß die Zeit der Sammlung und Ruhe gekommen, daß selbst eine so thatkräftige und energische Nation, wie die englische, Athem schöpfen und nicht immer in vollem Lauf dem Ziele zustürzen könne. England ist das reichste Land der Welt, eben weil es ein Industrie- und Handelsstaat ist, es könnte noch mehrere ebenso kostspielige Kriege wie den von Transvaal führen, ohne erschöpft zu sein, aber der englische Genius zeigt sich weit weniger im Krieg als in den Künsten des Friedens.

Eroberung von Ländern, Unterjochung von Stämmen sind heutzutage so kostspielig, daß die Einkünfte der eroberten Länder die Zinsen der contrahirten Schuld nur in Ausnahmsfällen decken können; hoffentlich werden die so klugen und berechnenden Engländer sich nicht so bald wieder in einen gefährlichen Krieg stürzen und durch Zugeständnisse den Frieden zu erhalten suchen. Die Geschichte Cromwells, des ersten Imperialisten, lehrt uns, daß seine Nachtreter auf die falsche Fährte gerathen sind, daß sie, wenn größere Uebel verhütet werden sollen, bald umkehren müssen. Die Briten können es füglich den Deutschen und Franzosen überlassen bis an die Zähne gewaffnet sich in Positur zu werfen, und ohne das Schwert zu ziehen, oder das Gewehr abzufeuern, sich wieder zurückzuziehen. Der Schaden, der diesen beiden stets gerüsteten Mächten aus dem Heere erwächst, ist viel bedeutender, als die mit einem unglücklichen Feldzug verbundenen pekuniären Verluste. Die Behauptung der Freunde des Militarismus, daß ein Militärstaat faktisch unüberwindlich sei, wird durch die Thatsachen widerlegt; die Begeisterung der gemeinen Soldaten, das Feldherrntalent des Führers wiegen alle die Vortheile langen Drills, strenger Manneszucht, militärischer Traditionen auf. Die improvisirten Heere der Buren haben die wohlgeschulten kräftigen Soldaten Englands wie Hasen vor sich hergetrieben, wie früher die Sansculotten Preußen und Oesterreicher besiegt haben. Hätte England nur einen tüchtigen Feldherrn, so

hätte es die Buren längst überwunden und das so sehr geschwundene Prestige wiederhergestellt. Eines tröstet die Briten, daß seine europäischen Rivalen sich ruhig verhalten.

Das Benehmen der Großmächte ist wirklich räthselhaft. Ueber die deutschen Abmachungen mit England ist nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, die Vermuthung, daß der deutsche Kaiser die Vermittlung des Friedens übernehmen werde, erfüllt sich nicht. Rußland hüllt sich in tiefes Schweigen ein und macht keine Miene die mißliche Lage Englands auszunutzen und demselben den Frieden zu diktiren und dem Heldenvölklein, das der Uebermacht so lange widerstanden hat, beizuspringen. Frankreich ist innerlich so zerrissen, daß es sich zu einem großen politischen Gedanken nicht erschwingen kann, und so läßt man England vorläufig freie Hand und wartet ab, ob es mit den Buren fertig werde. Immer wieder taucht in englischen Zeitungen das Gerücht auf, daß die Buren sich unterworfen, immer wieder wird es Lügen gestraft. Die Engländer wollen den Ausbruch eines Krieges in Südafrika unmöglich machen und die Buren so schwächen, daß sie sich nie mehr erheben können. Thörichtes Unternehmen. Die Kräfte einer Nation lassen sich nicht unterbinden, die Lebenskraft läßt sich nicht in Fesseln schlagen, sie zerreißt dieselben früher oder später, wie die Geschichte Irlands zeigt, das, wenn es so rücksichtsvoll behandelt worden wäre wie Schottland, nicht weniger treu und loyal sein würde.

An.

IV.

Die Frauenfrage.

VIII.

Die Frau in der katholischen Kirche.

Bezüglich der Stellung der Frau ist der Protestantismus in der Geschichte der christlichen Kirche ebenso heimatlos wie die radikale Frauenemancipation. Der erstere muß eine imaginäre Urkirche erfinden, um sich zurechtzufinden, und die letztere flüchtet sich zu ihrer Rechtfertigung in eine noch fabelhaftere „Urgeschichte". Die vorausgehenden Zeugnisse aus beiden Lagern haben diese Behauptung erwiesen. Umgekehrt verhält es sich mit der katholischen Kirche. Wird sie aufgefordert, die Bedeutung, Aufgabe und Stellung der Frau zu bestimmen, so verweist sie vor allem auf die Geschichte insbesondere auf ihre eigene. Mit dem Hauptvertreter der historischen Wirthschaftslehre, Wilhelm Roscher, sagt sie auch bezüglich der Frauenfrage: „Wer die Gegenwart seiner Wissenschaft recht verstehen und ihre Zukunft beherrschen will, der muß auch ihre Vergangenheit kennen". Dieses geschichtliche Princip, das allein dem echten Idealismus die haltbare realistische Grundlage bieten kann, soll denn auch den Eintheilungsgrund für die folgende Darstellung abgeben. Erstens nämlich soll gezeigt werden, wie sich die weibliche Persönlichkeit unter der Führung der katholischen Kirche bis zur Gegenwart entwickelt hat, sodann aber ist

die Aufgabe der katholischen Kirche gegenüber der Frau der Gegenwart bezw. für die Gestaltung ihrer Zuku darzustellen.

1. Die Frau in der katholischen Vergang heit. Das Christenthum ist als Weltreligion mit Absicht aufgetreten, die ganze Menschheit durch die Ba der Gerechtigkeit und Liebe zu einem Gottesreiche zu v einen. Der sociale Charakter ist daher dem Christenth in der idealsten Weise eigen. Was die vorchristliche Phi sophie in ihren edelsten und scharfsinnigsten Vertret geahnt und ersehnt hatte, ohne es erreichen zu können, Christus durch seinen Auftrag verwirklicht: „Gehet hin u lehret alle Völker". Auch die kühnste Erwartung ist du die Stiftung der Kirche übertroffen worden. Gerade Hauptsitze der altgriechischen Weisheit, in Athen verkün der Weltapostel gegenüber jeder nationalen Beschränkth die Idee der Menschheit, die weder Sokrates, n Plato, noch Aristoteles zum Ausdruck gebracht hatte: „G hat gemacht, daß von einem (Menschen) aus jeglic Menschenvolk wohne über dem ganzen Antlitz der Erd (Apostelgeschichte 17, 26).[1]) Von Natur aus ist also Mensch auf die Gesellschaft hingeordnet; in dem ei Stammvater der Menschheit aber mußte dieser sociale Z am schärfsten und originellsten hervortreten. Der v Christus bekräftigte Schöpfungsbericht schildert dieses ge schaftliche Verlangen, das Gott selbst in dem ersten Ma und Menschen hervorruft. Dasselbe wird erfüllt durch Erschaffung des Weibes, das dem Oberhaupte der Menschl als „Gehilfin" gegeben wird. In diesem ersten Mensch paare ist das naturgemäße Vorbild jedes Gesellschaftsorg ismus gegeben. Ohne eine übergeordnete Autorität ist Gesellschaft ebensowenig denkbar wie ohne Glieder, wel

1) Vgl. Felten, Die Apostelgeschichte 1892. S. 333. Dazu W mann, Geschichte des Idealismus II, 127.

dieser Autorität untergordnet sind. Demgemäß stellte in der uranfänglichen menschlichen Gesellschaft, wie sie in dem ersten Menschenpaare auftrat, der zuerst geschaffene Mann die Autorität typisch dar; das aus ihm gebildete Weib aber tritt als Repräsentantin des liebevollen Gehorsams oder der Unterordnung gegenüber der Autorität auf.

Jesus Christus, der zweite Adam, hat nun bei der Erhöhung der Menschheit zur Gottesfamilie ausdrücklich dieses ursprüngliche Verhältniß der Geschlechter zu einander sanktionirt. Wie er sein Verhältniß zum Menschengeschlecht als das einer Brautwerbung und geistigen Ehe auffaßte, wurde schon gelegentlich im zweiten Artikel (CXXVII, 408) dargethan. Die zur Gotteskindschaft aufgenommene Menschheit, die katholische Kirche, erscheint als Braut Christi. Daraus leitet der Apostel für den Ehemann die Pflicht ab, nach dem Beispiele Christi liebevoll für die ihm untergebene Frau zu sorgen; an die Ehefrau aber richtet er die Mahnung, ihrem Mann ebenso unterthan zu sein, wie die Kirche ihrem Haupte Christus. Weil aber der Mann seinen Vorrang nicht dem eigenen Verdienste oder seinen persönlichen Vorzügen verdankt, sondern nur mit der verantwortlichen Stellvertretung des einzigen Herrn, nämlich Gottes, betraut ist, daher formulirt der Apostel seine Mahnung: „Die Weiber seien ihren Männern unterthan, wie dem Herrn, denn der Mann ist das Haupt des Weibes, wie Christus das Haupt der Kirche ist . . . Wie aber die Kirche Christo unterworfen ist, so auch die Weiber ihren Männern in allen Stücken. Ihr Männer liebet eure Gattinen, wie Christus die Kirche geliebt hat und sich selbst für sie hingegeben hat“ (Ephes. 5, 21 ff.). Selbstverständlich liegt darin, daß der Gehorsam gegen den Mann „wie dem Herrn“ geleistet werden soll, auch die Pflicht für den Mann, seine Autorität zu üben „wie der Herr“; sobald also der Mann diese Grenze überschreitet und in Widerspruch mit dem Gesetze Gottes tritt, hört auch der Gehorsam des Weibes auf.

Der Weltapostel beschränkt indeß dieses Verhältniß der Geschlechter nicht auf den Ehestand. Mit ausdrücklicher Berufung auf „das Gesetz" (Genes. 3, 16) und auf die Thatsache, daß Adam vor dem Weibe geschaffen wurde, fordert er die sociale Unterordnung des Weibes in der Kirche überhaupt. „Die Weiber sollen in den gottesdienstlichen Versammlungen schweigen; es ist ihnen nämlich nicht gestattet (mit Lehrautorität) zu reden, sondern unterthänig zu sein gemäß dem Gesetze" (1 Kor. 14, 34. Vgl. I Tim. 2, 11). Wie der Apostel hier die übernatürlich erhöhte, vollkommenste gesellschaftliche Bildung, die Kirche, mit der Ehe in organischen Zusammenhang bringt, um daraus die sociale Stellung des Weibes abzuleiten, so gilt auch für die natürlichen Erweiterungen der Einzelfamilie, Gemeinde, Volk, Staat dasselbe Verhältniß der Geschlechter. „Alle Verfassungen freier Nationen", sagt Johannes v. Müller in der Vorrede zu den Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, „haben ihren Ursprung in der häuslichen, wo väterliches Ansehen durch Kraft und Weisheit Ordnung hält. Als die Hausgesellschaft in Geschlechter, diese in Stämme, diese in Völkerschaften verbreitet wurden, blieb der ersten Einfalt Bild in dem erbfolgenden oder gewählten Vorsteher." Dieses naturrechtliche Verhältniß wurde im vorigen Artikel (S. 880 f.) dargethan. Mit dieser Auffassung von der Menschheit tritt das Christenthum zu allen autonomistischen und individualistischen Gesellschaftslehren in den schärfsten Gegensatz. In der Idee des Schöpfers, welche der Erlösung durch Jesus Christus zu Grunde liegt, existirt die Menschheit als Ganzes vor den Theilen. Nicht als unabhängige Individuen sollten Mann und Weib zur Bildung der Menschheit zusammentreten. Vielmehr wurde in der Bildung des Weibes aus dem Manne durch innere Differenzirung ohne Aufhebung des inneren Zusammenhanges die menschliche Gesellschaft gegründet. Daraus folgt, daß der Persönlichkeit des Mannes ebenso wie der des Weibes die eigenthümliche Hinordnung

zum Ganzen wesentlich anhaftet und zum besonderen Berufe des einen wie des anderen Geschlechtes gehört. Nicht erst nach dem Sündenfalle ist das Weib strafweise dem Manne untergeordnet worden. Jede gesunde Exegese erklärt vielmehr: Das ursprüngliche sünde- und straflose Verhältniß der Geschlechter zu einander hat in Folge der Sünde nur den bitteren Beigeschmack der Strafe erhalten, der durch die Erlösung wieder beseitigt werden sollte.[1]) War also dem Manne der Beruf zugefallen, die Autorität Gottes zu vertreten, so sollte das Weib durch ihre demüthige Unterwerfung die Lehrerin des Gehorsams für die Menschheit sein. Alle physischen und psychischen Vorzüge des einen wie des anderen Geschlechtes sind diesen Aufgaben angepaßt. Die Lehre Christi aber brachte in zweifacher Weise die natürlich gegebene Stellung des Weibes zu Ehren. Erstens nämlich beseitigte sie den Mißbrauch, dem die Unterordnung des Weibes durch den Mann ausgesetzt war; zweitens aber erhob Christus den demüthigen Gehorsam bezw. die freiwillige Unterordnung unter die Autorität, die dem Weibe als natürliche Anlage mehr eigen ist als dem Manne, durch sein Beispiel wie durch seine Lehre zur ersten, unerläßlichen Bedingung für die Zugehörigkeit zu seinem Reiche. Da der Mann zu seiner sittlichen persönlichen Vollendung diese gehorsame Unterordnung nicht minder nöthig hat als das Weib, so erhielt die Frau hiemit einen moralischen Vorrang vor dem Manne. In der Person des Idealweibes, der jungfräulichen Gottesmutter, ist dieser Vorrang zur handgreiflichen Thatsache geworden. Auch wenn die Schilderung, die Nicephorus Kallisti mit Berufung auf Epiphanius von Maria gibt,[2]) bloßer Idealtypus ohne jede historische Grundlage wäre, so behielte sie doch ihre hohe Bedeutung

---

1) Vgl. Hummelauer, Commentarius in Genesim. Paris 1895. S. 108.

2) Hist. eccl. lib. II. c. 23. (Migne. P. G. 145. col. 816.)

als das weibliche Ideal des Christenthums. Darin heißt es aber „Der Hauptzug ihres Wesens war die Demuth.“ Das entspricht ganz der Selbstcharakteristik, die uns im Evangelium aus ihrem Munde selbst aufbewahrt ist: „Siehe, die Dienerin des Herrn.“ Hierzu kommt die denkbar größte Erhöhung und Vergeistigung der Mutterwürde, welche Maria mit dem Ideal der Jungfräulichkeit verband, so daß jedes Weib zu der Gebenedeiten unter den Weibern als zu seinem Vorbilde emporblicken konnte.

Diese sociale Unterordnung des Weibes ist also derart in der Natur des Weibes begründet und in dem Christenthum beibehalten beziehungsweise verklärt, daß sie als ein Fundamentalsatz der kirchlichen Praxis angesehen werden muß[1]. Nicht der eine oder andere Canonist oder Theologe sondern die Kirche selbst hat in ihrem Gesetzbuche das Weib als solches einfach als incapax zur Verwaltung der kirchlichen Lehr-, Priester- und Regierungsgewalt bezeichnet. Mit einer geistigen oder sittlichen Minderwerthigkeit hat diese Erklärung der Kirche gar nichts zu thun; das sieht ja der Verständige auch ohne lange Auseinandersetzung ein. So wenig das Amt als solches den Herrscher in moralischer Hinsicht über seine Unterthanen stellt, sondern ihm nur die Pflicht auferlegt, seine verantwortliche Stellung würdig auszufüllen, so wenig ist der Mann als sittliche Persönlichkeit

1) Jede gläubige Auffassung der Bibel auch außerhalb der katholischen Kirche stimmt hiemit überein. So schreibt Monod (La femme. 9. édit. Paris 1871. S. 9) zu dem Worte Gottes, das die Schöpfung des Weibes einleitet: „Ich will ihm eine Gehilfin machen“: Ceci s'applique à toute femme, non à la femme mariée seulement. Car Ève n'est pas seulement la femme du premier homme, elle est encore la première femme; et solidaire de tout son sexe ainsi qu'Adam l'est du nôtre, elle en offre dans sa personne le type et une sorte de miniature.... A cette vocation se rapporte la place que Dieu assigne à la femme. Ce n'est pas une place inférieure . . . Mais c'est pourtant une place secondaire et dépendante.

durch seinen socialen Vorrang über die Frau erhaben. Vielmehr haben beide Geschlechter das gleiche Ziel, sich in der Erfüllung ihres Lebensberufes zu gleichwerthigen sittlichen Persönlichkeiten auszubilden und sich in der Erziehung des Menschengeschlechtes gegenseitig zu ergänzen. Durch die gleiche Moral, durch die Heiligung der Ehe und durch die Lehre von der freigewählten Ehelosigkeit hat das Christenthum der Frau eine vordem ungekannte Selbständigkeit neben dem Manne gebracht, wie dies früher bereits dargethan wurde. Demgemäß läßt sich die Stellung des Weibes nach der Lehre der katholischen Kirche also bestimmen: In socialer Unterordnung soll das Weib im Besitze der vollen und ganzen Menschennatur als freie sittliche Persönlichkeit die Thätigkeit des Mannes in der Fortpflanzung und Erziehung des Menschengeschlechtes helfend ergänzen und so in der Nachfolge Christi das für beide Geschlechter gleiche Lebensziel erreichen, von dem Paulus sagt: „Alle seid ihr Kinder Gottes durch den Glauben, der in Christus Jesus ist. . . . Da gibt es nicht Mann noch Weib“ (Gal. 3, 27). Es braucht kaum gesagt zu werden, daß von der geschilderten socialen Unterordnung des Weibes nur in jenen naturnothwendigen gesellschaftlichen Bildungen die Rede sein kann, die sich organisch aus der Ehe entwickeln. In allen andern zufälligen Vereinigungen, wobei die geschlechtliche Ergänzung nicht in Betracht kommt, ist dieselbe ausgeschlossen. Nur kleinlicher Sophistik könnte es auch einfallen, aus unserer Darlegung zu folgern, daß jedes Weib jedem Manne, mit dem es irgendwo und irgendwann zusammentrifft, in jeder Beziehung untergeben sei. Einer solchen lächerlichen Folgerung würde die Voraussetzung fehlen, nämlich die Vereinigung der Geschlechter nach dem Typus der Ehe.

Die vorausgehende theoretische Darlegung der kirchlichen Lehre haben wir nun aus der Geschichte der Kirche zu beleuchten. Wir brauchen hiezu nur auf einige hervorragende Frauen aus verschiedenen Zeitaltern hinzuweisen. An allen

finden wir die beiden, im Begriff der weiblichen Persönlichkeit verbundenen Momente, nämlich die sociale Unterordnung und die persönliche Entwicklung zu christlich-sittlicher Vollkommenheit. Nothwendigerweise müssen wir dabei aber auch die hervorragendsten Männer und Lehrer namhaft machen. Nach dem Vorbilde des Weltapostels sehen wir sie alle eintreten für die sittliche Befreiung und geistige Hebung der Frau; keinem aber ist es eingefallen, die Schranken der socialen Unterordnung aufzuheben. Hiernach sehen wir die Bildungsfrage, die Rechtsfrage und die Brotfrage, worein sich die eine Frauenfrage auflösen läßt, nach katholischer Auffassung beantwortet.

Bischof Dupanloup's Buch „La femme studieuse", das in 7. Auflage (Paris, 1900) vorliegt, ist durch ein Titelbild: „Die hl. Paula von Rom" geschmückt. Passender hätte kaum ausgedrückt werden können, was Dupanloup mit seinem Buche angestrebt hat. Er will die ernste Geistesbildung der Frau zunächst in der Welt nach jenen Vorbildern befördern, welche die ersten christlichen Jahrhunderte so hell erleuchten. „Was ich vor allem wünsche, das sind nicht die gelehrten Frauen, sondern verständige, einsichtige, aufmerksame Frauen, die in allem unterrichtet sind, was ihnen als Mütter, als Herrinen im Hause und für ihr Auftreten in der Welt nützlich ist. Was man aber als eines der größten Uebel fürchten muß, das sind leichtsinnige, flatterhafte, weichliche, arbeitsscheue, unwissende Frauen, die als Freundinen des Vergnügens und der Zerstreuung jede Arbeit und jede Pflicht hassen und so unfähig sind zu jeder geistigen Anstrengung" (S. 132). Welche Frau war weiter entfernt von letzterem Schreckbilde und welche stellte mehr das erstere Ideal Dupanloups dar, das zugleich das des Evangeliums ist, als die hl. Paula? In dem Begleitschreiben, das Dupanloup der „Geschichte der hl. Paula" von Lagrange[1]) gewidmet

1) Deutsche Uebersetzung. Brixen 1869. S. 7.

hat, sagt er: „Ich habe darin den Geist der christlichen Frau erkannt, ebenso glühend als gemäßigt, ebenso opferbereit als im Guten beharrlich; außerdem habe ich auch gesehen, welche Fruchtbarkeit und welche Kraft in diesen verborgenen und hingebenden Existenzen sich entwickelte“.

Der großen Römerin fehlte freilich auch die gründliche Gelehrsamkeit nicht. Der gelehrteste Mann seiner Zeit, Hieronymus, findet nicht Worte genug, die Harmonie ihrer Herzensbildung und ihres hellen Geistes zu preisen. Mit ihrer Tochter Eustochium theilt sie die Studien des Einsiedlers von Bethlehem, die damals den Höhepunkt aller Bildung ausmachten, nämlich die Lesung und Betrachtung der heil. Schriften. Keineswegs sind aber diese Frauen als seltene Ausnahmen in der Väterkirche anzusehen. Bei allen, die mit dem Christenthum Ernst machten, begegnet uns diese eifrige Beschäftigung mit den höchsten Wahrheiten im Wetteifer mit den Männern. Die Unterhaltungen des genialen Augustinus mit seiner Mutter Monika in Ostia sind ein Beleg hiefür. Christus hatte in seiner Kirche das öffentliche Lehramt in der höchsten Wissenschaft des Heiles nicht deßhalb den Männern bezw. den Bischöfen reservirt, um die Frauen vom Wissen und der Bildung auszuschließen. Vielmehr gelten hier die schönen Worte, womit Augustinus die Pflicht des christlichen Lehrers schildert: „So muß der Christ sein, daß er sich nicht eitel über andere Menschen erhebe. . . . Willst du mehr sein, als ein anderer Mensch, so wirst du neidisch auf ihn sehen, sobald du ihn dir gleich erblickst. Du sollst aber wollen, daß alle Menschen dir gleich seien, und hast du jemanden an Klugheit übertroffen, so mußt du wünschen, daß auch er klug sei. So lange (ein anderer) ungelehrt ist, bedarf er deiner; du erscheinst als Lehrer, er aber als Schüler; du stehst also über ihm, weil du Lehrer bist, er als Schüler steht unter dir. Wenn du nun nicht den Wunsch hegst, ihn dir gleich zu sehen, willst du ihn immer zum Schüler haben. Allein in diesem Falle bist du ein neidischer

Lehrer. Lehrst du aber mit Neid, wie bist du dann überhaupt ein Lehrer? Höre doch den Apostel, wie er aus seinem liebevollen Herzen spricht: ‚Ich wünschte, ihr wäret alle so wie ich!‘ Wie kam es, daß er alle zu seinesgleichen haben wollte? Deßhalb stand er über allen, weil er durch die Liebe alle gleich sehen wollte“. . . [1]) Gemäß diesen Worten des großen Lehrers von Hippo sehen wir denn von Anfang der Kirche an die geistige Kluft in der Bildung zwischen den Geschlechtern ausgefüllt. Die edelsten Lehrer betrachten die christlichen Heilswissenschaften nicht als privilegirten Schatz, den sie für die Männer neidisch hüten müssen, sondern freuen sich, wenn die Frauen nach dem Vorbilde von Lazarus' Schwester zu Jesu Füßen sich denselben aneignen; ja sie loben diejenigen, welche hierin die Männer übertreffen. „Ce n'est pas seulement le coeur de la femme qu'ils estiment, c'est l'intelligence“, sagt sehr wahr E. Lamy in seinem Aufsatz: La femme et les penseurs (Le Correspondant. 25. Fev. 1901. p. 693) von den Kirchenvätern im allgemeinen. Als hervorragendes Beispiel sei die jüngere Melania († 439) erwähnt, deren Leben uns von einem priesterlichen Zeitgenossen überliefert ist.[2]) Nachdem sie mit ihrem Gemahl auf die erstaunlichen Besitzthümer in Rom verzichtet und sich nach Tagaste in Afrika begeben hat, erscheint sie als eifrigste Schülerin des Bischofs Alipius, „dessen Buch nie aus ihren Händen kam“. In dem Jungfrauenkloster, das sie ebendort gründet, ist sie die ganze Woche mit Schreiben beschäftigt, hört aber gleichzeitig einer vorlesenden Schwester mit solcher Aufmerksamkeit zu, daß sie jeden Lesefehler derselben verbesserte Viermal in jedem Jahre liest sie das ganze alte und neue Testament durch. Als sie nach dem Tode ihres Gemahls in Jerusalem einem Jungfrauenkloster vorsteht, wächst die Ehrfurcht vor

---

1) In epist. Joannis. Migne. 35. col. 2040.
2) Analecta Bolland. t. VIII. 19—63.

ihr immer mehr. Wie eine Mutter und Lehrerin wird sie selbst von den Bischöfen angesehen. Ihre Mahnung an ihre geistlichen Töchter lautet: „Da ihr Tag für Tag die göttlichen Schriften leset, so sehet wohl zu, daß ihr auch deren Gebote beobachtet, eingedenk des Paulinischen Wortes, daß ohne die Liebe kein anderes Werk etwas nützt". „Und da sie", fügt ihr Biograph bei, „selbst alles wußte, that und lehrte, demüthigte sie sich doch stets als ob sie nichts wüßte, indem sie sagte: In allem kann der Teufel die Diener Gottes nachahmen, nur nicht in der Demuth und der Liebe".

Hand in Hand aber mit dieser hohen Geistes- und Herzensbildung geht ihre demüthige Unterwerfung zunächst unter ihren Gemahl, sodann unter die kirchlichen Oberen. In geradezu klassischer Weise vereinigt sie den Rechtsanspruch auf ihre persönliche Freiheit mit der Unterordnung unter den Gemahl, da sie diesen zur tugendsamen Enthaltsamkeit bewegen will mit den Worten: Si volueris habitare mecum secundum legem castitatis et continentiae, dominum meum te cognoscam et dominatorem te vitae meae esse confitear. Nicht minder bezeichnend darf ihre Empfehlung des Gehorsams genannt werden. „Ohne Gehorsam", pflegte sie zu sagen, „können nicht einmal die existiren, die draußen (außer der Kirche) sind. Sehet doch, wie in den Häusern der Welt einer über dem andern steht. Betrachtet ebenso in der heiligen Kirche Gottes, wie selbst die Bischöfe unter dem Haupte der Bischöfe stehen und das Haupt der Bischöfe unter der Synode. Alle sind also zum Gehorsam verpflichtet und nichts Gutes kann es geben ohne Gehorsam." Das ist freilich eine andere Bildung und eine andere Sprache als die der modernen Frauenrechtlerinen.

Dagegen gleichen ihr aufs genaueste die christlichen Frauen des Mittelalters. Pfarrer Kösterus hat in seiner Studie „Frauenbildung im Mittelalter" (Würzburg 1877) ein farbenprächtiges Bild entworfen, ohne der Aufgabe des strengen Historikers untreu zu werden. Hier sei einfach

darauf verwiesen. Dieselbe Geistesbildung ist auch bei den germanischen Christinen zu finden, welche wir an den christlichen Frauen von römischer und griechischer Herkunft bewundern. Wenn Bischof Amalarius von Metz in seinem Regelbuch für Nonnenklöster als Lehrziel der Novizinen die Erlernung der Psalmen, der salomonischen Sprüche, des Buches Job, der Evangelien und der Apostelgeschichte hinstellt, so kann die Kirche im 9. Jahrhundert die Frauen nicht als schwachsinnig oder als „geistig inferior" betrachtet haben. Die große Cistercienserin Gertrud von Helfta († 1303) legt in außerordentlicher Weise von der ernsten und hohen Frauenbildung auf der Höhe des Mittelalters Zeugniß ab. Aus ihren Schriften ergibt sich nicht bloß ihre theologische Bildung, sondern auch aus welchen Quellen sie dieselbe mit Vorliebe schöpfte. Die Werke des hl. Augustinus und des hl. Bernhard gehören dazu an erster Stelle; mit Gregor dem Großen und Hugo von St. Viktor ist sie gleichfalls vertraut.[1]) Im südlichen Deutschland begegnet uns im 14. Jahrhundert u. a. die Gottesfreundin und Klosterstifterin Leutgard von Wolfach († 1347). An unerschrockener Verfolgung ihrer Pläne steht sie keinem Manne nach; in der mütterlichen Sorge für Arme und Kranke übertrifft sie die meisten. Ihre Geistesbildung aber beschreibt ihr Biograph also:[2]) „Ein seltenes Gedächtniß ermöglichte es der Unermüdlichen, sich den großen Inhalt der Bibel anzueignen, wie ihn kaum ein gelehrter Geistlicher inne haben mochte, und in weniger als zwei Monaten den ganzen Psalter auswendig zu lernen. Ihr scharfer Verstand durchschaute alles und den meisten Menschen sah sie ihre Neigungen und

---

1) Vgl. Gabriel Ledos, Sainte Gertrude. 2. éd. Paris 1901. S. 72.

2) J. Bader, Deutsche Frauenbilder aus verschiedenen Jahrhunderten. Freiburg 1877. S. 56.

Leiden schon im Gesichte an." Aber auch die Quelle dieser Vollkommenheit wird uns angegeben: „Die unermüdliche Geduld, womit das engelhafte Wesen solche Schmähungen und alle Widerwärtigkeiten des Lebens siegreich ertrug, floß aus der steten Betrachtung des Leidens Christi. Und was Schlimmes auch von außen über die Dulderin erging, so wurde doch ‚ihr inwendiger Mensch' davon keineswegs bewegt, denn diesen belebte die entschiedenste Zuversicht auf den Beistand des Herrn im Himmel." Zu gleicher Zeit hält in Bologna die Tochter des Canonisten Johannes Andreä († 1348), Novella, zuweilen die Vorlesungen auf der Universität für den erkrankten Vater.[1])

Von der Zeit an, da die Auflehnung Luthers gegen die kirchliche Autorität wirklich die Würde und die Geistesbildung des Weibes herabdrückte, treten in der katholischen Kirche auffallend viele Frauen unterstützt von den edelsten Männern auf, um die Erziehung des weiblichen Geschlechts nach der alten katholischen Ueberlieferung zu sichern und zu heben. Angela von Brescia erfreut sich der besonderen Gunst der Päpste in ihren Bemühungen; der hl. Karl Borromäus bildet ihr Institut weiter aus. Die hl. Johanna Franziska von Chantal läßt sich ohne den weisen Franz von Sales kaum denken. Unter dem großen Apostel der christlichen Charitas, Vincenz von Paul, wird Luise von Marillac gebildet, die heute in den etwa 30000 filles de la charité (Vincentinerinen) fortlebt. An die Spitze dieser Frauen der Neuzeit, aus deren Menge wir nur einige herausgegriffen haben, möchten wir indeß unserem Zwecke entsprechend die hl. Theresia von Jesus († 1582) stellen. Welche Kraft und Geistesgesundheit findet sich in allen ihren Werken, die an sprachlicher Vollendung zur klassischen

---

1) Schulte, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts. Gießen 1863. S. 72.

Nationalliteratur der Spanier gezählt werden. Als energische Feindin jeder weichlichen Gefühlsschwärmerei faßt sie überall den Ernst des wirklichen Lebens ins Auge, ohne die höchsten Ideale aus dem Auge zu verlieren. Sie entwickelt ein Organisationstalent in der Reformation und Verbreitung ihres Ordens, das jedem Manne zur Ehre gereicht. Mit feiner Ironie macht sie an nicht wenigen Stellen ihrer Werke ihre Ueberlegenheit über viele ihrer männlichen Zeitgenossen geltend. Auch der Klerus muß sich ihre freimüthige Kritik gefallen lassen, die selbst den hl. Hieronymus nicht verschont. Dabei bleibt sie aber gänzlich fern von frauenrechtlerischer Arroganz, die beim bloßen Worte „Unterordnung" schon in nervöse Aufregung geräth. Geht sie in allen Tugenden weit über das Mittelmaß hinaus, so steht sie doch riesengroß als Frau und als Christin in der demüthigen Selbsterniedrigung und im Leidensheroismus da. Sie charakterisirt sich selbst am besten durch ihr Wort: „Demuth ist Wahrheit" und durch ihren Gebetsruf: „Herr leiden oder sterben!" Die *eine* Theresia genügt, um die Bezeichnung „das schwache Geschlecht" für das weibliche Geschlecht auf dem Gebiete der übernatürlichen Sittlichkeit als unberechtigt zu erweisen. Es ist aber wohl zu betonen, daß nur die ungeschmälerte Gnadenkraft, die Christus seiner einzigen Kirche anvertraut hat, dem Manne wie dem Weibe die natürliche Schwäche zu überwinden hilft, und daß nur das katholische, ernsterfaßte Christenthum den physisch stärkeren Mann von der Geringschätzung „des schwachen Geschlechtes" gründlich bekehrt. Treu den Traditionen seines ehrwürdigen Ordens und erfüllt von echt kirchlichem Geist hat P. Albert M. Weiß in seiner ernsten und geistvollen Weise letztere Wahrheit in dem Kapitel: „Das schwache Geschlecht"[1]) ausgedrückt, das allen Frauenrechtlerinnen und

1) Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sittenlehre. 2 Bd. 1879. S. 768—787.

allen Spöttern über „das schwache Geschlecht“ dringend empfohlen sei. Die ersteren können daraus den rechten Weg zur Ueberwindung der menschlichen und weiblichen Schwäche lernen; derselbe besteht nicht darin, daß das Weib durch das unnatürliche Verlangen nach socialer Gleichstellung stark sein will. Den letzteren aber sagt der katholische Ordensmann: „So viel ist gewiß, daß der Mann nur dann versucht sein kann, das schwache Geschlecht als sittlich schwächer zu betrachten, wenn er seine eigenen Erfahrungen vergißt.“

Aus der jüngsten Vergangenheit nennen wir als Beispiele für die Geistes- und Herzensbildung, welche das Weib im engen Anschluß an die katholische Kirche erringen kann, nur drei Namen: die Amerikanerin Elisabeth Seton (1774 bis 1821), die Engländerin Georgiana Fullerton (1812—1885) und die Deutsche Emilie Linder (1797—1867). Alle drei sind durch energische Geistesarbeit abgesehen von der Gnade nicht ohne Leidensschule zur katholischen Kirche geführt worden. Alle drei haben seltene Geistesbildung mit tiefer Demuth vereinigt, an allen dreien ist keine Spur von frauenrechtlerischem Auftreten bei aller Bemühung um die Förderung des eigenen Geschlechtes zu entdecken. Es würde sich lohnen, den Typen, die das „Buch der Frauen“ von Laura Marholm (4. Aufl. 1896) schildert, solche katholische Typen entgegenzustellen. Kaum läßt sich ein glänzenderer Kreis von Geistesmännern denken, als der, in welchem die Malerin Emilie Linder sich in dem einzigartigen Alt-München bildet. Selten gibt der Schöpfer einem Menschen so reiche Geistesgaben mit, wie dieser Frau, und eben so selten sind die, welche so emsig mit den anvertrauten Pfunden wuchern. Lärm aber hat sie nicht gemacht. „Obwohl“, sagt ihr Biograph in dem so treuherzig geschilderten Lebensbilde,[1]) „ihr Leben nie nach außen hervortrat, hat sie doch vielleicht mehr

1) Erinnerungen an Emilie Linder von Dr. F. Binder. München 1897.

gewirkt, als manche geräuschvoll gefeierte Tagesberühmtheit. Aber die stille Anspruchslosigkeit bildete eben einen Grundzug in ihrem Wesen; sie gehörte zu den Menschen, die wenig geredet und viel gethan haben."

Unsern kurzen Blick über die Geistesbildung der Frau in der Geschichte der katholischen Kirche wollen wir schließlich auf dem Namen der Dichterin Emilie Ringseis († 4. Febr. 1895) ruhen lassen. Sie verdient es wegen ihres Schwanengesanges: „Der Königin Lied." Unter dem Gesichtspunkte der Frauenfrage hat dieses Meisterwerk einer Dichterin von Gottes Gnaden kaum noch die genügende Würdigung gefunden. Und doch war Emilie Ringseis, die unter den deutschen Dichterinnen würdig neben Annette von Droste-Hülshoff steht, selbst von dem Verlangen ihr Geschlecht zu erheben bei diesem Gesange begeistert. In den „Vorsprüchen" singt sie:

„Galt der Erlösung Frucht nur dem Manne, dann ziemte sich Ausschluß
Freilich des anderen Geschlechts auch von erlösender That;
Galt sie dem Weibe zugleich, dann mußte der Retter geschlechtlos
Kommen, — wo nicht, in die That liebend verweben das Weib." —

„Der Königin Lied" kann als der großartigste Beitrag zur Frauenfrage bezeichnet werden, den die katholische Kirche durch ihre echte und edle Tochter den deutschen Frauen der Gegenwart geboten hat. Wer über diese Behauptung erstaunt sein sollte, kennt die Bedeutung der Ideale für das Leben nicht.

Eine solche Gleichheit der Geistesbildung, welche die Geschlechter trotz des verschiedenen socialen Berufskreises in gleicher Würde vereinigt, ist freilich blos denkbar bei völliger Uebereinstimmung von Mann und Weib über die letzte und höchste Aufgabe des Lebens. Ebendeßhalb bekämpft

die katholische Kirche so nachdrücklich die gemischten Ehen und strengt alle Kräfte an, um die Einheit des Christenglaubens herbeizuführen.

Mit der Einheit des Glaubens hängt die gleiche Moral für Mann und Weib innig zusammen. Daher können wir in wenigen Sätzen zusammenfassen, was die katholische Kirche in den 19 Jahrhunderten ihres Bestandes für die Rechtsstellung des Weibes angestrebt hat, zumal in den vorausgehenden Artikeln hievon bereits die Rede war. Die Kirche hat von Anfang an unbedingt die gleiche eheliche Treue vom Manne gefordert wie von der Frau. Der lange Kampf für die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe, der ohne Waffenstillstand bis heute von der katholischen Kirche geführt worden ist, war in erster Linie ein Kampf für die Frau. Dasselbe gilt von der Hochschätzung der freiwilligen Ehelosigkeit aus religiösen Gründen. Die Frauen haben die Bedeutung dieser Kämpfe für ihr Interesse auch herausgefühlt. So oft die politische Macht mit der Kirche in diesen Punkten in Streit gerieth, stand die christliche Frau stets auf Seiten der Kirche. Sie erkannte instinktmäßig, daß die staatliche Macht stets geneigt ist, die Neigung des Mannes zum Mißbrauch seiner Kraft und zur Sinnlichkeit zu schonen oder gar zu unterstützen, während die priesterliche Gewalt im Christenthum zur Vertheidigung der Tugend und zur Abwehr der zügellosen Leidenschaft verpflichtet ist. Dieselbe Erfahrung konnten die Frauen auf wirthschaftlichem Gebiete machen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Umgestaltung des wirthschaftlichen Lebens die Existenzsorgen der großen Mehrzahl der Frauen im Vergleich zu denen des Mannes bedeutend vermehrt hat. Der Staat hat gegen das System der billigen Hand zur Unterdrückung des Weibes aus freien Stücken sehr wenig gethan. Schon seit dem Ausgange des Mittelalters hat in dieser Beziehung die Zurückdrängung des Weibes vom selbständigen Erwerbe

begonnen. Die Gegenwart hat gerade in diesem Punkte die Frauenfrage brennend gemacht. Für die Kirche sind daher neue Aufgaben entstanden, vor die sie in der Vergangenheit wenigstens nicht in diesem Umfange gestellt war. Wie die alten kirchlichen Grundsätze auf die neuen Verhältnisse anzuwenden sind, um der Frau eine der christlichen Gerechtigkeit entsprechende Stellung zu sichern, bleibt uns daher zu erörtern übrig.

V.

Ueber die Bevölkerungsgesetze [1]

Die Bevölkerungsgesetze, d. h. die Gesetzmäßigkeiten, nach denen die Bewegung der Bevölkerung eines Landes vor sich geht, und die in den Todesfällen, Geburten, Heirathsziffern zum Ausdruck kommen, sind wohl die schwierigste Partie der Nationalökonomie und seit Malthus der am heißesten umstrittene Punkt. Daß sie in der Nationalökonomie behandelt

---

1) Les Lois de la Population et leur application à la Belgique par G. Gauderlier, Ingénieur. Principaux phénomènes démographiques. Lois des mariages. — Courbes normales de la matrimonialité. Lois des naissances. — Calculs des conceptions légitimes. Lois des décès. — Lois de la population totale. Application de ces lois aux provinces de la Belgique. — Bruxelles. Société Belge de Librairie. Oscar Schepens & Cie. Éditeurs. Rue Treurenberg 16. Lex. 4° 569 p.

werden, hat seinen Grund darin, daß die wirthschaftliche Lage der Bevölkerung auch auf die Zu- und Abnahme von großem Einfluß ist, freilich nicht in jenem Maße, wie Malthus angenommen hat und seine Epigonen, noch weiter gehend als ihr Meister, gemeint haben.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes sucht die Bevölkerungsgesetze für die einzelnen Länder Europas festzustellen. Er macht dadurch seine Aufgabe, die ja zunächst der Bevölkerungsbewegung eines einzelnen Landes, Belgiens, gilt, etwas complicirt, gewinnt aber eben durch die Beobachtung der Bevölkerungsziffern auch der anderen Länder einen festen Standort und einen sicheren Maßstab. Das Erste bildet die Bewegung in der Statistik der Heirathen. Der Satz, daß die Höhe der Getreidepreise die Höhe der jährlichen Heirathen regulirt, wird zwar, wie der Verfasser zeigt, innerhalb gewisser Grenzen an sich unbestritten sein (S. 62), weil eben die leichte oder schwere Beschaffung der Lebensmittel auch auf den Entschluß, eine Familie zu gründen, von maßgebendem Einfluß ist; derselbe Satz erfährt aber doch wieder eine bedeutende Modifikation, seit nicht mehr der im Lande erzeugte Getreidevorrath die Preisbestimmung regelt; das importirte Getreide drückte die Getreidepreise, ohne daß deswegen schon die gesammte wirthschaftliche Lage der Erhöhung der Heirathenziffern ungünstig war. Diese Thatsache wird nun durch sorgfältige Beobachtung der zur Verfügung stehenden statistischen Zahlenreihen für die einzelnen Länder nachgewiesen (S. 69 ff).

Was zunächst Frankreich anlangt, so sucht es der Verfasser als ein Vorurtheil zu erweisen, daß hier die Heirathen eine feststehende Größe seien, wodurch die Bevölkerungszunahme ausgeschlossen sei (S. 88). Vielmehr seien blos die unehelichen Geburten in der Abnahme begriffen (S. 90). Aber damit scheint es sich doch nicht recht in Einklang bringen zu lassen, wenn wir gleich darauf hören, daß die eheliche Fruchtbarkeit abnimmt (S. 91). In Preußen haben die Ehen die Tendenz, abzunehmen, während hinwieder die unehelichen

Geburtsziffern eine Steigerung aufweisen. Belgien und England weisen eine Abnahme der unehelichen Progenitur auf (S. 95 ff.). Irland, das wirthschaftlich in elender Lage sich befindet, besitzt die geringste Verehelichungsziffer, während die eheliche Progenitur so stark ist wie im reichen England (S. 99). Der Zuwachs der Bevölkerung aus unehelichem Nachwuchse ist hier äußerst gering. Es zeigt sich aber des weiteren die wichtige Thatsache, daß die ökonomischen Thatsachen durchaus nicht allein maßgebend sind für die Heirathsfrequenz, und daß es ein Gesetz des Ausgleiches, wie es der Verfasser nennt, zwischen Perioden mit geringer und sehr hoher Heirathsziffer gibt (S. 120), das natürlich im Einzelnen wieder Ausnahmen erleidet (S. 125). Die aufgeführten Länder zeigen insgesamt innerhalb der Jahre 1845—74 eine ansteigende Linie (mit Ausnahme Preußens S. 127). Frankreich beansprucht aber hier eine Sonderstellung. Die sich hier findende schwache Heirathsfrequenz glaubt der Verfasser ausschließlich in ökonomischen Ursachen erblicken zu müssen (S. 145). Eine durch Thatsachen erhärtete Beobachtung scheint es zu sein, daß im Allgemeinen das mittlere Alter der Verehelichung abnimmt (S. 131).

Bezüglich der Bewegung der Geburten äußert Gauderlier die Ansicht, daß es hier eine Menge schiefer Aufstellungen zu berichtigen gebe (S. 149). Die Fruchtbarkeit der Ehen hängt nicht ausschließlich von ökonomischen Faktoren ab, als deren Repräsentant die Getreidepreise gelten. Man darf nicht sagen, daß letztere gar keinen Einfluß ausüben, aber sicherlich nicht einen so mächtigen, als man schon glauben wollte (S. 156). Auch gibt es keine Relation zwischen legitimer und illegitimer Fruchtbarkeit (S. 160). Dagegen glaubt der Verfasser, daß die Fruchtbarkeit in den ersten zehn Jahren der Ehe am stärksten ist und von da ab sinkt. Auch in den größeren Städten nimmt dieselbe in Folge verschiedener äußerer Einflüsse, die auf sie ungünstig einwirken, ab (S. 160). Die größere Geburtenzahl in den Städten im Vergleich zu dem platten Lande ist nach des Verfassers Ansicht nur Schein,

weil in den Städten durchschnittlich mehr Frauen in dem fruchtbarsten Lebensalter verheirathet sind. Daß in den größeren Städten mehr verheirathet sind, hat seinen Grund darin, daß diejenigen, die vom Lande in die Städte wandern, meist noch nicht verheirathet sind, aber im heirathsfähigen Alter stehen und in der Stadt, wo sie sich eine Lebensstellung suchen, in die Ehe treten.

In dieser Erscheinung glaubt auch der Verfasser einen der Gründe für die Abnahme der Fruchtbarkeit in Frankreich zu finden. Denn in diesem Lande sind die Wanderungen vom Lande nach den Städten sehr beträchtliche und infolgedessen nimmt die Fruchtbarkeit des platten Landes im Vergleich zu den Städten ab (S. 188). Der Verfasser berücksichtigt zwar auch eine Kategorie von künstlichen Ursachen, die in Frankreich auf den Rückgang der Geburtenziffern hinwirken, aber er hält sie für sehr nebensächlich. Diese Ursachen, meint er, haben immer existirt, es sei gar nicht recht zu begreifen, warum sie plötzlich auf die Verminderung der Geburten in Frankreich so mächtig einwirken sollten. Ihr Einfluß sei weit geringer, als man glaubt (S. 190). Ob nicht hier der Verfasser doch etwas zu optimistisch urtheilt? In Frankreich sei eben die schwache Geburtenzahl auf das Conto vor allem wirthschaftlicher Faktoren zu setzen. Die Bedürfnisse seien hoch gesteigert, aber schwerer zu befriedigen in einem Lande, das viele Steuern zu leisten hat und durch mancherlei finanzielle Krisen heimgesucht wurde. Deswegen sei die Lust zum Heirathen eine geringe. Dagegen seien die hygienischen Verhältnisse sehr günstige zu nennen, die Leute erreichen durchschnittlich ein hohes Alter, was wieder hemmend auf die Vermehrung des Nachwuchses einwirke. Endlich sind, wie bereits erwähnt wurde, die Wanderungen im Innern des Landes sehr beträchtlich — kurz alle Umstände, welche die Geburtenzahl überhaupt vermindern, finden sich in diesem einen Lande vereinigt (S. 197). Das gerade Gegenstück zu Frankreich ist in der Geburtenstatistik Rußland. Dieses weist die größte Geburtenzahl auf, und zwar findet sich die höchste Ziffer im Centrum Rußlands, und je weiter entfernt

die Länder von Rußland liegen, desto mehr sinkt auch die Zahl der Geburten (S. 46 ff.).

In der Erörterung der Sterblichkeitsstatistik kommt der Verfasser auch auf die Theorie des Malthus zu sprechen. Eine treffliche eindringende Kritik derselben kommt trotz Anerkennung einzelner werthvoller und haltbarer Bestandtheile derselben doch zum Schluß, daß das von Malthus verkündete Gesetz nicht aufrecht zu erhalten sei. Es finde Anwendung auf die Thierwelt, nicht aber auf die Menschen (S. 240). Den kleineren Theil des Werkes (S. 313—370) füllt die Beschreibung der Bevölkerungsbewegung in Belgien.

Die trockenen Zahlenreihen, mit welchen der Verfasser operiren muß, werden belebt durch werthvolle graphische Blätter, welche im Bilde die Bewegung der Bevölkerungsgesetze veranschaulichen. Durch die graphische Darstellung wird das Verständniß der schwierigen Materie wesentlich erleichtert. Am Schluß des Werkes ist eine Karte beigefügt (Europe démographique), welche die geographische Vertheilung der Sterblichkeit und des Geburtenzuwachses für ganz Europa im Jahre 1883 veranschaulicht.

Dr. Walter.

VI.

Zwei Briefe König Ludwigs I. an Görres.

Die Görresgesellschaft hat jüngst, in den letzten Tagen des Mai, zu Koblenz das Jubelfest ihres 25jährigen Bestehens gefeiert. Die festliche Stimmung, in der die Gesellschaft im Rückblick auf das Errungene ihr Silberjubiläum begehen konnte, gewann noch eine besondere Weihe durch den Umstand, daß es an der Geburtsstätte des großen Geisteshelden gefeiert wurde, unter dessen Zeichen sie vor einem Vierteljahrhundert ins Leben getreten und seitdem so triebkräftig, von Jahr zu Jahr tiefer Wurzel fassend, sich entfaltet. Dieser Stimmung hat Herr Prof. H. Grauert lebendig Ausdruck gegeben in seiner Ansprache an den Präsidenten der Gesellschaft, wobei er in kurzen, geistvoll markigen Zügen die Größe und Eigenart Josephs von Görres zeichnete und die Bedeutung dieses universellen Geistes auch für unsere Zeit vor Augen führte. (Der Wortlaut ist mitgetheilt in der Wiss. Beilage der Germania Nr. 24 vom 14. Juni 1901.)

Ich möchte den Anlaß benützen, zwei bisher nicht gedruckte Briefe von König Ludwig I. an Görres zu veröffentlichen, welche zu einer künftigen, von der Görresgesellschaft in Aussicht genommenen Biographie des berühmten Gelehrten einen kleinen Beitrag bieten.

Beide Briefe gehören dem letzten Jahrzehnt von Görres' Lebens- und Ludwigs I. Regierungszeit an und bekunden die hohe und dauernde Werthschätzung, die der edle Fürst dem genialen Koblenzer bewahrte.

Der erste Brief, aus dem Jahre 1842, ein Anerkennungsschreiben für die eben erschienene Schrift „Der Kölner Dom und das Münster von Strasburg" (Regensburg 1842), ist vom König ganz eigenhändig geschrieben und besonders dadurch interessant, daß er selbst bestätigt, daß die Ernennung zum ordentlichen Mitglied der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften durch seine persönliche Initiative erfolgte.

Der zweite Brief, vom Jahre 1845, ist ein Dankschreiben für die Ueberlassung eines vollständigen Exemplars des „Rheinischen Merkur", das der König sich von Görres zur Einsicht erbeten hatte. In diesem Brief ist die Unterschrift und die Nachschrift von des Königs eigner Hand. F. B.

I.

Berchtesgaden 31 August 1842.

Mein werther Herr Professor von Görres,

Belobung verdient Ihr Gedanke dieses Werk (welches Sie mir geschickt wofür ich innig danke) über den Cölner Dom und Straßburger Münster zu schreiben und dafür wie Sie es thaten, und Belobung daß Sie dessen Ertrag für des ersten Vollendung bestimmt haben. Bin mit Ihnen einverstanden daß die Ausbauung treu geschehen solle nach dem ursprünglichen Plane. Ein vorzügliches Anliegen ist mir dieses in seiner Art herrlichsten Werkes Vollendung, wozu teutsche Beharrlichkeit erforderlich. Geweckt muß dieß Gefühl zuweilen werden, und hoch erfreulich wenn von Männern, von solch' hervorragenden, wie Görres, es geschieht. Sie wissen, was ich auf Sie halte, ein neues

Merkmal davon werden Sie in Ihrer neulichen Ernennung durch mich zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gesehen haben, der Sie eine Zierde derselben sind. Wenig Zeit habe ich zum Lesen, aber an das was aus Görres Feder floß hat sich gleich gemacht

der Sie zu würdigen wissende

Ludwig.

II.

Mein Herr Hofrath und Professor von Görres!

Sie hatten die Gefälligkeit, Mir mit Ihrem Schreiben vom 31[ten] vor. Mts. ein Exemplar des Rheinischen Merkurs nicht nur nach Meinem Wunsche zur Einsicht zuzusenden, sondern auch daß Ich es für Meine Privat-Bibliothek behalten dürfe, anzubiethen. Ungeachtet des Papiers, weßhalb Sie sich entschuldigen, wünsche Ich es zu behalten, da es eines Inhalts ist, der für Mich hohen Werth hat. —

Ich danke Ihnen demnach, und benütze gern den Anlaß, Sie Meines Königlichen Wohlwollens zu versichern.

Ihr wohlgewogener König

Ludwig

München den 5[ten] Jänner 1845.

Wiederhohle meinen innigen Dank.

VII.

Zur kunstgeschichtlichen Literatur.

(Springer's Handbuch der Kunstgeschichte.)

Die günstige Aufnahme, welche bei ihrem Erscheinen di „Kunsthistorischen Bilderbogen“ und das von dei verdienten A. Springer hiezu geschriebene „Textbuch“ fander ist auch dem späteren Unternehmen: Bilder und Text i praktischer Weise zu einem Handbuch der Kunstgeschicht zu vereinen, ungeschmälert gesichert geblieben. Beleg hiefü ist die vorliegende sechste Auflage des ersten, die Kunst de Alterthums behandelnden Bandes.[1])

Die gediegene textliche und illustrative Ausgestaltung, d das Handbuch in steter Entwicklung genommen hat, macht d sympathische Aufnahme des Werkes auch völlig erklärlich. D Zwecke eines Handbuches fest im Auge habend, läßt Dr. Michaeli bei scharfer Abgrenzung und präciser Fassung seines Stoff keinen Gesichtspunkt unberücksichtigt, der allenfalls neue Ar regungen und Streiflichter über entlegene Kunstgebiete wecke könnte.

1) Anton Springers Handbuch der Kunstgeschichte. I. Da Alterthum. 6. Auflage, neu bearbeitet von Adolf Michaeli Mit 652 Abbildungen im Text und 8 Farbendrucken. Leipzi E. Seemann. 1901. Elegant in Leinen gebunden 8 Mark.

Wenn im Großen und Ganzen die Beurtheilung der Kunstthätigkeit der ältesten Culturvölker keine wesentliche Veränderung mehr erfahren dürfte, so geben doch die fleißig unternommenen neueren Forschungen und Ausgrabungen Material genug, um berichtigend oder ergänzend auf die kunstgeschichtliche Literatur einzuwirken. So sehr spröde und einseitig, wie uns z. B. früher die ägyptische Kunst erschien, dünkt uns dieselbe heute doch nicht mehr. Ist uns auch die eigentliche Kenntniß der Kunstanfänge im Nillande noch immer gründlich verschlossen, da in den erhaltenen Werken des sogenannten alten Reiches bereits eine in ihrer Eigenart völlig ausgeprägte Kunstform sich vorfindet, so zeigen immerhin die bald leiser bald stärker erkennbaren Schwankungen der Kunstthätigkeit im alten wie im mittleren und neueren Reiche eine gewisse Beweglichkeit des ägyptischen Kunst- und Volksgeistes. Daß Aegypten — im Gegensatze zu den Staaten des mesopotamischen Stromlandes — neben der höfischen auch eine wirkliche Volkskunst gezeitigt hat, ist eine höchst beachtenswerthe Erscheinung. Gerade die volksthümliche Kunst Aegyptens hat es durch scharfe Naturbeobachtung in realistisch treuer Darstellungsform oft erstaunlich weit gebracht, was wir vor allem auf dem Gebiete des Porträts bestätigt finden. Manche derartige Leistung dünkt uns geradezu ein Räthsel. Die Formenbeherrschung, welche z. B. die im Berliner Museum befindliche Basaltbüste eines alten Mannes bekundet, wirkt wahrlich verblüffend und wir möchten hier, entgegen der im Handbuch vertretenen Meinung, doch Jenen beipflichten, die solch ein fortgeschrittenes Werk mehr der hellenisch-römischen als der saitischen Zeit zuerkennen wollen.

So hoch wir die technische Gediegenheit und die einzelnen Bravourleistungen in gewissen Kunstfächern bei Aegyptern, Babyloniern und Assyrern auch anschlagen, der Schein des Gebundenen, Eingeengten und Schwerfälligen lagert immer wie ein Bleigewicht auf ihren Schöpfungen. Gleich im Dämmerdunkel aufzitternden seltenen Irrlichtern flackern nur wenige Spuren des wahrhaft Kunstschönen über den einstigen Schaffensfeldern der genannten Völker. Wie ist es doch anders in der

vom Sonnenlichte höchster Schönheit umflutheten Kunstwelt
Hellenenthums!

Seit Schliemann seine epochemachenden Ausgrabung
vollführte, ist die Einleitung in Griechenlands Kunstgeschi
um eine wichtige Vorstufe bereichert worden. Wir kennen
genauer die Brücken und Verbindungswege, auf denen
kunterbunte Gewirre asiatischer Formen zur nöthigen A
scheidung und Umgestaltung nach den ägäischen Inseln
dem europäischen Festlande drängte Hissarlik, Mykenä, Tir
bilden gewissermaßen die Etappen, die in aufsteigender Li
nach Aegina,[1]) Olympia und zum Parthenon führen.

In vorzüglicher Weise erörtert das Handbuch zunäch
die bekannten drei Stilarten der griechischen Baukunst,
dann die geschichtliche Entwickelung dieser Systeme im Einzeln
vorzuführen.

Am gründlichsten ist dieses bei der dorischen Form ermögli
indem hier thatsächlich die volle Entwicklungslinie: vom H
bau bis zum Steintempel aufgedeckt sich zeigt. Minder üb
sichtlich erscheint bis zur Stunde der Werdeprozeß des jonisch
Stiles, wenngleich seine Eigenart am engsten den Anschluß
orientalische Formen verräth, wofür das in neuester Zeit
jonischen Ordnung zugetheilte äolische Kapitell die verläßigs
Belege bietet. — Der künstlerische Einfluß Griechenlands,
in der Periode des Hellenismus weit über die vie
Colonien hinaus auf alle damaligen Culturvölker sich erstre

---

1) Die im April d. J. von Furtwängler an der Stätte
Athenetempels auf Aegina mit Glück eröffneten Nachgrabun
lassen hoffen, daß die in der Münchener Glyptothek verwah
berühmten Figuren der Giebelfelder ihre von Thorwaldsen g
tigten Interimsgliedmaßen alsbald gegen die rechtmäßigen
tauschen, und die in Mitte der Westgiebelgruppe weitausschau
Athene die wirklichen Häupter ihrer Umgebung ohne Fehl
zählen können.

scheint als der großartigste Erfolg, den die Kunstgeschichte zu verzeichnen hat. Indem die Griechen mit dem 3 Jahrhundert v. Chr. ihre bisher streng gegliederten Bauformen einer gewissen Mischung und Anpassung an alle Forderungen, welche Grab-mäler, Markthallen, Bäder und sonstige Profanbauten bedingten, unterstellten, den althergebrachten geradelinigen auch gerundete Anlagen beigesellten, ja selbst zur Herstellung von Kuppeln und Wölbungen schritten, war ihre geistige Einwirkung nicht nur auf die Architektur Roms, sondern mehr oder minder auch auf die Bauwerke aller Zeiten gesichert.

Das folgende, die hellenische Malerei behandelnde Kapitel des Handbuches zeigt die rege Pflege, welche auch dieser Kunstsparte zu Theil geworden ist Leider bestehen frühe Originalwerke nicht mehr, und die imposante Zahl erhaltener Malernamen, die Fülle von Berichten der Schriftsteller bieten keinen Ersatz für das Verlorene. Aus den erhaltenen, nicht immer genauen Nachahmungen und Copien griechischer Werke, wie sie zumeist Italien bewahrt, müssen die Folgerungen über den Stand der antiken Malereien mühsam gezogen werden. Daß die Malerei der Griechen zunächst an der aus Asien importirten Thon- und Vasenschmückung sich emporrichtete, ist zweifellos. Der Hauch hellenischer Phantasie, der allmählig die Spuren des Uebernommenen tilgte, wußte weiterhin in Wand- und Tafelbildern eine den Schwesterkünsten ebenbürtige Entwicklung zu nehmen. Technische Errungenschaften (Tempera, Enkaustik) steigerten in der Zeit Alexanders d. Gr. die Leistungsfähigkeit der Malerei in überraschendster Weise; falls gegen die Aechtheit der im ägyptischen Fajum gefundenen Bildnisse der Sammlung Graf — im Handbuche werden sie bereits der ptolemäisch-römischen Periode zugewiesen — kein triftiger Einwand erhoben werden kann, dann haben wir alle Ursache, die meisten dieser Porträts hinsichtlich der Sicherheit und Schärfe ihrer Charakteristik den besten Leistungen aller Zeiten beizuzählen. Daß die Malerei, die gefügigste aller Künste, im Hellenismus nicht immer dem Edlen und Hohen diente, sondern auf den schlüpfrigen Abwegen der alexandrinischen Poesie bis

zu „völliger Gemeinheit“ sich verirren konnte, verhehlt a
das Handbuch nicht. —

Umfangreich, der Bedeutung des Gegenstandes voll
entsprechend, präsentirt sich die Behandlung der hellenisch
Plastik. Welchen Triumph menschlicher Begabung bekun
nicht die Bahn, die von den noch ungeschlachten Formen d
Metopenskulpturen des Burgtempels von Selinunt zu d
Werken des perikleischen Zeitalters hinführt! Die ursprüng
liche Eigenart: das bewegliche, mehr dem Malerischen z
neigende Wesen der jonischen, das gemessene, conservative Eleme
der dorischen Plastik, die Bedeutung der einzelnen groß
Künstler und ihrer Schulgruppen zeichnet das Handbuch
trefflichen, klaren Zügen. Sehr beachtenswerth ist der Hinwe
auf die vielen hellenischen Grabreliefs, die in ihren Darstellung
von Familienscenen meist eine überaus weihevolle Stimmu
tragen und eine Tiefe der Gemüthsstimmung zum Ausdru
bringen, die wir an römischen Grabreliefs nicht zu find
vermögen.

Die Offenbarung edler Empfindungen ist es überhau
die, vereint mit vollendeten Kunstformen, die hellenis
Kunst der klassischen Zeit auf der Höhe des Ideals erschein
läßt. Nur durch die sichtliche Bekundung eines tieferns
religiösen Geistes war es möglich, daß der Anblick d
Phidias'schen Zeusbildes die Beschauer erheben und beglück
konnte. Mit Genugthuung registriren wir den im Handbuc
(S. 217) niedergelegten, für die Kunstpflege aller Zeiten w
zu beherzigenden Ausspruch, daß bei Phidias „nicht ein bloß
Anbequemen an die durch Ueberlieferung geheiligte Temp
sculptur“ den weihevollen religiösen Zug seiner Werke beding
sondern daß vor allem die Geltendmachung der persönlich
Gesinnung des Künstlers, „in dem eine ehrfürchtige Scheu v
den alten über Athen waltenden Göttern lebte und eine no
ungebrochene fromme Empfindung lebendig war“, ihn hervo
zurufen vermochte.

Nicht die rege Schaffenskraft und Freude, wohl aber d

[…]r Geist, der die Hochblüthe der griechischen Plastik aus-
[…]et, minderte sich in der weiteren Entfaltung des Hellenismus,
[…] hervorragendste Marken uns in pergamenischen und
[…]schen Sculpturen erhalten sind. Schon haben wir es
[…] mit einer Art Barokkunst zu thun, als deren glänzendste
[…]ung der Laokoongruppe erscheint, welche nicht, wie man
[…]r annahm, den Gipfelpunkt, sondern den Abschluß der
[…]ändigen griechischen Kunst bedeutet.

Der letzte größere Abschnitt des Handbuches behandelt die
[…]t der Etrusker und Römer. Daß das Broncebild
[…] sogenannten kapitolinischen Wölfin im Handbuche der
[…]skischen Sphäre entrückt, bereits der archaisch griechischen
[…]iode einverleibt worden ist, dürfte allgemeine Zustimmung
[…]erlich finden. Darüber kann allerdings kein Zweifel be-
[…]en, daß die italische Kunstgeschichte viel weniger eine inner-
[…] zusammenhängende Entwicklung als eine Summe äußerer
[…]egungen und deren Verarbeitung darbietet. Die Belege,
[…] Rom hiefür zeigt, sprechen ja deutlich. Scheint es doch,
[…]nders auf dem Gebiete der Plastik, als ruhte die römische
[…]nstthätigkeit förmlich auf den Lorbeeren der hellenischen aus.
[…] auch auf dem Boden der Architektur ist das selbstfinderische
[…]affen Roms auf einen verhältnißmäßig engen Rahmen
[…]renzt; das Hauptaugenmerk richtet sich vor allem dahin,
[…] Uebernommene theils noch zweckmäßiger, theils luxuriöser
[…]gestalten, es in kolossale und schließlich in baroke Formen
[…]überzuleiten. Muthet uns doch ein unter den Ruinen
[…]lbeks mit concaven Sockeln und Gesimsen ausgestatteter
[…]dtempel an, als hätte ein perückentragender europäischer
[…]st des 18. Jahrhunderts ihn errichten lassen.

Weitere, eingreifendere Veränderungen der künstlerischen
[…]altungen konnten sich erst einstellen, als neue Ideen solche
[…]ndlungen nöthig machten. Vom Quaderbau der milvischen
[…]cke aus hielten am 28. Okt. des J. 312 solch' neue, welt-
[…]egende Ideen ihren öffentlichen feierlichen Einzug in die
[…]dt Rom. Aber eine wirkliche Entthronung der antiken

Kunstformen erwies sich dennoch unmöglich, da wahrhafti
Culturwerthe niemals völlig außer Curs gesetzt werden könne
Wohl zeigten sich in der christlichen Culturgeschichte einzel
Strömungen, welche die Fühlung mit der Antike möglichst z
meiden suchten, doch mit elementarer Gewalt hat die Renaissanc
hier wieder Wandel geschaffen. Wir reden einer sklavische
Verehrung und Nachahmung der hellenisch-römischen Kunst nic
das Wort; immerhin aber theilen wir vollständig die Anschauun
welche im Schlußsatze des empfehlenswerthen Handbuches zu
Ausdruck gelangt: „Eine Kunst, für welche die Antike e
leeres Blatt darstellt, wie sie neuerdings aufgekommen ist, e
scheint wenigstens für Europa, so weit menschliche Voraussic
reicht, auf die Dauer undenkbar.“

Bemerkung.

In Bd. 127 dieser Zeitschrift S. 878 hat der Verfass
der Artikel über die Frauenfrage die Güte, einen klein
Aufsatz von mir in Schmollers Jahrbuch zu erwähnen,
dem ich beiläufig den weitverbreiteten Irrthum über die Syno
zu Mâcon richtig stelle. Ich muß hierzu bemerken, daß
das zur Richtigstellung nöthige Material nicht, wie es nach d
obigen Notiz scheinen könnte, eigenem kirchengeschichtlichen Wiss
oder Forschen verdanke, sondern daß ich lediglich die Angab
benützt habe, die P. Rösler für mich aus Hefele's Concilie
geschichte ausgezogen hatte.

E. Gnauck-Kühne.

VIII.

Das Volksschulwesen in der Diöcese Augsburg nach den bischöflichen Visitationsprotokollen von 1775—1786.

Von Dr. Frz. Xav. Thalhofer.

(Schluß.)

3. Schulbetrieb.

Vor allem ist daran zu erinnern, was oben (sub 1) über die Dauer der Schulzeit gesagt worden ist. Die Thatsache, daß im Allgemeinen der Schulbesuch über 3—4 Monate des Jahres nicht hinausging, daß ferner die Fortsetzung des regelmäßigen Unterrichtes durch eine ausreichende Reihe von Schuljahren hindurch bei der Freiwilligkeit des Schulbesuches oft nicht gesichert erschien, mußte auf den Unterrichtsbetrieb zum mindesten lähmend wirken. Die Nachrichten über die tägliche Arbeitszeit sind spärlich, die vorhandenen lassen erkennen, daß die für den Unterricht günstigen Vormittagsstunden nicht immer ausgenutzt wurden. Der Schulmeister (u. Weber) von Lützelburg hielt Schule von ½9 — ½10 und von 1 — ½3; Bayermünching 8—10, 1—4; Osterzell 8—10; Mörslingen 3½ Stunden; 6 Stunden werden vermeldet aus Demingen, Obersinn („trotz methodus antiqua"), Waltenhofen (7—10, 1—3), Leiterschach gar ½7—½11; 12—½5. Daß nicht überall täglich Unterricht ertheilt wurde, zeigt Amendingen, wo nur 3 Tage der Woche Schule gehalten wurde. Von ungünstigem Einflusse

war auch der oben berührte Umstand, daß an einigen
die Schule in gemietheten Räumlichkeiten abgehalten w
mußte. Wir haben uns dieselben jedenfalls zweckwid
vorzustellen, als die im eigenen Schulhaus gelegenen Zin
über die auch manche Klagen laut wurden.

Die Kenntnisse der Lehrer waren bescheidene.
ein paarmal werden dieselben anerkennend hervorgehobe
Donauwörth: „ludi magistri satis capacitatem hab
Zell: „lehrt vorzüglich und ist schade, daß er nicht
größeren Posten hat;" Maiselstein: „der Schulmeister
16jähriger Knabe, hat schöne Handschrift und kann auc
5 Species der Rechenkunst." Nehmen wir an, daß hier
Gute wie immer weniger festgestellt und überliefert ist,
dürfen wir doch die mannigfachen Klagen über mangel
und schlechte Kenntnisse nicht übersehen. Steiner selbst
unter den Gründen für das mangelhafte Schulwesen ei
male auch die Unfähigkeit der Lehrer an. Die Schulen
Kapitel Jettingen seien schlecht bestellt, weil sie zu kurz da
„und von solchen Schulmeistern versehen werden, w
selbst kaum lesen und etwas schreiben wissen, in dem c
lichen Unterricht aber außer Stand sind, der Jugend
gesetzte katholische Christenthum beizubringen." (Ebens
Vorberichte zu den Kapiteln Weilheim, Kirchheim, Kemp
Allgemeine „Klagen über Unerfahrenheit" der Lehrer h
wir aus Hindelang, Nesselwang, Trauchgau, Mün
Ambach, Trugenhofen (es wäre nöthig den Schulm
selbst in die Schule zu schicken), Waidhofen („ludi mag

1) Die folgenden Nachrichten sind den Protokollen der Visi
entnommen; wo sie auf dem Bericht des Pfarrers beruhen,
ich es an (Pf.-B.). Es könnte sonst die Vermuthung
Parteilichkeit des Urtheils entstehen, wozu allerdings kein
gegeben wäre. Uebrigens beruhen die Notationen der Visitat
protokolle auf den Aussagen des Pfarrers und besonder
Gemeindevertretung.

imperitus et indoctus"), Agawang. Ueber mangelhafte Schrift und Lesekunst wird geklagt in Pfronten, Rechbergreuten, Ausfirch. Wir werden uns darüber auch nicht wundern, wenn wir bedenken, daß den meisten Lehrern dieser Zeit noch keine Gelegenheit zu einer besonderen Vorbildung geboten war. Manche waren ja wohl entgleiste Studenten, wie der zu Deinigen, ihm wird deßhalb auch das Lob: „Er hat 9 Jahre studirt und steht der Gemeinde sehr wohl an, sie sagen, daß sie keinen solchen Schulmeister mehr bekommen". Andere mögen die Schreiberstube mit der Schulstube vertauscht haben (Unterroth), die meisten werden aber mit bloßer Volksschulbildung ausgerüstet gewesen sein.

Die methodische Verwerthung dieser Volksschulkenntnisse werden wohl viele erst in der Schularbeit selbst versucht und geübt haben. Lehrerssöhne und auch andere scheinen aber die Hauptkunstgriffe als Hospitanten bei älteren Lehrern sich angeeignet zu haben. Wenigstens wissen wir von dem 16 Jahre alten Schulmeister zu Untergermaringen, daß er nach Westendorf ging, „um beim Schulmeister zu lernen." Von dem um eben diese Zeit sich ausbreitenden Normalschulwesen und den damit zusammenhängenden ersten Versuchen einer methodischen Vorbildung waren weitere Kreise noch nicht berührt. Doch zeigen sich bereits die Spuren dieser Einflüsse in dem Jahrzehnt, über das die Visitationsnachrichten sich erstrecken.[1]) Der Schulmeister von Zipplingen wird genannt: „diligens ludi magister et in seminario Wurzburgi[2]) ad pueros erudiendos

---

1) Ueber die Einführung der Normalschule zu Dillingen durch Schneller 1775 und deren Bedeutung als Lehrervorbildungsschule vgl. meinen Aufsatz in „Mittheilungen" 1897 S. 66 ff. besonders S. 82. Ueber „Normalschule in der Stadt Lauingen von 1785 bis Ende des 18. Jahrhunderts" vgl. meine Mittheilungen in Beilage zur Augsburger Postzeitung 1901 Nr. 19, 20.

2) Ueber das Schullehrerseminar zu Würzburg und dessen Organisator Götz (1770—1783) vgl. Küffner, Beiträge zur Geschichte der Volksschule im Hochstift Würzburg. S. 78. ff.

instructus; der von Bayermünching, im zweiten Jahre d
„ist in München[1]) vorgebildet worden, wie er die Ki
lehren soll", der in Bretleshofen „hat Normal, sei zu Gü
burg[1]) examinirt worden." Das Bestehen oder Entst
von Normalschulen wird mehrmals notirt, die Anregun
dazu gingen von den weltlichen Herrschaften aus. Vor a
ist hier Oestreich zu nennen für seine in der Diözese geleg
Markgrafschaft Burgau. Steiner konnte schon 1776
dem Vorbericht zu dem Kapitel Ichenhausen mittheilen,
„man von Seiten des Günzburgischen Oberamtes auf I
kaiserlichen Majestät gnädigsten Befehl arbeitet, die Sch
zu verbessern und in Burgau eine Normal anzulegen
eine in Günzburg bei den Patres piarum Scholarum
beim Englischen Haus, welche schon bestellt sind, zu wei
Vollkommenheit zu bringen, vermittelst dieser Einrichtung
zuwarten ist, daß auch auf dem Lande gute Schulme
aufgestellt werden".[3]) Den Häusern Oettingen rühmt Ste
im Vorberichte zum Kapitel Wallerstein nach, „daß die Sc
mit vieler Mühe befördert werde; beide fürstliche Hä
Oettingen-Spielberg und Oettingen-Wallerstein bestreben
die Normalschule einzuführen, der dermalen regierende G
von Baldern unterstützt aus eigenen Mitteln die Nor
Schulkinder und besucht selbst in seiner Grafschaft die L
schulen." In Oettingen, Maihingen, Thannhausen sind
auch Normalschulen bezeugt. Sehr ernstlich wurden

1) Ueber das Münchener „Schulmeister-Seminarium" vgl. G
Das Schulwesen der königl. bayer. Haupt- und Residen
München. S. 100.

2) In Günzburg, zur österreichischen Markgrafschaft Burgau ge
leiteten die Piaristen eine Normalschule.

3) Auch in den österreichischen Theilen der Diözese im Allgäu s
das Normalschulwesen angestrebt worden zu sein. Nach
Vorbericht zum Bez. Füßen beklagen sich die tirolischen P
daß die Gotteshäuser große Steuern zahlen müssen zur
richtung der Normalschulen.

Neuerungen in dem ehemaligen Herzogthum Neuburg betrieben. „Die Schulen sind dermalen in Neuburg sehr gut eingerichtet“, schreibt Steiner 1786 (Vorb.) „und werden normalisch gehalten, welche Norm Herr Priester Thall, so vorher bei der Knabenschule Dillingen Adjunkt gewesen, eingeführt hat. Von München werden diese Schulen gut unterstützt und haben die zwei weltlichen Knabenschulmeister mit der vorgenommenen Prüfung zur Zeit der Visitation alles Lob verdient. Auf dem Lande hat man zwar aus Abgang des Unterhaltes die Normalschule nicht allerorts einführen können, es wird aber wirklich auf höchsten Befehl von München daran gearbeitet, daß in jedem Pfleggericht derlei Schulen eingerichtet werden.“ [1]) Wir finden solche Schulen in Baar, Sinningen und Weyhering bezeugt. In das gleiche Herrschaftsgebiet gehören die Normalschulen zu Burgheim, Lauingen und Höchstädt. Ueber letztere bemerkt der Visitationsbericht: Haben in Höchstädt die Tertiarinen oder sogenannten Stifelnonnen (?) ein Haus und sollen sich sehr gut aufführen, wie sie denn Niemand zur Last und dem Gemeinwesen der Stadt zu Nutzen sind, indem sie auf eigene Kosten die Mädel in den Schulgegenständen normalisch unterrichten.“ Dieser Normalunterricht der Tertiarinen, deren Mutterhaus in Dillingen war, der zu Lauingen, auch der zu Neuburg durch Thall führen zum Mittelpunkt des schwäbischen Normalschulwesens Dillingen hin, und dessen Direktor J. A. Schneller. Die weltlichen Herrschaften konnten wohl Verordnungen erlassen; aber bei der Geringfügigkeit der von ihnen gebotenen Mittel, ist das, was erreicht wurde, nur dem selbstlosen Idealismus einiger begeisterter Männer zu verdanken. Und diese innere Wärme, die doch unter dem Ueberschwang der Worte

1) Ueber „Einführung der Normalschule im Neuburgischen“ liegt im Kreisarchiv weiteres Material (A. 10184). Die guten Absichten scheiterten an den Kosten, wie auch Steiner im Vorbericht zu Kapitel Burgheim meldet (1786.)

glüht, läßt einem die Lektüre der pädagogischen Werke und der handschriftlichen Promemorien dieser Zeit nie entleiden. Unsere Visitationsakten rücken uns außer Schneller zwei Männer näher, die vielleicht von Schneller beeinflußt oder wenigstens in seinem Geiste thätig waren. Aus Dinkelsbühl wird gemeldet: „Hier sind zwei deutsche Schulen, eine für die Knaben und die andere für die Mädgel, beide werden auf Normalart gehalten und sind durch die unermüdete Sorge des geistlichen Rathes und Stadtpfarrers J. A. Grasmeier in dem besten Stand, wie solches beide zur Zeit der Visitation durch eine Prüfung bestätigt und von der ganzen Stadt das Lob und Beifall haben.“ Im Vorbericht zum Kapitel Westendorf (11. Nov. 1777) lesen wir: In dem Orte Truisheim ist die Normalart mit Nutzen eingeführt worden, maßen dermal diese Schule nicht nur von den Kindern in Truisheim, sondern von den anliegenden Pfarreien Allmannshofen, Mertingen besucht wird. Diese Schule hat ihre Beförderung dem Kaplan Regele, welcher dermalen hier die Schule zu unserer lieben Frauen einzurichten sich bestrebt, zuzuschreiben, indem besagter Kaplan nicht nur den Schulmeister des Orts in der Normal abgerichtet und zur Winterszeit täglich sich mit dem Normalunterricht beschäftigt, sondern auch zur Sommerszeit an den Sonn- und Feiertagen versammelt hat, damit sie wenigstens jenes, was sie in dem Winter erlernt, in dem Sommer nicht vergessen. Diese Schulbemühungen in Truisheim waren für die Frau Abbatissin in Holzheim so einleuchtend, daß sie mir versprach, sie werde auch in den übrigen Ortschaften ihres Stiftes sorgen, daß zukünftig kein Schulmeister aufgestellt werde, welcher nicht eherbevor die Normal wird gelernt haben. Zu wünschen wäre, daß die anliegenden Herrschaften ebenfalls von derlei gutem Beispiel überzeugt zu gleichen Verordnungen sich entschließen.“ Diese Regungen neuen Geistes verzeichnete Steiner mit großer Sorgfalt und wendete sich auch ab und zu mit Vorschlägen an den Bischof. So beantragte er „über die

dtschulen Füssens und die Landschulen der Pflege Füssen
Schuldirektor zu bestellen", das Dillinger Trivial- und
malschulwesen soll eingeführt und zu diesem Zwecke ein
ficium ad St. Spiritum errichtet werden.

Ohne Widerspruch erfahren zu müssen, dürfen wir wohl
upten, daß von einer bewußten, gleichartigen, metho-
en Lehrart erst seit Aufkommen des Normalschulwesens
rochen werden kann. Ich hielt deshalb die ausführliche
abe der Visitationsnotizen über die Errichtung von
malschulen für nothwendig. Außer diesem lassen aber
Akten erkennen, daß an verschiedenen Orten, wenn auch
gerade vollständige Normalschulen erstrebt wurden,
die Normalmethode angewandt wurde; Nassenbeuren:
ält die Normalschule, doch haben sie die Büchlein noch
t"; Altheim: „Hat Normal angefangen und will selbst
Dillingen zur Lehr gehen"; Babenhausen: „Alte Methode,
Schreibart ist normalisch"; ferner Burgheim, Ortlfing,
nnertshofen, Landsberg, Diessen, Holzheim (Weißenhorn),
rtleshofen. Daß das Bewußtsein der Nothwendigkeit einer
eren neuen Methode verbreitet war, zeigen die Notizen,
wie zur Entschuldigung lauten: „Haben noch alte Methode"
beralting, Geltendorf, Krumbach), daß die bisherige Methode
hr schlecht" sei, wird nicht blos von Steiner in seinen
rberichten sondern auch von den Gemeindevertretern
sgesagt.

Auch über den Fleiß und Unfleiß der Lehrer
den sich häufige Angaben; 14 Orte habe ich mir notirt,
denen der Schulmeister als „diligens, fleißig und akkurat"
eichnet wird. Dem stehen etwa nochmal soviel Angaben
genüber, die über den Lehrer als negligens, bibulus klagen.
Sonthofen „ist der Schulmeister wegen seiner Nachlässig-
öfter ermahnt worden und dermalen ist er entflohen,
er bis zum Anfang der Schule zurückkehrt, steht zu
warten und auch ob wegen seiner von höheren Orts keine
ränderung verordnet werde." Zur Rede gestellt geben

manche Lehrer als Grund ihrer Unlust und Gleichgültigkeit den schlechten unregelmäßigen Schulbesuch der Kinder an, der eben ihre oft einzige Einnahmequelle aus der Schule zu einer äußerst spärlichen machte. Dies wurde auch anerkannt. Der Pfarrer von Lamertingen schreibt: „Hat seinen Meßnerdienst und sonst nichts und daher kommts, daß er aus Liebe nichts, aus Schuldigkeit sehr wenig thut.“ Und aus Frauenstetten schreibt der Pfarrer: „Schlecht gestiftet, daher muß man sich mit schlechten Leuten begnügen und froh sein, so einer ein solches Brod annehme.“

Was die Disciplin angeht, so hören wir nur dreimal Klagen darüber, daß der Lehrer zu grob sei und die Kinder blutig schlage (Beurbach, Waal, Glött), ebenso oft äußern sich aber die Eltern, „der Schulmeister sei zu gut und die Kinder haben keine Furcht“ (Mittelneufnach, Breitenbrunn, Obenhausen). Von dem Lehrer zu Rieden wird gesagt, „er sei wegen der Schmirbalien viel zu parteiisch.“ Endlich sei noch der Fall von Reichardshausen erwähnt: „der Meßner klagt, daß ihm der Pfarrer vor vier Jahren eine Ohrfeige gegeben habe. Pfarrer sagt, daß solches geschehen, weil ihm der Meßner das Maul angehängt, als er ihm einen groben Fehler contra sextum verwiesen, sei aber motu primo geschehen.“

Sehr häufig aber nicht immer verzeichnet der Visitator die Unterrichtsgegenstände, die gelehrt wurden. Lesen, schreiben und rechnen ist für 16 Orte verzeichnet, lesen und schreiben für 36 Orte. Rechnen war nämlich ein Gegenstand, der entweder nur auf Wunsch gelehrt (Hofstetten, Oberfinning) oder wegen mangelnder Kenntniß des Lehrers oder wegen mangelnder Zeit überhaupt nicht betrieben wurde. In Rohrenfels lehrte der Kaplan, in Birkhausen der Pfarrer das Rechnen, in Heimertingen war „ein eigener Rechenmeister.“ Zuweilen wurde auch blos Lesen gelehrt. In Limbach „kann der Meßner blos Lesen, wer christliche Lehre und Schreiben lernen will, muß nach Inchenhofen.“ Die Lehrer zu Tarching

und Feldenfing lehrten blos „Drucklesen“. An 10 Orten ist als Lehrgegenstand auch Musik oder Singen verzeichnet, der Lehrer von Biberbach ertheilte so viel Instruktion in der Musik, daß er dadurch an seiner anderen Lehrthätigkeit gehindert wurde. Einige Kenntnisse in der Musik waren auch für den damaligen Lehrer nothwendig, da er, sei es als Meßner, sei es als Schulmeister zum „Orgelschlagen“ verpflichtet war. Unter den 767 visitirten Orten sind nur 110 ohne Orgel; nur an wenigen Orten waren eigene Organisten verwendet, ebenso gering ist die Zahl der Dörfer, aus denen berichtet wird, daß der Schulmeister in nulla musica versatus sei (Hohenfurch), oder die Orgel „Niemand traktiren“ könne (Unterbrunn). Ob bei dem genannten Musikunterricht an Gesang oder Instrumentalmusik zu denken ist, geht aus den Akten nicht hervor. Es finden sich ja auch Pfarreien (Hainhofen, Horgau, Leutershofen) wo „figurirte“ Aemter abgehalten wurden, während im starken Gegensatze dazu aus einer Pfarrei berichtet wird: „Nach der Wandlung singt der Schulmeister einen Gesang mit Beihilfe des Schneiders und im Winter des Kuhhirten ohne Orgel.“ Ueber Art und Gebrauch von Lehrmitteln gibt die Visitation keinen Aufschluß. Wie ärmlich es vielfach bestellt war, kann man daraus erschließen, daß der Lehrer von Unterroth klagt, „man gebe ihm nicht eine Tafel in die Schule, die er zur Normal nöthig hätte.“

Als erster Unterrichtsgegenstand wird in den Akten gewöhnlich die „christliche Lehre“ aufgezählt. Der Lehrer hatte dieselbe in der Schule zu behandeln und der Christenlehre des Pfarrers als Aufsichtsperson beizuwohnen. Die nähere Betrachtung dieser Verhältnisse führt uns zugleich zur Frage über das Verhältniß zwischen Schule und Kirche und damit zur Frage über die Schulpflege.

Nur aus 10 Orten wird berichtet, daß der Lehrer christliche Lehre nicht halte und daß der Pfarrer für ihn freiwillig eintrete oder eintreten müsse. Einigemale hören wir Klagen, daß dieser Unterricht schlecht und lässig oder

nur gezwungen erteilt werde. Gewöhnlich aber wurde am Freitag „christliche Lehre“ gehalten (ob den ganzen Tag wie in Wellheim ist nicht angegeben), an wenigen Orten Freitag und Samstag, zuweilen sogar täglich (Göggingen, Kirchdorf, Baindlkirchen, Deimhausen, Ottaker: Vormittag und Nachmittag 1/2 Stunde, Neukirch). In Wertach ist der Lehrer „vermöge Schulstiftung verpflichtet, Freitag Nachmittag die Fragen und Antworten vorzulesen und Samstag Nachmittag zu examiniren. Die Stiftung ist von Pfarrer Lutzenberger und trägt 40 fl.“ Der Unterricht bestand in „Katechismus lernen und Aufsagen“ (Rettenbach), „Gebete und Hauptstücklein auswendig lernen“ (Hochwang, Dinklscherben u. a.), hatte somit mechanisch vorbereitenden Charakter. Es finden sich auch neuere Bestrebungen (der Lehrer zu Inningen „unterrichtet im Normalkatechismus“ und dem zu Ziemetshausen wurde „die Sagan'sche Schulschrift zur Nacheiferung vorgelegt“). Doch im allgemeinen waren die Lehrer zu einem wahrhaft bildenden religiösen Unterricht nicht genügend vorbereitet. Wir hören deshalb viel häufiger von geringem als von gutem Erfolg dieses Unterrichtes.

Bei der sonntäglichen Christenlehre hatten die Lehrer die Aufgabe, das Christenlehrlied zu intoniren oder zu begleiten (Biburg, Aislingen, Schönenberg, Langeneufnach), dann die Kinder in die Bänke einzuordnen (Göggingen, Ottmarshausen, Königshofen) und die Absenten zu notiren (Agawang, Kirchdorf, Loppenhausen). In Wallenhausen und Biberberg hielt der Schulmeister „zuweilen während der Christenlehre mit den Erwachsenen eine Kinderlehre mit den Kleinen in der Sakristei.“ Die Frage, ob der Schulmeister die Kinder in die Christenlehre führe, wird mit wenigen Ausnahmen (Oberhausen, Aresing, Hilgertshausen, Amberg, Weilheim) verneint und angegeben, es sei dies auf dem Land nicht Sitte, dagegen scheint der Lehrer zum Besuche der Christenlehre verpflichtet gewesen zu sein und der Nichtbesuch hat als Ausnahme zu gelten. Ob diese Verpflichtung

s dem Schul- oder Meßnerdienste erwuchs, ist aus den
lten nicht endgiltig zu entscheiden. Für das eine wie das
ndere lassen sich Aussagen anführen. Aus Zusmarshausen
lesen wir: „Beim Antritt seines Schuldienstes ist ihm dies
(Besuch der Christenlehre) aufgetragen und ist von ihm
gelobt worden.“ Dagegen berichtet der Pfarrer von Hoch-
eltingen: „Der Schulmeister spielt das Lied, dann verschwindet
er, bis die Vesper beginnt, obwohl ich ihn schon öfters über
die Pflicht, anwesend zu sein, belehrt habe, proposui rem in
ultima visitatione Domino visitatori Kögel, qui respondit
ludimagistrum ad hoc non teneri.“ Schul- und Meßnerdienst
waren dort getrennt. Solche Trennung war noch einige-
male unter den 25 Orten, aus denen der Nichtbesuch gemeldet
wird, der Grund des Ausbleibens. Andere Gründe werden
noch gemeldet: „Weil der Schulmeister von der Herrschaft
viel dependirt und seine Unterhaltung hat, kann er nicht zu
dieser für alle Zeiten angehalten werden“ (Obergriesbach).
„Weil der Schulmeister Herrschaftsvogt ist, kann ich ihm
nicht befehlen, in die Christenlehre zu kommen“ (Ober-
geiffertshausen). „Ist bisher wunderselten gekommen, weil er
allzu hochmütig; habe ihm diese Fragepunkte vorgelesen und
angekündet, daß er kommen muß“ (Bölingen). Diese Be-
merkungen lassen schon erkennen, daß damals im Verhältnisse
der beiden Hauptbildungsfaktoren des Volkes kleine Risse
bereits sich zeigen. Immerhin waren dieselben so gering und
nicht principieller Natur, daß die Schule im allgemeinen
noch als Schützling der Kirche bezeichnet werden kann. Das
ganze Verhältniß kann ich deßhalb unter dem Titel „Schul-
pflege“ besprechen.

4. Schulpflege.

Aus den Mittheilungen des 2. Abschnittes ging bereits
hervor, daß wesentliche Einkünfte der Lehrer aus den Kirchen-
diensten und aus Stiftungen kirchlicher Faktoren floßen. Die
Kirche war aber auch der Hauptträger der ideellen Unter-

stützung; das Interesse der weltlichen Herrschaften, der Gemeinden, der Eltern begann, wenigstens was das breite Land angeht, eben erst zu erwachen. Und auch daran haben die Vertreter der Kirche das Hauptverdienst. Nicht bloß einmal lesen wir in den Vorberichten Steiners und den Emendanda an die Pfarrer, sie sollen alle Mühe aufwenden, um das Volk für Schulerrichtung (altbayrische Theile) und Schulverbesserung zu interessiren. Die Visitationsfragen über die Schule nöthigten die Pfarrer, der Sache ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden, und die protokollarische Vernehmung des Lehrers bei der Visitation selbst gereichte demselben nur zur moralischen Unterstützung, besonders den Eltern gegenüber. Die häufigen Klagen Steiners über den schlechten Stand des Schulwesens entspringen rein objektiver Wertschätzung desselben. Ihnen schließen sich ebenso bewegliche aus den Reihen des Seelsorgeklerus an. Zu den bereits früher berichteten füge ich noch einige an: „Wollte Gott, die Eltern schickten nur fleißiger ihre Kinder in die Schule, hoffe aber, es wird in Zukunft mit der Schule besser gehen, indem auf mein Ansuchen die gnädigste Herrschaft sich schon geäußert, alles anzuwenden, damit dieselbe in besseren Fortgang komme“ (Oberwaldbach). „Die Schule ist soviel als nichts, der Schulmeister kann selbst nicht schreiben, wegen welchem ich vielmals bei der Gemeinde meine Demonstration gemacht habe, sie solle um einen andern umsehen, daß die Kinder besser unterrichtet werden. Die Antwort war allezeit: wir vermögen keinen andern“ (Rechbergreuten). Verschiedene Pfarrer ließen es an tüchtigen Vorschlägen nicht fehlen und um die finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden, griffen andere durch Stiftungen oder eigenen Unterricht helfend ein. Alles das wurde im Vorausgehenden mit Einzelnachrichten belegt, ebenso habe ich auch der Bemühungen gedacht, welche einzelne weltliche Herrschaften und Gemeinden der Schule, besonders der Normalschule zuwandten.

Wie bei der finanziellen Unterstützung, so waren auch

bei der Aufnahme der Lehrer und der Beaufsichtigung derselben die verschiedenen Interessenten betheiligt und zwar nach dem Verhältnisse ihrer finanziellen Leistungen. Wenn die Vertreter der Kirche dabei an der Spitze standen, so mögen auch andere Verhältnisse, wie Herkommen mitgewirkt haben. Die Nachrichten über die Aufnahme sind spärlich. In Untrasried wird der Lehrer „vom Pfarrer und Heiligen (Kirchenverwaltung?) gesetzt"; in Witelshofen stellt zwar die Gemeinde alljährlich den Schulmeister auf, aber „auf Gutheißung des Pfarrers;" in Pflaumloch „hat seit alter Zeit die Gemeinde und der Pfarrer den Schulmeister aufgenommen und ist bis auf letzte Jahr her gewöhnlich gewesen, daß ohne Klage der Gemeinde, der Pfarrer ihm die Schlüssel zur Kirche eingehändigt, ist der Zeit von ungefähr 15 Jahren her von der Herrschaft Wallerstein abgestellt." Bloß von der Herrschaft wurden aufgestellt die Lehrer zu Osterberg und Eckh. Aus Stetten wird von einem Streit berichtet zwischen der Gemeinde und dem Stadtpfleger zu Mindelheim über das Recht, einen Schulmeister zu ernennen. „Die Gemeinde nahm bloß einen von den Ihrigen, der taugte aber gar nichts. Drum hat ihn der Pfarrer amovirt und dieser lehnt sich nun dagegen mit unanständigen Worten und Schrift auf, daß er deßwegen vom Stadtpfleger zu zweitägiger Stockstrafe verurtheilt worden ist." In Uffing wird der Lehrer „von der Ortsgemeinde aufgestellt und unterhalten," in Gundelfingen werden „die Schulmeister und Kirchendiener von dem bürgerlichen Magistrat aufgenommen und besoldet." Das gleiche haben wir von Weißenhorn anzunehmen, wenn der Pfarrer schreibt: „Beide hiesige Schulmeister stehen unter einem löbl. Stadtmagistrat und habe ich ihnen nicht das Mindeste zu befehlen." Daß auch in Dillingen, Lauingen und Donauwörth die Aufnahme durch die Stadt geschah, wissen wir aus anderen Quellen.

Viel länger unbestritten blieb den kirchlichen Organen das Recht und die Arbeit der Schulvisitation, doch

finden wir auch neben der alleinigen kirchlichen Inspektion solche durch Gemeindevertretung und weltliche Herrschaft. Die Pfarrer besuchten die Schule zuweilen täglich (Gersthofen, Stadtbergen, Oberostendorf) oder ein=, zwei=, dreimal in der Woche, auch bloß monatlich oder gar bloß quartaliter (Pfersee, Aichach, Hilgertshausen). Auch der Kaplan wird einigemal als visitator genannt. Wenn aus 13 Orten berichtet wird, daß der Schulbesuch unterblieb, so hatten die Pfarrer verschiedene Gründe, Bequemlichkeit zuweilen, die gehörigen Tadel fand, oder auch Erfolglosigkeit. „Der Schulmeister kann nichts," schreibt der Pfarrer von Aufkirch, „visitire deßwegen die Schule schon zwei Jahre nicht mehr, kann das schlechte Wesen nicht ansehen." Und ebenso der von Reichlingen: „Weil ich erfahren, daß meine Visitation nichts nutzt, sondern die alte Ungeschicklichkeit in Unterricht der Kinder vom Schulmeister gebraucht wird, so habe ich dieselbe ganz unterlassen, bis gleichwohl ein geschicktes und taugliches subjectum von hoher Obrigkeit aufgestellt worden, wo ich alsdann meine Schuldigkeit mit Eifer thun werde". Aus Kemnat hören wir: „da der Meßner nebst seiner Dummheit ein eigensinniger Kopf und ohne den Pfarrer die Schule anfängt, wird sie nicht visitirt", und aus Pfaffenhofen (Weißenhorn): „Bei Eintritt des Pfarramtes wurde öfter visitirt wegen Unanständigkeiten und Grobheiten, dann unterlassen." Interessant ist die Begründung aus Tannberg am Lech: „Was Schreiben und Lesen anlangt, haben die Eltern selbst hierüber Einsicht, was Katechismus anlangt, werden die Kinder in der Kirche examinirt". In den meisten Fällen beschäftigte sich wohl auch der visitirende Geistliche nur mit der christlichen Lehre. In Dinkelscherben „geht der Pfarrer wöchentlich einmal auch öfter dahin, läßt einige Kinder aufsagen, beschenkt sie, damit sie mehr Eifer und Fleiß anwenden." Auch in Aresing „müssen die Kinder aufsagen." Dagegen besucht der Pfarrer in Kirchdorf „die Schule zweimal wegen des Christenthums und das übrigemal wegen Schreiben

und Lesen", und der von Scheppach „korrigirt am Freitag die Schriften und beschenkt den Ersten." An einigen (8) Orten kamen die Schulkinder in den Pfarrhof z. B. in Neffsend alle 8 bis 14 Tage, „sagten die Lektion und zeigten die Handschrift," in Pflaumloch, „seit das Schulhaus so unsauber war."

Neben dieser wöchentlichen Visitation durch den Pfarrer fanden auch seltenere Visitationen durch das „weltliche Amt" statt, wobei fast ausnahmslos auch der Pfarrer mittheilnahm. Aus Weyhl hören wir zwar, „die Schule wird vom Pfarrer nicht visitirt, weil sich dieses die Herrn Beamten als Schulobrigkeiten zueignen"; aus Gundelfingen: „Von der Visitation hat mich der Bürgermeister mit Gewalt verdrungen", und in Katzenhausen meint der Pfarrer: „Von der Zeit an, wo der Beamte bestellt worden ist, ist die Visitation (des Pfarrers) unterlassen worden, denn beide schicken sich nicht wohl zusammen." Im übrigen scheinen die beiden Gewalten ohne Anstände neben- und miteinander gearbeitet zu haben, der Pfarrer von Gablingen schreibt sogar, er habe „des öftern gebeten, beim löblichen Pflegamt die Schulen concomitanter zu besuchen, haben es versprochen, ist aber nicht geschehen", und auch sonst hören wir Klagen, daß die weltlichen Aemter hierin zu nachläßig seien (Schwabhausen, Schönenberg, Aichach, Kiessing). Vertreter der Gemeinde werden als Visitirende oder Mitvisitatoren genannt aus Höchstädt (jährlich 3, 4mal mit Zuziehung des Amtsbürgermeisters und Kirchenpflegers), Pfaffenhofen (monatlich von Pfarrer und Bürgermeister), Kaufbeuren (Stadtmagistrat alljährlich), Lauingen (etlichemal von Stadtdeputirten), Schongau (quatemberlich von Pfarrer und 2 ex senatu), Rain (scholae quartaliter visitantur comitante scriba civitatensi); Vertreter der weltlichen Herrschaft werden als Visitatoren erwähnt in Kicklingen, Dillingen, Günzburg (alle Jahre zweimal von Pfarrer und Deputirten des kaiserlichen Oberamtes), Dattenhausen, Altetshausen, Attenhausen (Abt von Ottobeuren), Buxheim, Zöbingen

und Plienspach. Daß dadurch das Verhältniß zu der kirchlichen Aufsicht als nicht gestört betrachtet wurde, zeigt schon der Umstand, daß die Lehrer mit wenigen Ausnahmen zur protokollarischen Vernehmung bei der kirchlichen Visitation herangezogen wurden. Nur die Stadtlehrer waren davon ausgenommen, wie der Visitationsbericht von Schongau uns belehrt: „Hier wie anderwärts in Städten wurden die Lehrer nicht zur Visitation gerufen.“ Auch bei diesen erweiterten Visitationen wurde die „Jugend durch Geschenke aufgemuntert“ (Birkhausen). Als eigentliche feierliche Schulprüfungen werden sie nur in Göggingen bezeichnet. Dieselben sind erst ein Produkt des Normalschulwesens.

So belehren uns auch diese Notizen über die Schulpflege, daß die damalige Schule ihre Hauptstütze in den kirchlichen Organen fand, daß aber auch die anderen interessirten Kreise dem Schulwesen lebhaftere Fürsorge zuzuwenden beginnen.

Die von der Kirche bisher hauptsächlich unterstützte und getragene Schule, die theils privaten, theils gemeindlichen Charakter an sich hat, befindet sich zu Ende des 18. Jahrh. in der Umbildung zu der vom Staate geleiteten und fest organisirten allgemeinen Volksschule. Das hier geschilderte Jahrzehnt zeigt in den alten Formen bereits die Ansätze zum Neuen.

IX.

Formalistische Ethik.

In der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" (vormals Fichte-Zeitschrift), Bd. 117, Heft I, Nov. 1900, bringt Koppelmann einen Aufsatz mit der Aufschrift: „Ein neuer Weg zur Begründung der Kantischen Ethik und der formalistischen Ethik überhaupt." Es ist ganz interessant, seine Ausführungen zu verfolgen, wie denn überhaupt die verschiedenen sich bekämpfenden Systeme auf diesem Gebiet unsere Beachtung wohl verdienen. Durchgeht man die philosophischen Zeitschriften, so findet man, daß die Arbeiten über Ethik und besonders über ethische Principien weitaus den größten Raum für sich in Anspruch nehmen. Zum Besten gehören unbedingt die Widerlegungen der verschiedenen Systeme. Es läßt sich nicht leugnen, daß hier manche mit großem Geschick und nicht ohne Erfolg arbeiten.

Koppelmann sucht mit seiner Untersuchung den Kantischen Imperativen neue Stützen zu leihen und zu diesem Zweck muß er natürlich zuerst die Gegner und besonders die sogenannte Wohlfahrtstheorie widerlegen. Er wendet sich daher zunächst gegen Adikes, der in derselben Zeitschrift (Bd. 116, Heft 1) die Kantische Ansicht verwirft. Er kam dabei zu folgendem Resultat: „Es gibt keine absolute Werthe oder Normen, keine kategorischen Imperative in der Ethik". Adikes will jedoch andere nicht überzeugen, weil die Gegen-

sätze auf diesem Gebiete nicht dem Intellekt sondern d
Charakter entstammen. Nach ihm zerfällt die Menschheit
zwei Typen, die in allem Gegensätze sind: ich möchte si
fährt A. fort, „als Ganze oder Relative und als Ha
oder Absolute bezeichnen." Aber sollte es da nicht auch d
viertels Menschen geben und wie konnte man dann Ueb
menschen in Bruchform bezeichnen? Wie er diese Nam
auffaßt, erklärt er uns selbst mit Folgendem: „Der Ga
ist auf sich selbst gestellt, der Halbe ergänzungsbedürf
Sein Schwerpunkt liegt außer ihm, er muß sich stützen,
anlehnen können. Er bedarf Letztes, Unbedingtes, Absolut
Und darum kann er auch der Absolutist oder Absolute
nannt werden. . . Demselben ist nicht wohl, wenn er n
in allem, seinen Meinungen und Gewohnheiten, seinen Pr
cipien und Werthungen auf etwas durchaus Sicheres u
Festes sich berufen kann. Für den Ganzen dagegen gibt
nicht Absolutes. Ueber jedes Gegebene hinaus drängt
ihn zu seiner Bedingung. Das Seiende vermag er nur
Werdendes aufzufassen und zu begreifen. . . Der Gegen
zwischen Absoluten und Relativen, zwischen Halben u
Ganzen trennt die Forscher in zwei Gruppen, zwischen de
eine tiefe Kluft gähnt, so tief, daß selbst ein gegenseiti
Verständniß oft nur schwer zu erreichen ist" (a. a. O. 9—

Sie möchten wohl sich einigen, aber sie können ni
Wie es scheint, meint A., mit dem Charakter sei auch sc
das Moralsystem gegeben, so daß der junge Weltbürger sc
mit einer ganz bestimmten Richtung ins Leben tritt, die
mit Nothwendigkeit später festhalten muß; etwa wie
Kind, das mit einer krummen Nase geboren wird, dies
fürs Leben beibehält.

Koppelmann bekennt sich zu den „Halben"; zu ih
zählt er auch Kant; fügt aber hinzu, unter den „Halb
wäre Kant der größte. Er will nun den Versuch mac
die „Relativen" zu bekehren; denn meint er, wenn das n
möglich wäre, müßte die Wissenschaft „Bankerott" erklä

abei will er aber zugleich die kategorischen Imperative ants retten, denn die ethischen Principien Kants sind nach oppelmann in allen wesentlichen Punkten richtig.

Er meint, nicht so sehr die eigentliche Theorie, als vielehr der Formalismus Kants sei schuld, daß seine Anhänger mmer seltener werden. „Kants Ausführungen über diesen unkt erzeugen bei den meisten Lesern das neckische Trugild eines von allem positiven Inhalt entblößten Sittenesetzes, welches befolgt zu werden verlangt, nicht weil es ie Grundlage zu irgendwelchen Werthen bildet, sondern um einer selbst willen, weil es das Vernunftgesetz ist“ (a. a. O. S. 3). Es ist kein Zweifel, daß vielen aus diesem Grunde die Ethik Kants als sinnlos erscheint. Was sollte auch der Mensch für ein Interesse daran haben, ein Gesetz, dessen Beobachtung oft schwierig ist, lange und hartnäckige Kämpfe verlangt, um seiner selbst willen zu beobachten. Und woher haben diese Imperative ihre bindende und verpflichtende Kraft? Wir geben ja gern zu, daß Kants Ethik vor allen „utilitaristischen Systemen“ bedeutende Vorzüge hat. Kant betont wieder entschieden den *Begriff der Pflicht*, redet wieder von einem *guten Willen*, der bei allen unsern freien Handlungen eine so bedeutende Rolle spielt für deren ethischen Werth oder Unwerth; auch steht er entschieden ein für *die unumstößliche Giltigkeit der ethischen Urtheile der gemeinen Menschenvernunft*. Trotz dieser Vortheile haben Kants „Imperative“ wohl noch keinen bedeutenden Philosophen befriedigt. Es scheint uns, daß wir dieses Urtheil selbst auf Koppelmann anwenden können, obwohl er hofft, seine neuen Versuche mit Kants Formalismus in Einklang zu bringen.

Wenden wir uns nun nach dieser kleinen Abschweifung der Kritik Koppelmanns zu, die er an Adikes und allen Vertretern der Wohlfahrtstheorie übt. Der oberste Zweck, das moralische Handeln hat, sagt Adikes, „bleibt immer und derselbe; ob man sich dessen bewußt ist oder nicht,

ob man es eingesteht oder hinter hohen eudämonismus feindlichen Worten zu verbergen sucht: faktisch ist er fü das Wohl der Menschheit oder (namentlich in frühern Zeit einer anderen größern Gemeinschaft (Volk, Staat, Kultu welt)" (a. a. O. S. 18).

Mit Recht bemerkt dazu Koppelmann zunächst, daß d Unterschied der ethischen Anschauungen zu verschieden Zeiten und bei verschiedenen Völkern keineswegs so groß s wie manche Philosophen gern glauben machen. Die Mora principien sind eben nothwendig immer dieselben; in d praktischen Anwendung können einzelne Menschen und Völk auch selbst Philosophen sich irren. Wer aber aus den ethisch Principien „Regeln mit Ausnahmen" macht, verläugnet dam zunächst den wissenschaftlichen Charakter der Ethik und mit seiner Theorie machtlos gegenüber dem menschlich Herzen mit seinen Neigungen und Leidenschaften.

Koppelmann stellt zunächst den gewiß berechtigten Sa auf, den auch wissenschaftliche Gegner nicht läugnen könne „Es gibt für alle gebildeten und ehrlichen Leute ohne Unte schied ihres wissenschaftlichen Standpunktes einen geme samen Schatz sittlicher Anschauungen". Diese Anschauung und das denselben entsprechende Handeln lassen sich a dem Princip des Gesammtwohls nicht ableiten, steh nicht selten mit demselben im Widerspruch. Hier ist n der Untersatz zu beweisen, um den ganzen Eudämonism zum Falle zu bringen. Koppelmann thut dies ausgieb indem er durch Beispiele zeigt, daß gar häufig der Men sittlich gut handelt und dennoch das Gesammtwohl n fördert. Freilich muß die wahre Sittenlehre zur allgemei Wohlfahrt führen, aber daraus folgt keineswegs, daß d Wesen des sittlich Guten in der gesellschaftlichen Nützlich bestehe. Aber darum dreht sich der Streit bei Adikes u Koppelmann nicht, wir brauchen daher hier darauf n näher einzugehen.

Hören wir also einige Beispiele. Leitstern des Forsch

Wahrheit. Es wäre unmoralisch, wenn der Gelehrte
als Wahrheit ausgeben würde, als Resultat der
schaft hinstellen wollte, wovon er selbst nicht überzeugt
Würde aber etwa das Vorgehen moralisch gut, wenn
Interesse des Gesammtwohles geschehen würde? Nach
eorie des Eudämonismus müßte man das annehmen;
Wirklichkeit wird wohl Niemand im Ernst so etwas
ten wollen. Koppelmann läßt es dahingestellt, ob es
Wohl des Staates und der Kirche, also für das
mtwohl zuträglich gewesen sei, daß Luther vor dem
tage zu Worms sich weigerte, zu widerrufen; Katholiken
rotestanten gingen in der Beurtheilung darüber aus-
er. Er meint jedoch, vom sittlichen Standpunkte müsse
s Vorgehen gebilligt werden. Als weiteres Beispiel führt
lmann Huß in Konstanz an. Adikes und seiner Richtung
über haben diese zwei Beispiele gerade deshalb besondere
ung, weil hier von Vererbung, von Einfluß der Er-
g und allerlei Autoritäten, wie Eltern, Staat und
die Rede nicht sein kann. Luther und Huß gingen
z eigene Wege. Ihre moralische Ueberzeugung kann
nicht von Erziehern, von Staat und Kirche hergeleitet
n. Es sind mithin bei ihnen keine Gewohnheitsurtheile,
diese hätten eine geradezu entgegengesetzte Wirkung
n müssen.

Sophokles liefert einen ähnlichen Beweis. In seinem
ollet hat Neoptolemus auf Anstiften des Odysseus dem
ollet seinen Bogen entlockt. Für das Wohl des griech-
n Heeres und Volkes und für den Sieg der gerechten
he war dies eine sehr förderliche That, denn ohne diesen
en konnte Troja nicht erobert werden. Ist aber diese
t sittlich gut? Neoptolemus selbst hält sie für ver-
lich; er fühlt darüber bittere Reue und entschließt sich
lich trotz der Mahnungen und Drohungen des Odysseus,
Bogen zurückzuerstatten. Ebenso beurtheilt der Dichter
That, und wir werden ihm dabei rechtgeben, müssen

aber nothwendig das Princip der allgemeinen Wohlfahr
theorie freigeben.

Ein weiteres Beispiel entnimmt Koppelmann Schil
Paulet, der Kerkermeister der Maria Stuart, ist überzeu
daß die Existenz des Protestantismus und die Freiheit E
lands auf dem Spiel stehe, solang Maria Stuart le
Burgleigh legt ihm nahe, dieselbe heimlich zu beseitigen.

„Man breite aus, sie schwinde, läßt sie kranker
Und kranker werden, endlich still verscheiden;
So stirbt sie in der Menschen Angedenken —
Und Euer Ruf bleibt rein."

Für die Protestanten war Maria Stuart ohne Zwei
unbequem und sie mochten ihr Verschwinden als wünsche
werth betrachten. Wenigstens trifft dies zu bei Paulet,
wie er uns vom Dichter geschildert wird. Und doch weig
sich dieser entschieden, die schwarze That zu vollziehen.

„Kein Mörder soll sich ihrer Schwelle nah'n,
Solang die Götter meines Dachs sie schützen.
Ihr Leben ist mir heilig, heil'ger nicht
Ist mir das Haupt der Königin von England."

Werden nun die Vertreter des Wohlfahrtsprincips Pau
Unrecht geben? Nach ihrer Theorie müßten sie es th
Wohl keiner von ihnen wird den Muth dazu haben.

Koppelmann führt dann noch aus, es könne unter U
ständen für einen Staat zuträglich sein, wenn ein Unschuldi
verurtheilt werde. Er illustrirt dies durch verschiedene B
spiele aus der älteren und neueren Geschichte. Nach d
Eudämonisten wäre unter Umständen die Verurtheilung ei
Unschuldigen eine moralisch gute That. Wer aber wagt d
zu behaupten? Wir sind natürlich mit den Folgerun
Koppelmanns, die er aus den angeführten Beispielen zi
nicht einverstanden. Jede gute That wird eben zuletzt no
wendig zum allgemeinen Wohle beitragen, mag sie a
vorübergehend für das gesellschaftliche irdische Wohl u

eilig wirken. Was aber Adikes und seine Genossen darauf ntworten, sehen wir nicht ein. Für uns ist eben eine handlung sittlich gut nicht deßhalb, weil sie zur allgemeinen Wohlfahrt beiträgt, sondern weil sie der vernünftigen von Gott schaffenen Natur des Menschen angemessen ist. Ist sie as, so wird sie auch nothwendig zum allgemeinen Wohle beitragen.

Aber selbst, wenn jemand die Wohlfahrtstheorie für richtig ansehen wollte, so würde sie praktisch große Schwierigkeiten schaffen. Wer soll denn bestimmen, was für das allgemeine Wohl der Menschheit zuträglich oder schädlich, resp. moralisch gut oder schlecht sei? Soll man dieß dem einzelnen Menschen überlassen? Das wagen selbst die Vertreter dieser nsicht nicht zu vertheidigen. Nach Paulsen soll man sich r „Erbweisheit" des Volkes, nach Adikes dem „Vorgefunnen, Bestehenden im Gesetz, in Sitte, in Institutionen" terordnen. Das soll wenigstens Geltung haben für die oße Mehrheit. Nur die Moralwissenschaft und das sitthe Genie „haben die Pflicht, umgestaltend einzugreifen" dikes a. a. O. S. 52). Koppelmann bemerkt dazu: „Also ch Gewissensknechtschaft, wie man sie der unfehlbaren tholischen Kirche vorwirft." Aber wo ist die „Moralissenschaft", wo das „sittliche Genie" zu finden? Ists bei nt oder Paulsen oder Adikes, und wem steht das Recht , dies zu bestimmen? Diese Theorie, ist sie wohl geeignet e Menschheit wirksam zu wahrer Sittlichkeit zu führen? enn nicht, so ist sie schon aus diesem Grunde werthlos.

Paulsen (Ethik 1. Aufl. 295 ff.) will zwar durch Beiiele zeigen, daß das allgemeine Wohl mit dem Wohle des nzelnen zusammenfalle. Das ist oft der Fall, aber noch nge nicht immer, nicht selten sind sie einander entgegensetzt. Aber gesetzt, nicht zugegeben, dies wäre wirklich der ll, so könnte das Interesse, das der Mensch am allmeinen Wohlergehen hat, nicht ein direktes sondern nur indirektes sein. Das behaupten denn auch die Vertreter

der Wohlfahrtstheorie. Der Mensch strebt nach ihnen das Gesammtwohl an, weil ihm dies „Lust" bereitet, Befriedigung gewährt. Sollte wirklich bei einem armen Fabrikarbeiter das Bewußtsein, das öffentliche Wohl zu fördern, Triebfeder zur Sittlichkeit sein? Würde er es nicht als den reinsten Hohn auffassen, wenn man ihn auf die Lust hinweisen wollte, die ihm aus diesem Bewußtsein erwachsen soll, trotz seiner harten Arbeit, seines kargen Lohnes und seiner Armuth in der Familie?

„Jener begeisterungsvolle Drang zum Schaffen und Wirken im großen Stil" taugt nicht für die Kleinen, für die übergroße Mehrheit der Menschen. Wie steht es aber diesbezüglich bei den Großen, beim Genie? Napoleon I. hatte gewiß etwas von diesem Drange. In einer Unterredung mit Metternich in Dresden im Jahre 1812, sagte er auf die Einwendung Metternichs, was aus Frankreich werden solle, wenn eine antecipirte Generation dahingerafft sei: „Ein Mann wie ich scheert sich wenig um das Leben einer Million Menschen". War dabei wohl auch das allgemeine Wohlfahrtsprincip im Spiele? Freilich sind bei solchen Beispielen die Gegner gleich mit einer Ausrede bei der Hand, sie sagen, solche Menschen sind abnormal. Das ist eine sehr bequeme Ausrede, wir können doch nicht annehmen, daß das Abnormale zur Regel werde.

Nach Adikes und Genossen wäre also die Lust oder, etwas feiner ausgedrückt, die zeitliche Glückseligkeit das anzustrebende Ziel, die Sittlichkeit aber bloß Mittel dazu. Könnte man also diese Lust erreichen, ohne dieses mühsame, oft lästige Mittel, die Sittlichkeit, so müßte man auf die Sittlichkeit ganz verzichten. Wer weiß, was jene, welchen die Aufgabe zukommt, mit ihrem Genie die Gesetze der Ethik umzuändern, nicht noch für Entdeckungen machen werden.

Bei gar vielen altruistischen Gefühlen wäre sodann im einzelnen Falle zu untersuchen, ob sie wirklich anderen

Menschen oder vielleicht doch dem eigenen Ich gelten. Wenn z. B. der Vater am Hochzeitstage seines Sohnes allen seinen Angestellten ein Geschenk verabreicht, wäre zu untersuchen, ob dies nicht vielleicht aus Ehrgeiz geschehe, oder einfach aus dem Grunde, weil man bei solchen Anlässen gern freudige Gesichter um sich sieht. Wenn zwei vornehme Damen eine in großem Elende lebende Familie treffen, so wird vielleicht die eine für alle Zukunft ähnliche Begegnungen ängstlich meiden, während die andere solche aufsucht. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß beide aus demselben Beweggrund, aus Eigenliebe, so handeln. Solche altruistische Gefühle, meint Koppelmann, können mitunter schädlich sein, z. B. wenn der Lehrer seine Zöglinge nicht kann weinen sehen, oder wenn die Mutter ihrem Söhnchen nichts abzuschlagen vermag.

Anderseits vermag diese Wohlfahrtstheorie die merkwürdige Art sittlicher Beurtheilung nicht befriedigend zu lösen. Einen Erfinder, einen großen Gelehrten werden wir schätzen, seinen früh erfolgten Tod bedauern. Aber werden wir ihn auch immer achten? Das hängt nicht so sehr von seiner wissenschaftlichen Bedeutung ab, als vielmehr davon, wie er als Mensch gelebt hat. Sonst müßten manche Burleigh über Paulet stellen.

Ganz zweckmäßig frägt Koppelmann: warum bereuen wir unmoralische Handlungen, auch wenn sie uns gar keine üblen Folgen zugezogen haben, auch wenn wir überzeugt sind, daß sie verborgen bleiben? Woher die Gewissensbisse sittlich tiefstehender Personen? Wie kommt es, daß Verbrecher aus freien Stücken sich selbst dem Gerichte stellen?

Paul Ree (Die Entstehung des Gewissens S. 229) vertritt die Ansicht, das Gewissen sei das Produkt einer Jahrhunderte oder Jahrtausende langen, von der Idee des Gesammtwohls beherrschten Erziehung durch allerlei Autoritäten, Religionsstifter, Gesetzgeber, Eltern u. dgl. Nach

ihm wären die sittlichen Anschauungen nicht selbständige, sondern nur „angewöhnte" Urtheile oder „Denkgewohnheiten". Dadurch gewännen dieselben für das Bewußtsein des Individuums den Schein, als ob sie angeboren oder von einer höheren Macht eingeimpft wären, besonders da sie oft mit den Forderungen des eigenen Vortheils im Widerspruch stünden. Gewissensbisse seien nichts weiter als dieses Unbehagen, wenn unsere Handlungen mit fraglichen „Denkgewohnheiten" collidiren. Immanente Gründe für die Löblichkeit oder Verwerflichkeit der Handlungen gibt es nach Ree nicht. „Grausamkeit und Mord sind nicht böse, sondern bloß schädlich" (a. a. O. S. 230).

Wäre die Wohlfahrtstheorie richtig, so könnte man sich Ree's Folgerungen nicht entziehen. Was Paulsen dagegen von seinem Standpunkte sagt, ist vergebliches Sträuben und verdient sicherlich nicht die Note wissenschaftlich. Paulsen beruft sich auf die Erbweisheit der Völker und meint: „Was kann es für einen stärkeren Beweis in solchen Dingen (Moralgesetzen) geben als die Erbweisheit der Völker" (Ethik 1. Aufl. 283)? Also ob wahr oder unwahr ist ganz gleichgiltig, die Erbweisheit der Völker will es so. Das ist aber keine Erklärung und Begründung der Sittlichkeitsgesetze, sondern die Vernichtung der Moral. An Stelle von gut und böse tritt nützlich und schädlich. Ree ist ein Enfant terrible, aber consequent ist er, das muß man ihm in diesem Fall zugeben. Er ist, um mit Nietzsche zu reden, der Uebermensch jenseits von Gut und Böse. „Nichts ist wahr; alles ist erlaubt", sagten schon die Assassinen.

Wir haben bis dahin fast ausschließlich die Ausführungen Koppelmann's wiedergegeben. Wir müssen auch gestehen, daß es ihm nach unserer Ansicht gelungen ist, Adikes, Paulsen und alle Vertreter der Wohlfahrtstheorie gründlich zu widerlegen. Gerade deßhalb haben wir seine Auseinandersetzungen mit großem Interesse verfolgt. Wir wollen auch gerne eingestehen, daß Koppelmann in diesem ersten Theil sich sehr

der christlichen Ethik nähert. Leider können wir dasselbe nicht vom zweiten Theile sagen, wo er nun seine eigene Ansicht erläutert.

Zunächst zeigt K., wie Sittlichkeit und Ehrgefühl in gar enger Beziehung stehen, was wir gerne zugeben. Aber was ist das Ehrgefühl nach K.? Er versichert uns, daß dasselbe nichts gemein habe mit der sogenannten Standesehre u. dgl. Auch hierin stimmen wir ihm bei. K. meint, das Ehrgefühl sei Gemeingut, jeder könne es haben, es gründe sich auf keine anderen Vorzüge, als darauf, daß man Mensch sei. „Das richtig entwickelte Ehrgefühl ist nämlich im Grunde nichts anderes als der Sinn für die eigene Menschenwürde" (a. a. O. S. 23). Er kommt sodann zu folgendem Hauptsatz: „Die Sittengesetze sind nichts anderes, als die Gesetze der Menschenwürde" (das.). Es kommt hier sehr viel darauf an, was K. unter Menschenwürde versteht. Hören wir ihn also, wie er dieselbe auffaßt. Er will „ins volle Menschenleben hineingreifen und die Idee der Menschenwürde nach verschiedenen Seiten hin zur Entfaltung kommen lassen" (S. 23). Er will zeigen, daß sowohl die menschliche Gesellschaft als die einzelnen Individuen nicht bloß an ihrem allgemeinen oder individuellen Glücke, sondern auch an ihrer Würde ein sehr intensives Interesse nimmt.

Die Unterdrückung eines Volkes empfindet dieses als eine Schmach und einen Eingriff in seine Würde. Daher komme das Bewußtsein einer sittlichen Verpflichtung, eine solche Schmach nach Kräften von sich abzuwehren. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre".

Ganz so verhalte es sich bei Einzelpersonen. Die Sklaverei widerspreche der Menschenwürde; Unterordnung habe zur nothwendigen Voraussetzung bessere Erkenntniß und gute Absicht bei den Vorgesetzten, sonst wäre es nur „Kadavergehorsam". Merke der Knabe, daß der Erzieher ihm geistig und moralisch nicht überlegen sei, oder wisse

dieser seinen Anordnungen nicht den nöthigen Nachdruck zu verleihen, so schwinde der Respekt; denn der Knabe werde als unwürdig empfinden, sich von jemand leiten zu lassen, der dazu nicht fähig ist. Die Idee der Menschenwürde sei also der sittliche Regulator für die Verhältnisse der Selbstbestimmung und der Unterordnung. Der Sinn für unsere Menschenwürde sei die Wurzel des Bewußtseins einer correspondirenden Pflicht. Durch weitere Beispiele sucht K. sein Gesetz auch auf das Gefühlsleben und die individuellen Anlagen auszudehnen. Selbst das Bewußtsein der Verpflichtung anderen gegenüber soll seinen Ursprung aus dem Sinn für eigene Würde haben. Der Gedanke, daß man anderen gegenüber verpflichtet sei, liege dem sittlichen Anfangsbewußtsein völlig fern und beginne erst dann, wenn man sich selbst verpflichtet habe. Der Mensch aber verpflichte sich, weil seine Würde dies verlange.

Mit der eigenen Würde entwickele sich auch allmählig das Interesse an der Würde anderer. Der Mensch in uns empöre sich, wenn die Menschenwürde in anderen verletzt werde. Als Beispiele weist er auf die Burenrepubliken und auf den Dreyfusproceß.

Schließlich wirft K. die Frage auf: Gibt es gute oder schlechte Zwecke? Er antwortet darauf: „Der einzig vorstellbare Zweck des Handelns ist, wenn man das Wort in seinem weitesten Sinne nimmt, die Wohlfahrt des betreffenden Individuums“ (S. 32). Alles andere ist also Mittel. Dieser Zweck aber sei in sittlicher Beziehung indifferent; nur die Art und Weise, wie wir diesen selbstverständlichen Zweck zu verwirklichen suchten, falle unter die sittliche Beurtheilung. Unsittliche Socialzwecke könne es schon gar nicht geben, weil das Bestreben, andere Menschen unglücklich zu machen, niemals der eigentliche Zweck, sondern nur ein Mittel zur eigenen Wohlfahrt sei. Man könnte allenfalls von sittlichen Socialzwecken reden und zu ihnen rechnen alles was im Interesse der Wohlfahrt anderer oder der Gesammtheit er-

strebt wird. Streng genommen seien aber auch diese indifferent.

K. ist darum auch nicht einverstanden mit der Zweckbestimmung der Sittlichkeit, wie wir sie finden bei Wundt: „So erweist sich das ethische Ideal als der letzte, die fortschreitende sittliche Vervollkommnung der Menschheit als der nächste Zweck der humanen Sittlichkeit“ (Ethik 434). „Die Sittlichkeit“, sagt K., „und die sittlichen Gebote haben gar keinen Zweck“ (S. 30).

Nach K. werden die Sittengebote von einer inneren Norm abgeleitet, der Idee der menschlichen Würde. Die Befolgung derselben wäre nur die natürliche Aeußerung des schon vorhandenen Ehrgefühls, der schon vorhandenen Würde, nicht das Mittel zu einem noch zu realisirenden Zwecke. Die Zwecke werden unserem Handeln von außen her gesteckt, sie entspringen sämmtliche der Wohlfahrtsidee, wenn man diese im weitesten Sinne auffasse. Streben nach Glück führe aber zu Conflikten, die Gesetze der Würde brächten Ordnung, lehrten selbstübernommene Verpflichtungen halten und die Würde anderer achten. „Die Gesetze der Würde“, sagt K., „schaffen das Ideal des höchsten Gutes“ (S 34). Und worin wir dieses Ideal zu suchen haben, was unter dem höchsten Gut zu verstehen sei, hören wir gleich von ihm selbst. „Das Ideal der Menschheit, nicht der Zweck der Sittlichkeit ist das höchste Gut, denn die Sittengebote sind vor der Idee des höchsten Gutes; diese ist aus jener abgeleitet, nicht umgekehrt“ (S. 34 f.). Eben deshalb, weil die Sittengebote ganz unabhängig vom Ideal des höchsten Gutes seien, aus einer inneren Norm entspringen, meint K., seien sie hoch über die Skrupel des Verstandes erhaben, so leicht faßlich auch für diejenigen, welche sich über die Möglichkeit des höchsten Gutes und die Bedingungen seiner Verwirklichung niemals Gedanken gemacht haben. Hier wird der Autor etwas rhetorisch und das ist für den Philosophen immer eine bedenkliche Sache. Merkwürdig sind diese Ge-

bote, weil sie einerseits so hoch über dem Verstande stehen, anderseits so leicht faßlich sind.

K. will, wie gesagt, seine Theorie mit Kants Ethik, wenigstens was den formalen Charakter anbelangt, in Einklang bringen, also Kants „absolute, kategorische Imperative“ retten. Jene Gesetze der Würde, welche noch nicht zum Bewußtsein gekommen sind, haben noch keine absolute Geltung für das Individuum, auch keine bedingte. Sie sind somit nicht auf irgend welcher Heteronomie, sondern auf dem Princip der Autonomie aufgebaut. Eine Formulirung der Gesetze der Würde zu einem Grundgesetze der Würde ist K. noch nicht nach Wunsch gelungen. Nur soviel scheint ihm sicher, die Selbständigkeit und innere Wahrhaftigkeit aller Persönlichkeitsfunktionen würden das Gemeinsame in den entwickelten einzelnen Gesetzen der Würde ausmachen. Er hofft denn auch zu zeigen, daß die christliche Moral nur die Weiterbildung der natürlichen Moral sei und ebenfalls auf dem Princip der Würde beruhe.

Wir könnten nun die Widerlegung ruhig Adikes, Paulsen ꝛc. überlassen, die werden auch gewiß das System K.s einer ernsten Kritik unterziehen. Da K. eigentlich Neues nicht bietet, finden wir seine Ansicht auch in jedem guten Ethikwerk widerlegt. Ein abschließendes Urtheil läßt sich heute noch nicht geben, da er uns eine bestimmte Form für seine Gesetze der Würde noch nicht mitgetheilt hat. Offenbar nähert er sich einerseits jener Schule, welche als oberstes Princip des Sittlichen die Selbstvervollkommnung aufstellt, wie dies schon Plato und später Wolf, Ferguson, Fichte, Ulrici ꝛc. thaten. Von Plato weicht er aber sehr zum Nachtheil dadurch ab, daß er als höchstes Gut das Ideal der Menschheit hinstellt, während Plato die Verähnlichung des Menschen mit der absoluten und höchsten Idee des Guten, mit Gott, als sittliche Aufgabe des Menschen aufstellt. Anderseits stimmt K. allerdings mit Kant überein, daß er sich vollständig dem Subjektivismus in die Arme wirft, keine

Heteronomie annimmt und das eigene Ich zum obersten Gesetzgeber macht. Nach ihm gibt es keine moralische Verpflichtung, wenn nicht zuerst das Ich sich selbst verpflichtet. Frägt man, warum man dieses oder jenes thun oder lassen soll, so antwortet er: weil dies den Gesetzen der Würde entspricht. Frägt man nach dem Gesetzgeber, so ist es das eigene Ich, welches sich selbst verpflichtet. Aber wie kann der Mensch erkennen, was zur Würde paßt oder nicht, also moralisch gut oder schlecht ist? Da antwortet K. mit Kant, darüber darf man nicht fragen, das ist so hoch, daß wir es mit unserer Speculation nicht erreichen, so einfach, daß es auch der gewöhnliche Mensch erkennt. Etwas objektiv Gutes gibt es nicht.

Wie unhaltbar eine solche Theorie ist, wollen wir an einigen Beispielen zeigen, von denen er einige selber anführt. Wenn ein Knabe sich von jemand leiten lassen muß, der ihm nicht überlegen ist, so wird er das als unwürdig empfinden; der Gehorsam in diesem Falle steht also mit der Menschenwürde im Widerspruch, wäre also nach K. unmoralisch. Haben einfache, wenig begabte Eltern recht intelligente Kinder, und wollten diese den Eltern gehorchen, so würden sie gegen die Gesetze der Würde, also unsittlich handeln. Wie oft hat der Lehrer einen Schüler, der Professor einen Hörer, der ihm überlegen ist. Wollen Schüler und Lehrer sittlich gut handeln, dann dürfen sie den Vorgesetzten in diesem Falle sich nicht unterwerfen. Mancher Jüngling erledigt mit dem Gefühle unwürdigen Zwanges, sagt K., manche Materien auf dem Gebiete der Wissenschaft, weil sie ihm nicht zusagen, ihn innerlich nicht fördern, die er aber wissen muß, um etwa ein Examen zu bestehen. Wenn also ein Student z. B. eine starke Abneigung gegen das Griechische oder gegen Mathematik hat und wenn er dennoch diese Materien studirt, so würde er gegen die Gesetze der Würde verstoßen. Ja auch die Professoren, die

Minister und Gesetzgeber würden unmoralisch handeln, w
sie die Würde jener Jünglinge knechten.

Ueberhaupt wären die Befehle der Eltern, die V
schriften der Vorgesetzten, die Gesetze des Landes sola
für den Einzelnen ohne Werth und Bedeutung, bis er
selbst dazu verpflichtet. Die Gegner eines Gesetzes, das
aus innerer Ueberzeugung bekämpften, das aber im P
lament eine Mehrheit gefunden hat, dürften sich nie dies
Gesetze unterwerfen, es wäre gegen ihre Würde, also morali
schlecht. Und die Majorität, die Exekutoren, welche
Minderheit zwingen wollen, das Gesetz zu beobachten, würd
moralisch schlecht handeln, weil sie sich vergehen an
Menschenwürde einer Minorität. Es ist klar, daß sich
radezu ungezählte Beispiele anführen ließen, welche die U
haltbarkeit dieser Gesetze der Würde beweisen. Prakti
durchgeführt wären diese Gesetze gleichbedeutend mit
ständiger Revolution in der Familie, in der Gemein
und im Staat.

Als ebenso irrig müssen wir die Auffassung des Zwec
zurückweisen. Sie ergibt sich eben aus der Leugnung o
doch Ignorirung Gottes. Wie es scheint, steht K. auch
der menschlichen Willensfreiheit auf gespanntem Fuße, de
er nennt die Befolgung der Sittengebote die natürli
Aeußerung des schon vorhandenen Ehrgefühls, der sch
vorhandenen Würde. Dann soll man überhaupt nicht m
über Sittlichkeit reden, dann gibt es nicht gut und b
mehr, dann ist es wahr, daß Mord und Grausamkeit n
moralisch schlecht, sonder höchstens schädlich sind.

Aber dahin führt mit Naturnothwendigkeit eine Mo
ohne Gott. Für uns ist es aber doch interessant zu seh
wie ein System nach dem andern zusammenfällt, wie
diese Apostel der Laienmoral gegenseitig bekämpfen u
fügen wir hinzu, gründlich widerlegen. Man spielt
gern gegen den christlichen Glauben die sogenannte Wiss

ft aus. Gerade auf dem Gebiete der Ethik hat diese selbe
ssenschaft seit den Tagen Kants nichts als Mißerfolge
fzuweisen. Koppelmann selber sagt am Anfang seiner
beit, wenn es nicht möglich wäre, diese zwei philosophischen
chtungen, die Adikes mit „Ganzen und Halben" kenn-
chnet, zu versöhnen, so müßte die Wissenschaft „Bankerott"
klären. Ob sich die Vertreter jener zwei Ansichten ver-
nbaren, wissen wir nicht, scheint aber sehr unwahrscheinlich,
ß aber der „Bankerott" unvermeidlich sei, daran zweifeln
r keinen Augenblick, und die Controversen unserer Gegner
stärken uns mit jedem Tag noch mehr darin. Ohne Gott
ine Moral.

W.

X.

Katholische Landschaftsdichtung.

1. Einleitung.

„Man weiß wieder, was die Heimat bedeutet, daß es
hne die Unterlage eines starken Heimatgefühls auch kein
echtes Nationalgefühl gibt, daß es eine der größten socialen Auf-
gaben ist, die Heimat dem modernen Menschen wieder-
zugeben oder sie ihm zu erhalten, ihn in ihr wahrhaft
heimisch zu machen." So sagt ein Kritiker, dem man zwar
Decadenceriecherei nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurf
macht, der aber gesund ist durch und durch, der ein Herz
für das Volk hat, und weiß, was uns noth thut, Adolf
ttels in seiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart".
ei citirt er ein Wort aus Wilhelm Weigands „Elend

der Kritik" (1894), das beste vielleicht, das der litera
Freigeist gesprochen: „Wir wollen wirkliche Kunstwerke,
wollen große künstlerische Persönlichkeiten. Aber wenn
großen Persönlichkeiten nun ausbleiben? Da müssen
uns eben doch zunächst an die bescheidene, aber eh
Heimatkunst halten und hoffen, daß sie den Boden
die große Kunst bereitet. Genies und große Talente
ein Volk nicht zu jeder Zeit haben, wohl aber kann es
Geschlecht ernst mit der Kunst nehmen." Gott sei Dank!
Erkenntniß bricht sich siegreich Bahn; der Bankerott des so
listischen Naturalismus hat uns die Augen geöffnet. Z
Theorem[1]) als solches haben wir Deutsche — Ausnah
beweisen die Regel — zwar nie geglaubt, aber wir h
in seinem Sinne kaltverständig den Zusammenhang
seelischen Thatsachen zerlegt; wir haben die Bretter, di
Welt bedeuten, unter dem Einfluß des mit dem Pa
Kloakenforscher Hand in Hand gehenden unheimlichen Z
zum Seciersaal der menschlichen Seele gemacht. Die F
war eine particularistische Monopolisirung der Kunst,
nur in geistiger, sondern auch in örtlicher Hinsicht.
saßen ja alle in der Hauptstadt ihres „Publikums", in
großen tyrannischen Centrale der Poesie und Kritik
Berlin, die Hauptmänner und Sudermänner, die Führer
Großstadtkunst. Die Berliner Theaterkasse mit ihrer Premi
wirthschaft gab dem Deutschen Reiche den Ton an;
es bei den genialen Köpfen der socialen Anklageliteratur
Märchendramatik oder allenfalls bei Jambenepigonen
Theatralikern à la Wildenbruch geblieben, aber nein

1) „Der Naturalismus besteht einzig in der Erfahrungsmethod
der auf die Literatur angewendeten Beobachtung und Erfahr
der experimentirende Romancier ist nichts als ein Sp
gelehrter, welcher das Werkzeug anderer Gelehrter künstl
anwendet: die Beobachtung und Analyse. Unsere Domän
dieselbe, wie die des Physiologen, nur ist sie weiter." ‚Le r
expérimental.'

Schmach des deutschen Jahrhundertwechsels — es im uns die Parasiten der „Aera Pierson“ aufgezwungen: L'Arronge, Lubliner, Lindau und Blumenthal, die Faber, und Kadelburg, in denen allen zusammen kaum für Mann deutsches Blut fließt. Aber Gott sei Dank, die fangen an zu krachen; mit dem Losungswort „Los Berlin“ begann das neue Jahrhundert und hat uns in Lienhard einen schneidigen Vorkämpfer geschenkt. Entberlinerung“ der Literatur und Pflege der Landschafts ist sein Programm, das er mit scharfer Sicherheit in „literarischen Anregungen“ („Die Vorherrschaft Berlins“ Flugschrift der ‚Heimat‘. Leipzig, Georg H. Meyer, 1900) wickelt.

Da heißt es: „Und dieses Schaffen aus heimischer Art aus, anknüpfend an Gebräuche, Sitten, Stammesart, gesättigt mit Landschaftsluft, scheint mir die fruchtbarste Art, die Vorherrschaft Berlin's zu bekämpfen. Der Zauber des Zeitgeistes muß in seiner Einseitigkeit ausgeglichen werden durch Zauber des Ortsgeistes, wenn man das Wort gestattet.“ Nicht die jetzt so stillen und einflußreichen Landschaften sind Particularisten: nein, der schlimmste Particularismus ist die Berliner Literatur, sie bedeutet eine anmaßende Verengung und Versklavung deutschen Lebens.“

Was einmal gut gesagt ist, das soll man gelten lassen und nicht mit eigenen Worten wiedersagen wollen; darum drucken wir einfach den betreffenden Abschnitt nach, in welchem Lienhard das Wesen der Heimatkunst und ihren Unterschied von der Poesie Auerbach'schen Schlages kurz und gut dargelegt hat. „Die Landschaftsliteratur von heute, aber auch die Heimatkunst, kann nicht ohne weiteres mit der alten Dorfgeschichte particularistischer Tage gleichbedeutend sein. Wir wollen durchaus keinem Particularismus, jetzt, an der Jahrhundertwende, das Wort reden. Aber das Stammesbewußtsein eines ins große Reich bewußt eingegliederten Reichsbürgers braucht auch in den Tagen des Weltverkehrs

noch lange nicht aufzuhören. Es gibt da zwei Grade
Empfindens. Der naive Natursohn, der nie über sein
im Waldwinkel hinausgekommen, der verwachsen ist
Scholle und Hof, mit Wald und Busch und Heide,
mit einfältiger Selbstverständlichkeit an seinem Fleck
hangen, so lange kein Schall von draußen in seine
entscheidend hereinklang. Dann kann eine Zeit der Wan
lust, des Herabsehens auf sein Dörfchen kommen.
große Eindrücke schlagen über dem Wanderburschen zusam
die aufrüttelnde Stimmung des Weltverkehrs, des Me
des Hochgebirges, fremder Sprachen, fremder Sitten neh
seine ganze Fassungskraft in Anspruch. Nach und nach
wird er dieser Eindrücke Herr, sichtet und ordnet den
geheimsten Ballast, vergleicht mit seiner Waldstille —
kommt endlich bereichert und beruhigt, als der alte und
ein anderer, auf seinen heimatlichen Fleck zurück. Jetzt
er mit neuer, bewußter, geläuterter Liebe aufs neue Fr
und Sohn seiner Heimat, seiner kleinen Pflicht: er hat
gleichen gelernt, er hat sein Fleckchen eingliedern gelernt
große Reichsganze, er hat auch seine kleine Pflicht
gegliedert ins Weltganze. Er ist nun wieder ‚Particula
das heißt aber hier: bewußter Freund seiner beson
Heimat und ist doch zugleich vortrefflicher Reichsbürger
ist nun ein guter Deutscher und ist doch zugleich unbefang
Beurtheiler der Eigenart anderer Völker, wenn man
will: ‚Weltbürger'."

Damit halten wir zusammen, was Karl Stiele
seinen „Kulturbildern aus Bayern" (Stuttgart 1885)
„Ja in der That, es ist ein hohes Gefühl für alle, die
Seele des Volkes nachgehen, zu wissen, daß hinter
originellen Einzelheit, die wir betrachten, der große, mäc
Hintergrund eines einigen Volkes steht. Kein anderes
der Welt ist so manigfaltig an culturgeschichtlichen Ge
sätzen, kein anderes bedarf es so sehr, daß seine einze
Stämme sich nahe kommen und kennen lernen, dann we

nsätze ihre fesselnde, nicht ihre trennende Kraft

Volkskunst, nicht Adeptenkunst, Volkskunst im tiefsten
urzelnd im Heimatboden, in seinen Anschauungen
ten, in seiner Geschichte und seinen Märchen, in
rsönlichkeiten und seiner Natur. „Wo sitzt denn
das Volk?“ frägt Lienhard und antwortet: „Nun,
Secessionistenbühnen und dramatischen Gesellschaften
cht; das Volk sitzt überhaupt nicht hier oder dort.
Volk steckt in uns allen, es kommt nur darauf
wir der Frische, Natürlichkeit, ehrlichen
nglichkeit des Empfindens, Sagens und
ens nach so viel fachmännischen Einzel-
wieder Raum gewähren.“ [1])

Heimatkunst ist aber keineswegs die letzte Stufe
Leiter unserer Ideale, oh nein, sie ist blos eine
ttelkunst, eine gediegene Grundlage und Schwelle
landskunst der Zukunft. Man hat sich — seltsam genug
in letzter Zeit um die Berechtigung der Dorfnovelle
, so daß man sich fast zu einer Art evolutionistischer
Nordau'schen Kalibers bekehren könnte. Wir wüßten
ilgebiet der Kunst zu nennen, in welchem gerade so
der Landschaftsdichtung das Recht der Wirklichkeit
chbruch kommt. Hier muß sich der echte Realismus

---

e seine Ansichten vertritt der warmblütige elsässische Essayist
h in seinen jüngst im Heimatverlag erschienenen gesammelten
sätzen („Neue Ideale“), die für uns deßhalb noch besonders
rthvoll sind, weil sich darin ein wohlgemeinter, temperament-
ler Appell an die deutschen Katholiken findet, der manches
erzigenswerthe Wort enthält. Daß Lienhard selbst mit Bere-
ndus noch nicht ganz zufrieden ist, wollen wir dem Pro-
anten, der als solcher nie das katholische Wesen begreifen
n, nicht aufs Kerbholz schreiben. Wir nehmen das Gute,
es uns mit so entgegenkommender Hand gereicht wird, gerne
aber wir tauschen es nicht gegen unser Besseres ein.

ausgestalten, denn hier ist die denkbar engste, eine fast lyris
Fühlung zwischen Dichter und Stoff; Wahrheit der Empfi
dung und Innigkeit des Gefühls sind mit dem unmittelba
Aufgreifen des Heimischen gegeben und müssen daher u
fehlbar in dem ganzen Umfange ihrer Ursächlichkeit zur Wirku
und Rückwirkung gelangen. Was der Einklang von Nat
und Geschichte im gut erfaßten Localcolorit bedeutet, h
mit seinen Romanen Rudolf Stratz bewiesen, bei dem m
sich durch diesen Verismus — fast seine einzige persönlich
Note — ohne weiteres zu einer höheren Allgemeintaxati
bestechen ließ. Der berechtigte Stolz bringt dann jene wo
thuende homerische Freude an all den Umständen und Geg
ständen seßhafter Häuslichkeit, wie Rich. M. Meyer sie z. B
bei Sudermann aufzeigt, der einst gerade nach dieser Se
hin starke Ansätze zur Heimatkunst gezeigt, einst, als er no
sein ureigenes Gebiet der Novelle bebaute und, vom Erfo
noch nicht berauscht, den Ehrgeiz des Bühnendiktators un
Tantiemengroßmeisters in der Brust geheimtrug. Und
derlei Objektivitäten oder vielmehr gerade in ihnen komm
demnach die Persönlichkeit zur vollen Entfaltung. Hier
der Dichter Glied vom Gliede, und so zeigt sich denn d
Heimatkunst als eine Kunst germanischer Rasse: Farbensin
Gemüthstiefe, liebevolles Erfassen des Kleinen, Freude
ciselirten Charakteren, Vollgenuß am selbstgeschaffenen Um
kreise, kurz ein natur- und gesetzgemäßer Individualismu

„Eben in dem zerklüfteten Wesen", sagt Langbehn
‚Rembrandt als Erzieher', „in jenem centrifugalen Bestreb
welches dem Deutschen von jeher eigenthümlich war, liegt se
Fähigkeit einer unendlich reichen und mannigfachen Ausstrahlu
auf das Welt- und Menschheitsganze beschlossen. Je mehr
ihm gelingt, in dieser Hinsicht aus der Noth eine Tugend
machen, desto vollkommener wird er sein Dasein gestalt
Seine Neigung, individuell zu sein, dem eigenen Kopfe
folgen, kurz die sprichwörtliche und politisch so oft nachthei
gewesene deutsche Uneinigkeit befähigt ihn ganz besonders,

f künstlerisch-geistigem Gebiet weiter zu bringen als andere
ölker. Individualismus ist die Wurzel aller Kunst: und da
e Deutschen unzweifelhaft das eigenartigste und eigenwilligste
ller Völker sind: so sind sie auch — falls es ihnen gelingt,
e Welt klar wiederzuspiegeln — das künstlerisch bedeutendste
ller Völker".

Darum wird die Heimatkunst ohne aufdringliche Tendenz
eis von klarstem und nachhaltigem moralischen Erfolge
in, nach der nationalen wie nach der religiösen Seite hin;
enn einerseits weckt sie — wie schon angedeutet — das
Stammgefühl der Seßhaftigkeit, den Heimatstolz, die Grund-
age wahrer Vaterlandsliebe in einem vielgauigen Reiche,
nd andererseits muß sich in ihr haarscharf die sinnfällige
Seite des Christenthums zeigen, jener Religion, die zwar
ür alle Menschen gegeben ward, aber von jedem Einzelnen
rlebt und durchlebt sein muß, des „deutschen" Christen-
thums, wie das Mittelalter es ausgeprägt, nicht des Deutsch-
atholicismus armseligen Angedenkens aus alter und neuer
Zeit, sondern — wenn das Wort erlaubt ist — des deutschen
Katholicismus, des echten, rechten Christusglaubens mit
einem herrlichen Culte im Bereiche der römischen Kirche
rfaßt mit germanischer Seele. Vaterlandsliebe und
Religion einer Landschaft bieten ihre Stichprobe in der
Heimatkunst, wo die sittlichen Begriffe für das Volk als
olches ihre faßbarste Verkörperung erhalten.

Diese Erdständigkeit eines starken Menschenthums, das
war dem Himmel zugeht, aber auf der irdischen Welt vor-
äufig seinen Schauplatz hat, ist die schlagendste Wider-
egung des Grundgedankens in Hart's „der neue Gott", der
ein Dasein der Erkenntniß einer unüberbrückten Kluft
wischen „asiatischer Weltflucht" und „hellenischer Weltfreude"
erdankt. Gerade die katholische Heimatkunst vermag zu
eweisen, daß die katholische Religion nicht der mit krasser
Pietisterei verwechselte „Asketismus" ist, für den der un-
philosophische Theosoph das Christenthum hält. Im übrigen

trägt dieser Dichtungszweig die Fähigkeit zu großart
nationaler Gestaltung, zumal an den Thatorten der S
und Geschichte; man denke einmal an die Altdorfer T
Aufführungen, an die Bozener Tirolerstücke, an das auge
blicklich im großen Stile vorbereitete Lichtensteintheate
Mitten in der unveränderten Natur mit der Beleuchtun
gleichgebliebener Volksverhältnisse ist selbst ein mittelschläc
tiges Stück eines unverwischbaren Eindruckes sicher. Un
wenn wir schließlich die junge Kunst sorglich hüten vor Be
einträchtigung durch Sonderinteressen, vor philiströser Be
engerung durch die Nüchternheit des Alltaglebens, vor Be
gewaltigung der Idee durch Schaffung resp. Conterfeiun
von Sonderlingen oder durch idyllische Genremalerei, vo
einem verrannten und theoretisirenden Individualismus ode
gar vor drallem, renommistischem Naturburschenthum un
skeptischer Culturverachtung, und überhaupt vor jeder be
wußten reaktionären Anhauchung gegenüber der episch
Großkunst: wenn wir den jungen Zweig vor alle dem un
vielem anderen hüten, dann wird der Jungbrunnen des alt
deutschen Märchens mit seinem wonnigen Geplätscher wied
fließen, eine Lehrschule innerer Kräftigung, fleißigen Au
speicherns und hartnäckigen Zusammenhaltens, bis die groß
Talente kommen. Die Könner von Gottes Gnaden find
hier den einzig guten Nährboden gedeihlicher Entwicklun
Mit der „Witterung eines neuen Menschenideals“ ist es b
dato noch nicht recht vorwärtsgegangen, bleiben wir a
vorderhand noch beim alten, das nicht gar so abgehaust i
wie uns Küken vorgackern, denen die Eierschalen noch
den Federn sitzen. Uns Katholiken aber ist die Landschaf
dichtung ein neuer Hoffnungsstern, denn sie leitet uns i
Arbeitsganze der nationalen Bestrebungen ein, die uns bis
durch ihre schiefe Stellung zu Glaube und Sitte, so
durch herzlose Unterdrückung — summa summarum, eup
mistisch zu sprechen, durch unsere „Inferiorität“ — v
schlossen waren. Heimatkunst ist neutrales Gebiet — tr

der religiösen Kämpfe, die ihren Pflegern in Aussicht stehen.

„Bauernseele ist Volksseele. Der Mensch in seiner urthümlichsten Lebensform ist Bauer; je näher die Cultur des Geistes und des Bodens bei einander bleiben, desto besser ist es für beide; Land und Leute, Leib und Seele gehören zusammen" („Rembrandt"). Wenn dieser Satz wahr ist, und warum sollte er nicht wahr sein? dann Heil der katholischen deutschen Dichtkunst, die ihrem Herkommen getreu am Boden festhält, am Boden des kleinen Mannes, wenns auch an der Form oft fehlte, die nur zu viel fürs Volk statt aus dem Volke war. Solange wir seitwärts standen, haben uns nun andere die Kastanien aus dem Feuer geholt, und alle die Versuchsphasen vom einfachen Verismus und Realismus an bis zum consequenten und consequentesten Naturalismus haben uns nur den geklärten Formbegriff liefern müssen. Jetzt, ihr Katholiken, greift zu!

Was wir auf dem Gebiete der Landschaftskunst schon haben, ist eine achtunggebietende Dorf- und Waldnovellistik. Naturgemäß kommen dabei nur die oberdeutschen Stämme in Betracht, als da sind: Bayern, der böhmische Wald, das Schwarzwaldgebiet und Oesterreich bezw. Tirol und Steiermark, mit ihren Vertretern: Schaching, Schott, Hansjakob, Domanig und Rosegger. Der Grund dafür liegt einerseits in den topographischen und klimatischen Verhältnissen und in dem seiner inneren Beziehung zur neuhochdeutschen Sprache wegen leicht in feinerer oder groberer Mischung verwendbaren Dialekt, andererseits im ganzen Volkscharakter des warmblütigen, lebhaften Oberdeutschen mit seinen wechselvollen Stimmungen und seinem schlagfertig reagirenden Kunstsinn. Nehmen wir demgegenüber einmal das Landleben Westfalens, die ergreifende Strohdachpoesie seiner im grauen Alterthum fußenden Denkungsart, so muß auch der größte Verehrer der rothen Erde und des wilden Fohlens gestehen, daß die ruhigen Hof- und Haidesassen,

diese in sich gekehrten, schwer erregbaren und auf sich sel
gestellten Menschen weder ausgiebiger Stoff für die Do
novelle heutiger Prägung, noch ein dankbares Lesepublik
sein können. Wir reden nur von der Dorfnovellistik, de
zur Heimatkunst im Ganzen genommen hat Niederdeutschla
eher den ersten als den letzten Beruf und hat ja in d
That — abgesehen von der engeren Dialektdichtung — B
deutendes geleistet, wie z. B. die köstlichen Hamburger N
vellen der (protestantischen) Ilse Frapan beweisen. D
Katholiken haben in Westfalen und Rheinland Versuche g
macht, aber es sind noch ungeheure Schätze, ein wahr
Nibelungenhort, zu heben. Das katholische Oberdeutschla
hat, wie gesagt, die führende Rolle und mit seinen Kun
erzeugnissen werden wir uns in diesen Artikeln des näher
befassen.

Bevor wir aber auf Einzelheiten eingehen, müssen w
noch in der Frage des katholischen Volkstheaters eine ne
Illustration zum alten salus ex inimicis liefern.

In den Wintermonaten des Jahres 1899 wurde d
Gustav Adolf des Dr. G. Devrient in Berlin mit solch
Erfolgen aufgeführt,[1]) daß die Gründung eines „Verei
zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele" a
16. November 1900 mit der Anfangszahl von 335 M
gliedern (jetzt 800) in Angriff genommen werden konn
Die zweite Nummer des Theaterprogrammes ist natürl
das „rühmlichst bekannte" „Lutherfestspiel". Diese Gründu
war um so leichter, als sie nur die Organisirung der du
die Lutherfeier von 1883 lebhaft angeregten Bewegung w
welche von Jena und Worms aus mehr als 100 Städ

1) An 18 Abenden besuchten 25,000 Zuschauer das von ca 500 M
gliedern der evangelischen Gemeinde gespielte Stück. Der Re
gewinn von 3000 M. wurde je zur Hälfte dem Gustav Ad
verein und dem Evangelischen Bund überwiesen.

umfaßte und sich bis nach Siebenbürgen erstreckte. Hören wir den Prospekt:

„Ueberall fand sie willige Herzen . . . . Warum? wir meinen: Weil sie einem tiefgefühlten Drange der deutschen Volksseele entspricht. Weite Kreise unseres evangelischen Volkes durchweht ein tieferes religiöses Verlangen. Das Hochgefühl, einem kräftig aufstrebenden Volke anzugehören, gibt Muth und Kraft zu gemeinsamer volksthümlicher Bethätigung. Das Bewußtsein wird immer stärker, wo im Grunde die stärksten Wurzeln unserer Kraft liegen: in der Vermählung des deutschen Geistes und Gemüthes mit dem Evangelium. Sich selbst, die besten, edelsten Seiten seines Wesens will unser evangelisches Volk anschauen und nicht bloß anschauen, nein, anschaulich, in künstlerischer Verklärung darstellen in den großen Gestalten und Geschicken seiner Vergangenheit, sich selbst will es feiern und in dieser Feier erstarken". . . .

„Und andererseits: Gerade die Gefahren, die unserem Volksthum und dem Protestantismus drohen, die dunklen Schatten drängen dazu, auf neue Mittel und Wege zu sinnen, mit neuen Zungen zu reden, um die Lauen aufzurütteln — die Schlafenden zu wecken — die Gewissen zu schärfen — den oft nur glimmenden Funken der Liebe zur evangelischen Sache und deutschem Volksthum zu hellen Flammen zu entfachen — die verschiedenen Volkskreise einander zu nähern — die Herzen zusammenzuschließen — durch den elektrischen Funken gemeinsamer tiefer Eindrücke Tausende und Abertausende mit fortzureißen — auch solche, die dem geschriebenen und gesprochenen Wort sich entziehen".

„Die Aufführung deutsch-evangelischer Volksschauspiele durch das evangelische Volk halten wir für ein überaus wirksames, in seiner zündenden Kraft bereits erprobtes Mittel hierzu. Sie sind ein hochbedeutsames Stück deutsch-evangelischer Volkserziehung im Großen. . . . Wir denken dabei namentlich auch an solche Gegenden, wo deutsches Volksthum und evangelischer Glaube bedrängt sind". —

Für diesen Verein wird nun en gros agitirt, wie nur agitirt werden kann, wo rechts der evangelische Bund und links der Gustav Adolf-Verein zur Seite steht. Künstlerisch wird die Sache von der „Deutschen Heimat“ und den in ihrem Verlag erscheinenden „Neuen deutschen Heften für Kunst und Volksthum“ (à 15 Pf.) vertreten. Für das „Lutherfestspiel“ ist laut den „Mittheilungen“ des Vereins Verhandlung mit dem „Theater des Westens“ (Berlin) bereits angeknüpft, weil das Kroll'sche Theater, „die Stätte unserer alten Siege“, seine Bretter im November selber benützen will. „In diesen Tagen (Juni) gehen an 18000 einzelne Personen Aufrufe zu dem Lutherfestspiel. . . . Der Ehrenausschuß . . . weist über 300 der geachtetsten Namen auf, und es ist Sorge dafür getragen, daß alle Berufszweige und Gesellschaftsklassen, alle kirchlichen Richtungen und alle mit uns sympathisirenden großen Gruppen auf den Gebieten religiöser, nationaler und socialer Arbeit vertreten sind“.

Im 37. Heft des 4. Jahrganges bringt nun die „Deutsche Heimat“ unter der Rubrik „Von der deutschen Volksbühne“ Nachrichten über Festspiele aus 12 Städten, die über die Tendenz der aufgeführten Dramen keinen Zweifel lassen: überall der „weltgeschichtliche Akt der Protestation“ und die „unbezwingliche Macht des evangelischen Glaubens“ gegenüber der „alleinseligmachenden Kirche“. Ein längerer Artikel über „Reformationsfestspiele“ von Pfarrer Dithmar (Schmalkalden) besiegelt die Thatsache vollends, daß das periodische Organ der deutschen Heimatkunst sich in den Dienst der Tendenz gestellt hat. Religiöse Tendenz, der Urgrund katholischer „Inferiorität“ — aber, bitte, evangelische Tendenz, ja, Bauer, das ist etwas anderes.

Nun, ihr deutschen Katholiken, bringt das endlich Leben in die — projektirten Projekte? Wir haben uns nicht zusammengethan um der Kunst willen, nun müssen wir wohl oder übel um der Existenz willen den Volkspegasus an den Tespiskarren schirren. Gott sei Dank, wir müssen uns

unserer Haut wehren und dem Feind mit gleicher Waffe entgegentreten. Denn wir dürfen es uns nicht verhehlen, diese große Bewegung des protestantischen Deutschlands, die ihren Ausgang nur gar zu rechtzeitig von der reaktionären Kunstströmung genommen, steht in letzter Linie im Dienste der Los von Rom-Bewegung und der neuen „Evangelisations“-Pläne. Traurig ist es, die Kunst als Agitationsmittel in den rauhen Händen der Parteimenschen zu wissen. Aber was verschlägts? Wir müssen gute Miene zum bösen Spiel machen, soll nicht wieder einmal das Lutherthum durch besser benutzte Beherrschung der Volksanschauung eine neue Bresche reißen. Auf, ihr Katholiken, auf! Das katholische Mittelalter hat diese Volksspiele geschaffen, und wir haben sie in Oberammergau, in Brixlegg, in Vorderthiersee und im Böhmerwald in die moderne Zeit hinübergerettet. Wir haben drum nicht nöthig, da zu lernen, wo unsere Erfahrungen gegen uns zur Anwendung kommen. Knüpft an eure eigene Vergangenheit an. Wir appelliren hiermit an die nächste Generalversammlung der deutschen Katholiken, wir appelliren an unsere belletristischen Organe, religiösen Blätter und politischen Zeitungen, wir appelliren an den hochwürdigen Klerus und verehrungsvollen Lehrerstand, wir appelliren an die katholischen Vereine jeglichen Zweckes, wir appelliren an die deutschen Frauen, wir appellliren an das ganze katholische deutsche Volk. Was andere können, können wir auch. Schließt euch aneinander, sammelt Beiträge, werft Flugschriften auf die öffentlichen Tische, agitirt — an Dichtern und passenden Stücken soll es nicht fehlen. Ein Preisausschreiben weckt die schlummernden Kräfte. Kralik hat gezeigt, daß es Männer gibt, die Volksbühnen mitsammt dem Repertoire zu schaffen wissen. A. Lignis, wohl unser gewiegtester Theaterkritiker, läßt fort und fort seine Stimme ertönen; lassen wir ihn nicht allein in der Wüste, den strengen Rufer. Wir zweifeln nicht, an ihm, dem berufenen Dramaturgen, einen verständnißvollen und

hingebenden Führer gefunden zu haben; gebt ihm eine Stätte der Wirksamkeit.

Das Vorbild ist und bleibt Oberammergau: eine solche Bühne vernichtet die engrahmige Boudoirpsychologie und verlegt den Thatort hinaus ins Freie, in die große, klare Natur. Spielzeit am hellen Sommertage: da sind keine Lascivitäten möglich vor der Polizei einer Oeffentlichkeit; keine Kassenstückjagd, keine Guckkastenkunst, nur waschechte reine Poesie. Freilich wäre da eine so brillante Mondnacht am flimmernden See und der pompöse Theaterbrand, wie sie das Münchener Hoftheater z. B. bei der „Mignon" bietet, nicht möglich, darum müßte aber das Stück selbst einen inneren Werth aufweisen können, dafür wäre es auch nicht möglich, in eine volkreiche Zigeunerscene ein Ballett einzulegen, wie in eben diesem Theater geschehen. Fort mit der Balletteusenwirthschaft vor und hinter den Kulissen; hinaus mit den Intendanten, die auf die Lüsternheit des Groß- und Kleinstadtpöbels spekuliren; Kampf bis aufs Messer dem „Ueberbrettl" und seinen Abarten im Variététheater. Solch eine klassische Bühne wird nie und nimmer zum Toilettencorso, also keine unverschämte Belorgnirung. Da ist all der Unfug der Beifalls- und Mißfallensbezeugung nicht möglich, das endlose Klatschen mitten im Stück, das Stampfen und plebeische Pfeifen; verschwinden würde das prosaische Herausrufen — einmal, nun ja! etwa nach Schluß des Stückes; aber ungezählt hintereinander, das ist einfach eine Kinderei, die z. B. am Fronleichnamstage in der Münchener Residenzbühne dreifach armselig wirkte, 1) weil Otto Ernst's sog. deutsche Comödie: „Jugend von heute" gegeben wurde, das reine testimonium paupertatis für die deutsche Muse, 2) weil die Darstellung — die Rolle der Clara Hendrichs fast allein ausgenommen — eine recht, recht mittelmäßige war und 3) weil das Haus leer war und der Jubel von den hintern Stehplätzen ausging. Aber was halten wir uns da um Kleinigkeiten auf; wir sind ja ganz andere

Zwischenaktleistungen des Kunstpöbels gewöhnt. Man denke einmal an die Berliner Hauptmann-Abende und an jenen 20. Oktober 1889, als ein akademisch gebildeter Mann unter der Musik der Radauflöten seine Gegnerschaft gegen den krassen Naturalismus im Lessingtheater mit einer Geburtszange dokumentirte. Aber Schwamm über diese Nüchternheiten! „Poesie ist die Gesundheit des Lebens — ein Freudensprung aus den Grenzen des Alltagslebens hinaus“, sagt Björnstjerne Björnson. Die katholische Kunst hat schon schöne Blüthen getrieben, aber es muß noch besser kommen. Die Blüthe ist nicht das letzte, sondern die Frucht, und die Frucht ist wieder wegen der Blüthe; taube Blüthen sind bloß todtgeborene Hoffnungen.

Wir müssen uns eins wissen im künstlerischen Genusse, wir müssen als geschlossenes Ganze empfinden lernen, wir müssen wirklich und wesentlich national sein, mit anderen Worten: wir brauchen einen Einigungspunkt, eine Schule ästhetisch-ethischer Bildung, wir brauchen die Bühne. Wenn ein Volk der Welt den Geist des Hellenenthums, die goldene Zeit eines Perikles, das unvergeßliche Jahrhundert der Aeschylus, Sophokles und Euripides wieder ins frischpulsirende Leben zu zaubern vermag, so ist es das deutsche mit seinem Ernst und seiner Gemüthstiefe, mit seiner Schönheitsfreude und seinem Idealismus. Aber wohl bedacht, die griechische Tendenz in ihrer höchsten Entfaltung war national und — tiefreligiös, auf den Urmysterien beruhend. Katholiken, ihr seid Deutsche trotz des Protestantismus und seiner landläufigen Anklage; oder ward Deutschland erst anno 1517 geboren? Herrlich ist das Erbtheil eurer Ahnen, das einst einen Tacitus begeistert, die Keuschheit und die Kraft. Wenn die sich in der Kunst des Volkes nicht zeigen, wo sollen wir dann ihren Spuren folgen? Ausgeglichene Zielbeharrlichkeit ist das Ergebniß jahrhundertlanger Volkserziehung; haben wir sie, oder trifft der Vorwurf des geistreichen Dr. Grupp nicht bloß die Ottonische Cultur, sondern

sogar noch das 20. Jahrhundert Deutschlands, der Vorwurf der „Sprunghaftigkeit“? Wir ringen mit Schönheitsanschauungen; in der Heimatkunst, in der Volksbühne gibt uns ein gemeinsames Ziel die Richtung, gibt die Kunst dem Leben die Weihe, das Leben der Kunst die Wahrheit. Weihe und Wahrheit sind unwiderstehlich. Also ungesäumt an die Arbeit! Es wird so viel geredet und überredet, Versammlung reiht sich an Versammlung, aber mit dem kraftvollsten Ueberzeugungsmittel des menschlichen Geistes, mit der Kunst, habt ihrs noch nicht probirt. Da war freilich das dunkle Mittelalter klüger. Eines haltet als Parole fest, wenn ihr müde seid vom Broderwerb: „Bleibt der Geschichte treu!“ Das sei aber auch eure Parole, die ihr dem Volke die Schönheit vermitteln sollt, denn die Kunst heiligt die Lüge nicht.

Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, die Heimatkunst zu pflegen[1]) und dem Lande fruchtbar zurückzugeben, was aus

---

1) Wir haben uns bisher mit dem Kleintheater begnügen müssen, und wer weiß, wie viel Opfersinn dazu gehört, seine Zeit der künstlerischen Erstlingserziehung junger Arbeiter zu widmen, der hat nur Worte entschiedenen Tadels für die schnöde Behandlung, welche Maximilian Pfeifer nun schon zu wiederholten Malen den kleinen Volksstücken des emsigen J. v. Terherdi (Pseudonym des Domvikars und bischöfl. Sekretärs Jakob Baumann) hat zu Theil werden lassen. Wenn Ortsblätter in ihren Besprechungen mit ihrem Urtheil nach der einen Seite über die Schnur hauen, gibt das einem Kritiker noch lange kein Recht, es nach der andern Seite hin auch zu thun. Wie freuen uns, Herrn Baumann, dem wackeren Vorkämpfer für die Sache des kleinen Mannes, an dieser Stelle ein Wort der Anerkennung und herzlichen Dankes sagen zu dürfen. Wir hoffen, daß er sich durch die Mißgunst anderer nicht in seinen Bestrebungen stören läßt. Beispiele derartig aufgeklärter „Kritik“ könnten wir manche hier anfügen, eines aber übergehen wir nicht, da wir es als unsere Pflicht betrachten, literarisches Unrecht zu brandmarken. Am Ende einer umfassenderen Besprechung

em Herzblut erwachsen. „Wie der Athem der Erde und
Meeres", sagt der Schwarzwälder Auerbach im „Lauter-
her", „aus den höheren Regionen wieder als erfrischender
d befruchtender Regen herniederträufelt, so kann und muß
ch der Volksgeist, sein Denken und Fühlen aus der höheren
gion des Schriftenthums wieder hinabgelenkt werden in
nen Ursprung, das Volksgemüth."

Nun, mit der Novelle ist der Anfang gemacht, so Gott
ll, folgt die Bühne bald nach. Ob es ein Traum ist,
enn wir auf eine schönere Zukunft hoffen, auf ein Deutsch-
nd religiöser Einheit und künstlerischer Allgemeinheit?
eus providebit!

P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

---

lyrischer Neuheiten sucht Dr. Karl Muth einen jungen Dichter todtzuschlagen, indem er die drei magersten — und ohne Zweifel sehr schwachen — Strophen seines Erstlingswerkes mit „Kommentar überflüssig" ans Schandholz stellt, nämlich den Kapuziner P. Gaudentius Koch von Bruneck (Tirol), den Verfasser des anmuthigen „Liebfrauenlobs Marienleben". An ein Werk, das ästhetischen Genuß in der religiösen Erbauung anstrebt, darf auch ein Veremundus das Maß seines persönlichen Geschmackes nicht anlegen. Wenn diese Marienminne so ganz und gar werthlos ist, warum hat denn Kralik in der „christl. Schul- und Elternzeitung" (Wien 1899 S. 120 ff.) sich so günstig über sie ausgesprochen? Der Verfasser des „Sokrates" ist allerdings wohlwollend und milde im Urtheil, allein er ist bekanntlich auch ein Könner, ein überaus feingestimmter Gedankenlyriker, bei dem a priori nicht anzunehmen ist, daß er jeden nächsten besten Schund bloß wegen seiner „Gesinnungstüchtigkeit" mit seinem klangvollen Namen vergolde.

XI.

Die katholische Kirche auf den Philippinen.

Im Dezember des Jahres 1900 ist in Washington in der Regierungsdruckerei ein gewaltiges Werk erschienen, das folgenden Titel führt: El Archipiélago Filipino. Colección de datos geográficos, estadísticos, cronológicos y científicos, relativos al mismo, entresacados de anteriores obras ú obtenidos con la propria observación y estudio, por algunos padres de la Misión de la Compañia de Jesús en estas islas. Washington, Imprenta del Gobierno 1900. 2 Bände XXVI und 708, XX und 469 Seiten.

Atlas de Filipinas. Colección de 30 Mapes, Trabajados por delineantes Filipinos bajo la dirección del P. José Algué, S. J., Director del observatorio de Manila. 1899. Washington, Government Printing Office.

Wie man sieht, setzt sich dasselbe zusammen aus 2 Bänden Text und einem wunderbar ausgeführten Atlas von 30 Karten. Die drei Bände sind zum Preise von Mk. 120.— in Prachtoriginaleinband zu beziehen. Alles in diesen drei Bänden: Text, Bilder, Kurven, Uebersichtspläne, Landkarten u. s. w. stammt von den Jesuitenpatres, die auch das große Observatorium in Manila, das neben demjenigen von Zi-Ka-Wei bei Schang-Hei als Hort der Schiffahrt in den chinesischen

alayischen Gewässern berühmt ist, leiten. Der Inhalt
sten Bandes beschäftigt sich mit der Corographie,
hnographie, dem Culturzustande, der Geschichte, der
aphie, Hydrographie, Geognosie, Pflanzenkunde und
unde der Inseln. Die einzelnen Kapitel sind von
ännern geschrieben und verrathen die eingehendste
niß mit dem Gegenstande, sei es, daß diese auf der
tur, sei es, daß sie auf langjähriger eigener Beob-
g beruht.
Neben einem bunten Titelbilde, darstellend einen Mann
ine Frau des noch völlig uncivilisirten Stammes der
sind 169 Zinkätzungen dem Bande beigegeben. Ein
ender Index orientirt auf das genaueste über den
t der einzelnen Kapitel, und ein Tafelindex erleichtert
uffinden der einzelnen Abbildungen. Der zweite Band
lt von der Klimakunde, von den Erdbebenmittelpunkten
er zyklischen Variation des Erdmagnetismus in Manila.
nd mehr wie 120 Tafeln, Kurven und Ansichten, die
ochwissenschaftlichen Untersuchungen begleiten. Außerdem
n einer Mappe drei Uebersichtstafeln beigegeben, die
ihres Umfanges im Bande selbst keinen Platz gefunden
. Während die beiden Textbände in Kleinfolio gehalten
ist der Atlas in Großquart hergestellt. Derselbe ist
der Aufsicht des U. S. Coast and Geodetic Survey
stellt worden, und der oberste Beamte dieser amerikan-
Behörde hat den Jesuitenvätern in einem Vorwort
schmeichelhafteste Zeugniß über den hohen Werth der
hnen bearbeiteten Karten ausgestellt. Er bekennt un-
unden, daß nichts dergleichen vorhanden ist, daß diese
n alle anderen hinter sich lassen, und daß der Atlas
auf längere Zeit hinaus für den wissenschaftlichen
auch maßgebend bleiben wird. Die Karten beziehen sich
hl auf die Geographie, wie auf die Volks- und Erdbeben-
, ebenso zeigen sie aber auch die Orographie und die
nische Gestaltung der 1725 Inseln dieses Archipels in

der ausgezeichnetsten Weise. Es kann nicht meine Aufgabe sein, auf alle die verschiedenen Einzelheiten der großen Veröffentlichung einzugehen. Das Eine will ich nur hervorheben, daß die Ausführungen selbst in ihrer klaren Durchsichtigkeit auch für Nichtfachleute verständlich und interessant geschrieben sind.

Die Thatsache, daß die amerikanische Regierung sich entschlossen hat, eine von den Jesuiten ausgehende, mit außerordentlichen Kosten herzustellende Veröffentlichung in der Regierungsdruckerei mit Regierungsgeld ausführen zu lassen, beweist eigentlich besser wie alles andere, daß bisher nichts auch nur annähernd gleiches über diese Inseln geschrieben worden ist. Die Thatsache ferner, daß alle irgendwie interessanten Gebiete dort behandelt werden, zeugt von dem hohen wissenschaftlichen Streben, das unter den 164 Jesuiten auf den Philippineninseln herrscht. Die Jesuitenuniversität St. Ignatius, das städtische Athenäum, das schon genannte großartige Observatorium und andere wissenschaftliche Anstalten legen Zeugniß dafür ab, daß die Jesuitenväter seit langem eifrig an der Arbeit gewesen sind, um alle Ergebnisse europäischer und amerikanischer Gelehrsamkeit auch den Tagalen zu vermitteln.

Uns kann hier im Besonderen nur das eine Kapitel interessiren, das von der katholischen Kirche auf den Philippinen handelt. Die folgenden Zusammenstellungen aus diesem Gegenstande zeigen die gewaltige Culturarbeit, die dort von der Kirche und ihren Organen geleistet worden ist. Vor allem aber ist es wohl in der Geschichte der Völker einzig dastehend, daß eine Verdopplung der Seelenzahl jedesmal in einem Zeitraume von 30 bis 50 Jahren eingetreten ist und diese fast wunderbare Volksvermehrung das ausschließliche Verdienst der religiösen Erziehung des Volkes durch die Missionäre ist, wie die folgenden Aufstellungen erweisen werden.

Kurve der Katholikenzahl auf den Philippinen.

P. Juan de San Agustin faßt die Seelenzahl sämmtlicher Pfarreien des Archipels für das Jahr 1735 zusammen, wie folgt:

Die Weltpriester zählten in	142 Gemeinden	131,289	Seelen
Die beschuhten Augustiner "	150 "	241,806	"
Die Dominikaner "	51 "	89,752	"
Die Jesuiten "	80 "	170,000	"
Die Rekollekten "	105 "	63,149	"
Die Franziskaner "	63 "	141,196	"
Zusammen in	591 "	837,182	"

P. Delgado rechnet im Jahre 1750 die Katholikenzahl auf eine Million und mehrere Hunderttausende aus.

Tomás de Comyn beziffert die Bevölkerung im Jahre 1810 folgendermaßen:

Gesammtzahl der Indier (Katholiken)	2,392,678	2,515,406 Katholiken
" " Mestizen (Katholiken)	119,719	
" " Mongolen	7,000	
" " Weißen	4,000	
Bevölkerungsziffer	2,546,406	

Zum Vergleiche zieht der Verfasser die Zahlen von 1791 heran:

	1791	1810	Vermehrung
Indier	1,582,761	2,395,687	812,926
Mestizen	66,917	119,719	52,802
Summe	1,649,678	2,515,406	865,728

In 18 Jahren trat eine Vermehrung um 52 Procent ein. Da die Zahlen in beiden Fällen auf amtlichen Erhebungen beruhten, so konnte die Verdopplung der Gesammtbevölkerung in je 34 Jahren in Aussicht gestellt werden; dieses scheint wenigstens annähernd eingetreten zu sein, wie man sehen wird, eine Thatsache, die in der statistischen Wissenschaft kaum ihresgleichen hat. Nach den Veröffent-

lichungen von Felipe del Pan im Jahre 1876 betrug
Gesammtbevölkerung des Archipels damals neun Million
Seelen. Die gleiche, etwas zu hohe Zahl rechnete Ferre
im Jahre 1887 und F. X. Baranera S. J. 1890 aus.
nordamerikanische Philippinenkommission hat nach Einsic
nahme in alle Akten die mäßige Zahl von acht Million
für die gegenwärtige Bevölkerung festgestellt.

Im Oktober 1894 wurde folgende amtliche Aufstellu
gemacht:

Christliche Bevölkerung der Pfarreien	6,414,373
Welt- und Ordensgeistliche	2,651
Eingeborene und spanische Soldaten	21,513
Nichtgezählte und Vergessene (2 Proc.)	128,287
Insassen von Anstalten	1,391
Schwarze, Chinesen u. s. w.	383,504
Weiße Ausländer (Europäer, Amerikaner)	1,000
Heiden	880,000
Zusammen	7,832,719

Im Jahre 1898 betrug die Katholikenzahl nach Ang
der Pfarrer und Missionare

Seelenzahl		Pfarrer und Missionare	Hilfsgeistl
Im Erzbisthum Manila	1,811,445	259	198
„ Bisthum Cebú	1,748,872	213	125
„ „ Jaro	1,310,734	200	73
„ „ Nueva Segovia	997,629	171	131
„ „ Nueva Cáceres	691,298	124	148
In der ganzen Kirchenprovinz	6,559,998 [1])	967	675
		1642 Priester	

1) Die Gesammtsumme der Einwohner wäre auf Grund di
Katholikenzahl 7,928,384. Das Wachsthum der Bevölker
ist von 1877 bis 1898 viel geringer gewesen wie früher, we
der schweren elementarischen Ereignisse, der Cholera-, Influen
und Pockenepidemie.

Auf Grund der vorstehenden Angaben kann man fol-
nde Kurven feststellen:

Im Jahre 1735 gab es		837,182	Katholiken
" " 1750 " "		1,300,000	"
" " 1791 " "		1,649,678	"
" " 1810 " "		2,515,406	"
" " 1894 " "		6,438,537	"
" " 1898 " "		6,559,998	"

Die hochbemerkenswerthe Volksvermehrung ist ausschließlich der civilisirenden Thätigkeit der Missionäre zuzuschreiben, die mit dem größten Nachdrucke auf rechtzeitige Gründung einer Familie drangen, um jegliche sittliche Verirrung hintanzuhalten. Und daß ihnen das gelungen ist, beweisen die amtlich ermittelten Zahlen der Volks- und Katholikenvermehrung. Die Einwanderung ist ganz unbedeutend und kommt für die Volksvermehrung ganz und gar nicht in Betracht, wie zahlenmäßig belegt werden kann.

Der Stand der einzelnen Orden und Genossenschaften war vor dem Kriege ein sehr vorzüglicher. Die beschuhten Augustiner (1519) hatten mit dem gewaltigen Convent von San Agostin in Manila, denjenigen in Cebú und Guadalupe mit den Waisenhäusern in Tambóbony und Mandaloyan, den Collegien in Valladolid, Palma de Mallorca und Santa Maria de la Vid, dem Escorial und der Herberge in Barcelona und einer Mission in China im Ganzen 644 Religiosen. Die Augustinerrekollekten (1606) zählten mit den Conventen in Manila, Cavite, San Sebastian und Cebú, mit der großen Musterfarm in Imus und den spanischen Collegien in Monteagudo, Marcilla und San Millán de la Cogulla zusammen 522 Religiosen. Die Franziskaner (24. Juni 1577, die Franziskanerinen kamen 1620) besitzen Convente in Manila und San Francisco del Monte, das Hospital San Lázaro, die Kirche des dritten Ordens in Sampáloc, das Hospiz San Pascual Bailón, das Krankenhaus Santa Cruz de la Laguna, das Hospital in Camarines, das Colleg

in Guinobatan, das Kloster Santa Clara, die spanisch
Collegien von Pastrana, Consuegra, Arenas de San Ped
Puebla de Montalbán, Amalgro und Belmonte, eine Reside
in Madrid und ein Colleg in Rom mit zusammen 4
männlichen und 34 weiblichen Religiosen. Die Domin
kaner (1587) haben außer den südostasiatischen Mission
den großen Convent, die Universität Santo Tomás,
Collegien Santo Tomás, San José und San Juan
Letrán in Manila, das Colleg San Alberto Magno
Dagupan, die Vicarien San Juan del Monte und S
Telmo in Cavite, die Beaterien Santa Catalina de Se
in Manila, Nuestra Señora del Rosario in Lingayén u
Vigan, Santa Imelda in Tuguegarao und die beid
Collegien Santo Domingo in Ocaña und Santo Tomás
Avila mit zusammen 528 Religiosen. Die Jesuit
(1581) gehören zur Provinz Aragon, die in Spanien u
Südamerika einige Vorbereitungshäuser hat. Auf d
Philippinen sind 164 Religiosen mit einem Hauptmission
hause, dem Ateneo Municipal, der Normalschule, d
großen Observatorium, 37 Missionen und 265 Visitas o
Reductionen in Mindanao, Basilan und Joló. Die La
risten (1862) leiten das Haus San Marcelino und
Priesterseminarien in Manila, Cebú, Jaro und Nu
Cáceres. Die Kapuziner (1886) haben in Manila
Haupthaus für die Carolinenmission. Die Benediktin
(1895) 14 an der Zahl, besitzen ein Hauptmissionshaus
Manila und leiten die Missionen Taganaán, Cantil
Gigáquit, Cabúntog, Numancia und Dinágat in Mindan
Das Missionscolleg derselben ist in Monserrat in Spani
Die Gesammtzahl der männlichen Religiosen einschließ
der den Philippinenmissionen dienenden europäischen Hä
betrug im Jahre 1898 rund 2509. Die Clarissen,
Schwestern von der Himmelfahrt, die Domi
kanerinen, die barmherzigen Schwestern u

andere besorgen den Unterricht der weiblichen Jugend und die Charitas.

Die Kapuziner sind nicht an der Seelsorge oder dem Missionswerke auf dem Archipel betheiligt; ihre Niederlassung in Manila ist nur das Haupthaus für die Carolinenmissionen. Die Mission auf den Marianen gehört auch zur Kirchenprovinz Manila.

Im Jahre 1793 versah der Weltklerus 53 Pfarreien, während er heute deren 158 hat. — 675 Weltpriester sind heute als Kapläne der 967 Pfarrer und Missionare in der ganzen Kirchenprovinz angestellt. Ungefähr 350 Weltpriester leben ohne Benefizium oder sind in Folge von Krankheit von allem Dienst befreit. Die Gesammtzahl aller Ordens- und Weltpriester dürfte beiläufig 2000 betragen. Im Durchschnitt entfallen auf jede Pfarrei 6000 Seelen. — Im Jahre 1898 gab es 2167 Elementarschulen mit 200,000 Schülern und Schülerinen. — Bis 1862 wurden die Kleriker in den Collegien von Manila erzogen, dann wurden die fünf Diöcesanseminarien eingerichtet, von denen vier die Lazaristen und das von Nueva Segovia die Augustiner leiten. Fünf Hospitäler, sechs Asyle verschiedener Art und sechs Wohlthätigkeitsgesellschaften sorgen für die Kranken, Armen und Verlassenen.[1])

Paul Maria Baumgarten.

---

1) Nach den neuesten Zählungen und Vermessungen gibt es, abgesehen von zahllosen Felsen, die man nicht zu den Inseln rechnen kann, 1725 Inseln im ganzen Archipel. Bis zum 1. Januar 1845 war gegenüber der europäischen Rechnung ein Unterschied von einem Tage vorhanden Diese Verschiedenheit des Tagesdatums wurde ausgeglichen, indem man von Montag den 30. Dezember 1844, unter Uebergehung von Dienstag den 31. Dezember, gleich auf Mittwoch den 1. Januar 1845 übersprang.

XII.

Bourdaloue's Bildniß in der alten Pinakothek zu München.[1]

Ein ebenso fleißiger wie erfolggekrönter Specialist im Gebiete der Bourdaloue-Forschung ist der Herausgeber der Études religieuses in Paris, P. Chérot. Seinen auf den emsigsten und umfassendsten Untersuchungen beruhenden Beiträgen über den großen Meister der Kanzelberedsamkeit hat die wissenschaftliche Welt bisher ungedruckte Briefe, Abhandlungen über bedeutende Fragen des geistlichen Lebens, geistliche Ansprachen Bourdaloue's in nicht geringer Zahl zu verdanken.[2])

---

1) Iconographie de Bourdaloue. Le type aux yeux fermés, son histoire, son influence par le P. Henri Chérot de la compagnie de Jésus. Avec trois portraits en héliogravure· Paris, Victor Retaux. 1900. Klein folio. pag. 35. (Tiré à trois cents exemplaires). Preis 10 Fcs.

2) 1. Bourdaloue inconnu. 1898. 2. Bourdaloue, sa correspondance et ses correspondants. 1899. 3. Deux nouvelles lettres de Bourdaloue. 1899. 4. A propos de la disgrâce du Cardinal de Bouillon. Lettre inédite de Bourdaloue au cardinal. 1899. 5. Lettre inédite de Bourdaloue à Msgr. Bochart de Saron, évêque de Clermont. 1899. Sämmtlich bei Retaux in Paris erschienen. Bei dieser Gelegenheit ist auch das gründliche Werk zu empfehlen: Bourdaloue d'après des documents nouveaux, par le chanoine L. Panthe. Paris (Lecoffre) 1900

Mit warmem Danke sind diese literarischen Gaben anzunehmen, da sie uns Bourdaloue von der vortheilhaftesten Seite erkennen lassen, in seinem liebenswürdigen Charakter, seiner umfassenden scholastischen und mystischen Gelehrsamkeit, seinem weitreichenden Einfluß in der höheren französischen Gesellschaft seiner Zeit. Natürlich gelüstet es den Bourdaloue-Kenner, dem Helden auch einmal in das Angesicht zu schauen und einen Blick zu werfen auf den Goldmund, aus dem unaufhaltsam sich die Ströme christlicher Weisheit vor gekrönten Häuptern ergoßen, sowie auch die glanzvollen Augen, von denen die Mär im Schwange geht, während des Vortrags auf der Kanzel habe der Meister sie gesenkt, oder vielmehr geschlossen.

Nicht in letzter Linie hat das herrliche Bourdaloue-Brustbild in der alten Pinakothek in München zu der angezogenen ganz verkehrten Auffassung beigetragen. Wessen Meisterhand ist diese entzückende Leistung entsprungen? welche Schicksale haben derselben ihre Stelle im deutschen Athen angewiesen? welche Bedeutung besitzt sie für die Beurtheilung des Bourdaloue-Typus — das sind Fragen, welche die Forscher im Gebiete der Kirchen-, der Ordens- und der Kunstgeschichte im gleichen Maße lebhaft interessiren. Hier hat Chérot seine Hebel eingesetzt und eine jener vornehmen Abhandlungen geliefert, in denen ein seltener Reichthum der erlesensten Notizen über die Kunstbestrebungen in Frankreich des anhebenden achtzehnten Jahrhunderts, über das alte katholische Paris, über die Stellung der Gesellschaft Jesu im geistigen Leben der Nation, insbesondere über das heiligmäßige Ende Bourdaloue's niedergelegt sind. Bibliotheken, öffentliche Kunstsammlungen, Privatgallerien, Kunstkataloge, heute fast verschollene Ordenschroniken und Aufzeichnungen der Pariser Tagesneuigkeiten aus jener Zeit boten den Stoff dar zu diesem neuen Beitrag der Bourdalouelliteratur. Insbesondere löst er die ebenso oft aufgeworfene, wie unrichtig beantwortete Frage: Hat Bourdaloue mit geschlossenen Augen gepredigt? — eine Frage, an der kein Kanzelredner, der es ehrlich mit seinem Berufe meint und der oratorische Wirkung zu erzeugen wünscht, theilnahmlos vorübergehen darf.

Unermüdlich bis in seine letzten Tage an der Arbeit, hat Bourdaloue noch wenige Tage vor Pfingsten 1704 in Paris, wo er im Professhause der Jesuiten wohnte, auf der Kanzel seinen Mann gestellt. Er zog sich eine Lungenentzündung zu, die ihn rasch dem Grabe zuführte. Nach andächtigem Empfang der heiligen Sakramente verschied er Dienstag den 13. Mai 1704 Morgens gegen 5 Uhr. Der Tod ließ seine Gesichtszüge gänzlich unverändert. Auf das Paradebett gelegt, harrte die entseelte Hülle der Beisetzung, welche am folgenden Tage, Mittwoch 14. Mai, erfolgen mußte. Wollte man ein Bild des Verewigten aus seinen letzten Tagen besitzen, dann war größte Eile nothwendig. Die Jesuiten trugen dem berühmten Jean Jouvenet ihre Bitte vor, die er alsbald gewährte. Geboren 1644 in Rouen, stand Jouvenet damals auf der Höhe seines Ruhmes. Er war „peintre ordinaire du roi" (Ludwigs XIV.), Leiter der königlichen Malerakademie und hatte in Frankreich längst sein Ansehen begründet durch eine lange Reihe bedeutender Arbeiten religiösen und weltlichen Charakters, welche Kirchen und staatliche Gebäude zierten. Chérot hat die vornehmsten derselben namhaft gemacht und kurz besprochen. Mit dem Stift hat Jouvenet den gewaltigen Redner aufgenommen. Chérot hat die Zeichnung in Heliogravüre (Dujardin in Paris) beigegeben. Jouvenets Zeichnung stellt den Verblichenen nicht in liegender Haltung auf dem Paradebett dar, sondern sitzend an einem Tisch, das Crucifix in der Rechten tragend, während die Linke auf der Brust ruht. Der Kopf ist von sprechender Aehnlichkeit. Hier ist Jouvenet in seiner Treue so weit gegangen, daß er die Augen, welche der Tod geschlossen hatte, nicht mehr zu öffnen sich gestattete. Bourdaloue tritt uns mit geschlossenen Augen entgegen. Die ausdrucksvolle Zeichnung ließ sich bis in die sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts noch verfolgen. Von da verschwand sie, bis Chérot sie wieder im Besitze eines kunstliebenden Pfarrers entdeckte, welcher sie auf einer Versteigerung käuflich erworben hatte und photographische Vervielfältigung erlaubte.

Späterhin hat Jouvenet die genannte Zeichnung als Unterlage eines Gemäldes in Oel verwerthet, welches den

großen Redner ebenfalls im Brustbild darstellt. Wohl wußte die französische Kunstgeschichte um das Dasein dieser Arbeit. Denn auf dem Kupferstich, in dem Charles Simonneau den P. Bourdaloue verewigt, steht: „Jouvenet pinxit. C. Simonneau sculp.“ Ueber den gegenwärtigen Ort desselben jedoch wurden bis in unsere Tage nur Vermuthungen aufgestellt, bis Chérot durch befreundete Personen auf die alte Pinakothek in München hingewiesen wurde, in welcher es zu den herrlichsten Cimelien dieser einzigartigen Sammlung gehört. Dank der „parfaite obligeance“ (7) des Direktors v. Reber wurde durch Bruckmann in München eine Photogravüre aufgenommen und ebenfalls von Chérot seiner Arbeit beigefügt. In nicht wenigen Punkten weicht das Gemälde von der Zeichnung Jouvenet's ab. Zunächst in den Größenverhältnissen, in der Kleidung, sowie in der Umgebung des Raumes. Der Kopf trägt nicht die Spuren des Todes: wir sehen Bourdaloue in Betrachtung versunken, die Hände ineinandergeschlungen, in sitzender Stellung. Das gelbe Colorit dagegen, das übrigens Jouvenet's Köpfen eigenthümlich ist, weist auf den Tod hin. „Meiner bescheidenen Ansicht nach“, bemerkt Chérot, „hätte Jouvenet besser daran gethan, ein System ausschließlich, den Typus des Lebenden, oder den des Todten anzuwenden. Er mußte Bourdaloue jene lebendigen und durchdringenden Augen verleihen, die Elisabeth Chéron, welche ihn in der Vollkraft des Lebens dargestellt, ihm so weit geöffnet hatte, oder aber ihn auf dem Todesbette liegend darstellen, wo das in unserer Zeit (1863) Charles de Coubertin mit P. de Ravignan in einer wohlbekannten Composition gethan. Aus dieser so zweideutigen Zusammenfassung mußte sich nothwendig ein bedauerliches Mißverständniß ergeben“ (24). Die geschlossenen Augen Bourdaloue's auf dem Gemälde Jouvenet's haben den Irrthum, als habe der „König der Prediger“ die Augenlieder auf der Kanzel gesenkt, in weite Kreise getragen.

Wie ist Jouvenet's Gemälde nach München gekommen? Daß es sich ehedem im Profeßhause der Jesuiten in Paris befunden, wird durch mehr als einen Zeugen erhärtet. Von hier verschwand es bei der Aufhebung der Jesuiten durch das

Pariser Parlament am 6. August des Jahres 1762. Chérot zeigt uns, mit welch grenzenloser Barbarei die falschen Vertreter der Freiheit damals ihr Werk vollzogen und welche Masse von kostbaren Büchern, Handschriften, Kunstwerken zerstreut, um Spottpreise verkauft und muthwillig verschleudert wurden. Bourdaloue wurde indessen gerettet, denn dreißig Jahre nachher befand das Gemälde sich in der Hofgallerie zu Mannheim. Wie es hier eine Zufluchtsstätte gefunden, darüber weiß Chérot uns aufzuklären. Der Jesuitenpater François Joseph Debillons (1711—1789), wegen seiner lateinischen Fabeln mit dem Namen „der letzte der Römer" beehrt, hatte bei der Aufhebung seines Ordens beim Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz in Mannheim Aufnahme gefunden. „Sollte der Bücherfreund, dem es gelang, sechstausend seltene Werke aus der Aufhebung des Collegs Louis-le-Grand in Paris zu retten, nicht auch Mittel gefunden haben, um einige Werke der Kunst in Sicherheit zu bringen?" (25) Von Mannheim kam das Bild mit der Uebersiedelung Karl Theodors nach München (1777—1797). Wahrscheinlich hat die Ueberführung in die Münchener Gallerie im Jahre 1795 stattgefunden.

Eine dritte Heliogravüre (Dujardin), welche Chérot beigefügt, zeigt uns das Brustbild Bourdaloue's nach einem Kupferstich von Charles Simonneau. Derselbe bezeugt seine Vorlage in den Worten: „Jouvenet Pinx. C Simonneau Sculp". Darunter hat der Kupferstecher eine erklärende Bemerkung in den Worten gesetzt: „Da man den P. Bourdaloue erst nach seinem Tode abgenommen, so war man gezwungen, auf dem am Anfange dieses Bandes befindlichen Bildniß ihm die Augen geschlossen zu lassen, und man glaubte ihm keine angemessenere Stellung anweisen zu können, als die eines Mannes, welcher in der Betrachtung begriffen ist".

Zum näheren Verständniß dieser Worte sei beigefügt, daß der Stich Simonneau's der im Jahre 1707 durch P. Bretonneau besorgten erstmaligen Ausgabe der Sermons Bourdaloue's beigefügt war. Was das Brustbild selbst anlangt, so ist der Kupferstecher vom Maler insoweit abgewichen, als er die Um-

gebung des Raumes wiederum verändert und der ganzen Figur eine noch mehr nach rechts gekehrte Haltung verliehen hat. Der römische Mantel (ferraiuolo), die kräftig ineinander geschlungenen Hände und das ausdrucksvolle Haupt mit den geschlossenen Augen sind geblieben. An der Spitze der unsterblichen Kanzelreden prangend, hätte der „type aux yeux fermés" lediglich den Eindruck erzeugen können, Bourdaloue habe mit geschlossenen Augen seine oratorischen Triumphe gefeiert, wenn der Herausgeber nicht der Vorrede einen besonderen Absatz beigefügt hätte. Leider erschienen später zahlreiche Ausgaben ohne das Porträt und sogar mit gleichzeitiger Unterdrückung der in dem Vorwort durch P. Bretonneau in der editio princeps eingeflochtenen Bemerkung. Jetzt fand der Irrthum, Bourdaloue habe mit geschlossenen Augen gepredigt, in den weitesten Kreisen eine Verbreitung, die sich vielfach bis zur Gegenwart fortgepflanzt hat. Ein Beispiel statt vieler anderer. Der berühmte Abbé Maury, der spätere napoleonische Erzbischof von Paris, der 1817 als Cardinal in Rom starb, schreibt in seinem, übrigens geschätzten Essai sur l'éloquence: „Die Haltung Bourdaloue's war sehr eindrucksvoll und sehr edel; er besaß eine volle und rührende Stimme und die ganze Würde eines Propheten; sein Gedächtniß nahm ihn derart in Anspruch und beunruhigte ihn so ständig, daß er, um jede Zerstreuung im Vortrage zu meiden, sich als Gesetz vorschrieb, die Augen geschlossen zu halten; denn in dieser Haltung stellen sämmtliche Bildnisse ihn dar" (32).

Wie das Bild mit den geschlossenen Augen entstanden, hat Chérot klar gelegt. Uebrigens bemerkt er verständnißvoll im Schlußwort: „Es erübrigt noch, zu entdecken und zu lernen. Die Untersuchungen müßten sich nunmehr auf die Porträts des lebenden Bourdaloue erstrecken. . . Sollte man aber auch auf ein Bildniß des lebenden Bourdaloue mit ge-

---

1) Ueber Maury vergl. diese Zeitschrift Bd. 82, 658; 108, 838; 109, 645.

schlossenen Augen stoßen, so würden unsere Schlußfolgerungen dadurch keineswegs beeinträchtigt" (34). In der That: Bischof Massillon von Clermont, ein Stern ersten Ranges im Gebiete der heiligen Redekunst, pflegte „mit demüthig gesenkten Augen" das göttliche Wort zu verkündigen, und von Karl von Montalembert, einem der vornehmlichsten politischen Redner des neunzehnten Jahrhunderts, bemerkte Sainte-Beuve dem P. Dechamps (nachmaligen Cardinal-Erzbischof von Mecheln), wie der Biograph Lecanuet[1]) in seinem Montalembert II 340 meldet: „Wenn Montalembert auf den Gegner seinen siegreichen Stoß führt, dann schließt er die Augen, um seine Bescheidenheit irgendwie zu bekunden."

Chérot's geistvolle Abhandlung, in einer für die kirchlichen Orden Frankreichs tief bewegten Zeit entstanden, bekundet jene in den höchsten Principien wurzelnde Ruhe des Gemüthes, die auch den verheerendsten Stürmen gegenüber ungetrübt sich erhält.

Aachen. Alfons Bellesheim.

1) Ueber Lecanuet vgl. diese Zeitschrift 1899. Bd. 123, 237.

XIII.

Zeitläufe.

Die Bankbrüche im Deutschen Norden mit Zugehör.

Den 12. Juli 1901.

An der „Weltpolitik" dürften einstweilen auch ihre Bewunderer irre werden, wenn ihnen die Erlebnisse im eigenen Heim zu Herzen gehen. Auch der mit dem neuen Jahre in Scene gesetzte Weltkampf gegen die katholische Kirche dürfte allmählich an Feuereifer, wenigstens bei uns, verlieren. Noch vor drei Monaten wurde in Berlin eine neue „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums" gegründet. Das socialdemokratische Hauptblatt hatte schon damals die Losung ausgegeben: „Verpestung und Verwesung überall". Jetzt erscheint in seinem Verlag eine Sammlung von Broschüren unter dem Titel: „Aufklärungsschriften über die Religion und die Kirchen", welche für ein paar Pfennige zu Tausenden verkauft werden. Auch das, namentlich für die Protestanten tröstliche, Wort wird jetzt von der Partei verächtlich hingeworfen: „Religion ist Privatsache".

Gerade zum Weihnachtsfest des vergangenen Jahres hatte das liberale Münchener Hauptblatt über den tiefen Schatten gejammert, welchen die Gegenwart auf mehr als Einem Gebiete aufweise, und berichtet: „Soeben hat das Zusammenbrechen einer Anzahl morscher Stützen der Gesell-

schaft wieder Tausende und aber Tausende von Personen materiell auf's Schwerste geschädigt und zahlreiche Familien an den Rand des Ruins gebracht".[1]) Gemeint war der Krach auf dem Pfandbriefmarkte in Berlin. Vier Direktoren der preußischen Hypotheken-Aktienbank, genannt nach deren Gründer Spielhagen, und der deutschen Grundschuld-Bank saßen bereits hinter Schloß und Riegel. Auch ein Hofbankier der Kaiserin soll in enger Beziehung mit den Spielhagen-Banken gestanden haben. Was aber den Commercienrath Sanden, Direktor der Grundschuldbank, betrifft, so wurde er wenigstens von liberaler Seite keineswegs bemitleidet:

„Der Berliner Commerzienrath Sanden galt als Säule der Orthodoxie und Freund des Hofmeisters der Kaiserin (Freiherrn von Mirbach), der sich sogar bemüht haben soll, ihm die Erhebung in den Adelsstand auszuwirken. Wegen seiner Sammlung für protestantisch-kirchliche Zwecke ist ihm erst dieser Tage der Kronenorden verliehen worden. Sanden galt als ein schwer reicher Herr, dessen Vermögen auf 28 Mill. Mark beziffert wurde, nur gehen die Angaben darüber auseinander, ob er ein so großes Vermögen jetzt noch besitzt und nur die Bankeinlagen verpulvert hat, oder ob auch sein eigenes Vermögen draufgegangen ist. Jedenfalls hat er als armer Bankschreiber angefangen und sich allmählich emporgearbeitet. Sanden wohnte in Potsdam, wo seine Ehefrau, die aus einfachen, um nicht zu sagen niederen Kreisen, entstammte, ein fabelhaft großes Haus machte. Der Luxus war unerhört; die Offiziere der Gardekürassierregimenter und andere Personen aus den höchsten Gesellschaftskreisen waren tägliche Gäste im Hause. Außerdem war Sanden Mitglied des Potsdamer Gemeindekirchenraths und steuerte große Beiträge für den Evangelisch kirchlichen Hülfsverein bei. Etwas fraglicher Natur sollen seine Geschenke allerdings auch gewesen seyn, er hat nämlich u. a. 300,000 M. in gesperrten Aktien der Deutschen

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 25. December 1900.

ndschuldbank gegeben, die jetzt fast werthlos sind. Unter Berliner Großbankiers war Sanden wohl der einzige, der ne Hausgottesdienste abhalten ließ".[1])

Die Pfandbriefe der beiden Banken hatten die Pupillar-rheit und das kärgliche Vermögen von altersschwachen isen und unmündigen Kindern, die schmalen Renten, che als Vermächtniß den nächsten Angehörigen zurück-assen wurden, waren vielfach in ihnen angelegt. „Gut ein Pfandbrief", war ehedem ein altes deutsches Sprüch-rt, welches mit Vorliebe gebraucht wurde, um die Sicherheit es Besitzes zu bezeichnen. Jetzt haben sich aber die ßen Berliner Banken vergebens angestrengt, die nöthigen) Millione. Mark zusammenzubringen, um die Eröffnung Concurses der zwei Pfandbrief-Institute zu verhindern.

„Es war ein Aufsehen erregendes Schauspiel, als gestern intime Freund des Grafen Mirbach, Commerzienrath Sanden, lcher als Stifter prächtiger Altarbilder und Veranstalter von ammlungen für den Bau neuer Kirchen erst vor sechs Tagen t einer hohen Ordensauszeichnung bedacht worden war, aus ner schönen Villa in Potsdam in das Gerichtsgefängniß von 'oabit überführt wurde. Bei der Ankunft in Berlin schlug Mittagsstunde, und die Bankiers und Bankdirectoren fuhren rade zur Börse; durch ihre Reihen mußte der Verhaftete ein merzliches Spießruthenlaufen durchmachen, bis er, umtobt n den Schmähungen und Verwünschungen einer ihn beglei-nden Menge, in dem von ihm gewiß selten betretenen Stadt-eil anlangte, um im Gefängniß über die Grundsätze einer liden und vorsichtigen Leitung von Hypothekenbanken nachdenken können Gleich ihm sind auch die anderen Directoren der iden noch vor einigen Wochen so mächtigen und angesehenen ypothekarinstitute verhaftet worden, und sie werden mit ihrem esammten Vermögen den Gläubigern Ersatz für die Fehler nd Sünden ihrer Geschäftsführung bieten müssen. Die enormen

1) Aus Berlin s. „Kölnische Volkszeitung" v. 22. Dec. 1900.

Verluste, welche an einem Pfandbriefumlauf von Hunderten von Millionen erlitten worden, können hiedurch selbstverständlich nur zum allergeringsten Theile gut gemacht werden. Der Sturz der beiden Hypothekarinstitute ist eine Katastrophe von gar nicht abzuschätzender Tragweite, ein schweres Unglück, welches in den entlegensten Theilen des Deutschen Reiches, speciell aber in den Schichten des mittleren und kleinen Bürgerthums empfunden werden wird." [1])

Erst seit dem vorigen Jahre war das neue Reichsgesetz in Wirksamkeit getreten, welches die Pfandbrief-Banken einer strengen Staatsaufsicht unterwirft und ihre Geschäftsbetriebe genau regelt. Wie war es da möglich, daß erst vor Kurzem auch noch neue Enthüllungen unglaublicher Mißstände bei anderen Hypothekenbanken das Reich erschütterten? Ein Schrecken ohne Ende wird dem Bankkrach in Dresden und dem Ruin der alten und geachteten Leipziger Bank vorausgesagt, welcher noch weitere Kreise über die Schwindelbank in Kassel hinaus ziehen werde.

Gleichzeitig mit dem Sturz der zwei Berliner Banken spielte sich in Berlin der Proceß gegen den jüdischen Bankier Sternberg ab. Wochenlang dauerten die Nachrichten der Presse über das abscheuliche Verhör im Gerichtssaale zu Moabit. Aus guten Gründen hatte der zwanzigfache Millionär eine Caution von fünf Millionen angeboten, wenn ihm die Untersuchung auf freiem Fuße bewilligt würde; aber nicht einmal den Ausschluß der Oeffentlichkeit wollte der Gerichtshof bewilligen. Und dafür gebührt ihm der Dank des Volkes. Kurz gesagt war der reiche Jude beschuldigt, in Einem Jahre 30 bis 50 minderjährige Mädchen mißbraucht und die Opfer seiner Lüste gerade unter armen Arbeitertöchtern erkauft zu haben. [2])

---

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 23. December 1900.
2) Reichstagssitzung vom 6. Februar d. Js.

r daß das Laster in ekelhafter Blöße sich enthüllte,
h nicht das Erschreckendste an dem häßlichen Bilde.
igeheuerlichste war die von Episode zu Episode sich
rde Enthüllung, daß die Millionen des Angeklagten
rfolglos vermeintlich unnahbare Pfeiler des öffent-
Vertrauens erschüttert hatten, hinter denen das Ver-
vor der Strafe sich bergen wollte. Damit ist vor
gemeint der früher in dem Proceß Leckert-Tausch viel-
te Berliner Polizeidirektor von Meerscheidt-Hüllessem,
sich alsbald vergiftete. Der Proceß Sternberg hat
grauenhafte Nachtseite des stürmisch bewegten modernen
adt-Lebens ein grelles Licht geworfen: sagte das große
Judenblatt und erzählt dann weiter über Sternberg:

Der dreiste Spekulant findet Eingang in das Haus
geachteten höheren Officiers, dessen Tochter ihm die
reicht, und von diesem Steg aus bahnt er sich den
zum cordialen Verkehr mit dem Kriminaldirektor im
r Polizeipräsidium. Nun hat er, was er braucht, ein
igeschild für seine socialen Prätensionen und zugleich ein
dach für seine gesetzwidrigen Verirrungen. Der frei-
e Kriminaldirektor will sich eine Villa bauen; der be-
te Bankier springt ihm mit seinem Gelde bei, gelegent-
Geschenke und Darlehen festigen den Zusammenhang. So
Freiherr v. Meerscheidt-Hüllessem, der Kriminaldirektor im
er Polizeipräsidium, zum Sklaven des finanziellen Aben-
Sternberg. Und dann kommt der Tag, da steht der
r erschlichener Millionen wegen eines Verbrechens gegen
ttlichkeit vor den Richtern, von dem ganzen Heer be-
er Zeugen wird die Hülle fortgezogen, und unter ihnen
t sich auch der hohe Polizeibeamte, der seinem Berufe,
chen aufzuspüren, nicht bloß für sich so kläglich untreu
den ist, sondern auch Untergebene, wie den Polizei-
ssär Thiel, aufgeboten hat, um Sternberg's Verbrechen
trafe zu entziehen. In der Stunde, da Sternberg ver-
t wird, ereilt den Kriminaldirektor ein jäher Tod. Er

bezahlt in dem selbstverschuldeten Jammer, der über ihn gekommen, die Freundschaft Sternberg's mit seinem Leben, während dieser für zwei Jahre in's Zuchthaus wandert. Der Glücksritter hat kein hohes Vertrauen getäuscht, denn er besaß keines, er hat keine amtliche Verantwortung gebrochen; aber der Kriminaldirektor von Berlin und dessen Commissär Thiel, die seinem verbrecherischen Treiben Vorschub leisteten, haben mehr als ihre eigene Existenz zerstört, sie haben das Vertrauen auf die Polizei erschüttert, indem sie ein abscheuliches Beispiel gaben. So wächst im Gerichtssaale von Moabit aus dem Sittlichkeitsverbrechen des ,Bankiers' etwas noch viel Schwereres herauf, das die gesammte Oeffentlichkeit der Millionenstadt in Unruhe versetzt, die Erschütterung des Glaubens an die Hüter der allgemeinen Sicherheit. Dies und Anderes noch hat dem Processe Sternberg seine traurige Bedeutung verschafft. Denn bis auf die Bank der Vertheidiger erstreckte sich die schmutzige Fluth der Ueberraschungen. Drei Anwälte, davon einer, der eines ausgezeichneten Rufes sich erfreute und seit zwanzig Jahren eine Zierde des Berliner Barreaus war, wurden mitten im Zeugenverhöre fortgespült. Es lastet auf ihnen der Verdacht der Begünstigung und der Verleitung zum Meineid. Ihre Vereidigung lehnte der Gerichtshof ab, und sie legten die Vertheidigung nieder, noch bevor die Zeugenvernehmung beendet war. Wie wenn eine Giftpflanze in einem Garten alle Vegetation um sich her zerstört, so hat der Verurtheilte von heute fast Alle, die er als Helfer und Vertheidiger in seinem Umkreis zog, demoralisirt und aus ihrer Bahn geworfen. Einen Proceß mit solchen traurigen Verheerungen hat es kaum jemals gegeben." [1])

Allerdings hat das Blatt gemeint, das grauenhaft widerwärtige Sittenbild dürfe nicht der Anlaß seyn zu Weherufen über die moderne Gesellschaft. Aber für das Urtheil über die heutige Gesellschaft in Berlin reicht es jedenfalls aus. Der Staatsanwalt hat erklärt, er wolle nicht ruhen,

---

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 22. December 1900.

bis „das ganze Gesindel“ vor Gericht citirt sei, und dem Angeklagten zugerufen: „Die Justiz ist keine feile Dirne, die sich kaufen läßt“. Auch gegen die beiden Vertheidiger Sternbergs wurde noch Untersuchung vorbehalten. So hatte das christlich-sociale Blatt in Wien Grund, wenn es die Berliner Zustände noch schärfer beurtheilte:

„Nehmen wir dazu noch die falschen Zeugenaussagen, deren es in diesem Processe offenbar eine Hochfluth gab, so hat derselbe ein Meer sittlicher Corruption an die Sonne gefördert, die sich bis in hohe Sphären der Gesellschaft erstreckte. Wir haben vor uns in Sternberg den sittenlosen Mädchen- und Kinderverführer, den Gründer, der seine Millionen benützt, um sich der Gerechtigkeit zu entziehen und dafür eine Reihe von Männern und Familien in's Verderben zieht, wir haben die corrumpirte Polizei in Meerscheidt-Hüllessem und Thiel vor uns und die in ihrer Standesehre befleckte Anwaltschaft, in Dr. Werthener und Justizrath Dr. Sello vertreten, wir haben vor uns bestochene und lügnerische Zeugen, ferner prostituirte Kinder neben Kupplerinen und Dirnen der Straße, wir hörten, daß ganze Schulen Berlins sittlich corrumpirt sind, ein Bild voll Nacht und Grausen. Nehmen wir noch dazu die gleichzeitige Verhaftung der vier großen Berliner Bankbetrüger, die bisher stolzen Hauptes in den angesehensten Kreisen der Gesellschaft verkehrten — so steht vor uns ein Bild aus dem modernen Großstadtleben voll realistischer Wahrheit.“ [1])

In einem besonderen Punkte, der durch den Sternberg'schen Proceß erschreckend an das Tageslicht gezogen worden ist, stimmte auch die socialdemokratische Presse in Preußen den bittersten Betrachtungen bei. Nämlich wegen der Kinder-Prostitution. So sagte die „Rheinische Zeitung“ in denselben Decembertagen:

„Der entsetzliche Jammer der Berliner Wohnungszustände, wie der großstädtischen Wohnungszustände überhaupt trägt mit

---

1) Wiener „Reichspost“ vom 23. December 1900.

den größten Theil der Schuld an der reichen Beute, die das Laster unter den Proletarierkindern macht. Die Wohnungsnoth und das Wohnungselend verwüstet das Familienleben der Arbeiterklasse. Es ist eine statistisch constatirte Thatsache, daß das Kost- und Schlafgängerwesen zunimmt mit der Steigerung der Miethspreise. In den Hinterhäusern der Berliner Miethskasernen vermiethet fast jede Familie Schlafstellen. Ueber welchen sittlichen Fond kann ein Kind verfügen, das bei einem derartigen engen Aneinanderwohnen der Geschlechter und den damit verbundenen Schamlosigkeiten und Rohheiten groß geworden ist. Professor Schmoller sagt von dem Schlafstellenwesen, daß es das Proletariat mit zwingender Nothwendigkeit zum Zurücksinken auf ein Niveau der Barbarei und Bestialität, der Rohheit und des Rowdythums nöthige. Die Berliner Arbeiter-Sanitätscommission, die seiner Zeit diese Verhältnisse untersuchte, kommt in ihrer Denkschrift zu demselben Resultat und bezeichnet das Schlafstellenwesen für eine der Ursachen des steigenden Alkoholismus, der Zerrüttung des Familienlebens, der mangelnden Erziehung der Jugend, der Vergrößerung der Prostitution. Die bürgerliche Gesellschaft hat noch keinen Finger krumm gemacht, diesen entsetzlichen Zuständen zu Leibe zu rücken und wird es auch jetzt nicht thun. Sie läßt die socialen Schäden weiterfressen, bis sie an ihnen zu Grunde geht".[1])

---

1) Aus der „Kölnischen Volkszeitung“ vom 23. Dec 1900.

XIV.

[Ei]n neues Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts.

[W]as wohl der alte P. Reiffenstuel oder Schmalz-
[grub]er sagen würden, wenn sie, die mit der Darstellung des
[kirchlich]en Rechts eine ganze Reihe gewaltiger Folianten füllten,
[auf die] heutigen Lehrbücher schauten, die denselben Stoff auf
[einigen] hundert Blättern viel bescheideneren Formats erledigen,
[wofür s]ie ebenso viele Tausende von Seiten in Folio verwendet
[hatten]? Es ist uns fast, als sähen wir ein spöttisches gering-
[schätzen]des Lächeln um ihre Mundwinkel zucken, ein Lächeln,
[das fr]eilich sofort einem Zuge tiefen Ernstes Platz machte,
[wenn] sie gewahrten, wie dieser augenfällige Abstand zwischen
[der G]röße und dem Umfange der älteren canonistischen Werke
[und] schon rein äußerlich den tiefgreifenden Unterschied zum
[Ausdr]ucke bringt, der zwischen der praktischen Bedeutung des
[Kirche]nrechts zu ihrer Zeit und der nur mehr geringen Geltung,
[die ih]m heutzutage eignet, besteht. Freilich, ist es nicht dieser
[Wand]lung allein, der die alten dickleibigen Schweinslederbände
[mehr] und mehr auf den Aussterbeetat setzte; viel mehr noch
[trug] hiezu das allmählige Aufleben einer wissenschaftlichen
[Meth]ode bei, die im bloßen Ab- und Nachschreiben fremder
[Ideen], im geistlosen Wiederkäuen längst hundertmal widerlegter
[Ansich]ten und Einfälle keinen Beweis der Gelehrsamkeit mehr
[erblick]en wollte und einer kleinen Broschüre mit gediegener
[selbstä]ndiger Durchforschung einer Einzelfrage unter Umständen
[eine]n wissenschaftlichen Werth beimaß, als selbst dem be-
[leibtes]ten Folianten, der nichts Neues brachte und lediglich
[als R]egistraturkasten aller möglichen Aufstellungen früherer
[Zeit]en in Betracht kam. Einen unermeßlichen Fortschritt

bedeutete für das Studium des canonischen Rechts die Handhabung der solange vernachlässigten Kritik, worin die scharfsinnigen Brüder Ballerini so Anerkennenswerthes leisteten. Ganz besonders segensreich aber erwies sich die Einwirkung der historischen Rechtsschule, deren Forderungen, vollständige Beschaffung des geschichtlichen Materials, streng kritische Behandlung der Quellen, exacte dogmengeschichtliche Erforschung der einzelnen Rechtsinstitute, genaue Nachweisung des organischen Zusammenhangs der einzelnen Rechtsinstitute im Ganzen des Systems (s. Kahl, Lehrsystem d. KR. I, 23), zunächst von protestantischen Forschern, wie Eichhorn und Richter, auf das Kirchenrecht übertragen und angewandt, zu einem herrlichen Aufblühen dieser Wissenschaft führten. Die großartigen Leistungen eines Paul Hinschius, die meisterhaften Untersuchungen von Emil Friedberg und Rudolf Sohm, um von den Gefeierten nur die Gefeiertsten zu nennen, sind, mochten sie auch Grund zu manchen Ausstellungen geben, doch in erster Linie dem katholischen Kirchenrechte zu gute gekommen; Richters verdiente und berühmte Canonistenschule hat der katholischen Kirche einen so ausgezeichneten Canonisten wie Friedrich Schulte geschenkt, dessen spätere bedauerliche Stellungnahme seine früheren vorzüglichen Arbeiten nicht vergessen läßt. Den protestantischen reihten sich katholische Gelehrte wie Ferdinand Walter, Georg Phillips, Freih. v. Moy, Maaßen, Vering, Permaneder, Kober würdig an die Seite; unter den Lebenden sei namentlich hervorgehoben Joseph Freisen mit seiner bahnbrechenden Geschichte des canonischen Eherechts, und besonders Rudolf Ritter von Scherer, dessen Handbuch des Kirchenrechts, bis jetzt in zwei Bänden erschienen, eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges darstellt, auf die wir deutschen Katholiken mit Fug stolz sein dürfen, das Werk staunenswerthen Fleißes, verblüffender Literaturkenntniß, durchdringenden Scharfsinnes, gewiegtesten Urtheils, und freimüthiger, von lauterster Begeisterung für die Sache der Kirche getragener Wahrheitsliebe, so daß nur aufs lebhafteste zu wünschen ist, es möge dem Verfasser gegönnt sein, es in absehbarer Zeit zu Ende zu führen.

So kann denn das 19. Jahrhundert, wie es auf allen Gebieten menschlichen Wissens Bewunderungswürdiges geschaffen, auch auf dem Felde des katholischen Kirchenrechts auf Schöpfungen zurückblicken die mit den berühmtesten Erzeugnissen, wie sie frühere Jahrhunderte in dieser Art aufzuweisen hatten, getrost den Wettbewerb aufnehmen können. Wie zum Abschiede erfreute es uns noch in letzter Stunde mit einer kostbaren Gabe; wir meinen das „Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts“ von Dr. J. B. Sägmüller,[1]) dem Nachfolger Kobers auf dem Kirchenrechtsstuhle der katholisch-theologischen Fakultät zu Tübingen. Der Verfasser ist kein Neuling in seinem Fache. Er hat sich durch eine Anzahl werthvoller Detailuntersuchungen längst einen klangvollen und geachteten Namen erworben, und seine neueste literarische Frucht entspricht durchaus den Erwartungen, die man von einem so umsichtigen Gelehrten hegen darf. Als besonderen Vorzug des neuen Werkes möchten wir an erster Stelle die durchsichtige Klarheit hervorheben, mit welcher der Stoff behandelt ist. Unseren vollen Beifall findet auch die weise Beschränkung, die sich der Verfasser bei Anführung der Literatur auferlegt; denn ganz abgesehen davon, daß eine völlig erschöpfende Aufzählung derselben ja doch nicht zu erreichen ist, ist es ein recht überflüssiges Beginnen, Schriften und Abhandlungen, die längst überholt und veraltet sind, aus dem Moder wohlverdienter Vergessenheit neuerdings herauszuzerren und so einen werthlosen Ballast mitzuschleppen, der nicht nur das Buch selbst unnöthig beschwert und die Uebersichtlichkeit stört, sondern auch den Leser, der sozusagen den Wald vor lauter Bäumen gar nicht mehr sieht, verwirrt und entmuthigt, während derselbe doch so dankbar wäre, wenn ihm für jede wichtigere Frage die einschlägigen besten, noch aktuellen Arbeiten genannt würden.

Daß sich Professor Sägmüller mit einer bloß dogmatischen Darstellung des geltenden Rechts nicht begnügen, sondern sich gedrungen fühlen werde, auch die rechtsgeschichtliche Entwicklung zu verfolgen, hielten wir von vorneherein für selbstverständlich. Wohlthuend berührt die besonnene Mäßigung und Sachlichkeit

[1]) Freiburg i. B., Herder. 1900. 8°. VII und 144 S.

des Urtheils, wie sie namentlich im Abschnitte über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat hervortritt; nur hätten wir es für besser gehalten, die Schilderung des historischen Verhältnisses den grundsätzlichen Erörterungen vorauszuschicken. Ganz einverstanden erklären wir uns auch mit seinem Eintreten zu Gunsten der Vertragsnatur der Conkordate und mit seiner Zurückweisung der haltlosen Privilegien- und Legaltheorie. Dagegen hat es uns einigermaßen gewundert, daß er noch immer das Vorhandensein sogenannter reiner Pönalgesetze annimmt, da doch sein College Anton Koch in u. E. überzeugender Weise die Unzulässigkeit einer solchen Annahme dargelegt hat. Was Sägmüller dagegen vorbringt, scheint uns nicht stichhaltig. Schuld und Strafe sind Correlativbegriffe, die einander nothwendig bedingen und deren tiefer ethischer Zusammenhang bedenklich verkannt wird, wenn man, um ihm zu entgehen, zu dem unbefriedigenden Aushilfsmittel einer culpa politica s. iuridica greift. Wenn nach Meinung des Verfassers die Leugnung des reinen Strafcharakters verschiedener Ordensvorschriften die Zahl der Sünden ins Unendliche vermehren und einen höchst schädlichen und unerträglichen Rigorismus schaffen würde, so müßte umgekehrt die Annahme im Gewissen nur zur Duldung einer bestimmten Strafe verpflichtender Satzungen, zu einem beklagenswerthen Laxismus und zu einer verhängnißvollen Abstumpfung des sittlichen Bewußtseins führen, die vom Gebiete der angeblich reinen Pönalgesetze nur zu bald auf die sogenannten moralischen übergreifen würde; wie es aber Moralisten und Kirchenrechtslehrer geben konnte, ja noch gibt, die nicht bloß in gewissen Ordensregeln, sondern sogar in Steuer-, Zoll-, Jagd-, Holz-, Wasser- und Weidegesetzen reine Strafgesetze erblicken, das gehört für uns zu den Unbegreiflichkeiten, an welchen es in derlei Werken leider auch sonst nicht gebricht. Zu weiteren Beanstandungen hat uns das Buch Sägmüllers keine Veranlassung geboten; nur einen schweren Fehler hat es, den nämlich, daß es vorerst nur zum kleinsten Theile vorliegt. Hoffen wir, daß es dem Verfasser gegönnt sei, demselben recht bald und vollständig abzuhelfen.

Schnitzer.

XV.

Die Frauenfrage.

IX.

Die Aufgabe der katholischen Kirche gegenüber der gegenwärtigen Frauenfrage.

In anerkennenswerthem Streben nach Gerechtigkeit hat der gefeierte Sociologe Wilhelm Roscher auch der katholischen Kirche seine Aufmerksamkeit geschenkt. Eine Socialreform nach den Grundsätzen des Christenthums hält er trotzdem wenigstens vorläufig nicht für möglich. Erst dann könnte nach seiner Meinung hievon die Rede sein, „wenn unsere wenig gläubige, aber strebsame, kritische, nach individueller Unabhängigkeit dürstende Zeit einen großartigen Rückfall zu den Eigenthümlichkeiten des Mittelalters erlebt hätte.“ Ist diese Ansicht richtig, dann müssen wir auch behufs Lösung der Frauenfrage nach katholischen Principien vor allem mit Sack und Pack zu den mittelalterlichen Zuständen zurückkehren. Eine solche Zumuthung weisen wir zurück, und der genannte hochverdiente Gelehrte hätte uns dieselbe auch nicht gemacht, wenn er nicht seiner rühmlichen Gewohnheit, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, bezüglich der katholischen Kirche untreu geworden wäre.[1]) Das katholische Mittelalter und die katho-

1) Vgl. Willmann, Geschichte des Idealismus. III, 716.

lische Kirche in der Gegenwart steht eben trotz vieler Fo
schritte zum Bessern noch immer auch bei ernsten Männ
unter einem Ausnahmsgesetze in Bezug auf wahrheitsgetr
Berichterstattung. So mußte sich erst kürzlich Profes
Maurenbrecher einen grundstürzenden Irrthum in sein
Werke „Thomas v. Aquinos Stellung zum Wirthschaftsleb
seiner Zeit“ (Leipzig 1898) durch Professor Hilgenrei
nachweisen lassen.[1]) Albr. Görth aber, der in seinem Bu
„Erziehung und Ausbildung der Mädchen“ den Anspr
erhebt, auf Grund eingehender Studien für die Pädago
„bahnbrechend“ zu wirken, schildert „die elende und unfruc
bare Scholastik“ folgendermaßen: „Aus Mangel an tü
tigen Kenntnissen, klaren Begriffen und Erkenntnissen hab
Scholastiker dicke Bücher über die Fragen geschrieben: Sprec
die Engel im Paradiese Griechisch oder Hebräisch? Wiev
Engel haben auf einer Nadelspitze Platz? Welches Kl
trug der Engel, der der Jungfrau Maria die himmlis
Botschaft brachte? Das ist zugleich die Zeit, in der
Menschen in die entsetzliche Verirrung der Hexenprozesse g
riethen“ (S. 28). Der Verfasser dieser Sätze konnte s
als Direktor der höheren und mittleren Mädchenschule
Insterburg (Ostpreußen) bei der Herausgabe seines Buch
1894 rühmen, 61 Jahre alt zu sein und fast 30 Jahre a
Mädchenlehrer gewirkt zu haben!

Dergleichen Vorkommnisse zeigen, daß in nicht kath
lischen Kreisen noch sehr viel Unwissenheit zu beheben i
Gebildete Katholiken d. h. solche, die mit gediegener Geiste
bildung ausgerüstet, der Kirche aus Ueberzeugung zugeth
sind, werden sich schwerlich solche Verirrungen erlaube
Dagegen gibt es unter ihnen belangreiche Meinungsverschiede
heiten über das Verhältniß der modernen Zeit zur kirc
lichen Vergangenheit, insbesondere zum Mittelalter. Au
die Antwort auf die vorliegende Frage, was die katholis

1) „Katholik“ 1901 Januar. S. 129.

che für die Lage der Frau in der Gegenwart leisten
n und leisten soll, ist von dem richtig bestimmten Ver=
tniß zwischen dem Mittelalter und der modernen Cultur
hängig. Nur unter dieser Bedingung ist es möglich, zu
en, was wir aus dem Mittelalter für das Weib der
genwart, für seine Erziehung und seine Stellung brauchen
nen und was nicht. Wir müssen daher eine kurze theo=
ische Erörterung über dieses grundsätzliche Verhältniß von
ittelalter und Gegenwart vorausschicken.

Wie bereits gesagt, wollen wir durchaus nicht einen
fachen „Rückfall ins Mittelalter", von dem Roscher spricht.
ie katholische Kirche ist zu überirdisch, zu alt und zu jung,
s daß sie nur an einem Theile der Erde und nur zu
ner Zeit existenzfähig wäre; sie hat ihre Aufgabe für alle
ölker bis zum Ende der Zeiten erhalten. Daher können
ir auch nicht glauben, daß sie sich im Mittelalter sozu=
gen ausgelebt habe. Wir unterscheiden vielmehr zwischen
r idealen Weltanschauung des christlichen Mittelalters und
r Verwirklichung derselben durch die Menschen des
Mittelalters. Mit der letzteren können wir uns nicht zu=
ieden erklären. „Der Geist war willig, aber das Fleisch
ar schwach" — so lautet das Bekenntniß des christlichen
Mittelalters selbst. Auch auf der Höhe des gepriesenen
3. Jahrhunderts ließen die mittelalterlichen Christen aller
Stände viel zu wünschen übrig, und nur eine blinde Vor=
ingenommenheit für die Vergangenheit kann die tiefen
Schatten in der mittelalterlichen Culturentwicklung übersehen.

Der Neuzeit blieb daher vieles zu thun, was die
Menschheit oder richtiger die Christenheit im Mittelalter
icht erreicht hat, und auch der Gegenwart ist die Aufgabe
estellt, über die mittelalterliche Verwirklichung der christ=
ichen Ideale hinaus fortzuschreiten. Was dagegen den Geist
elbst betrifft, der die mittelalterliche Gesetzgebung belebte,
nd das Ziel, das der Christenheit des Mittelalters vor=
chwebte, so erblicken wir darin allerdings den christlichen

Geist überhaupt, von dem wir die moderne Zeit erfüllt sehen möchten. Nicht also eine Rückkehr zu dem mittelalterlichen Standpunkte der Entwicklung erstreben wir, sondern eine ähnliche und gesteigerte Durchdringung aller Verhältnisse vom christlichen Geiste, die im Mittelalter in der Hauptsache vorhanden war. Insoferne nehmen wir unsere Ideale aus dem Mittelalter, weil in der bisherigen kirchengeschichtlichen Entwicklung das christliche Ideal keiner Zeit so sehr als Stempel aufgedrückt war, wie dem Mittelalter. Dagegen steht die sog. moderne Weltanschauung im bewußten und absichtlichen Gegensatz zum Christenthum. Der confessionslose Staat, die den religiösen Glauben grundsätzlich abweisende Wissenschaft, die autonomistische Ethik, die auf möglichsten Gewinn und Genuß abzielenden Wirthschaftstheorien sind mit dem Evangelium schlechterdings unvereinbar. Insoferne nun die moderne Cultur von diesem Geiste beseelt ist, steht sie in absolutem Gegensatze zur katholischen Kirche. Vergeblich bemühen sich auch katholische Historiker, diesen absoluten Gegensatz durch Scheingründe in Abrede zu stellen. Der sonderbarste diesbezügliche Vorwurf ist wohl die Berufung auf die Verheißung Christi: „Ich bleibe bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ Ueber allem Zweifel erhaben ist nämlich, daß Christus dieses Trostwort an die Apostel und die auf sie gegründete Kirche richtete. Den denkbar schärfsten Gegensatz hatte Christus zwischen der ungläubigen Welt und seinen gläubigen Anhängern geschaffen (Joh. 14, 22, 15, 18). Nichts betont er so sehr, wie die Unvereinbarkeit seines Geistes mit der Welt und die unaufhörliche Feindschaft der Welt gegen seine Kirche. Wenn er also verspricht, bei den Seinigen alle Tage zu bleiben, so kann nur eine verzweifelte Schriftauslegung daraus herleiten, daß Christus auch bei der modernen Cultur als solcher zu suchen sei. Gewiß ist Christus bei seiner Kirche auch in der Gegenwart; darauf gründet sich das Vertrauen der Gläubigen, daß die antichristlichen Bestrebungen auch im 20. Jahrhundert den Ruin der Kirche

nicht herbeiführen werden. Die Kirche leitet ferner aus diesem Versprechen Christi die Aufgabe ab, im Kampfe mit dem Antichristenthum der Gegenwart die modernrn Verhältnisse mit dem christlichen Geiste zu durchdringen. Trotz des unversöhnlichen Gegensatzes, der den christlichen Geist des Mittelalters von der antichristlichen modernen Weltanschauung scheidet, muß der überzeugte Katholik in den gegenwärtigen Kulturzuständen doch vieles anerkennen, was dem Christenthum durchaus gewogen ist. Nicht wenige Errungenschaften der Gegenwart haben nämlich ihre Keime von der Kirche selbst in der Zeit erhalten, da die christliche Gesellschaft zu einer Gottesfamilie in der Kirche vereinigt war. Anderes hat die moderne Zeit ohne jeden direkten Einfluß der Kirche, ja vielleicht im beabsichtigten Gegensatz zu derselben hervorgebracht, was der natürlichen Vernunft und Thatkraft des Menschen alle Ehre macht. Es ist trotzdem nicht schwer, in all diesen wirklichen Fortschritten auf natürlichem Gebiete ein Zeugniß dafür zu finden, daß die Menschenseele von Natur aus eine Christin ist. Darum reicht das Christenthum mit seinem übernatürlichen Ziele auch heute gern diesen Bestrebungen der echten Humanität seine Hand — nicht zur Versöhnung, denn es vermochte nie darin einen Feind zu sehen, wohl aber zum innigen Freundschaftsbunde. Nicht die Kirche ist Schuld, wenn diese Hand zurückgewiesen wird.

Aus dem Gesagten ergibt sich nun, zunächst im Allgemeinen, was und wie die katholische Kirche zur Lösung der heutigen Frauenfrage beizutragen hat. In ihrem tiefsten Grunde erheischt die Frauenfrage Antwort darauf, was die weibliche Persönlichkeit ist und worin sie sich von der männlichen unterscheidet. Bildungsfrage, Rechtsfrage, Brotfrage u. s. w. sind von der Antwort auf diese Persönlichkeitsfrage abhängig. Katholischerseits sind nun zwei Hauptforderungen zur Sicherstellung der socialen Lage des Weibes auf Grund seiner eigenthümlichen Persönlichkeit zu erfüllen. Die erste ist die Erhaltung bezw. Wiederherstellung der übernatürlichen

Auffassung der Menschheit und ihrer Ziele. Haben wir nämlich in den vorausgehenden Artikeln den Grund für die Herabsetzung des Weibes und die daraus folgenden Emancipationsbestrebungen in Luthers Leugnung der übernatürlichen Erhöhung des Geschlechtslebens und im philosophischen Naturalismus gefunden, so muß eben dieser Grund durch die Rückkehr zu den verlorenen Gütern der übernatürlichen Wahrheit und Gnade beseitigt werden. Zweitens müssen die Katholiken die außerkirchlichen Bemühungen zur Besserung der Lage kennen lernen, die verfehlten von den berechtigten unterscheiden und die letzteren mittelbar unterstützen oder auch als Anknüpfungspunkte zu gemeinsamer Arbeit benützen. Die erste Forderung zielt mehr auf theoretische Ausgestaltung der gesunden Grundsätze zur Lösung der Frage ab; die zweite führt uns mehr auf das Gebiet des praktischen und wirthschaftlichen Lebens, obwohl beide in innigem Zusammenhange stehend sich nicht gänzlich von einander trennen lassen. Was in beiderlei Beziehung im Einzelnen zu leisten ist, bleibt uns jetzt zu entwickeln.

1. Die Klarstellung des weiblichen Persönlichkeitsbegriffes durch das Licht der christlichen Wahrheit.[1])

Der Bahnbrecher christlicher Socialpolitik in Oesterreich, Karl von Vogelsang, hat die Bedeutung der Frauenbewegung nicht übertrieben, als er die Forderung gänzlicher politischer Gleichstellung beider Geschlechter ein letztes Mene Tekel nannte, das für die an die Wand geschrieben ist, die heute an der Tafel des Lebens schwelgen.[2]) Eher

---

1) In der folgenden Darlegung ist das bereits im vorigen Artikel dargelegte Verhältniß der Geschlechter zu einander weiter ausgeführt und tiefer begründet. Die dabei unvermeidlichen Wiederholungen wolle der Leser mit der Wichtigkeit dieses Punktes entschuldigen.

2) Monatsschrift für christliche Socialreform. 1890. XII. Jahrgang S. 23.

hat er zu wenig gesagt. Für die ganze Gesellschaft nämlich bedeutet die radikale Emancipation eine Warnung vor er Zerstörung des Menschheitsorganismus. Mann und Weib würden nicht mehr zur organischen Einheit bestimmte lieder der menschlichen Gesellschaft darstellen, sondern durch taatszwang mechanisch miteinander verbundene Atome sein. ie schon weit vorgeschrittene Atomisirung der Gesellschaft reicht in der politischen Gleichstellung der Geschlechter ihre zte Stufe; es wird nämlich damit das einigende Autoritäts- incip, das der Differenzirung der Geschlechter zu Grunde gt, völlig zerstört.

Bei dem Worte Auktorität denken wir an die Regelung s Verhältnisses zwischen Persönlichkeiten in der Art, daß ne Person auf das Leben einer anderen bestimmend ein- irkt. So oft wir also von Auktorität sprechen, wird ein erhältniß zwischen Persönlichkeiten, einer bestimmenden und ner bestimmten, zum Zwecke der Gemeinschaft beider voraus- setzt. „Autorität beruht also auf einer Gemeinschaft wischen Persönlichkeiten, in der die eine aktive Bestimmung uf der anderen Leben übt, sich wesentlich wirkend und ebend, die andere aber passiv und empfangend verhält. Das ist der Urbegriff der Autorität".[1]) Es ist nun keine rage, daß dieser abstrakte Urbegriff in dem ersten Menschen- aare in concrete Erscheinung getreten ist. Der erste Mann ar als Vertreter seines Geschlechtes zur bestimmenden, mit uktorität bekleideten Persönlichkeit berufen, während das ste Weib ebenso für ihr ganzes Geschlecht die durch die uktorität bestimmte Persönlichkeit darstellte. Deutlicher noch eranschaulicht die Offenbarungsgeschichte dieses Verhältniß adurch, daß von dem ersten Manne die ganze Menschen- amilie direkt seinen Ausgang nimmt. Aus Adam wird Eva ebildet, so daß er sie Bein von seinem Bein und Fleisch on seinem Fleisch nennen kann; durch den Zeugungsakt

1) Pilgram, Physiologie der Kirche. Mainz 1860. S. 182.

sodann wird Adam unter Evas Vermittlung der Vater seiner Kinder.[1]) So ist der erste Mann nach dem Willen des Schöpfers selbst der eigentliche Auktor des Menschengeschlechtes, der naturgemäß bestimmend auf die ihm gegebene Gehilfin und seine Nachkommenschaft zu wirken hat. An die Vaterschaft des Mannes ist die Auktorität ihrem Wesen nach geknüpft.

Vater, Mutter, Kind stehen hiernach als die idealen Familienglieder ihrer Entwicklung in einem ähnlichen Verhältniß zu einander, wie die Glieder der berühmten Proportion des goldenen Schnittes, die sich so auffallend im Gebiete der Natur und Kunst offenbart. Der goldene Schnitt entsteht nicht synthetisch durch Zusammensetzung, sondern analytisch durch Theilung derart, daß die Theilung den stetigen Zusammenhang der Glieder nicht aufhebt. Zwischen der organischen Gliederung in der Natur, die nicht aus mechanischer Zusammensetzung sondern durch innere Differenzirung entsteht, und der stetigen Proportion des goldenen Schnittes besteht daher eine innere Wesensverwandtschaft. In beiden ist das Ganze vor den Theilen gegeben.[2]) Wenn wir hiernach sagen: „Das Kind verhält sich zum Weibe, wie das Weib zum Manne“, so wird dieser Satz durch die Physiologie mit ihren Forschungen bestätigt. In diesem Verhältniß ist aber auch die sociale Aufgabe des Weibes für die Erziehung der Menschheit direkt in der Ehe und indirekt in den socialen Erweiterungen der Einzelfamilie ausgesprochen. Durch seine Autorität vereinigt der Mann an der Spitze der

---

1) Mit bekannter frauenrechtlerischer Sophistik macht Johanna Elberskirchen (a. a. O. S. 21) „das Weib zum eigentlichen Schöpfer des Kindes.“ Die Anarchie des Denkens bringt es mit sich, daß den Worten in dieser Weise ihre Bedeutung genommen wird. Wem kann es je einfallen, das rein passive Verhalten der Mutter bei der Entwicklung des Kindes vor und bei der Geburt eine Schöpfung zu nennen?

2) Vergl. Pfeifer, Der goldene Schnitt. Augsburg 1885. S. 213

Familie die Glieder zu einem Ganzen; in seiner socialen Unterordnung unter dem Mann aber vermittelt das Weib, das als Berатherin des Mannes und als Mutter an der Autorität des Vaters theilnimmt, zwischen dem Vater und den Kindern, deren Gehorsam gegen den Leiter der Familie es theilt.

Sicher entsetzt sich manche Frauenrechtlerin über den vorstehenden Vergleich, wonach es den Anschein hat, als sei das Weib nichts als ein Theil des Mannes. Der Schrecken dürfte indeß bei einigem Nachdenken verschwinden. Zunächst bleibt das Gesagte nur ein unvollkommener Vergleich, trotzdem seine Begründung sich nicht ohne weiteres abweisen läßt. Unvollkommen muß aber der Vergleich sein, weil ein mathematisches Gesetz mit einer Thatsache auf dem höheren sittlichen Gebiete in Parallele gestellt wird. Sodann aber ist damit keineswegs dem Weibe eine geringere oder minderwerthige Menschennatur zugesprochen. Die ganze und volle Menschennatur wird nämlich von der weiblichen Persönlichkeit ebenso wie von der männlichen freilich in anderer Weise in Besitz genommen. Wer aber mit der Autorität bekleidet „Gottes Amtmann“ wird, hat damit keinen Freibrief zu willkürlichem Schalten und Walten bekommen, sondern bleibt auf Schritt und Tritt an Gottes Willen gebunden; wer dagegen im Gehorsam der gesetzmäßigen Autorität unterstellt wird, erleidet keinerlei Einbuße an seiner Freiheit, da die Freiheit in der freudigen und ungehinderten Erfüllung der Pflicht besteht.

„Das Dasein receptiver Personen gehört daher mit zum Wesen der Autorität, die als solche durchaus nicht in sich allein besteht, sondern in einem Verhältniß zu anderen Geistern. Das Verhältniß dieser anderen, der Autorität untergebenen Geister zu derselben enthält aber durchaus keine Verletzung der Freiheit, wie man sich das in der modernen Welt irrig so oft vorstellt. — Wie sollte das ein Zwang für einen Menschen sein, wenn er in das Verhältniß gesetzt wird, zu dem er von

Natur aus angelegt ist? Daß sich diese Anlage erfüllt, daß der Mensch also in der Gemeinschaft die Stelle einnimmt, für die er durch seine Natur bestimmt ist, dies ist eben seine materielle Freiheit. Seine formelle Freiheit besteht dann darin, daß er sich selbst in Uebereinstimmung mit der Natur der Dinge, in Gemeinschaft weiß und will und zwar auf der Stelle der Gemeinschaft, zu der er durch Natur und Geschichte berufen ist. Nicht also der Freiheit des Menschen, wie sie allein wahrhaft möglich ist und verstanden werden kann, die ihre Eigenschaft als Glieder der Gemeinschaft voraussetzt, widerspricht das Autoritätsverhältniß; wohl aber widerspricht es der Freiheit der Atome d. h. dem Individualismus, welcher sich heute Freiheit nennt, und dessen Grundcharakter darin besteht, daß sich der Mensch als absolutes Einzelwesen außer allem wesentlichen Zusammenhang mit andern Menschen praktisch faßt und setzt und theoretisch denkt. Diese sogenannte Freiheit ist aber ein Unding, das praktisch unmöglich und theorisch undenkbar ist, weil es in der Natur des Menschen liegt, daß er in Gemeinschaft mit dem Geschlechte stehe und sich mit allen andern zu einem Corpus ergänze. Der Widerspruch also, der sich vom Standpunkt des atomen Ich's aus gegen das Autoritätsprincip erhebt, als beeinträchtige es die Freiheit, ist an sich nichtig, widerstrebt der Natur und der Erfahrung, in der wir fortwährend auch im ganzen Gebiete des natürlichen Daseins das Autoritätsprincip als ein allgemeines Gesetz des geistigen Lebens wirksam sehen und darin auch den richtigen Begriff der Freiheit verwirklicht finden."

Die vorausgehenden, aus dem angeführten Werke Pilgrams entlehnten Sätze veranschaulichen in eigentlichster und hervorragender Weise die naturgemäße sociale Stellung der weiblichen Persönlichkeit. So oft das Weib bei der Eheschließung sich zum Gehorsam gegen den erwählten Mann verpflichtet, leistet es seinen eigenthümlichen unersetzlichen Beitrag zum Baue der menschlichen Gesellschaft. Wohl ist die Jungfrau in der Entschließung zur Ehe und in der Wahl des Mannes frei; bei der Eheschließung selbst aber hängt es

nicht mehr von ihrem Willen ab, das Gehorsamsversprechen zu leisten oder zu verweigern. Der höhere Wille des Schöpfers hat hier ihren Willen bestimmt, dem sie sich ohne Verletzung des vom Christenthum bestätigten Naturgesetzes nicht entgegenstellen kann. Dasselbe an die weibliche Persönlichkeit geknüpfte Naturgesetz kommt aber auch außer der Ehe zur Anwendung in allen Gesellschaftsorganismen, die sich aus der Einzelfamilie natürlich entwickeln. Auch in der Gemeinde, im Volksstamme, im Staate repräsentiren die Frauen, ob verheirathet oder nicht, den receptiven Theil der Gesellschaft gegenüber den mit der autoritativen Gesetzgebung betrauten Männern.

Freilich muß hier einem Mißverständnisse vorgebeugt werden. Vorschnell könnte nämlich daraus, daß wir der weiblichen Persönlichkeit die besondere sociale Aufgabe zuwiesen, den Gehorsam zu repräsentiren, gefolgert werden: Also soll nur das Weib allein gehorchen und der Mann immer und überall als Herrscher auftreten. Diese Folgerung ist durch das bereits Gesagte ausgeschlossen. Der Mann ist nämlich ebenso zum Gehorsam gegen den Willen Gottes verpflichtet wie das Weib; auch in der Erfüllung seiner Autoritätspflichten hat er diesen Gehorsam zu leisten. Sodann kann der einzelne Mann eben erst dann seine Autorität ausüben, wenn er an die Spitze einer Familie oder eines Gemeinwesens tritt; selbstverständlich beschränkt sich dann seine Autorität auf die Glieder des ihm anvertrauten Gesellschaftskreises. Vom christlich-religiösen Standpunkte aus ist eben nichts so sehr jedem Menschen ohne Unterschied von Natur aus eigen als die Gehorsamspflicht gegen die göttliche Majestät. Daher ist das Weib nur vorzugsweise gleichsam als Lehrerin der Menschheit mit der Uebung des Gehorsams betraut, um auch dem Manne als Vorbild zu dienen, so wie auf natürlichem Gebiete wenigstens auch der Mann nur vorzugsweise zum Vertreter der Autorität berufen ist, so daß das Weib unter Umständen selbstvertretend wie

bei der weiblichen Thronfolge die Herrschaft ausüben kann. Die Geschlechter sollen sich eben ergänzend zur persönlichen Vollkommenheit entwickeln, und zu letzterer gehört wesentlich die gehorsame Unterwerfung unter den göttlichen Willen.

Ganz vorzüglich hat Auguste v. Chambaud die mißverstandene schroffe Trennung der Geschlechter, die neben dem verschiedenen socialen Berufe der Geschlechter das gleiche selbständig anzustrebende Ziel der persönlichen Vervollkommnung aus dem Auge läßt, unter Anführung eines bestimmten Falles berichtigt. Gegen jene, die dem Mann nur den Verstand und dem Weibe nur das Herz oder Gemüth zuschreiben möchten, sagt sie: „Daß wir den Geist des Mannes hoch in Ehren halten und werthschätzen, besonders dann, wenn er sich nicht hochmüthig als ein Licht erklärt, das vom göttlichen Lichte der ewigen Wahrheit unabhängig ist oder vielmehr sein will, ist gewiß ganz gut und richtig. Die Werthschätzung seines Geistes aber so weit treiben, insbesondere dann, wenn er nicht treu seinem Gott anhängt, und den Kopf des Mannes eigentlich nur mehr für den unsern halten oder gelten lassen und uns für den kopflosen Rumpf — das ist offenbar unrichtig. So viel ich weiß, hat der liebe Gott jedermann, welchen Geschlechtes er auch sein mag, einen Kopf gegeben, damit er ihn persönlich habe, und ich zweifle nicht, daß er auch von jeder einzelnen Persönlichkeit Rechenschaft fordern wird über ihr seelisches Vermögen, d. i. über die Anwendung der Verstandeskraft.“[1])

Zu keiner Zeit seit dem Auftreten des Christenthums dürfte nun die sociale Bedeutung des Weibes als Repräsentantin des Gehorsams und als Stütze des Autoritätsprincipes größer gewesen sein als heute. „Im Mittelalter erblicken wir bei allem Verderben, welches auch dort im

---

1) Maris Stella. Ein Leitfaden zur Erkenntniß der Wahrheit und des weiblichen Berufes im Lichte des Glaubens. Freiburg. 2. Aufl. 1900. S. 290.

Autoritätsverhältnisse in vielfachen Ausartungen und Mißgestaltungen vorhanden war, als das eigentliche und gesunde Wesen der Autorität eine Ausgestaltung und Verwirklichung eines persönlichen Verhältnisses der Geister zu einander, worin die Einen die Andern als die Quelle und den Ausgangspunkt gemeinsamen Erkennens, Wollens und Handelns anerkannten. Heute dagegen bestehen auf natürlichem Gebiete Autoritätsverhältnisse meistens nur in sehr großer Unvollkommenheit; an die Stelle der eigentlichen Autorität ist der bloße Zwang getreten."[1]) Die wahre Freiheit ist dadurch gefährdet. Indem Individualität mit Individualismus verwechselt wird, begünstigen sogar kurzsichtige Katholiken diese Verkümmerung des Lebenselementes der Gesellschaft unter der Phrase: die menschliche Persönlichkeit strebe heute nach voller Entwicklung aller Kräfte. Der Anfang hierzu ist, wie öfter betont wurde, von den Männern ausgegangen, die sich selbstherrlich vom Gehorsam gegen die göttliche Autorität und deren rechtmäßige Stellvertretung lossagten. Die Führerinen der gegenwärtigen radikalen Frauenemancipation treten nur in die Fußstapfen jener Männer; auf diese Weise ist der Auflösungsprozeß bis zu den constitutiven Grundelementen der Gesellschaft, bis zum Verhältniß des Weibes zum Manne gelangt. Bischof Wilhelm Emmanuel v. Ketteler würde heute seine Erörterungen über „Freiheit, Autorität und Kirche", namentlich die Abschnitte XXVIII und XXIX nach dieser Hinsicht erweitern müssen. Eine wirkliche und gründliche Heilung ist nur möglich, wenn sich Mann und Weib in allen Kreisen der socialen Organismen wieder in dem Einigungspunkte zusammenfinden, der in wunderbarster Weise die göttliche Majestät mit der menschlichen Natur und ihrer Unterthänigkeitspflicht in einer Person verbunden hat, nämlich in Jesus Christus. Hat er als der Sohn Gottes sich als die höchste Autorität hingestellt mit

1) Pilgram a. a. O. S. 185.

dem Worte: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“, so hat er als der Menschensohn durch seinen Gehorsam bis zum Tode am Kreuze die tiefste Unterthänigkeit der Menschennatur bethätigt. Der Weltapostel aber hat mit seiner Autorität die in Christus gegebene Harmonie der Geschlechter und der Gesellschaft in die Worte gefaßt: „Ihr sollt wissen, daß jeglichen Mannes Haupt Christus ist; das Haupt des Weibes aber ist der Mann; das Haupt Christi aber Gott“ (I Kor. 11, 3). Hieraus ergibt sich als Pflicht aller überzeugten Christen, grundsätzlich der radikalen Frauenemancipation entgegenzuwirken; größer noch ist die positive Aufgabe der Kirche, unter Ablehnung jedes sogenannten Interconfessionalismus Jesus Christus als den Mittelpunkt und Ausgangspunkt des socialen Friedens mit derselben Energie zu predigen, wie in den Tagen der Apostel. Die katholische Frau aber, welche ihre wahre Emancipation dem Christenthum verdankt, hat im Ansturme des Neuheidenthums in hervorragender Weise die Mission zu erfüllen, die ihr der Apostelfürst zugetheilt hat: „Gleicherweise seid auch ihr Frauen euren Männern unterthan, damit, auch wenn einige dem Worte nicht glauben, sie durch der Frauen Wandel gewonnen werden, indem sie hinschauen auf euren in Gottesfurcht reinen Wandel“ (I Petr. 3, 1. 2).

Eine weitere Aufgabe endlich ist der katholischen Theologie und Philosophie durch die Frauenfrage erwachsen, die sie nach der Richtschnur des hl. Vincenz von Lerin (Commonitor. c. 27) zu lösen hat, nämlich die tiefere Ergründung der geschlechtlichen Differenzirung und damit der Erkenntniß der männlichen und weiblichen Persönlichkeit. Das christliche Alterthum hat die Frage warum und woher die beiden Geschlechter bereits durch die tiefsten Wahrheiten der Offenbarung zu lösen versucht. Die Spekulation des Mittelalters hat sich im Anschluß daran mit dieser Frage beschäftigt. Die Zeitverhältnisse legten indeß diesem Gegenstand keine aktuelle Bedeutung bei. Der hl. Thomas hat sie im Anschluß an

Aristoteles zu lösen gesucht. Dabei hat er den Stagiriten corrigirt, ohne entsprechend dem damaligen Zustande der Naturwissenschaft sich ganz von ihm lossagen zu können. (Vgl. Kirchenlexikon, 2. Aufl. Art. Weib Sp. 1240). Jeder heutige tiefergehende Beitrag, die Frauenfrage zu lösen, erneuert auch den Versuch, den Geschlechtsunterschied metaphysisch zu erfassen. Manche wissen sich trotz gutem Willen mit der Frage keinen Rath.[1]) Bei der Schwierigkeit des Gegenstandes ist es nicht zu verwundern, daß mißlungene Lösungsversuche zu Tage treten. Als solcher muß die Meinung bezeichnet werden, „das Weib präge die Naturseite der Menschheit aus, wogegen der Mann vor allem die naturfreie Persönlichkeit darstelle".[2]) An dieser Stelle ist es kaum möglich unserseits den Gegenstand irgendwie erschöpfend zu behandeln.[3]) Es genügt indeß hervorzuheben, daß es kaum eine andere Lösung gibt, als den Hinweis auf die Dreifaltigkeit der göttlichen Personen. Der Versuch, die ideale Menschenfamilie als Ebenbild des dreieinigen Schöpfers zu erklären, hat in der Väterzeit angesehene Vertreter. Vielleicht den ersten Platz nimmt die Abhandlung über die Erschaffung „nach Gottes Bild und Gleichnis" unter den Werken des hl. Gregor von Nyssa ein.[4]) Ausführlich wird hier auf die

1) So z. B. Vetter, Mann und Weib. 2. Aufl. 1900. S. 2.

2) Schell, Dogmatik III. S. 666.

3) Vgl. Rösler, Die Frauenfrage. 1893. S. 259—289.

4) Migne P. Gr. t. 44. col. 1337. Die von Feßler-Jungmann (Inst. Patrol. I. 580 n. 2) angeführten Gründe genügen nicht, um dem Nyssener die Abhandlung entschieden abzusprechen und sie dem Anastasius Sinaita zuzuschreiben. Allerdings ist Gregor in seinem Werke de opificio hominis in diesem Punkte anderer Ansicht; allein die Berufung auf Methodius (col. 1329), den der Nyssener gut gekannt hat (Diekamp, die Gotteslehre des heil. Gregor von Nyssa. Münster 1896. Th. I. S. 41), nimmt diesem Beweisgrunde gegen Gregor die entscheidende Kraft. Jedenfalls liefert die Frage nach der Autorschaft dieser Abhandlung noch Stoff zu einer Specialuntersuchung. Für diese Ansicht darf ich die gütige Antwort des Herrn Prof. Bardenhewer auf eine diesbezügliche Anfrage anführen.

Aehnlichkeit hingewiesen, die zwischen Adam und dem ewigen Vater, zwischen dem Kinde Adams und dem ewigen Sohne Gottes, zwischen Eva und dem Heiligen Geiste obwaltet. Der hl. Hieronymus bemüht sich den Anstoß abzuwehren, den Jemand daran nehmen könnte, daß die Bezeichnung für den Heiligen Geist im Hebräischen weiblich ist, und daß im Nazaräer-Evangelium der Heilige Geist Mutter genannt wird.[1]) Allein wenn hiedurch der Satz: „In der Gottheit gibt es kein Geschlecht", gefährdet würde, so müßte dieselbe Gefahr entstehen, so oft wir in unserer beschränkten Auffassungsweise uns die beiden anderen göttlichen Personen durch die Mannesgestalt sinnbilden. Das Richtige in der Bemerkung des hl. Hieronymus hat vielmehr darin seinen Grund, daß wir einerseits gewohnt sind, die Geschlechtlichkeit mit Sinnfälligkeit oder Sinnlichkeit zu identificiren, während anderseits selbstverständlich von dem reinen Geiste alles Sinnfällige ausgeschlossen ist Keinesfalls aber ist die Anwendung des Wortes: „Der Geist hat kein Geschlecht" auf die Menschenseele ein Dogma. Unter den hervorragenden Theologen der jüngsten Zeit sind Scheeben und Heinrich für diese Ansicht eingetreten. Unter den Frauen der Gegenwart verdient die Stiftsdame Mathilde von Habermann rühmliche Erwähnung. In ihrem Büchlein „Die christliche Frau" (2. umgearbeitete Auflage 1900) und in ihren Aufsätzen: „Das Weib und die traditionelle Auffassung seiner Natur" und „Von der Vollendung der Wiederherstellung des Weibes durch das Christenthum" (Philos. Jahrbuch der Görresgesellschaft 1893, 1894, 1901) hat die Verfasserin sich mit achtungswerther Geisteskraft bemüht, den Ursprung der geschlechtlichen Differenz im Geistesleben zu suchen. Keine andere Frau der Gegenwart hat, so weit meine Kenntniß reicht, in dieser Weise den schwierigen Versuch unternommen. Derselbe führt in das geheimnißvolle Dunkel

1) In Isaiam Lib. XI. c. 40. (Migne. 24. col. 405.)

höchsten Mystik; Sonnenklarheit hat die Verfasserin mit
eigenthümlich dunklen Sprache auf diesem Gebiete
h nicht zu schaffen vermocht. Bei der Beleuchtung der
lichen Verhältnisse durch die übernatürliche Ordnung
e Gefahr allzugroß, die letztere durch unsere unvoll-
enen Vorstellungen und deren sprachlichen Ausdruck zu
rächtigen. Dies ist z. B. der Fall, wenn der Mann
Repräsentanten der Natur und des Staates, das Weib
Darstellerin der Uebernatur und der Kirche erklärt wird.
Wahrheit, welche dieser Erklärung zu Grunde liegt,
in diesen Analogien überspannt worden sein. Wenn aber
t worden ist, man werde aus dem Büchlein nicht klar,
die Verfasserin eigentlich wolle, so ist ihr Unrecht ge-
n. Klar und deutlich erklärt sie in der Einleitung,
olle der besonderen Absicht nachforschen, die Gott bei
Erschaffung des weiblichen Menschen vorschwebte. Als
ihrer Untersuchung stellt sie hin: „dazu beizutragen,
das Weib im Lichte der Vernunft und des Glaubens
gründlichst verstehen lerne und dann sein Wesen mit
Liebe umfange und pflege". Bedenkt man den Unfug,
viele auch wissenschaftlich gebildete Männer mit Goethes
rem „Ewig Weiblichen" treiben, so sollte man um so
er dem ernsten Versuch einer Frau, „den Begriff der
ichkeit an sich" zu ergründen, die Achtung versagen.
estens zeigen die Schriften von M. v. Habermann, daß
atholische Kirche die Frau zu einem so tiefen Eindringen
Geheimnisse des Glaubens anleitet, wie es außer der
vergeblich gesucht wird. Gegenüber den Bemühungen
radikalen Emancipation aber, die Würde des Weibes
alschem Wege zu suchen, verdient die v. Habermann'sche
ft trotz ihrer Schwächen hohe Beachtung, weil sie
Weib auf dem rechten Wege zur Erkenntniß seines per-
chen Werthes zu führen bemüht ist. Das muß aber
Ziel der christlichen Lösungsversuche der Frauenfrage
Das Weib mit Selbstzufriedenheit in der Behauptung

und Ausbildung seiner eigenthümlichen Persönlichkeit
erfüllen. Dann werden die Frauen, weit entfernt Män
sein zu wollen, auch im Besitze wahrhaft männlicher Kr
die schöne Antwort geben, die Emilie Ringseis für j
hatte, die ihre markige Dichtungsweise männlich genan
haben:

„... Nicht unweiblich ist, daß ich dichte,
Wenn ich's in weiblicher Zucht ausrichte.
Doch wie den Mann die Zartheit ehrt,
Sei dem Weibe nicht Kraft verwehrt!
Läßt sich die Weiblichkeit nur erkennen,
Hör' ich mich gern auch männlich nennen;
Denn so ward' mir ja nichts entwandt,
Löbliches nur zuerkannt".[1])

Hiermit dürfen wir die Antwort auf die Frage schließ
was die katholische Kirche heute in theoretischer Beziehu
durch Verbreitung der wahren Grundsätze über die Stellu
der Frau zur Lösung der Frauenfrage beizutragen ha
In einem Schlußartikel erübrigt uns, die praktisch
Aufgaben der Katholiken der Gegenwart für Erziehun
wirthschaftliche Selbständigkeit und rechtlichen Schutz d
Weibes anzudeuten.

1) F. Binder, Erinnerungen an Emilie Ringseis, München 18
S. 33.

XVI.

Die „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich.

X. Die Stellung des österreichischen Ministerpräsidenten zu dieser Bewegung.

Nicht geringes Aufsehen machte Anfangs Mai die Meldung der Berliner „Germania", daß der Leiter des österreichischen Ministeriums, Dr. von Körber, dem alldeutschen Parlamentsclub, Schönerer, Wolf und Consorten, die ausdrückliche Versicherung gegeben hätte, „er wolle ihnen die Los von Rom-Bewegung frei geben, sofern sie nur das Los von Oesterreich fallen lassen und jede Spitze gegen das Kaiserhaus vermeiden wollten". Der Commentar, mit dem das deutsche Centrumsblatt seine Meldung begleitete, ließ an Klarheit und Schärfe nichts zu wünschen übrig. Die Schlußworte lauteten:

„Das zeugt, um von sittlichen Bedenken ganz zu schweigen, von einer solchen staatsmännischen Kurzsichtigkeit und Schwäche, wie wir sie bei Herrn von Körber nicht vorausgesetzt hätten. Gerade deßhalb widerstrebt es uns noch immer, an die Wirklichkeit dieses Paktes zwischen Ministerpräsident von Körber und den alldeutschen ‚Los von Rom'-Hetzern zu glauben. Hoffentlich werden die Katholiken Oesterreichs im Hinblick auf den Ernst der Lage nicht ruhen, bis die Staatsregierung sich über ihre Stellung zur Los von Rom-Bewegung vor der Volksvertretung klar und unzweideutig ausspricht und verantwortet".

Unsere katholischen österreichischen Blätter wollten gleichfalls an die Richtigkeit dieser Nachricht nicht glauben. Das „Vaterland“ sprach von „räthselhaften und völlig unbegreiflichen“ Vorgängen und Zuständen, für welche eine „halbwegs plausible Erklärung nicht zu finden“ sei. Die Wiener „Reichspost“ gar glaubte mit Berufung auf Erkundigungen, welche sie an competenter Stelle eingeholt haben wollte, die Meldung des Berliner Blattes in aller Form dementiren zu können. Die „Germania“ blieb indessen bei ihrer Meldung, und kein Geringerer als der österreichische Premier selbst gab ihr recht. In der Reichsrathssitzung vom 3. Juni erklärte nämlich Dr. von Körber, anläßlich der Berathung des Budgetprovisoriums, wörtlich also:

„Ich halte es für ausgeschlossen, daß die katholische Kirche in Oesterreich irgendwie bedroht werden kann. Ihre Gewalt über die Herzen ist zu groß und die Sorge für sie ruht in so sicheren Händen, als daß irgend eine Agitation ihr nahekommen könnte. Wirkliche Umwälzungen sind stets nur durch neue, der Gedankenwelt und Empfindungsweise des Volkes zusagende Ideen hervorgerufen worden, während es sich jetzt um die Bekehrung zu einem in seinem Wesen und seinen Formen längst bekannten Glauben handelt, dem keine Leidenschaften mehr voraneilen. Allerdings, wenn eine Ungesetzlichkeit dabei unterliefe, hat die Staatsverwaltung einzuschreiten, und die Herren werden wohl überzeugt sein, daß wir es gegebenen Falles daran nicht fehlen lassen werden. Ein Uebermaß von Polizei scheint mir unter allen Umständen bedenklich, überdies gegenüber solchen Bewegungen unwirksam und ich glaube, daß die katholische Kirche sich beruhigt auf ihre Kraft verlassen kann. Ganz bestimmt setze ich voraus, daß das patriotische Moment bei allen Parteien die volle Berücksichtigung finde. Jeder anderen Auffassung müßte allerdings die Regierung ihren vollen Ernst entgegensetzen“.

Uebrigens hatte alles, was von Körber in öffentlicher Parlamentssitzung sagte, schon vorher, fast dem Wortlaute

nach, in der „Neuen Freien Presse“ gestanden; auch hatte dieses katholikenfeindliche Blatt nichts Eiligeres nach der Körber'schen Erklärung zu thun, als dem Ministerpräsidenten ihr Compliment zu machen für seine echt „staatsmännische“ Enunciation und zu constatiren, daß der Standpunkt, den er damit eingenommen habe, dem Standpunkte des Erzherzogs Franz Ferdinand durchaus entgegengesetzt sei.

Wie bekannt, hatte der Erzherzog bei der Uebernahme des Protektorates über den Katholischen Schulverein in scharfer Weise gegen die Los von Rom-Bewegung Stellung genommen, sie als Vaterlandsverrath stigmatisirt und aufs nachdrücklichste betont, daß diese Bewegung nicht genug bekämpft werden könne. Auch hatte er, seiner Versicherung gemäß, das Protektorat über den Kath. Schulverein in erster Linie deßhalb übernommen, weil dieser Verein der Los von Rom-Bewegung wenn auch nicht direkt, so doch indirekt in wirksamer Weise entgegenarbeite und damit um das Vaterland sich hoch verdient mache. Also, nach den Anschauungen des Erzherzogs Franz Ferdinand ist das „Los von Rom“ unpatriotisch, antiösterreichisch und antidynastisch, seine Bekämpfung ein hochpatriotisches Werk, und wer an dieser Bekämpfung mitarbeitet, verdient Anerkennung, Aufmunterung und Unterstützung.

Daß diese Anschauungen des Thronerben auch die Anschauungen des Kaisers sind, war aus verschiedenen Aeußerungen des Monarchen gelegentlich seines letzten Besuches in Böhmen deutlich herauszuhören. Wenn er z. B. zum Vorsitzenden des katholischen Arbeitervereins in Gmünd sagte: „Sie nennen sich einen katholischen Verein, das ist mir ein Beweis, daß sie patriotisch sind“; und wenn er weiters vor der Geistlichkeit in Leitmeritz die Worte fallen ließ: „Schrecklich, wie heute die katholische Kirche angefeindet wird, aber man muß kämpfen“; so ist klar, daß er mit diesen Worten die Los von Rom-

Bewegung treffen wollte. Auch ist es ein öffentliches Ge-
heimniß, daß der Kaiser schon früher einmal einem hohen
Kirchenfürsten gegenüber sich bitter darüber beklagt hat, da
protestantische Prediger aus Reichsdeutschland ungerufen i
seine Länder einbrechen und religiöse Hetze treiben. E
unterliegt also keinem Zweifel, daß man an höchster Stell
der Gefährlichkeit der Abfallshetze sich wohl bewußt ist, da
man in ihr nichts Anderes sieht, als eine gegen Dynast
und Reich gerichtete Bewegung, der mit allen Mitteln und i
der energischsten Weise entgegengearbeitet werden müsse.

Zu dem in Leitmeritz gefallenen kaiserlichen Worte b
merkte seiner Zeit die „Ostdeutsche Rundschau", bekanntli
das Organ der österreichischen Apostaten:

„Jedenfalls deutet die angebliche Bemerkung: ‚Man müs
aber kämpfen', darauf hin, daß Kaiser Franz Joseph ni
gesonnen ist, den Klerikalen die Sorgen ihres Kampfes a
zunehmen und sie auf die Schultern der Regierung zu wälze
Diese Zumuthung hat bekanntlich der Ministe
präsident höflich aber entschieden abgelehnt, u
ganz in seinem Sinne hätte also auch der Kaiser, der bekanntl
wegen des Unfehlbarkeitsdogmas mit dem Papste noch imm
nicht Frieden geschlossen hat (??), nur ganz constitutionell g
sprochen: Man muß eben kämpfen".

Diese Interpretation der kaiserlichen Worte ist son
Zweifel eine ganz unberechtigte und willkürliche. Nich
zwingt zu der Annahme, der Monarch habe mit dem Au
drucke: „Man müsse kämpfen" die Last und Pflicht d
Kampfes nur der Geistlichkeit aufbürden und sich und se
Regierung aus constitutionellen Rücksichten davon dispensi
wollen. Nichts zwingt zu dieser Annahme. Wohl a
liegen bestimmte und deutliche Anzeichen zu der entgeg
gesetzten Annahme vor, und kein Ministerwort vermag u
den Glauben beizubringen, als sei unser guter Kaiser Fr
Joseph damit einverstanden, daß seine Staatsregierung
katholische Kirche in Oesterreich dem frivolen protestanti
deutschradikalen Ansturm schutzlos überlasse.

In der Wiener Hofburg weiß man nur zu gut, daß Oesterreich mit der katholischen Kirche steht und fällt. Oesterreich ist kein Nationalstaat, wie etwa Frankreich, das nur von Franzosen bewohnt ist. Ein von einer einzigen Nation gebildetes Staatswesen läßt sich leicht gründen und behaupten; in einem solchen Staatswesen ist der nationale Gedanke das beherrschende, einigende und erhaltende Element Anders aber in einem Staatswesen, wie es das österreichische ist. In diesem kann unmöglich das nationale Interesse die Politik bestimmen; das wäre Unvernunft und der Anfang vom Ende Beweis dafür ist das politische Chaos, welchem heute unsere Monarchie zum Schmerze aller Patrioten verfallen ist. Seitdem die einzelnen Nationen Oesterreichs ihre nationalen Interessen zu sehr betonen und dafür werben, ist es mit dem Frieden in der Monarchie aus, und dieser Friede wird nicht eher wiederkehren, als bis man sich auf die gemeisamen Interessen, auf die Interessen der Monarchie sich wieder allen Ernstes zu besinnen beginnt.

Die Interessen der Monarchie sind aber keine anderen, als die Interessen der Habsburger Dynastie. Zu den Interessen dieser Dynastie aber gehört es sicherlich nicht, die katholische Kirche zu bekämpfen, oder auch nur theilnahmslos zuzuschauen, wie sie von einem haßerfüllten, im Wühlen und Hetzen meisterlich bewanderten fanatischen Feinde angefallen und mißhandelt wird. Das hieße ja, seiner eigenen Stellung den Boden abgraben und den Ast absägen, auf dem man sitzt. Eine solche selbstmörderische Thätigkeit dem Herrscherhause zuzumuthen, wäre ein Hohn auf die gesunde Vernunft, ein Widersinn ohne Gleichen.

Die katholische Kirche war es, welche die Gründung der österreichischen Monarchie überhaupt möglich gemacht hat. Ohne die Kirche wäre dem ersten Maximilian sein Werk nicht gelungen. Als er mit Wladislaus, dem Könige von Ungarn und Böhmen, 1515 seine bekannten Familien- und Erbverträge schloß, waren es in erster Linie die Gemeinsam-

keit der religiösen Interessen, die Zugehörigkeit zu der einen katholischen Kirche, welche ihm die Zuversicht einflößten, daß die Verträge eingehalten und zu dem erwarteten Resultate führen würden. Er täuschte sich nicht. Sein Enkel Ferdinand I. konnte die Früchte der Verträge einheimsen: er konnte 1526 die Länder der böhmischen und ungarischen Krone mit seiner erzherzoglichen Hausmacht vereinigen zu dem österreichischen Staatswesen. Hätten aber diese durch Sitten und Sprache so sehr verschiedenen Ländergebiete nicht schon in der Kirche einen Einigungspunkt gehabt, das dynastische und staatliche Einheitsband wäre ohne Werbekraft geblieben. Die österreichische Monarchie unter Habsburgs Scepter wäre gar nicht zu Stande gekommen; und wenn sie auch durch äußere Macht- und Gewaltmittel sich hätte aufrichten lassen, sie wäre früher oder später aus Mangel eines gemeinsamen religiösen Geisteslebens wieder in ihre Theile zerfallen. Völkerschaften, die nicht bloß bezüglich ihrer *nationalen* sondern auch bezüglich ihrer *religiösen* Interessen verschiedene Wege gehen, *sind zur Bildung eines festen, dauerhaften Staatsganzen unfähig.* So lehrt es die Geschichte und so lehrt es der gesunde Menschenverstand. Und daß die Lehren der Geschichte und das Urtheil der Vernunft an höchste Stelle unbekannt seien, das anzunehmen, kann höchstens einem salbungsvollen Prädikanten vom „Evangel. Bunde" in den Sinn kommen.

Das österreichische Herrscherhaus hat absolut kein Interesse an einem „Los von Rom", dafür hat es aber ein vitales Interesse an der rücksichtlosen Bekämpfung einer Agitation, die auf nichts Geringeres abzielt, als auf die Entkatholisirung der österreichischen Bevölkerung und auf die Zerstörung der katholischen Kirche innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle. Man sollte nun denken, der erste und leitende Minister des Kaiserhauses würde sich mit den Interessen und den Anschauungen des Herrscherhauses in allweg identificiren, si

treten und fördern mit dem ganzen Gewichte seiner macht-
n Stellung. Doch nach den Aeußerungen, mit denen er
. Juni in öffentlicher Parlamentssitzung die Welt über-
 hat, ist dem nicht so; Dr. von Körber lehnte es,
it der „Ostd. Rundschau" zu sprechen, „höflich aber
eden ab, den Klerikalen die Sorgen ihres Kampfes
ehmen und sie auf die Schultern der Regierung zu
n."

In seiner Absage an die Kirche meinte der Minister-
ent zur Beruhigung nach obenhin -- es könne von einer
hung der kath. Kirche in Oesterreich gar keine Rede sein;
Gewalt über die Herzen sei zu groß und die Sorge
e ruhe in so sicheren Händen, als daß irgend eine
tion ihr nahekommen könnte." Das heißt aber doch
olitik des Vogels Strauß spielen. Der österreichische
licismus ist nicht bedroht — eine solche Behauptung
ch wirklich naiv! Von allen Ecken und Enden der
Deutschen bewohnten Gebietstheile Oesterreichs berichten
deutsch-radikalen Blätter Tag für Tag mit großem
gen von neuen „Uebertritten"; der Gesammtverlust, den
tholische Kirche in Folge der Abfallshetze bis jetzt er-
 hat, ist nicht unter 20,000 zu taxiren. Man sage nicht,
tholische Kirche habe durch diese „Abfälle" im Grunde
 verloren, da die apostasirten Individuen ohnehin schon
 nicht mehr katholisch dachten und fühlten, und dem
lischen Bekenntnisse nur Unehre und Schande bereiteten.
 die Feinde der Kirche haben gewonnen, und
 birgt in sich eine große Gefahr für die Kirche in
rreich, die nicht übersehen werden darf. Man bedenke
der formelle Uebertritt so vieler Tausende von Katholiken
 Protestantismus stärkt die öffentliche Stellung des
en, führt zum Bau von protestantischen Kirchen, zur
llung protestantischer Prediger, zur Errichtung pro-
tischer Schulen, zu neuen Werkstätten protestantischer
nfängerei: das alles sind Dinge, die den Feinden der

Kirche zugute kommen, und dadurch schon ohne Zweif
Machtstellung des österreichischen Katholicismus mer
Eintrag thun.

Groß ist auch das Jubelgeschrei, das alltäglich a
in- und ausländischen protestantischen Presse über den
reichen Fortgang der österreichischen Los von Rom-Bew
an unser Ohr schlägt. So lesen wir in der von Pr
Rade in Marburg herausgegebenen Wochenschrift „Die c
liche Welt" (Nr. 9 vom 28. Febr.):

„Man möge nicht sagen, daß 20,000 Austritte a
römischen Kirche im Verhältniß zu den 25 Millionen
reichischer Staatsangehöriger eine verschwindend gering
ist. Es ist doch zu beachten, daß nur ein Theil der
länder von der Bewegung ergriffen ist, und daß natur
bestimmte Centren es sind, von denen aus die Bewegung
Kreise zieht. So ist es nicht Uebermuth und Ueberscl
wenn die evangelischen Christen Oesterreichs von der
noch mehr erwarten. Es ist vielmehr der Glaube, da
Herr Jesus Christus auch in Oesterreich noch ein großes
hat, und dieser Glaube zeigt sich im eifrigen Wirke
Schaffen für das Evangelium."

Um einige Grade höher gestimmt ist das Ju
welches das Centralorgan der preußischen Pastoren,
Protestant", im Mai ertönen ließ. Da heißt es
Anderem:

„In Versammlungen aller Art, durch mündliche Ag
wie durch Schriften wird fortgesetzt die Aufklärung über
Sünden ins Volk getragen. Noch glimmt das Feuer
der Asche. Was bis jetzt an Uebertritten erfolgt ist
bloß Anzeichen einer weit verbreiteten Unzufriedenheit
große Masse hält sich zurück. Ob nicht doch ein Tag k
kann, wo alle Samenkörner, die jetzt ausgestreut werden
gehen zu einem wahren Völkerfrühling? Und neben
Vorgängen, die den lauten Markt des Tages erfüllen, die
verborgene Arbeit des kirchlichen Aufbaues kleiner Gem
die wie einzelne feste Punkte aus diesem Chaos sich a

Allein in Deutsch-Böhmen sind seit 1899 folgende evangelische Kirchbauten theils vollendet, theils in Angriff genommen, theils in Vorbereitung: Turn, Karbitz, Dux, Klostergrab, Komotau, Saaz, Podersam, Aussig, Krammel-Obersedlitz, Trebnitz, Leitmeritz, Haida, Grottau, Warnsdorf, Friedland, Trautenau, Hohenelbe, Langenau, Braunau, Grulich, Graslitz. Wohl ebensoviel Namen könnten aufgezählt werden von Orten, wo Bethäuser gekauft, Betsäle geweiht worden sind, und noch viel größer die Zahl derer, wo neue Predigtstätten sich aufgethan haben. Nicht viel anders in den anderen Kronländern. Die Zahl der evangelischen Geistlichen hat in mehreren Kronländern in zwei Jahren sich fast verdoppelt. Und in all dem tritt kein Stillstand ein, sondern unaufhaltsam schreitet diese langsame, mühige Eroberungsarbeit vorwärts."

Gewiß, die protestantische „Eroberungsarbeit" schreitet unaufhaltsam vorwärts. Hier in Nordböhmen z. B. wird diese Eroberungsarbeit fast in allen Gemeinden verspürt. Unsere radikalen Kirchenstürmer marschiren voraus, sie tragen ihre frivole Hetze in die entlegensten Landdörfchen, verbreiten die aller Wahrheit bare Schandliteratur des „Evangel. Bundes" in Masse unter dem irregeleiteten, religiös indifferenten Volke, die propagandalüsternen Bundespastoren kommen nach, ergattern einige Abfälle, berichten flugs dem „Gustav-Adolf-Verein", was sie dem „Evangelium" gewonnen und bitten um den Bau einer Kirche; und ehe ein Jahr vergeht, ist die Kirche da und der Protestantismus hat festen Fuß gefaßt an Orten, an denen er früher kaum dem Namen nach bekannt war. So geht es nun schon zwei Jahre lang. Eine Gefahr für den Katholicismus in Oesterreich liegt aber darin bei Leibe nicht, wie uns der Ministerpräsident versichert; und die Deutschradikalen, die eigentlichen Faiseurs der ganzen Abfallshetze, diese gewaltthätigen Seelenräuber und Volksbetrüger, sind in seinen Augen noch ganz gute Patrioten, da ihre seitherige Agitation die Schranken des Gesetzes nicht überschritten habe.

Nun begreift sich, wie Bezirkshauptleute in Böhmen den

Muth fassen können, öffentlich als Gönner der Los von Rom-Bewegung aufzutreten. So berichtet die „Evangel. Kirchenzeitung für Oesterreich" (in ihrer Nummer vom 1. Juli) von Podersam in Nordböhmen, daß der k. k. Statthaltereirath Rzesnik nicht nur bei der Grundsteinlegung der „Los von Rom"-Kirche an der Spitze der Beamten zugegen gewesen sei, sondern daß er auch bei dem daran sich anschließenden „evangel. Volksfeste" in „besonders liebenswürdiger und freundlicher Weise die Gemeinde beglückwünscht habe". So geschehen in Oesterreich im Jahre 1901 unter der Ministerschaft des Herrn von Körber!

Und warum sieht der österreichische Ministerpräsident in der Los von Rom-Bewegung keine Gefahr für die katholische Kirche und den Kaiserstaat? Warum spricht er so schön von der „großen Gewalt über die Herzen", deren sich die katholische Kirche erfreut, und von den „sicheren Händen" in denen die Sorge für diese Kirche ruht? Warum deklarirt er die deutschradikalen Kirchenstürmer als österreichische Patrioten und ihr kirchenfeindliches Treiben als gesetzlich erlaubte Agitation? Warum das Alles? Weil der Ministerpräsident um die Arbeitsfähigkeit seines Parlamentes bang ist. Die will und sucht er um jeden Preis zu erhalten; dies ist die summa lex seiner Regierungskunst. Ihr zulieb paktirt er mit den Deutschradikalen und überläßt ihnen die katholische Kirche als Preis für ihr Versprechen, die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes nicht stören zu wollen.

Nichts beleuchtet greller die triste Zerfahrenheit unserer innerpolitischen österreichischen Zustände, als dieses Faktum. Bessern wird es diese Zustände wahrlich nicht. Und das Urtheil, das einmal die Geschichte über das Vorgehen Dr. von Körbers fällen wird, kann für einen österreichischen Partrioten nicht zweifelhaft sein.

Aus Böhmen. ***

XVII.

Die Dinge in Frankreich.

Aus Paris im Juli.

Anläßlich seiner Romreise erließ der Bischof von Quimper, Mgr. Dubillard, Ende März einen Hirtenbrief, worin er berichtete, wie der hl. Vater sich mit ihm über die schwierigen Verhältnisse in Frankreich unterhielt und dabei namentlich sagte: „Ach, wenn die französischen Katholiken auf mich gehört hätten, stünde es besser; Ihr würdet die jetzigen Schwierigkeiten leicht vermieden haben". Gegen Ende Mai empfing der Papst den französischen Schriftsteller Boyer d'Agen, welcher ihn ob seiner trefflichen Gesundheit beglückwünschte. Der Papst antwortete: „So lang und schwer die Jahre auch sein mögen, sie gehen vorüber, verschwinden vor der Ewigkeit, welche jeden Augenblick für einen von uns beginnt, und in welcher wir für unsere vergänglichen Werke, gute und böse, uns verantworten müssen. Ich hoffte, zum Heile Frankreichs, das ich stets viel geliebt, das Werk der Aussöhnung zu vollenden, welches ich unternommen. Es ist mir nicht gelungen. Dasselbe wird von besseren Dienern der göttlichen Vorsehung und ihrer geheimen Rathschlüsse vollbracht werden. Aber es wird nicht durch treuere Freunde des politischen Schicksals Ihres unglücklichen Vaterlandes geschehen. Ich muß Frankreich wirklich sehr lieben, um, trotz seiner selbst, an die glücklichere Zukunft zu glauben, die ich

ihm wünsche. Aber, was habe ich einigen Personen gethan, daß sie meine letzten Tage mit Bitterkeit erfüllen? Doch, schweigen wir hievon. Ich verzeihe denselben, soweit Gott dies seinem Statthalter gestattet, dem nicht gehorcht wurde".

Auch bei anderen Anlässen hat sich Leo XIII. darüber beklagt, daß seine wohlmeinenden, wohlüberlegten Weisungen in Frankreich auf unfruchtbaren Boden gefallen sind, während er doch nur ihr Bestes gewollt. Der hl. Vater glaubt, die jetzigen Schwierigkeiten wären nicht eingetreten, oder überwunden worden, wenn die französischen Katholiken auf ihn gehört, sich vertrauensvoll seiner Führung anvertraut hätten.

Mit dem Beitritt zur Republik, der Aussöhnung der Katholiken mit der jetzigen Staatsform ist es also aus, nachdem doch ein guter Anlauf dazu genommen worden war. Eine Reihe angesehener Katholiken hatten sich öffentlich den päpstlichen Weisungen gefügt, Royalisten und Bonapartisten waren in den Hintergrund gedrängt. Und heute ist wieder Alles umgekehrt. Die Ursachen dieses Mißlingens sind verschieden. In diesen Blättern ist mehrfach und sehr eingehend auf die Schwierigkeiten hingewiesen worden, welche sich einer solchen Aussöhnung widersetzen. Wir wollen heute nicht wieder darauf zurückkommen. . . .

Wenige Tage, nachdem das neue Vereinsgesetz durchgedrückt worden, schloß Waldeck-Rousseau kurzer Hand (4. Juli) die Tagung, obwohl mehrere Vorlagen noch nicht erledigt waren. Zugleich verlautet, die Herbsttagung werde erst Ende Oktober beginnen. Bis dorthin ist Waldeck schon zwei Jahre und vier Monate am Ruder, also länger als irgend ein Ministerium der Republik. In der Herbsttagung darf er nicht gestürzt werden, schon um das Neujahrsgeschäft nicht zu stören. Und zwar um so mehr, als der Geschäftsgang sehr flau geworden, die Verbrauchssteuern, Zölle und Monopole um 47 Millionen hinter dem Voranschlag und 69 Millionen hinter dem Vorjahr zurückgeblieben sind — während die Ausgaben immerfort steigen. Wenn, Anfang

Januar, die neue Tagung eröffnet wird, steht die Kammer aber noch mehr unter dem Banne der Neuwahlen. Die Mehrheit wird um so eher zusammenhalten, als mit dem Sturz das Ministeriums auch die Wahlaussichten ihrer Mitglieder sich sehr verringern müssen. Nach menschlicher Berechnung, nach den vorliegenden Verhältnissen muß daher damit gezählt werden, daß Waldeck-Rousseau die Neuwahlen macht und sich dadurch noch länger im Sattel hält.

Und diesem Ministerium sind nun durch das Vereinsgesetz die Ordensgemeinschaften, oder wenigstens ein großer Theil derselben, in die Hand gegeben. Dasselbe ist ein Ausnahmegesetz, indem es die Gemeinschaften vom Gemeinrecht ausschließt. Alle anderen Vereine und Genossenschaften können sich ohne Weiteres bilden, die religiösen Vereine müssen erst ein Gesuch einreichen, um dies zu dürfen. Es ist jedesmal ein durch die Kammer zu berathendes Gesetz erforderlich, um die Anerkennung, die Ermächtigung zur Bildung einer Gemeinschaft zu erlangen. Die Anerkennung ist aber noch keine Bürgschaft. Sie ist durch Gesetz gewährt, kann aber durch Dekret, d. h. Beschluß des Ministeriums entzogen werden. Mit dem Vereinsgesetz wurden, am 2. Juli, auch die vom Ministerium erlassenen Ausführungs-Bestimmungen amtlich veröffentlicht. Hienach muß das Gesuch um Anerkennung von der Mitgliederliste und den Satzungen der Gemeinschaft begleitet, die Satzungen müssen vom Diöcesan-Bischof beglaubigt sein.

Das Gesuch um Anerkennung, Ermächtigung, muß binnen drei Monaten nach Erlaß des Gesetzes eingereicht werden. Der Regierung ist dagegen keine Frist gesetzt, innerhalb welcher sie dasselbe der Kammer vorlegt, der Sache Folge gibt. Sie kann es also selbst jahrelang hinziehen lassen, während die Gemeinschaften ihre Gesuche erst am letzten Tage der drei Monate einreichen können, ohne straffällig zu werden. In der Herbsttagung, welche nach Ablauf dieser drei Monate beginnt, kann, schon wegen der

vielen rückständigen Geschäfte, kaum ein Gesuch erledigt
werden. Die neue Tagung geht aber unmittelbar de
Wahlen (Mai 1902) vorher. Man wird also auch mit de
Wirkung rechnen müssen, welche das Vorgehen gegen di
Gemeinschaften auf die Oeffentlichkeit hervorbringen wird
Die Gemeinschaften haben also eine ziemliche Galgenfri
vor sich, welche die Regierung beliebig verlängern kann. Au
die vor Erlaß des Gesetzes anerkannten Gemeinschaften finde
das Gesetz keine Anwendung, außer daß dieselben ihre Buch
führung, sowie ihre Mitgliederliste dem Präfekten, auf Ver
langen, vorlegen müssen. Gemeinschaften, deren Oberer ei
Ausländer, sind von der Anerkennung ausgeschlossen, als
Jesuiten, Dominikaner, Benediktiner, wenn nicht der Pro
vinzial als Oberer angenommen wird.

In der Kammer haben die Vertreter der Regierun
wie die sonstigen Anwälte des Gesetzes versichert, die Ge
meinschaften, welche sich wohlthätigen Werken, sowie de
Glaubensverbreitung im Auslande widmen, würden geschon
werden. Aber das Gesetz enthält nichts von solcher Aus
nahme! Die nicht anerkannten Gemeinschaften — Jesuiten
Väter des hl. Herzens (Picpus), Maristen, Väter des hei
Herzens zu Issoudon, Benediktiner, Oblaten, Dominikane
Kapuziner, Karmeliten, Franziskaner, Augustiner (Assun
tionisten), Väter Unserer Lieben Frau von Sion, Weiß
Väter, Eudisten, Oblaten-Marianiten, Redemptoristen —
besitzen 4758 Schulen mit 172,685 Zöglingen in der Fremd
dazu 109 Heilanstalten. Die anerkannten Gemeinschaften —
Lazaristen, Priester der auswärtigen Missionen u. s. w. —
zählen 4189 Schulen mit 109,813 Zöglingen, nach de
letzten bekannten Ausweisen, welche schon überholt sind.

Kann eine vernünftige Regierung Ordensgemeinschaft
vernichten, ihre Mutterhäuser und Anstalten in Frankrei
schließen, in denen die Lehrer für diese Schulen gebild
werden? Und zwar zu einer Zeit, wo ganz Frankreich meh
als je eifersüchtig auf sein Ansehen, seinen Einfluß in fremde

ern ist, wo dieses Ansehen hauptsächlich durch die An-
t dieser Gemeinschaften geschaffen, gestützt wird? Nein,
einstimmig geantwortet. Wie also das Gesetz aus-
n, ohne Frankreich zu schädigen? Selbstredend würden
Schädigungen sich erst in einiger Zeit fühlbar machen.
aufgelösten, verbannten Gemeinschaften würden ihre
er in die benachbarten Länder verlegen, auch noch immer
iche Novizen aus Frankreich nach sich ziehen. Sie
en natürlich auch deren mehr jetzt aus besagten Ländern
hmen. (Bekanntlich befinden sich immer noch 700 bis
Deutsche unter den von französischen Gemeinschaften
sandten Glaubensboten.) Die französischen Mitglieder
meist genöthigt, sich in den betreffenden Ländern
alisiren zu lassen. Nach dem geltenden Völkerrecht be-
jeder Staat seine Angehörigen selbst im Ausland,
er überträgt diesen Schutz einer befreundeten Macht,
. B. im türkischen Reich die Schweizer unter deutschem
z stehen. Mit der Verbannung der nicht anerkannten
einschaften würde es daher mit der Zeit dazu kommen,
selbst geborene Franzosen, Missionäre, unter fremdem
ze stehen würden. Die jetzt den Gemeinschaften an-
igen ausländischen Mitglieder würden ohnedies den
z ihres Heimatlandes genießen. Schon allein dieser
sel im Schutzverhältniß würde dem Ansehen Frankreichs
schaden, denn die Missionäre müssen sich immer etwas
den Verhältnissen ihrer Schutzmacht richten. Aus diesen
iden könnte die Auflösung, Verbannung der Gemein-
en nicht lange aufrecht erhalten bleiben. Schon aus
n Grunde wird der jetzige Sturm wohl bald aufhören
n. Das jetzige Ausnahmegesetz mag streng durchgeführt
en, aber länger als die hier oft wechselnden Regierungen
es nicht aufrecht bleiben. Seine strenge Durchführung,
noch andere Ereignisse, können, nein werden, über kurz
lang einen Umschwung herbeiführen. Die öffentliche
ung ist überwiegend für die Gemeinschaften. Freilich

Schaden und Störungen kann das Gesetz, selbst bei mild[e]
Ausführung, übergenug anrichten.

Der Papst richtete ein Schreiben an die Ordensober[n,]
worin er den Tugenden und Arbeiten der Gemeinschaften all[es]
Lob zollt, die Nothwendigkeit, Unentbehrlichkeit der Ord[en]
betont, die ein Glied der Kirche sind. Er tröstet und e[r]
muntert sie zum Ausharren bei der Verfolgung, versiche[rt]
sie seines Beistandes. Dies Schreiben rief eine gewisse En[t]
täuschung hervor. Hatten doch selbst sich katholisch nennen[de]
Blätter entscheidende Schritte des Papstes, Abrufung d[es]
Nuntius, Bruch mit der Regierung in Aussicht gestell[t.]
Ganz als wenn sie dem Papst Vorschriften zu machen hätte[n.]
Es sind dies dieselben Leute, welche den Beitritt zur Republ[ik]
vereitelt, den dringenden Mahnungen des Papstes nic[ht]
entsprochen haben. Durch die Nichtbefolgung der päpstlich[en]
Weisungen sind die zeitigen Machthaber inne geworden, da[ß]
der Papst in politischer Hinsicht nichts über die fra[n]
zösischen Katholiken vermöge. Er besitzt also der Regierun[g]
gegenüber keine namhafte politische Macht, hat der Regierun[g]
nichts zu bieten. . . .

Unter den obwaltenden Umständen kann von Abrufung d[es]
Nuntius, Bruch mit der Regierung nicht die Rede sein. Wür[de]
der Papst mit der Regierung brechen, so würden die Unte[r]
handlungen aufhören, durch welche allein die nothwendi[ge]
Verständigung herbeigeführt werden kann. So lange d[er]
Nuntius bleibt, kann der Papst Einspruch erheben, vermittel[n,]
unterhandeln, Manches abwenden. Mit den Nationalist[en]
kann und will die Regierung nicht unterhandeln, de[nn]
zwischen ihnen ist das Tischtuch zerschnitten. Den Katholik[en]
bleibt nichts, als sich von dieser Gemeinschaft möglichst f[rei]
zu machen, um zum Papst zu stehen, ihn in seinen B[e]
mühungen rückhaltslos zu unterstützen.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Frankre[ich]
wegen seiner auswärtigen Machtstellung, wegen seines Ei[n]
flusses in und außerhalb Europa, die Gemeinschaften n[…]

vernichten darf. Für die innern Zustände und Verhältnisse ist der Fortbestand aller Gemeinschaften von höchster Wichtigkeit und Nothwendigkeit. Niemand kann läugnen, daß die geistlichen Schulen, hohe wie niedere, zu den besten gehören, die es gibt, das Vertrauen Aller genießen. Selbst Abgeordnete und Politiker, welche die Gemeinschaften bekämpfen, vertrauen deren Schulanstalten ihre Kinder an. Hochwichtig ist aber, daß die Ordensleute nicht blos durch Lehre, sondern auch durch Beispiel erziehen, Tugenden einflößen, welche unschätzbar für das Gemeinwesen sind. Die Ordensleute und Priester geben ihren zwei Millionen Zöglingen täglich das Beispiel der Genügsamkeit, Zufriedenheit, Anspruchslosigkeit, der Hingabe für den Nächsten, für das Allgemeine. Der seine Bedürfnisse auf das Nothwendigste bestreitende Schulbruder, oder Schulschwester, gibt den Kindern doch ein anderes Beispiel als der Lehrer, welcher wirthschaftlich viel besser steht, als die Eltern seiner Zöglinge, — dabei fortwährend, sogar öffentlich, durch Vereine, Versammlungen und Zeitungen, nach Erhöhung des Gehaltes strebt. Und die weltliche Lehrerin, welche die Weltdame spielt, auf Bällen und Gesellschaften sich tummelt — während die Schulschwester ihre freie Zeit und geringen Mittel zur Pflege der Waisen und Kranken verwendet, oft für dieselben Gaben sammelt. (Es sei gleich beigefügt, daß auch in Frankreich nur ein sehr kleiner Theil der weltlichen Lehrerinen ein unpassendes Leben führt.) Alle Beobachter stimmen darin überein, dem Beispiel der Ordenslehrer und Schulschwestern, welches auch auf die weltlichen Lehrer wirkt, ist es zu verdanken, daß in Frankreich der Socialismus, trotz allen Vorschubes seitens der Politiker und Schriftsteller, noch nicht entfernt so in's Volk gedrungen ist, als in Deutschland. Im Neuen Reich kann man genau verfolgen, daß gerade in den Städten (z. B. Berlin, Leipzig, Hamburg u. s. w.), wo die Lehrer am üppigsten gestellt und am anspruchvollsten sind, die Socialdemokratie am meisten in's Kraut geschossen ist.

Und nun erst die wohlthätigen Anstalten der Gem schaften, welche einige hunderttausend Waisen, Krüp Kranken, Greise pflegen und erhalten, außerdem täglich zählige Hungrige speisen, Nackte bekleiden. Sagte d ein duachaus nicht klerikaler Abgeordneter, Le Herissé, Staat vermöge die Lasten nicht zu tragen, welche die Gem schaften ihm abnehmen. Der Socialist Viviani äußerte, Gemeinschaften seien eine sociale Großmacht, hätten Aufgaben bemächtigt, welche dem Staate zustehen. A doch nur, weil der allgewaltige Staat diese Aufgaben n zu erfüllen vermochte. Deßhalb wurde auch die soci Frage von Anbeginn mit dem Gesetz gegen die Gem schaften in Wechselwirkung gebracht. Die „Milliarde Congregationen" sollte zur Bildung einer Kasse für Versorgu alter Arbeiter verwandt werden. Im Laufe der Berathun fand man jedoch, daß diese Milliarde doch etwas fragl sei. Dann kam das Gewissen, die Ehrlichkeit zur Geltu Das Gesetz wurde demgemäß geändert. Die Mitglieder der meinschaften erhalten ihr Eingebrachtes, das ihnen persön Zugefallene, Zugewandte zurück. Ebenso werden den Stift oder deren Erben die gemachten Schenkungen auf Verlan erstattet. Die zu bestimmten, namentlich milden Zwe gemachten Zuwendungen bleiben denselben erhalten, w auch in anderer Form. Bis zur sachlichen, geldlichen Be nigung des Vermögens der aufgelösten Gemeinschaften wer die von letzteren erhaltenen Waisen u. s. w. auf Kosten Masse weiter erhalten. Von dem verbleibenden Rest w den bedürftigen Mitgliedern der aufgelösten Gemeinschaf ein Jahrgeld gezahlt: Was bleibt nun da noch übr Wenig oder gar nichts. Jedenfalls aber verbleibt d Staat die Pflicht, für die Waisen, Greise u. s. w. zu sorg welche bisher von den Gemeinschaften erhalten wurden.

Es heißt, die weiblichen Gemeinschaften seien v dem Gesetze ausgenommen. Dieses aber spricht nur v Congrégations religieuses, ohne jedwelchen Untersch

edermann aber weiß, daß es auch weibliche Gemeinschaften
ibt, diese sogar das Meiste auf dem Gebiete der Nächsten-
iebe, der Versorgung der Waisen, Greise &c. leisten. Im
uristischen Sprachgebrauch werden freilich stets nur Männer
gemeint, wenn im Allgemeinen geredet wird, die Frauen
nicht ausdrücklich genannt werden. Die weiblichen Gemein-
schaften können also geschont werden, besonders da ja auch
den ärgsten Kirchenfeinden, welche auf das Gesetz drängten,
nicht so viel an denselben liegt. Das Gesetz zielt auf Jesuiten
u. s. w., untersagt auch den nichtanerkannten Orden jede Lehr-
thätigkeit. Auch würde die Auflösung der weit zahlreicheren
weiblichen Gemeinschaften die Aufregung, den Unwillen der
Bevölkerung nur noch mehr steigern. Die Angaben sind
widersprechend. Von den 140—150,000 Schwestern dürften
mehr als ein Drittel, von den 32,000 Ordensleuten etwa
12—14,000 den nicht anerkannten Gemeinschaften angehören.
Der zahlreichste männliche Orden ist anerkannt; es ist der
der Schulbrüder mit mehr als 12,000 Mitgliedern.

Da es mit der „Milliarde der Congregationen" nichts ist,
hat der Socialist Allemane beantragt, die Milliarde, sogar
mehrfach, bei den Erbschaften zu holen. Das Erbrecht der
Seitenverwandten wird einfach gestrichen und die Milliarde
fällt jedes Jahr in den Staatssäckel, die Frage der Alters-
versorgung ist gelöst. Aber wenn die Seitenverwandten
gleichfalls arm, der Versorgung bedürftig sind?

Es ist gesagt worden, wenn die Märzdecrete (1883)
ausgeführt worden seien, wäre das Vereinsgesetz überflüssig.
Ganz richtig. Aber warum sind die Märzgesetze nicht aus-
geführt, nach dem ersten heftigen Anlauf aufgegeben worden?
Einfach weil dieser Ausführung dieselben oder ähnliche
Hindernisse, Umstände entgegen waren, wie sie eben betreffs
des Vereinsgesetzes nachgewiesen worden sind. Auch diesmal
wird die Unterdrückung der Gemeinschaften und ihrer Anstalten
an der höheren Macht, an dem katholischen Charakter und
Bewußtsein des Landes, der Unentbehrlichkeit der Orden

scheitern. Bis zum Boulangismus haben die Conservati
Manches abgewehrt, seither aber haben sie, besonders j
durch das Nationalistenthum, den Machthabern wenigst
Vorwände zu dem feindseligen Vorgehen geboten. D
große Glück für Frankreich ist, daß die Katholiken d
ihrer Werkthätigkeit, der reichen Entfaltung des Verei
und Ordenslebens, eine sociale und — wenigstens durch
Missionen — auch eine politische Macht sind.

XVIII.

Wovon leben unsere Missionen?

Die Frage: Wovon leben unsere Missionen? w
häufig gestellt und häufig beantwortet, doch selten stimm
die Antworten im Einzelnen überein. Ueber diesen Pu
sind sich jedoch alle einig, daß unsere Missionen nicht
den großen Gaben der Reichen und Wohlhabenden le
sondern von den Pfennigen der Armen und Dürftig
Die Erklärung für diese unbestrittene Thatsache förd
jedoch manchen Punkt zu Tage, der den in der obigen F
stellung enthaltenen Vorwurf gegenüber den Reichen
ein Beträchtliches abschwächt. Immerhin bleibt bestet
daß es wesentlich der außerordentlichen Opferwilligkeit
Unbemittelteren zu verdanken ist, daß unsere Missionen
der allgemein bekannten großartigen Weise wirken können

Es ist eine durchaus richtige, und von jedem Unbefange
gewürdigte und bewunderte Thatsache, daß Frankreich
jeher sowohl bezüglich der Missionsberufe wie mit Be

auf die materiellen Leistungen für die Missionen unbestritten den ersten Platz unter allen Völkern eingenommen hat und voraussichtlich wohl auch behalten wird. Die Gründe hierfür muß man theils im geschichtlichen Werdegang des Missionswerkes der letzten drei Jahrhunderte, theils in dem systematisch genährten Interesse an den Heidenmissionen und theils in der früher so regen Antheilnahme des Staates an weitausschauenden Missionsunternehmungen suchen. Daß von Seiten des französischen Staates in kluger Voraussicht die Unterstützung der Missionen gewährt wurde, weil dadurch indirekt das Interesse für Frankreich in fernen Gebieten wachgerufen und der Einfluß Frankreichs gemehrt wurde, legt für den großen staatsmännischen Blick der Regierenden in Frankreich das beste Zeugniß ab. Auf der anderen Seite ist jedoch bekannt, daß diese alte diplomatische Tradition Frankreichs schon unter Napoleon III. — man vergleiche dessen unwürdige Politik zu Gunsten des Islam und zum Schaden des Christenthums in Algier und anderswo — sehr vernachlässigt und unter der jetzigen Republik zeitweilig ganz vergessen worden ist, ohne jedoch die Privilegien zu vergessen, die die Kirche dem missions*unterstützenden*, nicht dem missions*feindlichen* Frankreich gewährt hatte.

Wenn es auch richtig ist, daß es für die Missionen völlig gleichgiltig sein kann, aus welchem Lande und aus welcher socialen Schicht die Missionsalmosen kommen, so darf den Freund der Missionen die Frage nicht unberührt lassen, ob das, was geleistet wird, dem Können der Katholiken in den einzelnen Ländern entspricht oder nicht. Eine genaue Untersuchung der Angelegenheit, wenn man überhaupt zu rechnerisch greifbaren Ergebnissen gelangen will, ist mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, daß sie zwar schon verschiedentlich begonnen, aber eigentlich nie zu Ende geführt worden ist.

Eine zweite nicht unwichtige Angelegenheit ist auch schon häufig besprochen worden, ohne aber bisher gründlich ge-

fördert worden zu sein: Das Verhältniß der von den Protestanten eines Landes aufgebrachten Summen für Missionszwecke zu den von den Katholiken desselben Landes gesammelten Missionsalmosen nach Maßgabe der Vertheilung beider Confessionen. Es handelt sich dabei nicht um die absolute Höhe der Erträgnisse, sondern um die Feststellung der Höhe der freiwilligen Kopfsteuer. Ob zur Zeit die Vorarbeiten zur Bearbeitung beider Fragen schon soweit gefördert worden sind, daß abschließende Ergebnisse erzielt werden können, muß vielleicht bezweifelt werden. Hier sei auf den ausgezeichneten Aufsatz in den „Katholischen Missionen" im Maiheft 1901 betitelt: „Katholische Missionsalmosen" verwiesen, der werthvolle Beiträge zur Beurtheilung dieser Frage bietet.

In dem genannten Aufsatze ist am Schlusse ein ganz kurzer Auszug aus einem Vortrage wiedergegeben, den ich im Herbste 1900 auf dem fünften internationalen Congreß katholischer Gelehrter über die Aufwendungen der katholischen Missionen im neunzehnten Jahrhundert gehalten habe. Mittlerweile bin ich diesen Studien weiter nachgegangen, habe manche Berechnung nochmals geprüft, neue Materialen sind mir auch inzwischen zugänglich geworden, so daß die damals gegebene Darstellung, deren Hauptzahlen übrigens nur in der Oeffentlichkeit bekannt sind, nicht mehr in allen Punkten richtig ist. Ich füge darum die einzelnen Posten meiner Berechnung hier nochmals an, indem ich sowohl die Aenderungen einfüge, wie auch Bemerkungen zu dem einen oder anderen Punkte hinzusetze.

Aufwendungen für die katholischen Missionen im neunzehnten Jahrhundert.

Die Aufwendungen für unsere katholischen Missionen lassen sich im Allgemeinen in drei Klassen eintheilen:

1. Baares Geld in direkter Zuwendung;
2. Baares Geld in indirekter Zuwendung;
3. Zuwendungen in natura.

Zur ersten Klasse gehören:

a) die Sammlungen der Vereine, Zeitungen und Zeitschriften;
b) die Kapitaleinzahlungen mit vorbehaltenem Zinsgenuß für Lebenszeit;
c) das Vermögen der Missionäre, das sie selbst in ihren Missionen verwenden;
d) die Vergabungen von Todeswegen;
e) die privaten Sammlungen aller Art ohne Vereinsorganisation oder ohne Beihilfe der Presse;
f) die Adoptionen von Heidenkindern;
g) die Loskaufsummen für Heidenkinder;
h) die Gaben des heiligen Stuhles;
i) die Gaben der Propaganda;
k) die Unterstützungen der Missionen oder Missionare durch die Colonialregierungen.

Zur zweiten Klasse gehören:

a) die von Verwandten oder Gönnern für die Erziehung von Missionaren aufgewendeten Mittel;
b) die für die Einrichtung von Missionshäusern, Schulen, Erholungsstätten, Priesterseminarien u. s. w. in Europa oder anderswo nöthigen Summen, die durch Private aufgebracht werden;
c) die Aufwendungen der Orden, Congregationen, Gesellschaften und Seminarien für Unterricht, Erziehung, Erholung und ähnliches;
d) Fracht- und Fahrpreisermäßigungen auf Dampfern und Eisenbahnen für die Missionsgüter und die Missionare;
e) die sämmtlichen vielgestaltigen Zuwendungen sonstiger Art, die indirekt dem Missionswerke zu Gute kommen.

Zur dritten Klasse gehören:

a) die Ausstattungen der Missionare, wenn sie hinausreisen, der Kirchen, Kapellen, Schulen, Waisenhäuser, Hospitäler u. s. w. in den Missionen;

b) die Kleidungsstücke, Medizinen, Handwerkszeuge, Zug- und Lastthiere, Sämereien u. s. w.;

c) das freie Quartier der Missionare in den Aus- und Einschiffungshäfen und noch manche sonstige Dinge.

Die sämmtlichen vorstehenden Aufwendungen lassen sich, unter einem anderen Gesichtswinkel betrachtet, wiederum eintheilen in solche die 1. von den einzelnen Gläubigen, 2. von Vereinen und den kirchlich anerkannten Organisationen aller Art und 3. von den Colonialregierungen gemacht werden. Bezüglich des ersten Punktes ist oben schon hervorgehoben worden, daß die sociale Schichtung der Wohlthäter durchaus nach unten weist, ohne daß die oberen Schichten ganz ausgeschlossen wären. Das läßt sich sowohl an den Mitgliederlisten der Missionsvereine ablesen, wie an der Hand der Gabenverzeichnisse der Zeitungen und Zeitschriften und an der aktiven Betheiligung am Missionswerke selbst feststellen.

Bezüglich der Betheiligung der einzelnen Länder an den Missionsalmosen ist früher gleichfalls schon festgestellt worden, daß Frankreich darin allen Nationen voransteht, Deutschland aber unmittelbar an zweiter Stelle folgt. Für die Reihenfolge der übrigen Länder muß ich mich darauf beschränken, auf die sehr lehrreichen, mühsamen Berechnungen zu verweisen, die Louvet in seinem Buche Les missions Catholiques au XIXe siècle (Anhang) gemacht hat. Seine Tabellen reichen zwar nur bis 1890, doch haben die verflossenen zehn Jahre, wenn man von einer Verschiebung zu Gunsten Deutschlands absieht, seine Feststellungen nicht in wesentlicher Weise beeinflußt.

Faßt man die Zahl der Missionare beiderlei Geschlechts ins Auge, so ergibt sich auch das große Uebergewicht Frankreichs, das sich in Folge des jetzt tobenden Klostersturmes noch steigern wird. Wie die anderen Nationen der Reihe nach aufzuzählen wären, ist noch nicht genau festgestellt worden. Auf jeden Fall dürfte die zweite Stelle von

Italien und Irland umstritten werden, wenn man die gesammten außereuropäischen Gebiete dabei ins Auge faßt. Die Missionare deutscher Zunge werden sich, so hat es den Anschein, in Bälde den vierten Platz dauernd gesichert haben, da die spanischen Missionare einen Wirkungskreis nach dem andern langsam verlieren.

Ich gehe nunmehr dazu über, die Aufstellung der berechneten Summen zu geben. Soweit nicht genaue Rechenschaftsberichte vorlagen, ist auf Grund von Theilergebnissen ein gering bemessener Schätzungswerth eingestellt worden.

	Mark
1. Der Verein für Verbreitung des Glaubens (Lyon)	275,000,000
2. Der Kindheit Jesu-Verein	87,000,000
3. Der Bonifatiusverein	36,000,000
4. Der St. Ludwigs-Missionsverein	18,400,000
5. Der Verein für die katholischen Schulen des Orients	3,640,000
6. Die Leopoldinenstiftung	3,000,000
7. Die Epiphaniesammlungen für die Missionen .	7,000,000
8. Die Charfreitagssammlungen für das heilige Land	8,000,000
9. Der Afrikaverein deutscher Katholiken . . .	1,500,000
10. Der Marienverein für Afrika	1,700,000
11. Sammelstelle für die Aussätzigen in Burma . .	500,000
12. Mariä Empfängnisverein	920,000
13. Das Werk der Armen des heiligen Kreuzes . .	130,500
14. Verein des heiligen Grabes	340,000
15. Schutzengelverein	410,000
16. Verein für Knechtsteden	105,000
17. Verein für die armen Negerkinder in Centralafrika	580,000
18. St. Petrus Claversodalität	530,000
19. Oeuvre des partants	1,600,000
20. Sammlungen zum Loskauf von Sklaven und solche des Antisklavereivereines	4,215,000
Zusammen Mark	450,570,500

Die Angaben einiger kleineren Vereine stehen noch aus, die aber am allgemeinen Ergebnisse nichts mehr zu ändern vermögen. Diese ganze Summe ist, bis auf einzelne Punkte,

wo genaue Berechnungen nicht zu erreichen waren, als durchaus feststehend zu betrachten. Die Abrundung von kleineren Endsummen ist im Interesse der besseren Uebersicht vorgenommen werden.

Die Posten 7, Epiphaniesammlungen, und 8, Charfreitagssammlungen, sind mit ihren 7 und 8 Millionen Einkünften so mäßig geschätzt, daß man wohl sagen darf, daß diese Summen kaum die Hälfte der wirklich eingegangenen Gelder darstellen. Unter NN. 10, 11, 12 und 13 sind die großen österreichischen Vereine eingestellt worden. Nach Maßgabe der in den Rechenschaftsberichten niedergelegten Summen ist die Bewerthung der Gesammteinnahmen eine durchaus entsprechende. Die international gewordene St. Petrus Claversodalidät hat auf meine Veranlassung eine regelrechte Abschätzung der von ihr bisher nach Afrika gesandten Gegenstände der verschiedensten Art vorgenommen. Diese Schätzungssumme zusammen mit dem baaren Gelde, dem Werthe der exotischen Sammlungen und sonstigen den Missionen dienenden Einrichtungen, wobei der Gebäudewerth von Maria Sorg nicht in Anschlag gebracht ist, wird mit Leichtigkeit die Summe von einer Million Mark erreichen. Ich habe unter Nr. 18 hierfür nur 530,000 Mark eingestellt, womit lediglich die direkte Thätigkeit für Afrika bewerthet ist. Das Werk der Abreisenden, oeuvre des partants, (Nr. 19) bezieht sich auf die Gastfreundschaft, die den aus- und heimreisenden Missionaren in den Hafenstädten von gut katholischen Familien gewährt wird. Zur Besorgung der letzten Ausrüstungsgegenstände, zur Erledigung aller möglichen nothwendigen Geschäfte u. s. w. kommen die Missionare häufig einige Tage vor Abgang des Schiffes in den Hafenstädten an. Hauptsächlich in Marseille finden sich zahlreiche Familien, die es als eine hohe Ehre ansehen, jahraus, jahrein einen oder mehrere Missionare zu verpflegen, bis seine Scheidestunde geschlagen hat. Diese freiwillige Selbstbesteuerung ist mit 1,600,000 Mark angesetzt

worden, eine sehr niedrige Summe, zumal darin auch zahllose kleinere Anschaffungen enthalten sind, die den Missionaren noch im letzten Augenblick geschenkt worden. Endlich ist zu Nr. 20 eine kleine Uebersicht von Wichtigkeit, die sich auf die Gelder für den Sklavenloskauf im Jahre 1901 bezieht. Dieselbe läßt auch die Art der Vertheilung der von 1893 ab gesammelten Spenden erkennen. Die bei der Propaganda in Rom für Sklavenloskauf eingegangenen Spenden sind von Sr. Eminenz dem Cardinal Ledóchowski, wie folgt, vertheilt worden:

Hochw. P. Vieter, apost. Präfekt von Kamerun .	20,000	Lire
Hochw. P. Lejeune, apost. Präfekt des Untern Niger	20,000	„
Mgr. Jarosseau, apost. Vikar der Gallaregion .	10,000	„
Hochw. P. Lecomte, apost. Präf. v. Ober Cimbabesien	20,000	„
Mgr. Hirth, apost. Vikar von Süd-Njansa . .	20,000	„
Mgr. Streicher, apost. Vikar von Nord-Njansa .	20,000	„
Mgr. Gerboin, apost. Vikar von Unianjembe .	20,000	„
Mgr. Dupont, apost. Vikar des Nyassa . .	10,000	„
Mgr. Roedens, apost. Vikar von Ober-Congo .	10,000	„
Hochw. P. Bücking, apost. Präfekt von Togo .	10,000	„
Hochw. P. Segala, apost. Präfekt von franz. Guinea	10,000	„
Mgr. Adam. apost. Vikar von Gabon . . .	10,000	„
Mgr. Carrie, apost. Vikar vom franz. Congo .	10,000	„
Hochw. P. Campana, apost. Präfekt v. Unter-Congo	10,000	„
Mgr. Van Runslé, apost. Vikar von belg. Congo	10.000	„
	210,000	Lire

Die Summen für die vorhergehenden Jahre waren die folgenden: 1893: 440,000, 1894: 580,000, 1895: 310,000, 1896: 625,000, 1897: 605,000, 1898: 500,000, 1899: 420,000 und 1900: 310,000 Lire.

Unter das Kapitel unbekannte Vereine fasse ich ich diejenigen zusammen, von deren Bestehen ich zwar Kenntniß habe, deren Einnahmen zu erfahren mir aber bis jetzt nicht oder nur sehr ungenau möglich war; und weiterhin alle diejenigen Vereine in der ganzen Welt, von deren Be-

stehen ich nicht einmal Kenntniß habe. Ich berechne deren Einnahmen mit den üblichen zwei Prozent.

Wie aus dem Aufsatze in den *Katholischen Missionen* schon ersichtlich ist, machen die Sondersammlungen der Abgesandten der einzelnen Missionshäuser erhebliche Posten aus. Dieselben werden nur *zum Theil* in den Zeitschriften der betreffenden Anstalten quittirt Der Grund dafür ist allgemein bekannt und durchaus verständlich. Weiterhin veranstalten aber die einzelnen Missionare, die draußen sind, Sondersammlungen für die ihnen untergebene Missionsstation. Die Ergebnisse dieser brieflichen Sammlungen bei Freunden und guten Bekannten sind von nicht zu unterschätzender Höhe. Die Unterlagen für die von mir eingestellte Schätzungssumme sind so gestaltet, daß ich annehmen darf, daß meine Angabe auf *keinen Fall* zu hoch ist. Ich bin der Ansicht, daß ein Mehr von fünf Millionen auch noch bequem gerechtfertigt werden könnte; doch unterlasse ich es, dieses Mehr in die Rechnung einzustellen. Meine *vertraulichen* Erkundigungen in Frankreich und in Deutschland hatten ein so günstiges Ergebniß, daß ich diese Summen vollständig vertreten kann.

Demnach gestalten sich diese Posten wie folgt:

Unbekannte Vereine	7,000,000 Mark
Sondersammlungen der Missionshäuser und einzelnen Missionare . . .	35,000,000 Mark
Zusammen	42,000,000 Mark.

Was die *Fracht und Fahrpreisermäßigungen* für Missionsgüter und Missionen betrifft, worunter ich auch die nicht unerheblichen Summen für Befreiung von Zollgebühren, Gebäudesteuern und Steuern für das vorhandene Kirchenvermögen einrechne, so ist die Annahme von 4,800,000 Mark als geradezu lächerlich klein zu bezeichnen. Ich gehe aber mit der Schätzung nicht höher, weil mir für diesen Posten

nur ganz ungenügende Unterlagen zu Gebote stehen. — Die Zuwendungen der einzelnen Colonialregierungen stellen sich dar als die sog. grants, d. h. baare jährliche Unterstützung tüchtiger Schulen, als kostenlose oder billigere Ueberlassung von Grund und Boden für Missionszwecke, als Zuschüsse zur Errichtung von Handwerker-, Ackerbau- und Plantagenschulen, als kostenlose Ueberlassung von Handwerkszeug, Sämereien u. s. w., als kostenlose Benützung von Regierungsdampfern für größere Transporte, als regelmäßige, gesetzlich festgelegte Zuschüsse zu wissenschaftlichen Anstalten (Manila und anderswo) und anderes mehr. Hieher dürfte man endlich rechnen die Hergabe von Waffen und Militärtuch zum Selbstkostenpreise von Seiten einiger Kriegsministerien, sowie die Entschädigungen für die von den Missionaren im Nebenamte besorgte Pastorirung katholischer Truppen. Auch für diese so verschiedenartig gestaltete direkte und indirekte Beihülfe der Colonialregierungen haben sich Angaben gefunden, die eine Berechnung zulassen, die, weil zu niedrig, auf jeden Fall richtig ist.

Fracht- und Fahrpreisermäßigungen für Missionsgüter und Missionare . .	4,800,000 Mark
Zuwendungen der Colonialregierungen .	78,000,000 Mark
Zusammen	82,800,000 Mark.

Im ersten Bande des Werkes über die Katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener, beim Aufsatze über die Congregation zur Verbreitung des Glaubens, ist in allgemeinen Umrissen angedeutet worden, woher die Propaganda einen Theil der Gelder erhält, die sie alljährlich für Missionszwecke ausgibt. Aus Kenntniß der gesammten einschlägigen Verhältnisse heraus, stelle ich fest, daß die Propaganda im neunzehnten Jahrhundert die Summe von rund 100 Millionen Mark für Missionszwecke aufgewendet hat. — Die persönliche Ausstattung eines Missionars wird zur Zeit, wenn man die allergrößte Spar-

samkeit walten läßt, mit 300 Mark bestritten werden können wenn er in ein schon bestehendes und leidlich eingerichtete Jurisdiktionsgebiet gesandt wird. Ist das jedoch nicht der Fall, dann erhöht sich die Summe um ein Erhebliches, da dann eben für Alles gesorgt werden muß. Handelt es sich um eine völlige Neugründung, so reichen ebensoviele Tausende für seine Ausstattung oft kaum aus. Ein Ueberschlag ergibt, daß bei mäßiger Berechnung im Ganzen rund 11 Millionen Mark für die persönlichen Ausstattungen — die Bischöfe miteingerechnet — mögen aufgewendet worden sein. Die Erzbruderschaft vom Allerheiligsten Sakramente für Ausstattung der Kirchen und Missionen hat allein für die Missionen Ausstattungen im Werthe von 1,300,000 Mark hinausgesandt. Die fast zahllosen anderen Einrichtungen ähnlicher Art kann ich hier nicht weiter anführen. — Mit besonderer Vorsicht habe ich in Erfahrung zu bringen gesucht, wie groß in einem bestimmten Zeitraum das Privatvermögen der Missionare gewesen ist, das sie ganz oder zum größten Theile auf ihre Mission verwendet haben. Von den mir gewordenen Mittheilungen glaubte ich einen Schluß allgemeiner Art auf den ganzen Zeitraum machen zu können und fand dabei als Ergebniß die Summe von 31 Millionen Mark. Mit Rücksicht auf die immerhin nur theilweise belegte Rechnung, habe ich nicht diese, sondern die geringere Summe von 23 Millionen Mark eingestellt. — Mit den Erziehungsgeldern und den Gaben des hl. Stuhles, die stets aus Anlaß besonders dringender Fälle der Propaganda zur Verfügung gestellt werden, gestaltet sich die Zusammenstellung wie folgt:

Aufwendungen der Propaganda . .	100,000,000	Mark
Ausstattungen	11,000,000	"
Vermögen der Missionare . . .	23,000,000	"
Erziehungsgelder	95,000,000	"
Gaben des heiligen Stuhles . . .	22,000,000	"
Zusammen	251,000,000	Mark

Da es mir zur Zeit aus übrigens leicht verständ-
lichen Gründen nicht angebracht erscheint, die anderen
Summen des Genaueren zu begründen, so bemerke ich,
daß alle in den vorstehenden Berechnungen nicht genannten,
den unter den drei Klassen angeführten Arten der Zu-
wendungen zusammen die mäßige Summe von 780 Millionen
Mark darstellen. **Die Gesammtübersicht über die Missionsaufwendungen im 19. Jahrhundert bietet folgendes Bild:**

Vereine u. kirchlich vorgeschriebene Sammlungen	449,255,500	Mark
Unbekannte Vereine und Sondersammlungen .	42,000,000	„
Beförderungserleichterungen und Zuwendungen der Colonialregierungen	82,000,000	„
Päpstliche u. Propagandagaben, Erziehungskosten, Vermögen der Missionare	251,000,000	„
Sonstige Zuwendungen	780,000,000	„
Gesammtsumme der Aufwendungen im 19. Jahrh.	1604,255,500	Mark.

Das Ergebniß der Untersuchung mit 1604 Millionen
Mark ist ein nach jeder Richtung hin erfreuliches und gutes
zu nennen, kann und muß aber auch in Zukunft noch um
vieles besser werden.

Paul Maria Baumgarten.

XIX.
Kirche und Organisation.

Wer das Juniheft der bekannten Zeitschrift „Der Türmer" auch nur oberflächlich auf seinen Inhalt geprüft hat, den müssen zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Aufsätze, welche kirchliche Angelegenheiten der Protestanten und Katholiken zum Gegenstande haben, ganz merkwürdig berührt und vielleicht zu weiterem Nachdenken angeregt haben.

In dem ersten Artikel der Rundschau dieser Monatsschrift behandelt der bekannte Pastor Christian Rogge unter dem Titel „Der Werth einer Kirche" eine für den Protestanten hochaktuelle Frage, die Stellung des einzelnen Protestanten wie auch des ganzen protestantischen Systems zur „Kirche" d. h. zum „Institutionellen, Objektiven, Autoritären der einzelnen Landeskirchen". Der Widerspruch zwischen dem innersten Princip des Protestantismus, dem freien Subjektivismus, und der äußeren Einengung durch das Landeskirchenthum, dem äußeren Princip der Autorität ist zu flagrant, als daß er sich durch einfache Worte beseitigen ließe. Der Verfasser scheint auch diesen Widerspruch tief zu fühlen, zumal sich die neueren Ereignisse im protestantischen Lager — vgl. den Fall Göhre und Weingarten — förmlich aufdrängen. Hier liegt dasselbe Problem zu Grunde, das dem aufmerksamen Beobachter der werdenden Verhältnisse schon so oft aufstoßen mußte. In dieser Beziehung können wir ganz dem Urtheile des Protestanten E. Förster (Rechtslage des deutschen Protestantismus 1800 und 1900. Gießen, J. Ricker), den auch Rogge citirt, uns

ſchließen. Während es 1800 noch überhaupt keine Kirche
...ern in Lehre, Verfaſſung und Cultus völlige Freiheit, faſt
...für gab, fällt in das nunmehr verfloſſene Jahrhundert
... Entſtehung der evangeliſchen Kirche als einer mit eigener
...ngsgewalt ausgeſtatteten Größe", bis endlich im Jahre
... „unverkennbar der Einfluß des Pfarrers und Theologen
...dem Gottesdienſt noch mehr ausgeſchaltet, das Individuelle,
...liche noch mehr abgeſchliffen, das Subjektive und dem
...lfalle Angepaßte noch mehr ins Unrecht geſetzt, dagegen
... Inſtitutionelle, Objektive, Autoritäre noch weiter gefördert
... ausgebaut wird, kurz, bis die Freiheit von der Kirchlichkeit
...uchert wird." In Wahrheit freilich hat das ſubjektiviſtiſche
...eitsprincip des Proteſtantismus nicht erſt im 19. Jahr-
...ert, ſondern ſchon bald nach Luthers Auftreten Schiffbruch
...en, wofern nicht ſchon Luther ſelbſt eine Negirung des
...hm aufgeſtellten Princips iſt; allein gerade im verfloſſenen
...hundert zeigte ſich ſo recht das Bedürfniß nach einer
...ren Organiſation, nach einer äußeren Autorität. Daher
... der bisher freilich noch nicht völlig durchgeführte
...wahrſcheinlich auch gar nicht völlig durchführbare Ueber-
... von ſubjektiviſtiſcher Verfaſſungs- und Lehrfreiheit zur
...ren Einengung im Landeskirchenthum in ſynodaler und
...nräthlicher Autorität. Den Werth einer Kirche — faſt
...ten wir es als ein Zurückſtrömen zur katholiſchen Kirchen-
...ſſung bezeichnen — betont auch Chr. Rogge, wenn er
... „daß die organiſirte Kirche, dieſe Erziehungsanſtalt und
...ubensgemeinſchaft, als Hüterin des Glaubenslebens dem
... unentbehrlich, und zumal heute in unſerer auf das
...erielle gerichteten Zeit die bedeutſame Trägerin ideeller, für
... Geſundheit der Volksſeele unſchätzbarer Güter iſt. . . Nur
... Kirche kann einen gediegenen und tüchtigen geiſtlichen
...d heranziehen; und in dem Schutze der Gemeinden gegen
...rgriffe der Geiſtlichen ſowie der Geiſtlichen gegen tyranniſche
...ſte der Gemeinden liegt nicht zum geringſten der Werth
... großen kirchlichen Organismus. Ja im letzten Grunde
...ürgt er mehr Freiheit der Bewegung für Geiſtliche und
...einden, als wenn dieſe in geiſtiger Vereinzelung völlig
... auf ſich ſtehen." Auf die Widerſprüche, welche ſich von

diesem Standpunkte aus gegen das Wesen des Protestantismus der lutherischen Lehre von der Kirche u. s. w. ergeben müssen hier einzugehen, ist nicht unsere Sache; es genügt hier, die Meinung der autoritäts- und organisationsfreundlicheren Richtung der Protestanten fixirt zu haben.

Der eigentliche Grund jedoch, weßhalb wir uns überhaupt mit diesen Rogge'schen Auslassungen beschäftigt haben, ist in dem eigenthümlichen Gegensatze zu suchen, in welchem sich die im „Türmer" anschließende sogenannte „katholische" Rundschau zu der eben erwähnten protestantischen Rundschau Rogges befindet: was Rogge sehnsüchtig verlangt, das ist vielfach dem katholischen Rundschauer ein Stein des Anstoßes. „Zu viel Kirchliches, zu wenig Christliches; zu viel äußere Form und äußere Verpflichtung, zu wenig Vertrauen zur Initiative und Mündigkeit des Geistes, zu viel Bemühung, um die Geister in der althergebrachten Unmündigkeit wenigstens im religiösen Denken und Leben niederzuhalten" — das ist der Grundton der „katholischen" Rundschau.

Wir wissen zwar nicht, ob der Verfasser des Aufsatzes, Dr. Erwin Flammer, Katholik ist oder nicht; nach inneren Gründen zu schließen scheint uns eher das Gegentheil der Fall zu sein. Zum mindesten aber hat es der „Türmer" mit dieser Wahl nicht verstanden, seinen Lesern ein objektives Bild des Katholicismus zu bieten. Es ist das umsomehr befremdlich, als die hochelegante Zeitschrift, die auch vielfach in katholischen Kreisen gelesen wird, strengste Unparteilichkeit sich zum Princip gemacht hat. Der in literarischen Kreisen hochgeschätzte Herausgeber, Freiherr von Grotthuß, ist bisher zum größten Theile dieser gewiß nicht leichten Aufgabe gerecht geworden: größere oder kleinere Wünsche oder Ausstellungen werden natürlich bei einer Zeitschrift, die in gleicher Weise den Protestanten wie den Katholiken dienen will, niemals ausbleiben können. Allein wenn schon der „Türmer" es für nothwendig hält, seinen Lesern eine katholische Rundschau zu bieten, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß dies in einer objektiven Form geschieht und nicht, wie in unserem Falle, mit hineingetragenen rationalistischen, „reformkatholisirenden", fast möchte man sagen protestantisirenden Ideen. Dem gebildeten katholischen

Leser freilich wird es nicht schwer fallen, die Spreu von den Körnern zu sondern, d. h. den Inhalt des Artikels auf seinen Wahrheitsgehalt kritisch zu prüfen. Anders aber muß es sich bei einem protestantischen Leser verhalten. Getreu seinem Motto — nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da — sollte es dem „Türmer" vor allem daran gelegen sein, gegebenen Falls vorhandene Vorurtheile zu zerstören und nach Kräften einer objektiven, den Thatsachen entsprechenden Darstellung Raum zu zu geben. Daß in dieser Beziehung der eingeschlagene Weg der richtige sei, glauben wir mit guten Gründen bezweifeln zu müssen.

Doch wenden wir uns zur Bekräftigung unserer Ausstellungen zu dem in Frage kommenden Aufsatz selbst. „Rom und Bourges, ein Blick nach Süden und nach Westen" betiteln sich die Zeilen: Rom als Repräsentant der Autorität, die Rogge wenn auch nicht in dieser Form für seine Kirche sucht und die Flammer kritisirt als ein die Entwicklung hemmendes und das Glaubensleben ertödtendes Moment; Bourges (gemeint ist der daselbst vom 11. — 14. September 1900 abgehaltene Congreß) als Repräsentant der subjektivistischen Freiheit, die Rogge beseitigt wissen und die Flammer als frisches Reis der Kirche aufgepfropft sehen will. Man sieht, ein beiderseitiger Austausch des Besitzes würde beiden Parteien geholfen haben; ob aber der Sache damit gedient wäre, ist eine andere Frage.

„Das hl. Jahr mit seinen Pilgerzügen und Seligsprechungen ist für Rom dahin. Für einen Peripatetiker des Geistes handelt es sich beim Rückblick nicht um Peterspfennige und Prunkfeste; er schaut auf die ernsteren Züge des eigenartigen Bildes. Die eigentliche Seele des Jubeljahres war, wie man bemerken mußte, nicht mehr wie noch 1825 der religiöse Bußgeist und die Wiederherstellung des Reiches Gottes im Innern; dies Jubiläum ist eine Wallfahrt zum Stuhle Petri, eine Huldigung für das Papstthum geworden. Darum trotz der modernen Verkehrsmittel der starke Rückgang vom — Katholischen zum Klerikalen". Dem Peripatetiker des Geistes scheint die Gabe der Distinktion in hohem Maße zu Theil geworden zu sein. Was jedoch das Unterscheidungsschlagwort zwischen Katholisch und Klerikal hier besagen soll, ist nicht sofort einleuchtend. Soll klerikal so viel

heißen wie Liebe zur Hierarchie und zur kirchlichen Organisatio
so ist und muß jeder Katholik klerikal sein. Soll aber da
Wort den gehässigen modernen Beigeschmack haben, den es al
Schlagwort liberaler Zeitungen thatsächlich erhalten hat, so ha
es der Rundschauer durchaus nicht nöthig, einen Rückgang vo
Katholischen zum Klerikalen zu constatiren. Gewiß, wi
Katholiken hängen mit Liebe an der Kirche und ihrem Obe
haupte, ohne aber fürchten zu müssen, durch diese „Veräuße
lichung des religiösen Bußgeistes und der Wiederherstellung de
Reiches Gottes im Inneren" verlustig zu gehen. Unser katho
lischer Glaube ist innerste Herzenssache und aus dieser Thatsach
beantwortet sich auch die etwas ironisch gefärbte Frage: ob
wohl die Rompilger in den prunkvollen Basiliken das lang
gesuchte Ideal des Christenthums gefunden haben? In Prunk
und äußeren Festen allein suchen wir das christliche Ideal freilich
vergebens; dasselbe im Herzen zu verwirklichen, ist Sache jede
Einzelnen; nur als äußere Bedingung, als äußere Verwirk
lichung und Kundgebung des innersten Glaubenslebens betrachten
wir kirchliche Feierlichkeiten, wir, die wir doch nun einmal als
körperliche Menschen auch an das Aeußere gebunden sind.

Doch das sind noch Kleinigkeiten im Vergleich zu den nun
folgenden Auslassungen des „katholischen" Rundschauers. Der
selbe findet es als ein eigenthümliches, mehr oder minder gern
wiederkehrendes, tragisches Verhängniß, daß gegen Ende eines
jeden Pontifikates sich immer gewaltiger die Macht des rothen
und des schwarzen Papstes erhebe. Leo XIII. stehe allem
Anscheine nach unter diesem tragischen Verhängniß: gegen das
Ende seines Pontifikates verfolge und unterdrücke er, was er im
Anfange desselben selbst angeregt und gefördert habe. Die Gemeinde
der von Rom abgefallenen Priester habe schon mit Behagen
die Widersprüche in den Kundgebungen Leos XIII. zusammen
gestellt. Man glaube sogar in ein und derselben Encyklik
über das Bibelstudium zu bemerken, daß der zweite Theil im
reaktionären Sinne des Cardinals Mazella wieder entkräfte
was der erste Theil ausführe u. s. w. Wir unsererseits
glauben es dem Rundschauer gern, daß er den alten Schlag
von der Allmacht böser Jesuiten und ihres Generales, des
„schwarzen Papstes", neben dem dann noch der Präfekt de

Propaganda als „rother Papst“ figurirt, seinen Lesern vorführen könne mit der sicheren Aussicht auf Beifall. Wir sind es nachgerade nun schon gewohnt, immer und überall der Jesuitenspürerei zu begegnen; deßhalb sei dem Verfasser diese Sünde auch gern verziehen. Energischer jedoch müssen wir die Angriffe auf unseren hl. Vater abweisen, umsomehr als der Rundschauer eine nähere Begründung seiner Kritik nicht gibt und schwerlich auch wird geben können. Was speziell die Encyklika Leos XIII. über das Bibelstudium betrifft, so kommt uns der Gedanke, als habe der Rundschauer sich ihren Inhalt, ihre Gliederung und die darin niedergelegten Grundsätze überhaupt nie vor Augen geführt. Wir geben ihm den freundschaftlichen Rath, dasselbe erst zu thun und dann uns mit den von ihm entdeckten „Widersprüchen“ zu beglücken.

Das Wort Bibel scheint den Rundschauer zu einer merkwürdigen Gedankenverbindung angeregt zu haben: er findet einen Connex zwischen Bibel und — dem Taxilschwindel. Man höre: „Das Fiasko des großen Anti-Freimaurerfeldzuges hat der Reaktion die Richtung nach innen gegeben. Die Gönner und Förderer des Taxil-Aberglaubens haben es verstanden den Papst zu überzeugen, ein ähnlicher Betrug und Mißbrauch werde für die Zukunft am besten dadurch unmöglich gemacht, daß man durch eine schärfere Index-Verordnung die Bibel unter festeren Verschluß und die theologische Wissenschaft unter strengere Vormundschaft bringe. Die Verurtheilung des katholischen Aktivismus und Progressismus bei den germanischen Nationen sollte zugleich der romanischen Inferiorität auch für weitere Zukunft die hierarchische Superiorität sichern.“ — So urtheilt ein „katholischer“ Rundschauer. Unwillkürlich erinnern wir uns an das alte protestantische Märchen von der angeschmiedeten Bibel, von der Bibel unter der Bank Wie in aller Welt soll dann die Bibel für den Taxilschwindel verantwortlich gemacht werden? Uns und vielleicht dem Rundschauer ist dieser Zusammenhang ein unlösbares Räthsel und wahrscheinlich nur herangezogen, um alle sensationellen Schlagworte hübsch beisammen zu haben. Und dann „die Bibel unter festerem Verschluß“! Sollen wir unsererseits denn immer und immer wieder die alten Fabeln

bekämpfen, als sei unserem Volke die hl. Schrift gänzlich vo
enthalten, um es desto besser unter die hierarchische Gewal
zwingen zu können?

Wenn der Rundschauer sagt, nichts liege der Hierarch
ferner als die Absicht, das religiöse Leben und die Regung
des Geistes unterdrücken zu wollen, man wolle wirklich nic
anderes als das Erbgut des Glaubens und der Offenbaru
unversehrt bewahren und den Völkern nahebringen, so könn
wir uns ganz damit einverstanden erklären; nicht aber
der darauf folgenden Begründung: „D a r u m d e r Z a u n
d i e B i b e l, u m d i e T h e o l o g i e, u m d e n G o t t e s d i e
u m d i e U e b e r l i e f e r u n g: j e d e B e r ü h r u n g
L e b e n d e m e r s c h e i n t f ü r d a s k o s t b a r e V e r m ä c h t n
a l s e i n e G e f a h r d e r V e r ä n d e r u n g. Als ob das G
liche nicht selber die Berührung mit dem Leben auf a
Gebieten suchte — trotz allen Unkrauts, das bei kräfti
Lebensentwicklung unvermeidlich ist! Als ob das Göttl
nicht stark genug wäre, um das Menschliche in sich um
wandeln und das Feld zu behaupten! Dieses Mißtrauen
Hierarchie ist selber der sprechende Beweis dafür, wie
das Menschliche in das Göttliche eindringen kann, ohne
zu gefährden.“ — Das ist eine Verkennung der thatsächli
Verhältnisse, wie sie größer kaum gedacht werden kann.
Indexzaun um die Bibel stellt sich bei näherer Betracht
ganz anders dar, als es der Rundschauer meint. Zu
und Frommen der Türmerleser sei hier kurz nach Göp
(Moraltheologie I, S. 234) die bezügliche Indexverordn
angeführt: Alle katholischen Uebersetzungen der hl. Sc
müssen entweder vom apostolischen Stuhle approbirt oder u
bischöflicher Aufsicht herausgegeben und mit Anmerkungen
sehen sein. E i n e b e s o n d e r e E r l a u b n i ß z u m L e
d e r h l. S c h r i f t i s t n i c h t n ö t h i g. Akatholische Ue
setzungen und akatholische Ausgaben des Originaltextes
dagegen nur denen gestattet, welche theologische oder bibl
Studien treiben. Daß man akatholische, vielfach entst
Uebersetzungen nicht ohne weiteres dem katholischen Volk
die Hände gibt, muß wohl auch der Rundschauer als bere
anerkennen; denn welche protestantische Behörde beoba

nicht dasselbe Verhalten katholischen Ausgaben gegenüber! Worin besteht denn aber dann der Indexzaun um die Bibel? Die Sache entbehrt nicht eines Beigeschmackes von Lächerlichkeit, wenn der Rundschauer meint, dieser Verstoß gegen die Bibel und gegen allen Aktivismus des Geistes auf religiösem Gebiete sei für die außerkirchliche Kritik ein hinreichender Beweis, daß die römische Hierarchie mehr der Erbe des antichristlichen Cäsarismus als des Evangeliums Christi sei, übrigens ein Satz, den auch Harnack mit den Worten bringt, daß die Papstkirche nicht weniger eine Entwicklungsform des römischen Cäsarismus in der Form des römischen Pontifex Maximus und Augustus, als des Evangeliums Christi sei.

Doch zu den „vielfach befremdlichen Maßnahmen Roms, bei denen die Güte der Absicht kein Ersatz ist für den Schaden, den dieselben zur Folge haben", gehört nach dem katholischen Rundschauer des „Türmers" nicht einzig der Indexzaun um die Bibel, sondern auch die Fernhaltung alles kräftig Lebendigen von der katholischen Theologie, die Negirung jeden Fortschrittes. Wenn der Rundschauer auch bemerkt, der Primat bringe es *seiner Idee nach* nicht mit sich und dürfe es in seinem eigenen Interesse nicht mit sich bringen, daß die katholischen Nationen einzig von der Theologie und Cultusordnung lebten, die in Rom gepflegt werde, oder mit anderen Worten, der Primat der Autorität bedeute keinen Primat in der Wissenschaft und Theologie, im Leben und Wirken, so scheint er doch an dem *faktischen* Gegentheil dieser grauen Theorie festhalten zu wollen. Wenigstens sind die folgenden Sätze nur schwer anders zu verstehen: „Der Glaube, der zu sich selbst Zuversicht hat, hat auch Zuversicht zu Vernunft und Wissenschaft. Die Wissenschaft dient dem Glauben gerade dann am erfolgreichsten, wenn sie nicht zur Dienstbarkeit für die Kirche verpflichtet wird: als freie Forschung führt sie ihm die Geister zu. Der ängstliche Katholicismus verdammt die Männer der Wissenschaft, weil sie mit dem Zaun in Conflikt gerathen, den man zum vermeintlichen Schutze des Glaubens errichtet hat; der hochsinnige Katholicismus eines Erzbischofs Mignot von Albi verzichtet auf den Zaun, weil gerade der Zaun die Wissenschaft mit dem Glauben in Gegensatz bringt . . . Sobald die Volks-

seele einmal ein Ungenügen an vorhandenen Zuständen empfunden hat, ist es nicht bloß überflüssig, sondern gefährlich, kein anderes Heilmittel anerkennen zu wollen, als die stets wiederholte, mit der Verpflichtung zum Glauben und mit dem Verbot jeder Kritik eingeschärfte Versicherung, daß die bestehenden Religionsverhältnisse unverbesserlich gut und vollkommen seien, weil die Kirche göttlicher Stiftung sei. Man übersieht dabei, daß die Sache göttlich sein kann, aber die Art, wie man sie an den Menschen heranbringt, nicht bloß menschlich, allzu menschlich, sondern geradezu ungöttlich, vernunftwidrig, unwürdig u. s. w."

Es würde thatsächlich zu weit führen, all diese Behauptungen zu widerlegen. Ist doch gerade das Berührungsgebiet und Wechselverhältniß zwischen Vernunft und Glaube, Philosophie und Theologie heutzutage der Platz, auf dem die widersprechendsten Urtheile sich begegnen. Meint der Rundschauer mit der freien Forschung die Befugniß des einzelnen Individuums, alles rein individualistisch zu erkennen, alles durch subjektives Irren zu läutern und so ohne Anlehnung an eine Autorität die Wahrheit zu finden, so ist diese Irrthumsfreiheit ein Postulat, das in den natürlichen Wissenschaften ebensowenig verwirklicht werden kann wie in der Theologie: eine Wissenschaft, die sich auf fremde Autorität nicht stützt, gibt es nicht. Wohl gibt es eine Freiheit unter der Autorität, nicht aber gegen die Autorität. Macht aber das Wesen der Wissenschaft nicht die Freiheit des Irrthumes, sondern der Besitz der Wahrheit aus, so hat die Wissenschaft an dem Glauben vermöge des diesem eigenen letzten Formalprincipes ihr höchstes und sicherstes Regulativ; ihr Anlehnen an den Glauben bedeutet daher nicht Geistesknechtschaft, sondern eine sichere und feste Garantie für wissenschaftlichen Wahrheitsfortschritt. Weiter auf die Sätze des Türmer-Rundschauers einzugehen, ist hier leider nicht möglich. Es sei zu diesem Zwecke auf die trefflichen Reden auf der Bonner Katholikenversammlung, wie auch auf die jüngste Rede des Freiherrn von Hertling auf der Görresversammlung zu Coblenz über die „Aufgabe der katholischen Wissenschaft für Gegenwart und Zukunft" hingewiesen. Wenigstens sind hier die katholischen Principien in dieser Frage der Sache entsprechender dargelegt, als sie der „Türmer" seinen Lesern bietet.

Sie der bisher betrachtete Inhalt der „katholischen"
chau — wir übergehen die Bemerkungen zu der franzö-
Versammlung in Bourges, zu dem angeblichen Kampfe
eltklerus gegen die Regularen u. s. w. — klingt auch
hlußaccord durchaus „reformkatholisirend" aus. Zu viel
ches, zu wenig Christliches: das sei die Stimmung,
durch die Völker gehe. Der Protest gegen einen gewissen
rlativ des hierarchisch und klösterlich gestimmten Christen-
erkläre die heftigen Eruptionen, welche in Frankreich
esterreich, neuestens auch in Spanien und Portugal gegen
und die geistige Vorherrschaft gewisser Ordensgesellschaften
ten?) anstürmen. Nach dem Rundschauer glauben sich
tholischen Nationen zu Höherem berufen als zum Unter-
und Zögling des jesuitischen Militarismus; das Evan-
von dem gehorsamen Verzicht auf Kritik und eigenes
l dürfe auf kein Verständniß rechnen, zumal da die frische
enluft des 20. Jahrhunderts „trotz aller Vorschriften von
jene greisenhafte Religionsstimmung nicht aufkommen läßt,
f Kritik und Fortschritt verzichtet und in der Bevor-
ng selig ist." Also auch hier wie im Vorhergehenden
überall durchdringende Grundton ein gewisses Räsonniren
die Autorität, und in dieser Beziehung ist die Rundschau
ht ein Kind unserer autoritätsfeindlichen Zeit. Eine ein-
ere Kritik dieser Auslassungen erübrigt sich: die Zeit
lehren, was die frische Morgenluft des 20. Jahrhunderts
u bescheeren hat. Wir vermögen es nicht, an ihre Reform-
g zu glauben, umsomehr als die vom Rundschauer dar-
en Gedanken nur dem Ideenkreise einer partikulären
inde entnommen sind, die mit dem Strome der Zeit
mend, den Fortschritt — zum freien Christenthume auf
fahne geschrieben hat. Wir wehren uns aber gegen die
ptung, als sei die Verwirklichung derartiger Ideen die
n der katholischen Völker und Nationen überhaupt.
Wahrung der Kritikfreiheit und des eigenen Urtheils
gt und fordert der Katholicismus die Einheit unter der
hen Hierarchie. Wir sind Gott sei Dank nicht in der
Lage, mit Pastor Rogge nach einer kirchlichen Organi-
nach einer institutionellen, objektiven Autorität erst suchen

zu müssen. Man sollte sich daher hüten, diesen innersten, wesentlichsten Besitzstand des Katholicismus, dieses Unterpfand festester Dauer und Ständigkeit einengen oder gar eliminiren zu wollen. Der Ruf nach äußerer Organisation, den Pastor Rogge in der protestantischen Rundschau des „Türmers" erschallen läßt, sollte wahrlich für den katholischen Rundschauer ein deutlicher Fingerzeig für den Werth und die Bedeutung dessen sein, was er kritisirt und bemängelt! —

Dem „Türmer" zum Schlusse nochmals den gutgemeinten Rath, seinen Lesern künftighin die katholische Rundschau mehr in objektiver Form bieten und so nicht zu dem Urtheile beitragen zu wollen, als seien rationalistische, reformkatholisirende Ideen Gemeingut der heutigen, gebildeten Katholiken. Noch mehr aber sollte sich der „Türmer" getreu seinem Wahlspruche: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt" hüten, in seinen protestantischen Lesern alteingewurzelte Vorurtheile, wie sie in der katholischen Rundschau durchaus nicht den Thatsachen entsprechend z. B. bezüglich der Bibel vorgetragen werden, noch mehr zu befestigen. Es sollte uns wirklich leid thun, wenn die hervorragende Zeitschrift des Freiherrn von Grotthuß den einmal eingeschlagenen Weg weiter verfolgen wollte.

G. Saring.

XX.

Des Kirchenlexikons zwölfter und abschließender Band.[1]

Im Jahre 1882 ist der erste Band der zweiten Auflage des „Kirchenlexikons, oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften von Wetzer und Welte“ bei Benjamin Herder zu Freiburg an's Licht getreten. Nach Ablauf von nicht ganz neunzehn Jahren liegt heute der zwölfte und abschließende Band vor. Damit hat eine Arbeit ihr Ende erreicht, welche in den Annalen der katholischen Theologie des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts einzig in ihrer Art dasteht. Mag man Rundschau halten in den romanischen Ländern, in Reichen diesseits oder jenseits des Oceans, in den Gebieten der alten oder der neuen Welt, ein Sammelwerk im Gebiete der theologischen Wissenschaften der Katholiken, welches dem Freiburger Kirchenlexikon in seiner dermaligen Vollendung ebenbürtig zur Seite gestellt werden dürfte, ist nirgendwo zu entdecken.

Ueber die geradezu erdrückenden Schwierigkeiten, mit welchen die Inangriffnahme, Weiterführung und Vollendung der ersten Auflage zu ringen hatte, sind wir heute auf Grund glaubwürdigster Zeugnisse vollkommen unterrichtet. P. Albert

1) Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. Zweite Auflage, begonnen von Joseph Kardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr. Franz Kaulen, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, Professor der Theologie zu Bonn. Freiburg, Herder. 1901. Band 12. Lex. 8°. 2106 Spalten.

Weiß[1]) schildert in seinem klassischen Lebensbilde des hochverehrten unvergeßlichen Verlegers der ersten Auflage, Benjamin Herder, Plan, Ausführung und Abschluß desselben. Sie fällt in jene „fünfzig Jahre eines geistigen Befreiungskampfes", aus welchem die katholische Theologie Deutschlands sammt ihren Vertretern geläutert und verstärkt hervorgegangen sind. Die tiefstehende Ausbildung der Verkehrsmittel, der Druck der staatlichen Censur, der Mangel an Selbstbewußtsein bei den Theologen, das Fehlen öffentlicher Versammlungen zur Besprechung gemeinsamer Interessen und persönlichen Verkehrs und Austausches erwiesen sich als ebensoviele Hemmnisse zur Ausführung des von den Professoren Wetzer in Freiburg und Welte in Tübingen geplanten und von Herder mit der unnachgiebigen Zähigkeit seines ehrenwerthen Charakters geförderten Unternehmens. Die Behandlung, welche einzelne Männer der Wissenschaft, Stubengelehrte verwegenster Art, dem auf die Förderung des großen Werkes bedachten Verleger zu Theil werden ließen, hat Weiß mit einem Anflug köstlichen Humors dargestellt.

Ein wahres Lichtbild gegenüber solchen Gestalten bildete der berühmte Professor der Kirchengeschichte an der Universität Tübingen, Carl Joseph von Hefele. Als akademischer Lehrer ohne Unterbrechung thätig, seinen selbstgewählten literarischen Arbeiten mit preiswürdigem Fleiße obliegend, fand er außerdem noch Zeit, das große Unternehmen des Kirchenlexikons über das gewöhnliche Maß eines Mitarbeiters hinaus zu unterstützen. „In dieser Noth", bemerkt der Biograph Herder's, „erweist sich stets Hefele als der Retter. Mit einer ewig gleichen Opferwilligkeit gibt er sich daran, nachzuarbeiten, was noch fehlt, oder die Lücken durch seine Freunde in Tübingen ausfüllen zu lassen. Er gebrauchte einmal selber scherzweise den Ausdruck, er müsse die Artikel, welche Niemand bearbeiten wolle, hausiren tragen oder an den Meistbietenden

---

1) Benjamin Herder. Fünfzig Jahre eines geistigen Befreiungskampfes. Von P. Albert Maria Weiß O. Pr. Mit dem Bildnisse B. Herders. Freiburg, 1889.

rn.“ Und Weiß selbst fügt dem bei: „Man kann mit
Wahrheit sagen, daß das Kirchenlexikon nicht zu Stande
n wäre, wenn Tübingen und vor allem wenn Hefele
wesen wäre“ (Weiß 19).

e stets wachsende Nachfrage erforderte in den siebenziger
des vorigen Jahrhunderts eine Neuauflage des Kirchen=
Die einschneidenden Dekrete des allgemeinen Concils
tikan, die in Folge dessen angebahnte Vertiefung der
auf allen Gebieten des theologischen Wissens mußten
en Bearbeitung ein verändertes Aussehen verleihen.
hattenseiten der ersten Auflage hat Weiß mit seinem
gezeichnet, dieselben hier nochmals namhaft zu machen,
en Zweck. Wohl aber sei die Thatsache betont, daß
te Auflage von diesen Schatten gereinigt und mit den
chsten Vorzügen ausgestattet, heute unser Auge erfreut.
iger Leiter des neuen Unternehmens war der in der
aftlichen Theologie berühmte Professor der Kirchen=
e an der Universität Würzburg, Joseph Hergenröther,
sich in den aus Anlaß des vatikanischen Concils ent=
n geistigen Bewegungen und Kämpfen als eine wahre
der Orthodoxie erwiesen. Den mit „vieler Sach=
und großer Umsicht“, wie er selbst betont, von P. Weiß
enen Nomenclator hatte er schon im Wesentlichen an=
en, und eine große Zahl von Mitarbeitern gewonnen
e lange Reihe von Artikeln vorbereitet. Da erging an
öther der Ruf Leo's XIII. zum Eintritt in das heilige
m, wodurch die Weiterführung der Redaktionsgeschäfte
Händen entfiel. Nach dem der zweiten Auflage des
Bandes beigefügten Vorbericht des Cardinals vom
gust 1880 legte er die Last der Leitung der zweiten
auf die Schultern des Professors der Theologie an
versität Dr. Franz Kaulen.

it einundzwanzig Jahren hat Herr Prälat Kaulen
mmandostab mit ebensoviel Umsicht und Energie als
em Erfolg geführt. Freundliches Entgegenkommen mit
Strenge paarend, allerwärts ohne Vorurtheil oder Be=
ng bestimmter Richtungen in der Theologie die Mit=

arbeiter erwählend, mit der verantwortungsvollen Stellung eines obersten Leiters auch die Thätigkeit eines unverdrossenen Gehilfen in geradezu erstaunlichem Maße vereinigend, stets bereit, aus dem reichen Schatze seines weit über die Grenzen seines besonderen Faches hinausgehenden Wissens zu schöpfen und im letzten Augenblicke die entstandenen Lücken auszufüllen — so hat der heute bereits mit der Jubelkrone des Priesterthums gezierte, aber der vollsten geistigen und körperlichen Rüstigkeit sich erfreuende oberste Redakteur des Kirchenlexikons in ehrenvollster Weise seiner weitreichenden Aufgabe sich entledigt. Wie geräuschlos und unberührt vom Strome der öffentlichen Ereignisse seine Thätigkeit auch immer sich entfalten mochte, so hat sie das geistige Leben der deutschen Katholiken, und, wenn wir nicht unbescheiden sein wollen, auch die Entwicklung der katholischen Theologie in außerdeutschen Gebieten nachhaltig und segensvoll beeinflußt. Wo immer man etwas Höheres als bloße Tagesleistungen anstrebt, wo solide, aus den lautersten Quellen erschöpfte Wissenschaft im Verein mit unentwegter Anhänglichkeit an das katholische Lehramt in Ehren steht, da wird auch die neue Auflage des Kirchenlexikons als Denkmal katholischer Wissenschaft und deutschen Fleißes ehrenvoll genannt werden.

An der Spitze des ersten Bandes war ein Verzeichniß der Mitarbeiter der neuen Auflage dargeboten. An der ersten Stelle prangt der Name Joseph Cardinal Hergenröther in Rom. Heute hat der gelehrte Kirchenfürst, wie viele andere daselbst aufgeführte, das Zeitliche gesegnet und, so hoffen wir, die den Lehrern vorbehaltene besondere Aureole im Jenseits empfangen. Andere, welche damals noch, um mit Benedikt XIV. zu reden, in minoribus sich befanden, sind unterdessen eingetreten und haben die entstandenen Lücken auszufüllen gesucht. Nach wenigen Jahren wird das ganze theologische Geschlecht, welches die zweite Auflage des Kirchenlexikons begründen half, in's Jenseits hinübergepilgert sein. Aber die geistige Erbschaft, welche all diese zur Ehre Gottes wirkenden Männer ihren Nachkommen hinterlassen, bildet ein fruchtbares Kapital, an welchem die spätesten Geschlechter noch zehren werden.

nd Geistliche, Welt- und Ordenspriester, praktische
er und Lehrer der Theologie, Kirchenfürsten und Mit-
er Dom- und Stiftsgeistlichkeit haben wetteifernd an
roßen literarischen Dombau mitgearbeitet.
rührenden tiefempfundenen Worten spricht Herr Prälat
in dem Vorwort zum zwölften Bande zuerst der gött-
orsehung, die sichtbar über der Ausführung des großen
gewaltet, sodann auch seinen sämmtlichen Mitarbeitern
Dank aus. Aber auch umgekehrt: die Mitarbeiter, zu
uch der Schreiber dieser Zeilen zu gehören die Ehre
d auch ihm für seine Opfer dauernd verpflichtet. In
werther Weise hat der Herausgeber nun dem zwölften
ein genaues Register der Mitarbeiter unter Angabe der
nselben gelieferten Artikel beigegeben. Leben wir in
eit, in welcher Arbeit begehrt und Arbeit geehrt wird,
ag man aus dem Register die Namen derjenigen Männer
denen die Pflege der katholischen Wissenschaft eine
Herzenssache ist.
it hoher Freude ist die Thatsache zu betonen, daß der
opat Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz sich
ig an der Herstellung der zweiten Auflage des Kirchen-
betheiligt hat. Auf Grund des Registers seien hier
die Cardinäle Gruscha, Haynald, Hergenröther,
r und Steinhuber, die Erzbischöfe Komp, Simar und
ein, die Bischöfe Brück, Feßler, Fiala, Greith, Haffner,
rg, Hefele, Keppler, Linsenmann, Martin, Rudigier,
er und Thiel, endlich die Weihbischöfe Knecht, Kraft,
i, Schmitz und Schrod.
as nun den vorliegenden Band im Besonderen be-
so eignen demselben die nämlichen Vorzüge, welche den
n Bänden, und zuletzt seinem unmittelbaren Vorgänger,
r Zeitschrift (Bd. 124, S. 608 ff.) nachgerühmt wurden.
em Gebiete der Dogmatik seien erwähnt die um-
n Arbeiten von Professor Pohle in Breslau über
t, Unfehlbarkeit, Wiedergeburt. Von Professor von
in Tübingen, einem der geistvollsten und unermüd-
Mitarbeiter, stammen die Artikel Verzückung, Vision,

Wunder. Professor Gerhard Esser in Bonn lieferte Ubiqui
lehre und Uroffenbarung, Professor Felten daselbst Verklä
Christi, Dompropst Pruner in Eichstätt Unglaube, Pro
Bludau zu Münster i. W. Versuchung Christi, Professor M
bach in Münster Weissagung.

Dem Gebiete der Moral gehören an die Artikel Tu
Unwissenheit, Verdienst von Kirschkamp, Tyrannenmord,
gehorsam, Versuchung von Pruner, Vollkommenheit
Mausbach, Volkswirthschaftslehre von Professor Cathrein
Zauberei von Schanz. Ueber Philosophie, einbegriffen
Rechts- und Moralphilosophie, verbreiten sich die Artikel
versalien von Professor Geyser in Bonn, Vernunft und
von Pohle, Vorsehung von Professor Schröder in Mü
Wahrsagerei und Welt von Schanz, die geschichtsphilosophi
Arbeiten über Wilhelm von Auvergne und Wilhelm von Co
von Professor Bäumker in Bonn, und Christian Wolff
Hovelmann S. J. Ueber Unterrichtsfreiheit, sowie über die
gogischen Schriftsteller Mafteo Vegio und Vittorino von F
handelt Weihbischof Knecht in Freiburg. Volksschule stammt
der Feder von Regens Siebengartner. Der umfangreiche A
Vereinswesen wurde durch eine Reihe bewährter Fachmä
aus den einzelnen Unterabtheilungen dieses Gebiets beigeste
Pingsmann und Hespers in Köln, Drammer in Aachen, K
und Klausener in Düsseldorf und Pieper in M.-Gladbach.
zu vergessen ist der Artikel Studentenvereine von Wurm,
endlich, da die Grundlehren der schönen Kunst in der P
sophie zum Vortrag gelangen, der Artikel Cäcilien-Verein
Haberl in Regensburg.

In der Natur der Sache liegt es, daß die Artikel
dem Bereiche der Kirchengeschichte durch ihren sel
Reichthum besonders hervorragen. Der Nachfolger Hefele'
Tübingen, Professor von Funk, spendete die Artikel Tübi
Marschall Turenne, Ulrich Herzog von Württemberg, Val
(Gnostiker), Waldenser, Westfälischer Friede und Wiedertä
Professor Knöpfler in München hat beigesteuert die A
Vandalen, Vertrag von Verdun, Vergerius und Vern
Concil von Vienne und außerdem die beiden um die Erhal

katholicismus in Bayern hochverdienten Herzoge Wilhelm IV. Wilhelm V. geschildert. Dompropst Scheuffgen in Trier eb über Urgeschichte und nebstdem die lesenswerthen Artikel ersitäten, sowie über Windthorst. Professor Kihn in zburg lieferte die Artikel Tychonius, Vincenz von Lerin. rer Wurm aus der Diöcese Paderborn schenkte die Bei: über Wilhelm von Occam, Preußische Union, die acht te mit Namen Urban, sowie jener mit dem Namen Victor, entius Valla. Die Literatur über deutsche katholische logen aus der Zeit des Ausbruches der Glaubensspaltung, zwar solche, die früher entweder gänzlich verschollen, oder ganz unzulänglich bekannt waren, hat in einer fast un= baren Reihe von Beiträgen aus der rührigen Feder des atgelehrten Nikolaus Paulus in München eine wahre Be= erung erfahren. Aber auch von den neueren Theologen würdig Windischmann, Weis, Wilmers vertreten. Der kel Vatikan stammt von Prälat de Waal in Rom, der über kanisches Concil vom Herausgeber des siebenten Bandes großen Laacher Conciliensammlung, P. Granderath S. J. falls in Rom.

Dem Gebiete der Kirchengeschichte von Irland und oßbritannien gehören an die Artikel von P. Lemmers Wadding, wobei die neueste Biographie des berühmten nes von O'Shea übergangen ist, von Zimmermann über rid und Wilhelm von York, von Schrödl über Wilhelm Newbury und von Bellesheim über Ullathorne, Ussher, d, Warham, Westminster, Wiclif, Wiseman, Wolsey und dinal von York. Als einziger Vertreter Schottlands erscheint Humanist und nachmalige Schottenabt von Regensburg, an Winzet. Einen vorzüglichen Beitrag lieferte der Gym= al-Oberlehrer in Bonn, Dr. Kiel, in „Zeitrechnung", der liche Dienste leistet und manches Buch ersetzt.

Die Bisthumsgeschichte ist vorwiegend durch Neher reten. Trier wurde bearbeitet durch Zeck, Upsala durch Berger, Utrecht durch Jansen, Verden durch Grube, Worms Falk, und die sehr umfangreichen Artikel Wien durch zer und Schrauf und Würzburg durch Abert.

In der Exegese behauptet wie üblich die vornehmlichste Stelle der Leiter des Unternehmens, Prälat Kaulen in Bonn, mit den Artikeln Tyrus, Ulfila, Völkertafel, Vulgata, Buch der Weisheit, Wüste — lauter Arbeiten, welche als frisch, anregend, belehrend und in manchem Betracht als neu zu bezeichnen sind.

Im Gebiete des Kirchenrechts ragen hervor die zahlreichen Arbeiten von Professor Sägmüller in Tübingen. Den Artikel über die Unam sanctam hat Professor Pohle geliefert mit großem Scharfsinn und umfassender Belesenheit. Gewiß hat Bonifatius VIII. „doch ein sehr weitgehendes Recht auf die Ordnung und Gestaltung rein weltlicher Angelegenheiten für sich in Anspruch genommen.“ Aber, muß man fragen, hat nicht Leo XIII. ebenfalls in die Frage nach der Staatsverfassung Frankreichs tief eingegriffen? Und hat Fürst Bismarck nicht wiederholt Leo XIII. mit deutschen politischen Fragen befaßt? Und wenn die Auflösung in unsern öffentlichen Verhältnissen mit dem nämlichen Sturmschritt, wie bisher, fortschreitet, dann wird die Unam sanctam auch für die Zukunft ihre Bedeutung bewahren. Den Artikel Visitatio ss. liminum spendete Weihbischof Schrod von Trier. Den Canonisten Walter und Vering haben Nachrufe gewidmet Bellesheim und Heiner. Indem wir für die liturgischen Artikel, die zumeist der fleißigen Feder des Weihbischofs Schrod aus Trier entstammen, sowie für die Arbeiten über Klostergeschichte, unter welchen Wessobrunn von F. Binder in München zu erwähnen, auf den zwölften Band selbst verweisen, wollen wir das ganze Kirchenlexikon allen gebildeten Katholiken als Quelle solidesten Wissens warm empfehlen. Für den deutschen Episkopat aber wird es eine Ehrenpflicht bilden, nachdrücklich dahin zu wirken, daß das Kirchenlexikon, welches eine theologische Bibliothek darstellt, in den weitesten Kreisen der Geistlichkeit Eingang finde und fleißige Benützung erhalten möge.

In welchem Maße das große Werk die Billigung des hl. Vaters gefunden, das bezeugte ein Schreiben Leo's XIII. an Prälat Kaulen in Bonn, aus dem wir folgende Stelle hier einfügen: „Wir beglückwünschen Dich zu dem Werth und der Bedeutung des fertiggestellten Werkes. In demselben ist nicht

r alles mit erschöpfender Gelehrsamkeit behandelt, sondern
steht auch trotz der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des
nhaltes, wie uns von Sachverständigen bezeugt wird, nichts
demselben, was von der richtigen und überlieferten Lehre
weicht. Durch Deine und Deiner Mitarbeiter Bemühung habt
r also das Ziel erreicht, der kirchlichen Wissenschaft eine nicht
inge Förderung zu bereiten. Denn wenn auch solche Werke
ht das bewirken können, daß man die Schriften der Kirchen-
ter und Kirchenschriftsteller sowie der Meister der Scholastik
ßer Acht lassen dürfte, so kann doch Niemand läugnen, daß
m täglichen Gebrauch erwünscht und überaus nützlich solche
rrathskammern sind, in welchen der Inhalt der gesammten
chlichen Wissenschaft compendiös zu finden ist. Dir also und
einen Mitarbeitern sprechen Wir das höchste Lob aus."

XXI.

Historienmaler Philipp Veit.

Zu den interessantesten Erscheinungen in der Geschichte
utschen Kunststrebens gehört sicherlich die in den ersten
ecennien des 19. Jahrhunderts sich entfaltende Bestrebung, dem
utschen Volke wieder eine selbständige nationale bildende
unst zu geben. Bekanntlich repräsentirt diese Entwicklungs-
riode am ersten der Name Peter Cornelius; aber es sind
ch der Helden und Mitarbeiter viele, die mit den Thaten
d Erfolgen jener Bestrebung enge und rühmlich verknüpft
h erweisen. Es war daher sehr angezeigt, den bisher er-
hienenen Knackfuß'schen Künstler-Monographien,

welchen die löbliche Aufgabe obliegt, Interesse und Verständniß für Kunst und Künstler in weite Kreise zu tragen, jüngst die Monographie Ph. Veits anzureihen, eines Künstlers, der in treuer und begeisterter Arbeit an jener Wiederbelebung deutscher Kunst wackeren Antheil genommen hat.[1] Dr. Martin Spahn vermochte das Lebensbild des verdienten Meisters in höchst fesselnder Weise zu entfalten, wobei ihm zahlreiche, meist im Besitze der Veit'schen Erben befindliche schriftliche Aufzeichnungen treffliche Dienste leisteten.

Schon Abstammung und Jugendzeit wissen das Interesse für Veit sehr rege zu machen. Als Enkel von Moses Mendelssohn und Sohn des Berliner Bankiers Simon Veit, später als Stiefsohn Friedrich Schlegels, wuchs er in einer Umgebung heran, in der es Jahre hindurch nicht an wuchtigen seelischen Evolutionen fehlte, die schließlich bekanntlich dahin führten, daß Sohn, Mutter und Stiefvater im Schoße des Katholicismus die feste Basis für ein geordnetes, verdienstvolles Weiterleben zu finden vermochten. Aber nicht mit inneren Kämpfen allein war es für den Jüngling Veit in jenen Tagen abgethan; mit Körner und Eichendorff in Beziehungen stehend, nahm der angehende Maler tapfer Antheil an den Befreiungskämpfen Deutschlands. Eines der werthvollsten Votivgemälde aus jener ereignißreichen Zeit dürfte das in der Pfarrkirche zu Heiligenstadt bei Wien von Veit später hinterlegte schöne Madonnenbild sein, welches seinen religiösen Dank für heile Rückkehr aus den Gefahren der Leipziger Völkerschlacht zum Ausdrucke brachte. — Den rauhen Dienst des Mars wieder mit jenem der Musen tauschend, sehen wir den Zweiundzwanzigjährigen im Jahre 1815 nach Rom wandern, um dort der landsmannschaftlichen Malergruppe der „Nazarener" sich anzuschließen, deren Kunstweise und Programm er durch alle Wandlungen und Trübungen der

1) 51. Heft: „Philipp Veit von M. Spahn. Mit 92 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld u. Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing. 1901." (Preis 3 Mark.)

Zeiten hindurch bis an sein Ende treu bewahrt und vertreten hat.

Mit besonderer Wärme schildert Spahn das emsige Wirken Veits in Frankfurt, wo er im Jahre 1830 die Stelle eines Direktors am Städel'schen Institute übernommen. Unzweifelhaft sind seine bedeutendsten Werke dort entstanden; die erhabene Schönheit seines Freskobildes: „Einführung der Künste durch das Christenthum", ein wahres Preislied auf die culturellen Segnungen der Kreuzesreligion, läßt die Schwächen, die an einzelnen anderen Werken Veits haften, leicht hinnehmen. — Die Einblicke, welche die Monographie in die schwierige Stellung, die der Künstler in Frankfurt einnahm, gestatten, sind in mehrfacher Beziehung äußerst interessant; sie lassen auch im lokalen Rahmen der freien Stadt deutlich die Reflexe der unbehaglichen Gährungen und Reibungen erkennen, welche mit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts in Deutschland wieder allgemein sich hervordrängten. Veit, der 1843 in bitterem Unmuth von seiner Direktorstelle schied, in seinem neuen Atelier zu Sachsenhausen vereinsamt stiller Arbeit lebte, siedelte 1854 nach Mainz über, wo er als ernster, nicht selten auch öffentlich in Wort und Schrift[1]) sich äußernder scharfer Beobachter der Zeit und ihrer Erscheinungen die Tage hohen Alters verbrachte.

Wohlthuend berührt die Begeisterung, mit welcher der Verfasser die Lebenswege, das Streben und Schaffen des verehrten Meisters, der im Jahre 1877 das Zeitliche segnete, darzustellen weiß. Der merklichen Bestrebung, Veit in einen bestimmten Zusammenhang mit einigen späteren deutschen Malern, zunächst mit Anselm Feuerbach zu bringen, ist eine gewisse Berechtigung sicherlich nicht abzusprechen. Eine weitere Verbindung der Thätigkeit Veits mit unserer modernen Kunst zu construiren, würde jedoch als vergebliche Liebesmühe sich er-

1) In den Histor.-polit. Blättern Bd. 60, 452—472 erschien von ihm ein Aufsatz „Künstlerkämpfe", der eine Entgegnung von A. Reichensperger hervorrief. A. d. R.

weisen. Seit man in Deutschland dem Einflusse des Franzosen Courbet und anderer Naturalisten sich hingegeben, ist das Verbindungsband, das die Kunst Veits und seiner Zeitgenossen mit jener der Nachgeborenen noch eine zeitlang verknüpfte, vollständig zerschnitten, denn unsere Malerei hat — welch' seltsame Ironie des Schicksals! — seit den 70er Jahren des verflossenen Säkulums das vordem in ihr vorhandene spezifisch deutsch-nationale Element radikal über Bord geworfen. — Wie sehr Veit auf hochbegabte deutsche Kunstjünger die werthvollste Einwirkung ausübte, bezeugt sein dankerfüllter Jünger Eduard v. Steinle, nicht minder auch der geniale Alfred Rethel, den Dr. Spahn treffend als den „letzten großen Geschichtsmaler und Tragiker seiner Zeit" bezeichnet.

Den eben betonten Vorzügen der Spahn'schen Monographie stehen leider auch manche Mängel und Schwächen gegenüber, die nicht unbesprochen bleiben dürfen. Zunächst möchten wir einige Sätze beanstanden, die in den weniger mit der Entwicklung der deutschen Kunst vertrauten Lesern sehr leicht irrige Vorstellungen hervorrufen können. Dr. Spahn sagt (S. 28), daß „als unnatürlichste Verirrungen" der Malerei am Ausgange des 18. Jahrhunderts einerseits „die Verpönung der Farbe, der Verzicht überhaupt auf farbige Wirkung", anderseits die Unterdrückung des persönlichen Empfindens des Künstlers und des Mangels an Mitgefühl mit den Stimmungen und Hoffnungen seines Volkes zu bezeichnen seien.

Letzteres trifft ganz bestimmt zu, nicht aber das erstere. Carstens, eine Schwalbe, die keinen Sommer machte, stand allerdings dem Colorit abgeneigt, aber die meisten Künstler an der Jahrhundertwende waren vorzügliche „Maler", deren coloristische Erfolge die Malthätigkeit der jungen deutschen Nazarenergruppe überragen. Man denke nur an M. Knoller, Angelika Kaufmann und an die Ausläufer der Tiepolo-Schule. Es ist daher völlig falsch, wenn wir über Overbeck zu lesen bekommen, „er zuerst begann wieder zu malen und begeisterte andere dafür." Schade, daß diesem deplacirten Lobe Overbecks alsbald eine Fülle ungerechtfertigten Tadels gegenübergestellt

rd. Die Charakteristik, die Spahn von dem Künstler Overbeck
bt, bewegt sich gar seltsam in schwankenden, um nicht zu
gen widerspruchsvollen Sätzen. Wenn richtig hervorgehoben
orden, daß zur Neubelebung der deutschen Kunst große
eale nöthig waren und die Nazarener solchen huldigten,
dem sie in ihrem einsamen S. Isidoro-Klösterlein zu Rom
ngs über fleißig malten und Abends „von Christenthum und
eutschland“ sprachen, daß zunächst Overbeck „wie wenige von
r christlichen und deutschen Gesinnung der Zeit ergriffen
orden“, dann verträgt es sich doch nicht gut, auf derselben
eite 29 von demselben Meister noch zu sagen: „er war zu
hr eifriger Politiker und Kirchenmann, um unbefangen und
it ganzer Seele als Künstler zu fühlen.“ Die weiteren
arlegungen stellen die Vorgänge in der Nazarenergruppe
gar so hin, als wäre Overbeck der düstere Dämon gewesen,
er den Entwicklungsgang Veits besonders gehemmt und ge-
schädiget hätte. Es möchte dem Leser wahrlich ob der
„verfehlten Meinungen“ des „erstarrenden“ Overbeck gründlich
gruselig werden. Spahn übersieht eben ganz und gar, daß
Veit eben Veit und kein Anderer war, daß dieses zeitweilige
Erlahmen und Stagniren in seinem Künstlerschaffen schon
früher, in Dresden und Wien, sich zeigte, daß er die noth-
wendigen Einschläge seines wackeren ersten Lehrers Matthäi
vielfach ignorirte, wie er denn auch später stets bedacht war,
in der Kunst aufzunehmen und zu pflegen, nur was ihn selbst
befruchtete und erfreute“ (S. 56). — Was soll nun ein solches
Kartenhaus von Anklagen gegen Meister Overbeck zu bedeuten
haben?

Auch im Interesse zweier anderer Künstler jener Zeit,
ir die bei Spahn richtige Würdigung zu fehlen scheint, müssen
wir hier ein Wort einlegen. Wenn S. 44 in Bezug auf den
Overbeck'schen Componirverein gesagt wird, „Schnorr und
Führich mögen als Mitglieder dort manche Anregung erhalten
haben; für Veit, den Ideen im Ueberfluß durchwogten, be-
deutete die Theilnahme Schlimmeres noch als bloße Zeit-
vergeudung“, so tritt hier neben der befremdlichen Werthung
Overbecks auch gegen Schnorr und Führich eine unbegreifliche

Geringschätzung und eine völlige Verkennung der eminenten Geistesanlagen dieser verdienten Künstler in höchst bedauerlicher Weise zu Tage.

Man muß sich wirklich fragen, wie bei einem Manne, der einerseits für die richtigen Grundbedingungen der Kunst ein so warmes Empfinden besitzt wie Spahn, anderseits solche Einseitigkeiten und Voreingenommenheiten mit unterlaufen können. Dieses Räthsel findet allerdings im „Nachwort" seine theilweise Lösung, indem dort gesagt ist: „Für die Ausblicke auf die allgemeine Kunstentwickelung habe ich mich immer auf Richard Muthers vielgeschmähtes Werk stützen können, dessen Urtheile doch gewöhnlich mit soviel Zuverlässigkeit und Künstlertakt gebildet sind".

Gewiß ist es unter Umständen löblich und ritterlich, der „Geschmähten" sich anzunehmen und sie zu vertreten; im vorliegenden Falle aber, bei Beurtheilung der Entwickelung der deutschen Kunst und ihrer einzelnen Vertreter in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wäre es doch wohl viel besser gewesen, wenn Dr. Spahn eine klarere Quelle und eine objektivere Stütze, als R. Muther sie bietet, gefunden hätte.

München. Max Fürst.

XXII.

Janssen-Pastor's deutsche Geschichte Band VI in neuer Auflage.[1]

Nachdem seit 1899 Pastor's Neubearbeitung der sechs
sten Bände des Janssen'schen Geschichtswerks vollendet vorlag,[2])
t jetzt wieder eine neue Auflage des (zuletzt 1893 revidirten)
Bandes, die zweite von Pastor bearbeitete, erschienen, die
bermals nicht unbeträchtlich vermehrt ist (um 31 Seiten im
ext ohne die Register) und von neuem in allen Theilen für
e unermüdliche Sorgfalt zeugt, welche der jetzige Heraus-
eber dem Werke fortwährend zuwendet und im Besondern dem
egenwärtigen Bande seit 1893 zugewendet hat. Der im An-
hlusse an mein früheres Referat über die von 1893—1899
rschienenen neuen Auflagen der sechs Bände im Nachstehenden
egebene Ueberblick über die wichtigeren Ergänzungen in der
euen Auflage mag davon einen Begriff geben, wobei darauf
inzuweisen ist, daß selbstverständlich außerdem überall die in
en letzten acht Jahren erschienene Literatur nachgetragen ist.

Der größere Theil des neuen Zuwachses fällt auf das
. Buch, Bildende Kunst, Tonkunst und Kirchenlied,
as in allen Abschnitten, unter sorgfältiger Berücksichtigung der

---

1) Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. VI. Band. Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch. 15. u. 16., verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von Ludwig Pastor. Freiburg i. B., Herder. 1901. XXXVII u. 580 S. 8° (gegen XXXVI u. 546 S. der 13. und 14. Auflage von 1893). Preis M. 5,60; geb. M. 7.—

2) Vgl. Histor.-polit. Bl. Bd. 125, S. 144 ff., 211 ff.

allgemeinen und speciellen kunsthistorischen Literatur der letzten Jahre, höchst schätzbare Ergänzungen erfahren hat.

In dem einleitenden Rückblick sind S. 18 Anm. 2 die Urtheile von A. Haenel u. A. über die Spätgothik (dazu Nachtrag S. 559), S. 119 Anm. 1 die Urtheile von F. X. Kraus und F. Schneider über die deutsche Kunst des ausgehenden Mittelalters überhaupt angeführt. In dem I. Abschnitte: Einwirkung der religiösen Umwälzung auf die bildende Kunst, ist zunächst im 1. Kapitel über kunstfeindliche Lehren und Bilderstürmerei der Protestanten S. 23, Z. 1 v. u. bis S. 24, Z. 3 v. u. jetzt zusammenhängend in den Text aufgenommen, was in der letzten Auflage an zwei verschiedenen Stellen (S. 22 f. u. 27 f.) in Zusätzen Pastor's zu den Anmerkungen über die von Zanchi und Vermigli gegebenen direkten Aufforderungen zu Kirchenschändung und Bilderstürmerei beigebracht war. Weitere Einzelheiten über die protestantische Bilderstürmerei sind S. 26 zu Anm. 5 u. S. 28 zu Anm. 1 beigefügt; S. 34 Anm. 2 weitere Begründung des über den Einfluß der neuen Lehre auf den Rückgang der Kunst überhaupt Gesagten; weitere Einzelheiten S. 35 Anm. 2 u. S. 38 Anm. S. 37 Anm. 2 zu Holbein. — Im 2. Kapitel, die Kunst im Dienste confessioneller Polemik ist S. 43 Anm. das über Peter Flötner Gesagte mit Bezugnahme auf die Schrift von K. Lange über denselben geändert. Auf derselben Seite ist das im Text Z. 1—12 über eine Federzeichnung von Peter Vischer im Dienste der protestantischen Polemik Gesagte neu hinzugefügt. S. 44 und 45 kleine Zusätze im Text nach Wessely, Die Gestalten des Todes und des Teufels in der darstellenden Kunst (Leipzig 1876). S. 48, Z. 2 v. u. bis S. 50, Z. 8 ein größerer Zusatz im Text über polemische und tendenziöse Bilder in protestantischen Kirchen, von Cranach u. A., auch in Oesterreich, nach Schuchardt's Monographie über Cranach und nach den Mittheilungen von J. Graus in der Zeitschrift „Kirchenschmuck"; S. 50, Z. 9 v. u. bis 51, Z. 9 Zusatz im Text über ein ebenfalls hierher gehöriges, jetzt im städtischen Museum zu Frankfurt befindliches Glasgemälde. S. 51 Anm. 2 über polemische Aufschriften auf protestantischen Kirchenglocken. S. 52 Anm. Ergänzungen zu den Angaben über polemische Bilder von katholischer Seite.

Im II. Abschnitt: Einwirkung der neu eingeführten, „antikisch-wälschen" Kunst, ist zunächst das einleitende Kapitel über den Einfluß der Renaissance auf die deutsche Kunst überhaupt (S. 56—70), das in der letzten Auflage gegenüber dem ursprünglichen Texte Janssens durchaus umgearbeitet war (vgl. Histor.-polit. Bl. 126, S. 223), jetzt weniger verändert: kleine Zusätze S. 64 Anm. 1 zu Memling und Stephan von Köln; S. 68 zu Anm. 2 Urtheile von F. Schneider und Lange über die deutsche Renaissance. S. 64 oben ist auch der Text über Correggio und Tizian etwas geändert. Eine größere Anmerkung am Schluß des Kapitels S. 69 f. führt die Ansichten von G. Schneeli und H. A. Schmid über das Eindringen der Renaissance in die deutsche Kunst vor. Zum Kapitel über Kunstschriften ist S. 75 f. Anm. 4 das Urtheil von G. v. Bezold (Baukunst der Renaissance, 1899) über Wendel Dietterlein beigefügt. Zur Baukunst und Bildnerei: S. 82, Z. 3 bis S. 83 unten größerer Zusatz im Text über die kirchliche Baukunst der katholischen Restaurationszeit, nach den Arbeiten von J. Graus im Kirchenschmuck u. A.; S. 84 f. Anm. 4 Urtheil von Graus über die Baukunst an den Kirchen der Jesuiten; S. 85 Anm. 1 und 2 nebst dem entsprechenden Satz im Text über die St. Michaelskirche in München; S. 85, Z. 4 v. u. bis S. 86, Z. 2 Zusatz im Text über den künstlerischen Charakter der Jesuitenkirchen überhaupt; S. 87 Zusätze zu Text und Anmerkungen über protestantischen Kirchenbau, mit Nachtrag S. 559 f.; S. 87 Anm. 2 über den Baumeister Elias Holl; S. 89 f. Anm. 3 und S. 90 Zusatz zu Anm. 1 über das Verhältniß des Cardinals Albrecht von Brandenburg zur Kunst; S. 91 kleiner Zusatz im Text über das Heidelberger Schloß; S. 95 Anm. 1 über Flügelaltäre aus dem 16. Jahrhundert; ebenda Anm. 4 über den Lettner im Hildesheimer Dom; S. 95 f. Zusatz zu Anmerkung 5 über die Werke des Jodocus Bredis; S. 98 Zusatz im Text Anm. 3 über die Thätigkeit niederländischer plastischer Künstler in Deutschland, besonders über Alexander Colin; S. 99 Anm. 3 über Eichstätter Grabmäler, nach Schlecht; S. 101 Anm. 6 über Adrian de Vries. — Zur Malerei: S. 106 Anm. 2 Urtheil von F. Rieffel über den Verfall der deutschen Malerei unter dem fremden Einfluß.

S. 107 Zusatz zur Anm. über den Maler M. Th. Polak; S. 116 f. größere Anm. zur Charakteristik der handwerksmäßigen Porträtmalerei aus der Werkstatt des Lukas Cranach, nach Fr. Rieffel; S. 118 Anm. 8 Zusatz zu den Angaben über die Arbeitslöhne für Porträtmaler; S. 119 Anm. 1 über die Porträtsammlerei des Erzherzogs Ferdinand II von Tirol. Zum Kupferstich und Holzschnitt: S. 122 f. Anm. 3 Urtheil von Meyer über die Bibelillustrationen in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Im Kapitel über fürstliche Kunstsammlungen ist S. 138 der Text über Albrecht V. von Bayern als Kunstsammler etwas geändert, mit Hinweis auf Riezlers Geschichte Bayerns; weitere Zusätze nach Riezler S. 139 f. zu Anm. 4 u. S. 141 Anm. 4; S. 142 Anm. 1 Zusätze zur Literatur über Kaiser Rudolf II. als Sammler, deßgleichen über Erzherzog Ferdinand von Tirol; S. 144 Anm. 3 über Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin als Sammler. — Zum III. Abschnitt, Naturalismus in der Kunst: S. 148 Anm. 1 über das Grabmal Albrechts von Brandenburg; wiederholt ist in diesem Abschnitt das Buch von K. Lange über Peter Flötner benutzt, S. 149 im Text unten, S. 157 Anm. 2, S. 159 Anm. 1, S. 166 Anm.; S. 154, Z. 5 bis S. 155, Z. 8 größerer Zusatz im Text über den Höllen-Breughel, nach Wessely, Die Gestalten des Todes und des Teufels; S. 163 Zusatz im Text unten, Klagen Vadians über Zunahme des Unzüchtigen in der Kunst; ferner Zusätze zu S. 164 Anm. 2 u. S. 165 Anm. — Zum IV. Abschnitt über Tonkunst und Kirchenlied: S. 172 Anm. Nachtrag zur Literatur über Orlando di Lasso; S. 174 f. Nachtrag zu Anm. 4 über den Gebrauch der Orgel; S. 181 Anm. 1 neuere Ansichten über die Entstehung des Lutherliedes; S. 191 f. Zusatz zur Literatur über Wiedertäuferlieder; deßgleichen S. 197 Anm. 2 über Kirchenlieder.

Verhältnismäßig geringer an Zahl sind die ergänzenden Zusätze, die zum 2. Buch, Volksliteratur, auf Grund der literarhistorischen Produktion der letzten Jahre zu machen waren. Was zur Sache Gehöriges seit 1893 erschienen ist, ist auch hier durchgängig sorgfältig berücksichtigt und nachgetragen. Im Ganzen bleibt dabei das mit Meister-

hand gezeichnete Bild der „schönen Literatur“ des 16. Jahrhunderts dasselbe. So traurig dieses Bild ist, so lehrreich ist es auch, daraus in unmittelbarster Weise den furchtbaren sittlichen Verfall kennen zu lernen, der die nächste Folge der religiösen Revolution war. Ungemein charakteristisch ist dabei, daß, je schmutziger und gemeiner ein Schriftsteller jener Zeit in seiner ganzen Haltung überhaupt ist, er sich mit um so größerem Eifer der Schmähung und Beschimpfung der katholischen Kirche und ihrer Einrichtungen widmet. Ganz wie in unserer auf dem Gipfel der Intelligenz angelangten Gegenwart. Ein Geist der Lüge, des Hasses und der tiefsten sittlichen Verkommenheit geht durch jene Literatur, deren Hauptrepräsentant der grundgemeine Fischart ist, der die mit solcher Speise sich nährenden Theile des deutschen Volkes schlimmer innerlich verwüsten mußte, als das arme Deutschland nachher durch den dreißigjährigen Krieg in materieller Hinsicht verwüstet worden ist.

Im Einzelnen sind folgende Zusätze in diesem literarhistorischen Theil als die bemerkenswertheren hervorzuheben: S. 226 f. Anm. zur neuesten Literatur über Hans Sachs. An verschiedenen Stellen ist die neue Literaturgeschichte von Vogt und Koch (1897) angezogen, so S. 247, 266, 311, 317, 365, 422. S. 256 Anm. Zusatz zur Beurtheilung des Erasmus Alber. S. 266 Anm. 2 u. 3 zu Fischart. S. 301 Zusatz zu Anm. 1 über eine Komödie des Joh. Bußleb. S. 331 Zusatz zur Anm. über das „Bockspiel M. Luthers“. S. 831 Z. 2 f. ist der Text hinsichtlich des Verfassers der Satire: „Ein heimlich Gespräch zwischen Luther und seinen guten Freunden“ (Cochläus) nach Paulus geändert. S. 233 Anm. 1 weiterer Zusatz zu Daniel von Soest. S. 359 Anm. Zusatz über ein späterhin als geschichtliche Urkunde gegen Tetzel verwendetes, erdichtetes Dokument, nach Paulus. S. 387 Anm. 1 über das Unsittliche in den Fastnachtsspielen des Hans Sachs. S. 402 Anm. 1 weitere Notizen über das Auftreten englischer Komödianten in Deutschland. S. 405 Anm. 4 über deren Einfluß auf das Bühnenwesen in Deutschland. S. 414 Anm. 1 das Urtheil von Bolte über die Singspiele derselben. Weitere Zusätze zum Theaterwesen S. 416 Anm. 2, 417 Anm. S. 421 Anm. 4 Urtheil von Bolte über Montanus. S. 422

Anm. 1 u. 2 zu Val. Schumann und der Schwankliteratur überhaupt. S. 424 Anm. 3 zur Uebersetzungsliteratur. S. 447 Anm. 1 Literatur über fremde Einflüsse. S. 451 Anm. 2 wird ein Ausspruch von A. Musculus über die Wunderliteratur der Zeit neu angeführt; weitere Zusätze in Bezug auf diesen Gegenstand S. 457 Anm., 460 Anm. 1, 462 Anm. 3, 463, Z. 11—13 im Text. S. 466 Anm. 1 über den Kometenaberglauben Luthers und anderer prot. Prediger; dazu auch S. 467 Anm. 4. S. 468 f. Anm. 3 Nachtrag über „Praktiken". S. 472 Anm. 1: G. Scherer und Cochläus gegen die bei den Lutheranern herrschende abergläubische Erwartung des jüngsten Tages. S. 487 Anm. neuere Literatur über Paracelsus. S. 493 Anm. 1 über die am Anfang des 17. Jahrhunderts gedruckten alchimistischen Bücher. S. 499 zu Anm. 1, über Thurneissen und den brandenburgischen Kurprinzen Joachim Friedrich. S. 500 Anm. 3 über Astrologie in Italien. S. 502 Zusatz zum Text Z. 1—14, über den Gebrauch, den in Oesterreich die protestantischen Prädikanten zu Hetzzwecken von der Astrologie machten. S. 514 Zusatz zur Anm. über Luthers (wesentlich manichäische) Ansicht von der Macht des Teufels S. 515 Anm. 2 und 517 Anm. Zusätze zur Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts nach der Schrift von Osborn. S. 520 Anm. 1 u. 2 und 525 Anm. 3 zu den Berichten über Besessenheit. S. 527 f. Zusatz zu Anm. 2 über Gespenstererscheinungen, aus Oldecops Chronik S. 538 Anm. 2 zur Literatur über den geschichtlichen Faust. S. 539 f. u. 541 f. größere Zusätze zu den Anmerkungen über das älteste Faustbuch von 1587 nach Milchsack. S. 558 zu Anm. 1 über die englische Ansicht von Deutschland im 16. Jahrhundert.

Das Angeführte wird zur Genüge gezeigt haben, wie viel Arbeit und Fleiß der unermüdlich thätige Herausgeber dem Bande abermals gewidmet hat und mit wie vielem Recht dem entsprechend die neue Auflage sich wieder als eine verbesserte und vermehrte bezeichnen darf.

München. Dr. F. Lauchert.

XXIII.

Der Charitastag in Aachen.

(15 bis 17. Juli 1901.)

Der vom geistlichen Rath Msgr. Dr. Werthmann zu Freiburg i. Breisgau geleitete Verband aller derjenigen Vereinigungen, welche im katholischen Deutschland sich der Pflege der Charitas widmen, hatte sich im laufenden Jahre die altehrwürdige Kaiserstadt Aachen als Ort seiner Tagung auserſehen. Das an Heiligthümern und geschichtlichen Erinnerungen so reiche Gemeinwesen mochte wie unter diesen Gesichtspunkten so auch wegen der in ihm zu hoher Blüthe in unseren Tagen gelangten christlichen Charitas beim Vorstande den Ausschlag gegeben haben, als es sich um die Wahl des Ortes der heurigen Tagung handelte. Verdankt doch Aachen seine heutige Blüthe dem Stifter des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, Karl dem Großen, glänzend als Feldherr, Gesetzgeber, Staatsmann, aber nicht minder als Held christlicher Charitas, die sich nicht bloß in der Errichtung von Bisthümern oder Schöpfung von Klöstern, der Gründung von Stätten der Bildung, sondern auch in der Sorge um Arme und Bedrängte kundgab, die bis weit in das Morgenland hinein sich erstreckte.

Was aber die Pflege der Charitas im modernen Aachen anlangt, so darf die Stadt sich rühmen, auf diesem Gebiete von nicht vielen Schwesterstädten auf deutschem Boden überflügelt zu werden. Zum Beweise dafür sei es

gestattet, hier auf eine geradezu mustergültige Darstell
hinzuweisen, die, aus Veranlassung des Charitastages
standen, eine über diese Gelegenheit weit hinausgehende
deutung besitzt.[1]) Aus diesem Grunde hat die städt
Verwaltung die Schrift unter ihren Schutz genommen
einen Theil der Kosten ihrer Herstellung gedeckt. Aus
selben geht hervor, daß es kaum eine einzige F
menschlichen Elends, kaum eine Stufe der Entwicklung
menschlichen Leben gibt, die in den gemeinnützigen
anstaltungen Aachens nicht Berücksichtigung fände. A
dings tragen diese entsprechend der geschichtlichen Ent
lung der alten Kaiserstadt vorwiegend einen katholi
Charakter an sich. Doch haben die beiden Herausgeber
die charitativen Einrichtungen der evangelischen und isra
ischen Mitbürger in den Rahmen ihrer Darstellung einbezo

Selbstverständlich kann der Reichthum des Inhalts
nur oberflächlich gestreift werden. Wir erwähnen die F
sorge für Kinder in ihren schier unabsehbaren Formen.
reicher gestalten sich die Einrichtungen für jugendliche Perso
die uns entgegentreten in charitativen Fortbildungsansta
für männliche, und ganz besonders für weibliche Perso
Hier begegnen uns unter sieben Abtheilungen die vers
densten Einrichtungen zur Ausbildung von Fabrikarbei
inen für den künftigen Beruf der Gattin, Hausfrau
Mutter. Daran reihen sich Stiftungen zur Erziehung
Bildung im Allgemeinen, solche zur Ausbildung für wis
schaftliche und technische Berufe und endlich die Einrichtun
zum Schutz jugendlicher Personen und Frauen. Unter ih

---

1) Auskunftsbuch über die Wohlfahrts-Einrichtungen
Stadt Aachen. Aus Anlaß des VI. Charitastages des
bandes für das katholische Deutschland im Auftrage des ört
Ausschusses dieses Tages unter Beihülfe der Stadt Aachen her
gegeben von Dr. G. Talbot, Beigeordneter der Stadt Aa
und L. Wagels, Hauptlehrer. Aachen, Albert Jacobi &
1901. 8°. XII, 87 S.

[N]ennen wir: das Lehrlingshaus der armen Brüder vom [h]l. Franziskus, das Hospiz der Arbeiterinen, das Marien[h]ospiz für Fabrikarbeiterinen, das Mägdehaus, das Asyl für [h]eimathlose Mädchen. Je einseitiger die Hand jeder Fabrik[a]rbeiterin ausgebildet wird, je höher diese Einseitigkeit sich [e]ntwickelt mit der Feinheit der ihr zugewiesenen Aufgabe, [u]m so stärker entwickelt sich ihre Unfähigkeit zur Verrichtung [d]er rauhen und beschwerlichen Arbeiten des Hausstandes, in [de]n sie eines Tages treten soll. Hier haben katholische Kauf[h]erren Aachens und ihre Damen die Hebel eingesetzt und in [V]erbindung mit den geistlichen Frauenorden der Stadt [w]ahrhaft mustergültige Einrichtungen geschaffen, die am [W]iederaufbau der Familie des Fabrikarbeiters in opfer[fr]eudigem Wetteifer arbeiten.

In dem größeren, zweiten Theile der Schrift wird [di]e offene Fürsorge dargelegt. In einer fast unabsehbaren [P]rozession ziehen hier an unserm Auge vorüber all die [S]tiftungen der frommen katholischen Altvordern, von denen [u]nser heutiges Geschlecht, oft ohne ein Gefühl der Dankbar[ke]it, zehrt. Sie erinnern mich an den von meinem ver[eh]rten Lehrer Karl Joseph von Hefele im Colleg zu Tübingen [m]it soviel Vorliebe angerufenen Satz Luther's: „Unter dem [P]apstthum war des Gebens kein Ende.“ Eingehende Be[a]chtung verdienen dann die mit Sorgfalt behandelten all[ge]meinen und speziellen Krankenanstalten, die Hospitäler für [Si]eche und alte Personen, die Fürsorge für besondere Ge[b]rechen und die bessernde Fürsorge. Die hervorragend [b]rauchbare Schrift möchte ich nach zwei Richtungen warm [e]mpfehlen; sie muß jedem Vertreter der Socialdemokratie [di]e Schamröthe in das Gesicht treiben und kann jederzeit [a]ls kraftvolle Verwahrung wider seine grundstürzende Welt[a]nschauung benützt werden. Sodann besitzt sie eine vorbild[li]che Bedeutung für Arbeiten ähnlicher Art, die man aller[or]ts in den Kreisen der deutschen Katholiken unternehmen [so]llte. Wir besitzen mehr Schätze, als wir glauben möchten.

Das „Auskunftsbuch über die Wohlfahrts-Einrichtun
der Stadt Aachen“ mußte bei allen Theilnehmern
Charitastages die günstigste Stimmung hervorrufen
hat wesentlich den glänzenden Verlauf der Verhandlun
beeinflußt. In der ehrwürdigen Münsterkirche, an deren
siviſcher Ausschmückung fleißige Hände seit Monaten
regen, wurde durch Hochamt der Segen Gottes auf
Verhandlungen herabgefleht. Zum Bedauern aller Mitgli
der Tagung sah sich der hochwürdigste Herr Erzbischof
Köln am Erscheinen verhindert. Um so lebhaftere Fre
empfand man über die rege Theilnahme der hohen Beamt
schaft. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Excellenz Na
und der Präsident der Regierung in Aachen, Herr
Hartmann, welche der Leiter des Ortscomitees Ehr
stiftsherr Metzmacher in warmen Worten begrüßte, folg
den Verhandlungen am Dienstag 16. Juli Vormittag
lebhaftem Interesse, ließen sich beide in den Charitasverba
als Mitglieder aufnehmen, und außerdem legte der H
Oberpräsident in einer warm empfundenen, tiefchristlic
Anrede seine Gesinnungen bezüglich der Charitas dar.
im Fluge hatte der erste Staatsbeamte der Rheinprov
sich die Herzen der Anwesenden erobert. Außerdem wa
erschienen die Centrumsabgeordneten Landgerichtsdirek
Schmitz aus Düsseldorf, Kaplan Dasbach, Sittart u.
sowie der Graf Droste-Vischering-Erbdroste aus Müns
welcher in Verbindung mit Bürgermeister Dr. Talbot
öffentlichen Versammlungen leitete. Mit Ausnahme
Begrüßungsabends hat die katholische Bevölkerung, i
besondere die Frauenwelt, den Verhandlungen das lebhaft
Interesse entgegengebracht. Die erste öffentliche Versamml
am Dienstag Abend (16. Juli) in der Halle des zoologisc
Gartens, die für den jüngst durch Brand verwüsteten gro
Saal des Karlshauses gewählt werden mußte, wies dreitaus
Besucher auf. Oberster Leiter aller Berathungen war geistlic

Rath Msgr. Werthmann aus Freiburg im Breisgau, der Chef des Charitaswerkes.

Aus dem Rechenschaftsbericht erhellt, daß dem Vereine angehören 8 Bischöfe, 10 Mitglieder von Fürstenhäusern, 35 Mitglieder des Adels, 207 Vereine und Anstalten, 49 Mitglieder von Domkapiteln, 742 Seelsorger und 786 Laien. Die Einnahmen des letzten Jahres betrugen 15,773 M., die Ausgaben 15,560 M. An den Rechenschaftsbericht schließt sich sofort der erste Vortrag, in welchem der beigeordnete Bürgermeister Dr. Talbot von Aachen über die Wohlfahrtsanstalten und Wohlfahrtseinrichtungen der Stadt Aachen trefflich sich verbreitete. Die Rede stellte eine Erläuterung des in der genannten Schrift niedergelegten Stoffes dar. Redner betonte, daß das neue preußische Fürsorgegesetz in Aachen bereits erfreuliche Früchte getragen. Die freie Armenpflege arbeitet, was als hoher Gewinn zu bezeichnen, mit der städtischen Hand in Hand. Auffallend ist die Thatsache, daß das Steigen und Fallen der Noth wenig beinflußt wird vom Auf- und Niedergang der Industrie. Der höchste Prozentsatz der Unterstützten, nämlich 51, entfällt auf Altersschwache (31 Proz. Kranke). Von den Altersschwachen waren ein Drittel vorzeitig Altersschwache. Dieser hohe Prozentsatz wird von Dr Talbot zurückgeführt auf die früher weit verbreitete Kinderarbeit, das Zusammenarbeiten der beiden Geschlechter in Fabriken, das frühe Heirathen, den vielfach leichtlebigen Sinn der Bevölkerung. Ferner berührte er die Thätigkeit der Volksküchen und der gemeinnützigen Gesellschaft zur Hebung der Wohnungsnoth.

Professor Dr. Wesener, Oberarzt der Abtheilung für innere Krankheiten im Mariahilf-Hospital in Aachen, behandelte „die Bekämpfung der Trunksucht in ihrer charitativen und socialen Bedeutung". Am Schlusse des bedeutungsvollen Vortrags faßte er in dankenswerther Weise den sehr reichen Inhalt in folgende Thesen zusammen: 1. Völlige Enthaltung des Alkohols für gesunde Kinder bis zum 14. Lebensjahre,

sodann für alle Trinker und alle, die es gewesen sind un
davon geheilt wurden, für die, deren Eltern Trinker ware
sowie für Geisteskranke und geheilte Geisteskranke. 2. En
haltung von gewohnheitsmäßigem Alkoholgenuß ist gebot
für die Jugend vom 14. bis 18. Lebensjahr. 3. Absolu
Mäßigkeit ist erforderlich für alle übrigen nicht gesund
Personen. 4. Relative Mäßigkeit ist die Pflicht aller Pe
sonen. Schließlich richtete Professor Wesener, in welch
die Gelehrsamkeit eines Professors mit den Erfahrung
eines praktischen Arztes und dem Glauben eines fromm
Katholiken sich paart, an alle seine Amtsgenossen die inn
Bitte, sich auf diesem Gebiete in den Dienst der Charit
zu stellen.

In der zweiten berathenden Versammlung, die Dienst
16. Juli im Kurhause zu Burtscheid (das Aachener Kurha
ist im Umbau begriffen) um 4 Uhr stattfand, sprach d
Fabrikant Albert Kern aus Aachen über „die hauswir
schaftliche Unterweisung schulentlassener Mädchen aus d
Arbeiterstande". Der Redner, ein humanistisch gebilde
Fabrikbesitzer, hat im Bewußtsein der schweren gesellscha
lichen Pflichten, welche den Trägern der Industrie gegenüb
der Arbeiterschaft obliegen, die erste Anregung zur E
richtung der sonntäglichen Unterrichtskurse im Hauswesen
Fabrikmädchen gegeben, im Verein mit seiner ideal gesinn
Gemahlin und anderen echt christlichen Damen und mit A
wendung reichlicher Geldspenden denselben verwirklicht u
zu immer weiterer Entwicklung weitergeführt. Dank
energischen Förderung des Werkes durch den Herrn Ob
bürgermeister Veltman und den Aachener Verein
Volkswohlfahrt blühen heute sechs Handarbeitsschulen
720 Mädchen. Zwei Kochkurse und vier Bügelkurse wurd
im Laufe der Zeit angegliedert. Der mit ungewöhnlic
Sachkenntniß ausgearbeitete Vortrag klang aus in den Sa
Gut eingerichtete Wohlfahrtspflege zur Besserung unse
socialen Zustände durch Erneuerung und Belehrung

christlichen Familie — das ist das Werk der Barmherzigkeit, das unserer Zeit besonders noth thut.

Fräulein Breuer, Elementarlehrerin aus Neuß, verbreitete sich, als Vertreterin des Verbandes katholischer Lehrerinen, über „die Haushaltungskurse für die Mädchen der obersten Klasse der Elementarschule“, deren Nutzen, ja Nothwendigkeit, sie geschickt begründete. Nach ihr betrat die Rednerbühne Freifrau Dorette von Schenk zu Schweinsberg in Nieder-Schleiden und sprach über „Wirthschaftliche Frauenschulen zur Heranbildung von Frauen und Jungfrauen für sociale Hilfsarbeit“. Den Kern des Vortrages bildete die Forderung: Jede Hausfrau muß ein Einjährig-Freiwilligenjahr in einer wirthschaftlichen Frauenschule durchgemacht haben. Verwirklichung hat ihr Plan in der von ihr geleiteten Anstalt gefunden, über den sie einen Jahresbericht vertheilen ließ.

Zur Beseitigung der Kurpfuscherei und zu schneller und gediegener Hilfe in Fällen der Krankheit vor Ankunft des Arztes, sowie zur Hilfeleistung desselben auf dem platten Lande hat man das Institut ländlicher Krankenpflegerinen“ ins Leben gerufen. Ueber diese Einrichtung hielt der bei der Provinzialverwaltung der Rheinprovinz in Düsseldorf angestellte Landesrath Brandts einen sehr belehrenden Vortrag. Einem katholischen Priester, Rektor Kiem zu Arenberg, gebühre das Verdienst, den Anstoß zur Ausbildung solcher Kurse gegeben zu haben. Die Kurse finden statt zu Arenberg bei Ehrenbreitstein (Coblenz). 14 Tage ist der Unterricht theoretisch, dann werden die Mädchen auf Krankenhäuser vertheilt, wo vier Wochen lang praktische Ausbildung stattfindet. In drei Jahren sind 110 Mädchen ausgebildet worden, welche dem Westerwald und rauhen Gegenden des Regierungsbezirks Trier entstammen.

Eine Vertreterin des kath. Lehrerinenverbandes machte hierauf Mittheilung von der Gründung eines katholisch-deutschen Lehrerinenheims in Paris. Die Ein-

richtung ist getroffen für die Lehrerinen und Erzieherinen, die sich zwecks Erlernung der französischen Sprache in Paris aufhalten müssen. Durch das Heim sollen nicht junge Lehrerinen nach Frankreich gelockt werden, sondern es soll den jungen Lehrerinen eine bessere Gelegenheit, als das Engagement in einer französischen Familie, geboten werden, wo sie sich in der französischen Sprache üben; das Heim hält also die deutschen Lehrerinen direkt ab, im Auslande zu bleiben. Damit ist wohl das erheblichste Bedenken beseitigt, das gegen die Errichtung des Heimes laut wurde. Das Haus ist gelegen in der Rue Fondary Nr. 5—6. Vorsteher ist P. L. Helmig.

Für die erste öffentliche Generalversammlung, Dienstag Abend, waren drei Vorträge angekündigt. Den ersten hielt der päpstliche Hausprälat, Stiftsherr Dr. Bellesheim aus Aachen über „die Krankenpflege in den Häusern der Armen und das gemeinnützige Wirken der Aachener Armenschwestern vom hl. Franziskus.“ Redner schilderte eingehend den Dienst der Schwestern bei den Armen, sodann die Arbeit der Franziskanerinen in den Hospitälern, deren sie 15 in Deutschland und 14 in den Verein. Staaten von Nordamerika leiten. Die Einrichtungen der letzteren wurden auf Grund der ärztlichen Berichte eingehend geschildert. Den Strom des Segens bis zu seinen tiefsten Quellen verfolgend, zeichnete Redner auch ein Bild der ehrwürdigen Mutter Franziska Schervier, einer der größten Töchter Aachens im 19. Jahrhundert, welche die Genossenschaft ins Lebens gerufen.[1]) Noch manche edle deutsche Frauen, die auf Königsstühlen sitzen, oder Fürstenkronen tragen, werden die folgende Stelle aus der Rede mit Vergnügen entgegennehmen:

„Könnten die Schlachtfelder Dänemarks und Frankreichs reden, sie würden uns erzählen, wieviele Cholera- und Pestkranke von unseren Franziskanerinen Pflege empfingen, wievielen

1) Ueber Franziska Schervier vgl. diese Zeitschrift CXII, 861.

utenden Kriegern sie die Wunden verbunden, wievielen
machtenden Soldaten sie den letzten labenden Trunk bereiteten,
evielen Verschiedenen sie die Augenlieder zugedrückt. Es
t eine Persönlichkeit gegeben, welche, von der göttlichen
rsehung an die Spitze der gesammten deutschen Frauenwelt
tellt, mit der Macht kaiserlichen Einflusses sie gefördert, mit
n sicheren Blicke eines warmfühlenden Frauenherzens die
twicklung der Genossenschaft unablässig verfolgt hat. Und
ch mehr. In schweren Zeitläuften, deren wir heute nur mit
n Gefühle tiefer Wehmuth gedenken, hat die hochselige
aiserin und Königin Augusta, mit mächtigem Arm
it ausholend, ihren fürstlichen Mantel um Franziska und
re Genossenschaft gelegt und ihren Fortbestand in bessere
iten hinübergeführt. Niemals soll das Andenken an diese
chselige, echt christliche, mit der großen Tochter unserer Stadt
rch warme Freundschaft verbundene Kaiserin und Königin
ugusta in unseren Kreisen erbleichen, nie der Dank der
ürgerschaft Aachens gegen diese treubesorgte Landesmutter
sterben."

Msgr. Professor Dr. Schröder aus Münster behan=
lte sodann die Mutterliebe, die, weil sie die opfer=
uthigste ist, als das Urbild der christlichen Charitas zu gelten
t. Seine geistvollen Ausführungen wurden theologisch
egründet und dann auf die socialen Bethätigungen an=
ewendet. Auch des bürgerlichen Gesetzbuches mit seiner
en Code Napoléon weit überragenden Auffassung hinsichtlich
er Würde der Frau wurde gedacht. Eine geradezu hin=
eißende Beredsamkeit mit Bezug auf Stimme, Deklamation,
nwendung der für den Redner verfügbaren Mittel zur
inwirkung auf das Gemüth, und Inhalt entfaltete der
ominikaner P. Dalmatius aus Venloo in Holland. Er
hilderte den modernen Pauperismus, den man nur mit
inem vom Herzen kommenden und zum Herzen dringenden
lmosen zu bekämpfen vermöge. Hier könne und müsse auch
er Unbemittelte eintreten, auch in die kleine Gabe könne
er Spender sein Herz legen. Die Pracht der Bilder und

Gleichnisse, deren der Sohn des Stifters des Ordens der Predigerbrüder sich bediente, hinterließ bei der Zuhörerschaft den tiefsten Eindruck.

Der zweite Tag der Charitasversammlung begann Mittwoch 17. Juli im Kurhause zu Aachen-Burtscheid mit ernster Arbeit und lebhafter Betheiligung besonders der katholischen Frauenwelt morgens neun Uhr. Der Benediktiner Dr. Förster, in der Abtei Maredsous in Belgien ansässig, aber aus der Umgegend von Aachen stammend, führte sich als geistvoller Vermittler zwischen Belgien und Deutschland ein durch seinen Vortrag über die Charitas in Belgien. Er schilderte die charitative Thätigkeit der katholischen Universität Löwen durch die Schöpfung einer Abtheilung für politische und sociale Wissenschaft, besprach die Verdienste der katholischen Regierung Belgiens um Hebung der Lage der Arbeiter und erwähnte die Industrie- und Arbeitsräthe und die Fürsorge für Arbeiterwohnungen und Altersversicherung. Die letztere hat zur Gründung von auf Gegenseitigkeit beruhenden Versicherungsgesellschaften auf Altersrente geführt. Das Armenvermögen Belgiens, welches aus säcularisirtem katholischem Kirchengut besteht, reicht aus, um 5/6 der Kosten für die Armenpflege zu decken, während das letzte Sechstel von den Gemeinden geleistet wird. Die sieben Millionen Katholiken Belgiens leisten verhältnißmäßig am meisten für den Peterspfennig. Hervorragende Damen widmen sich dem Beruf der Katechetinen. Arbeitermissionare (in Lüttich durch Msgr. Doutreloux begründet) rufen Arbeiterhospize ins Leben. Dank den edlen Bemühungen gemeinnütziger Vereine sind in wenigen Jahren 3000 Arbeiter Eigenthümer von Wohnungen geworden. „Burenbonds“ arbeiten nach Art der Raiffeisenkassen. Ein antisocialistisches Werk ist „Het beste Brod“ in Antwerpen, das mit einer Lebensversicherung verbunden ist. Sehr angemessen betonte der Redner die Thatsache, daß die herrlichen alten katholischen Schöpfungen Belgiens im Gebiete der Charitas, welche das

moderne Belgien zu verstärken sucht, nicht in der Furcht vor dem Socialismus, sondern in der katholischen Nächstenliebe ihre Quelle besitzen. Schließlich wünscht der Redner die Anlage vergleichender Statistiken zwischen belgischer und deutscher Charitas. Unmittelbar hieran reihte sich der köstliche Vortrag der Frau Justizrath Trimborn aus Köln über die von katholischen Damen zum Schutze unbemittelter Mädchen eingerichtete Bahnhofsmission.

Nunmehr berichtete der königl. Landgerichtsdirektor Schmitz aus Düsseldorf über das am 1. April 1901 ins Leben getretene preußische Gesetz der Fürsorge-Erziehung und die Betheiligung katholischer Vereine an der Ausführung desselben.[1]) Die Würde und den Ernst des Richters mit der Gelehrsamkeit eines Professors und der Beredsamkeit eines Abgeordneten verbindend, legte der Vortragende Entstehung, Zweck, Inhalt und charitative Bedeutung des Gesetzes meisterhaft dar. Als Urheber und Vater dieses wichtigen socialpolitischen Gesetzes sprach H. Schmitz mit einer Wärme und Güte, welche zur Bewunderung hinriß. Die Einfügung wichtiger Fälle aus der Praxis belebte den an sich etwas trockenen Gegenstand in angenehmster Weise. Die Vereine müßten systematisch vorgehen, Listen führen und die Fälle im Verein besprechen. Darauf seien Anträge beim Amtsrichter einzureichen. Diesem Gesetze, das auch eine religiöse Erziehung vorsieht, unterstehen alle Personen vom 12. bis 18. Lebensjahre, mit der Maßnahme, daß der Minderjährige bis zum 21. Jahre in der Anstalt festgehalten werden könne. Während die vornehme Haltung des Hrn. Landgerichtsdirektors mich an den verstorbenen Peter Reichensperger erinnerte, stellte die Form des Vortrages und der

---

1) Die Fürsorge-Erziehung Minderjähriger. Preußisches Gesetz vom 2. Juli 1900 von Ludwig Schmitz, Landgerichtsdirektor. III. Aufl. Düsseldorf, Schwann 1901.

Adel der Diction eine glänzende Leistung forensischer Be
samkeit dar, wie man ihr selten heute begegnet.

Aus der Zahl der weiteren Vorträge nennen wir
des Hrn. Dr. med. Blum aus M.-Gladbach über die
sundheitliche und sittliche Bedeutung der Wohnungsfr
mit besonderer Berücksichtigung der Bekämpfung der Tu
kulose als Volkskrankheit, des Msgr. Werthmann über
Art der wirksamsten Verbreitung und Anwendung der Chari
ideen, des Amtsgerichtsraths Dr. Laarmann aus Essen
kritiklose Wohlthätigkeit. Den Schlußvortrag hielt der Rei
tagsabgeordnete Justizrath Trimborn aus Köln über
Pflichten der höheren Stände auf dem Gebiete der Char
und der socialen Thätigkeit". Wenngleich die mit m
erschütternder Begeisterung gehaltene Rede des Humors
entbehrte, so enthielt sie doch tiefernste Wahrheiten, die
auch an unsere höhere Frauenwelt richteten und ihr e
Spiegel ihrer hohen socialen Verpflichtungen vorhiel
Ergebenheits-Telegramme ergingen an Papst und Kaiser
wurden sofort von beiden allerhöchsten Personen beantwo
Zahlreiche Erklärungen zum Beitritt in den Charitasverb
erfolgten im Lauf der schönen Tage, die von den Mitglie
auch benützt wurden, um unter sachkundiger Leitung
Wohlfahrtseinrichtungen der Stadt Aachen in Augensc
zu nehmen. In dieser Richtung ist der Hr. Oberbür
meister Veltman den Wünschen des Charitastages, de
Sitzungen er mit Aufmerksamkeit gefolgt und dessen Zi
er in wohlgesetzter Rede seine warme Anerkennung bekun
mit größter Bereitwilligkeit entgegengekommen.

Alles in Allem: der Charitastag ist herrlich verlau
er hat zu fruchtbaren Erörterungen Anlaß dargeboten,
hat den alten Satz der Heilkundigen mit neuem Ans
umgeben: In magnis morbis magna remedia.

XXIV.

Die Frauenfrage.

X. (Schlußartikel.)

In der Einzelfamilie wie in den natürlichen Erweiter-
ngen derselben, im Volke, im Staate und in der ganzen
Renschheit kommt dem ausgebildeten Weibe eine vermittelnde
Stellung zwischen dem Manne und dem Kinde, der aktuell
rrschenden Generation und der heranwachsenden zu. Mit
inem Worte bezeichnen wir diese Vermittlung als Mütter-
hkeit. Die erste und wichtigste Aufgabe der Frau ist und
eibt daher die mütterliche Erziehung des heranwachsenden
eschlechtes. Mit der weiblichen Persönlichkeit ist diese Auf
be, die ihrer Natur nach im Inneren der Familie geleistet
rden muß, ebenso unzertrennlich verbunden wie mit der
erson des Mannes die Aufgabe, mit väterlicher Autorität
e Familie zu leiten, nach außenhin aber zu vertreten und
ter Umständen zu vertheidigen. Weil das Weib nicht
ater und der Mann nicht Mutter werden kann, darin ist
hließlich die kürzeste und bündigste Antwort auf die Frage
elegen, warum von absoluter politischer Gleichberechtigung
wischen den Geschlechtern in einem vernünftig geordneten
Gemeinwesen nicht die Rede sein kann.

Mit dieser Erkenntniß, die im Vorausgehenden eine
erhältnißmäßig sehr ausführliche theoretische Begründung

erfahren hat, gehen wir nun an die praktischen Forderungen, welche die heutige Frauenbewegung im Interesse der Erziehung des Weibes, seines Rechtsschutzes und seiner wirthschaftlichen Selbständigkeit stellt. Indem wir den katholischen Maßstab anlegen, haben wir nach diesen drei Richtungen hin anzudeuten, was die Grundsätze der Kirche wie ehedem so auch heute verlangen, und was nach diesen Grundsätzen von den außerkirchlichen Bestrebungen annehmbar ist.

1. Was ist vom katholischen Standpunkte für die Mädchenerziehung in der Gegenwart vonnöthen? — Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes muß vor allem dahin abzielen, der menschlichen Gesellschaft pflichtgetreue Mütter zu geben, die als solche in der Nachfolge Christi das letzte Ziel jedes Christen, die ewige Glückseligkeit, erreichen können. In dieser Antwort ist kein Unterschied zwischen Ehefrauen und Jungfrauen gemacht, obgleich nach der Lehre des Evangeliums und nach dem Zeugniß der Kirchengeschichte gegenüber der großen Mehrzahl der für die Ehe heranwachsenden Mädchen stets eine Anzahl den Beruf zum jungfräulichen Leben erhält. Der mütterliche Erziehungsberuf ist eben nicht ausschließlich an den physiologischen Geburtsvorgang geknüpft. Leider müssen heute allzuoft unverheirathete Frauen mit wahrhaft mütterlichem Sinne die Mutterpflichten an Kindern übernehmen, welche von ihren leiblichen Müttern vernachlässigt werden. Das neue „Fürsorgegesetz“ in Deutschland ist der deutlichste Beleg hiefür. Diesen mütterlichen Sinn soll nun die Jungfrau dank ihrer Erziehung in die Ehe bereits mitbringen oder auch als Ehelose bethätigen. Die Nothwendigkeit und Unersetzlichkeit desselben ist katholischerseits stets aufs nachdrücklichste anerkannt worden. Der Erziehungstheorie ist, wie überall bei gesunder Entwicklung, die Praxis vorausgegangen. Von der Apostelzeit an nämlich bis zur Gegenwart wuchsen unter der Pflege der Kirche exemplarische Mütter mit dem Evangelium im Herzen heran, von denen die wenigsten bekannt

wurden. Wir werden an die bekannte Schilderung erinnert, die Chrysostomus von seiner Mutter (De sacerd. I. 2.) gibt, wenn wir z. B. die Erinnerungen des durch seine Krankenheilungen berühmt gewordenen Fürsten Alexander Hohenlohe († 1849) an seine Mutter lesen.

„Den ersten Religionsunterricht", schreibt er, „erhielt ich von meiner geliebten Mutter und zwar erhielt ich ihn, sobald ich der Rede mächtig war. Durch sie wußte ich von Gott, daß von ihm alles Gute kommt, daß er alle Freuden gibt und von den Kindern nur Gehorsam und Wahrhaftigkeit fordert. . . . Das Mutterwort und noch mehr der in Liebe überfließende Muttersinn legten den Grund zur Pietät, den dann der Religionslehrer nur zu erläutern hatte. Dank dir, vielgeliebte Mutter, ewig bleibe ich dein Schuldner! So oft dein Blick, dein Wandel, deine herben Leiden, dein Schweigen, deine mütterliche Hand, die uns Kinder früh und am Abend segnete, und deine betende Stellung mir vors Auge trat, ward mir schon von frühester Jugend an die Sehnsucht nach dem Himmel, das Gefühl der Religion, so tief ins Herz geprägt, daß später kein Zweifel, kein Reiz, kein entgegengesetztes Beispiel, kein Leiden, kein Druck, ja sogar keine Sünde dasselbe ertödten konnte". Am Grabe konnte der fürstliche Priester seiner Mutter (1836) die Worte nachrufen: „Sie gehörte, so lange sie unter uns lebte, jener Zahl von Müttern an, die in unseren Tagen immer mehr und mehr sich vermindert; solche Mütter nämlich, die durch eine sorgfältige, wachsame und christliche Kinderzucht dem Andrange des Unglaubens einen festen Damm zu setzen vermögen. Selbst Mutter von 17 Kindern, die sie dem Einen Gatten gebar, ward es ihr, die durch gottesfürchtigen Gehorsam gebildet, die kindlichen Pflichten kannte, leicht und lieblich, ihre eigenen Kinder zu erziehen".[1])

Mußte Hohenlohe vor 65 Jahren über die Verminderung solcher „durch gottesfürchtigen Gehorsam gebildeten" Mütter

1) Aus dem Nachlasse des Fürsten Alexander Hohenlohe, weil. Bischof von Sardika rc. Gesammelt u. herausgegeben von S. Brunner. Regensburg. 1851. S. 6.

klagen, so wird heute die Ausrottung derselben systematisch angestrebt, wenn in „Volkshochschulvorträgen“ „jedes Moralprincip des Gehorsams als schlechterdings unsittlich“ erklärt wird.[1]) Die eben als Wahrheit ohne Dichtung geschilderte Mutter, die sich ihre Religion nicht nach subjektiven Gefühlen oder nach beliebiger Auslegung der Bibel bildet, sondern die unveränderlich gegebene Glaubenswahrheit Christi in ihr Fleisch und Blut übergehen läßt, um sie auf die Kinder zu vererben, wächst nur in der katholischen Kirche auf. Weder Pestalozzi noch Fröbel noch sonst ein Pädagoge mit Kindergarten-Surrogaten u. dgl. vermögen solche Mütter zu bilden. Die katholischen Pädagogen Johannes Dominici, Ludwig Vives, Fenelon, Sailer, Dupanloup u. a. haben die Mädchenerziehung theoretisch auf die Erziehung solcher Mütter hinzuleiten versucht. Gleichwohl finden solche Ideale keine oder nur geringe Beachtung, weil sie als „mittelalterlich und katholisch“ für „das reine Menschenthum der Gegenwart“ nicht mehr taugen. Der Vorwurf der „Rückständigkeit“ gegen die Katholiken fließt hieraus wie von selbst. Wie Vorurtheil und Unwissenheit die unlautere Quelle dieses Vorwurfs bilden, mag uns ein Beispiel aus dem erweiterten Gebiete der Mütterlichkeit darthun. Die Krankenpflege verlangt auch außerhalb der Grenzen der Einzelfamilie die sorgsame Frauenhand mit dem mütterlichen Sinne an erster Stelle. Luise Büchner hat in ihrem oben eingehend besprochenen Büchlein diesem Gegenstande das Kapitel „Die weibliche Krankenpflege“ (S. 233—240) gewidmet. Sie ist vorurtheilsfrei genug, den Schaden anzuerkennen, den die sogen. Reformation diesem socialen Faktor gebracht hat, und sie läßt auch den religiösen Genossenschaften ihren Werth.

„Sie“, heißt es von den letzteren, „bewiesen aufs neue, wie es eine der schönsten und liebevollsten Seiten des mütter-

---

1) Vgl. Lipps, „Die ethischen Grundfragen“, besprochen in Commer's Jahrbuch für Philos. und spek. Theol. 1901. Bd. XV, 401.

chen Berufes der Frau ausmacht, den Leidenden zu trösten und zu erquicken. . . . Bald konnten sie nicht mehr entbehrt werden, ihre Zahl wuchs, aber doch noch lange nicht genug, dem Bedürfniß auch nur annähernd zu genügen, und — wie trefflich auch das Wirken dieser geistlichen Genossenschaften sein mag, sie ließen und lassen sich nicht mehr einfügen in den Geist des Jahrhunderts, sie vermögen nur noch wenige in das Bereich einer Thätigkeit zu ziehen, die durch mittelalterliche Formen allzusehr beschränkt ist".

Die Sonderbarkeit der letzten Behauptung ist durch den sonderbaren Satzbau genügend gekennzeichnet. Der Gedankenstrich in demselben ist ein vortrefflich angebrachter Wegweiser, der aber nicht zur Unvereinbarkeit der religiösen Genossenschaften mit der Gegenwart hinleitet, da die Thatsachen das Gegentheil beweisen, sondern zu dem Vorurtheil der Verfasserin. Dieselbe sieht aber wie gewöhnlich an andern „das Vorurtheil", indem sie fortfährt:

„Aber noch lange hielt man trotzdem an dem früheren Vorurtheil fest . . . und war überzeugt, daß nur religiöse Schwärmerei es den Höhergebildeten möglich mache, ohne sichtbaren Entgelt sich diesem Berufe voll Aufopferung und Entsagung zu widmen. Da war es einer edlen Frau vorbehalten, mit einem Schlage, mit einer That der seltensten Menschenliebe diese Vorstellung zu vernichten, und der Name von Miß Nightingale wird dafür noch nach Jahrhunderten in den ersten Reihen derjenigen gelten, die als Wohlthäter des Menschengeschlechtes bezeichnet werden. Sie und die Gefährtinen bewiesen es während eines mörderischen Krieges, was der Genius des reinen Menschenthums zu leisten vermag, ohne Schleier, Gelübde und Ordenskleid".

Es fällt uns nicht ein, der genannten Engländerin ihren verdienten Ruhm streitig zu machen. Nur müssen wir der Wahrheit zuliebe in Abrede stellen, erstens daß M. Nightingale einen wirklichen Umschwung hervorgerufen hat, zweitens daß die katholische Kirche die Liebesthätigkeit ausschließlich an den Ordensstand oder gar an die Kleidung gebunden hat,

drittens daß diese Leistnng „des reinen Menschenthums" au
nur einen schwachen Vergleich aushält mit dem durch Jah
hunderte erprobten Wirken der katholischen Frauenord
Bezüglich der Persönlichkeit aber sei im patriotischen Interes
der zu Florenz geborenen Engländerin die deutsche Stifter
„der armen Dienstmägde Christi" zu Dernbach (Nasso
Katharina Kasper an die Seite gestellt, zumal beide i
selben Jahre und Monate (Mai 1820) das Licht der We
erblickten. Welche von beiden hat persönlich und durch ih
Einwirkung auf die Nachwelt mehr geleistet? Ohne Vor
urtheil wird die Antwort zu Gunsten der deutschen kath
lischen Ordensstifterin ausfallen. Was die armen Diens
mägde Christi auf den Schlachtfeldern von 1866 und 1870/7
geleistet haben, hat die Kaiserin Augusta in besonderer Wei
anerkannt. Bei ihrem Tode (2. Februar 1898) hinterläß
Katharina Kasper 2000 geistliche Töchter in 200 Niede
lassungen in und außer Europa zurück.[1]) Damit hält Mi
Nightingale keinen Vergleich aus. Gleichwohl steht die ve
hältnißmäßig ausführliche Biographie der letzteren in Meyer'
Conversationslexikon (5. Aufl. 1897); die Genossenschaft de
Dienstmägde Christi ist darin ohne den Namen der Stifteri
in drei Zeilen abgethan.

Dieses Beispiel von „Parität und Gerechtigkeit" in de
Bildung der öffentlichen Meinung gibt uns an dieser Stell
Anlaß, überhaupt auf den großen Unterschied aufmerksam z
machen, der in der Betheiligung an der heutigen Fraue
bewegung katholischerseits und außerhalb der Kirche hervortrit
Die katholische Frau hat zunächst nicht neue Grundsätze z
suchen, nach denen die Frauenfrage beantwortet werden soll
das erspart den Katholiken viele Unruhe, viele Reden un
viele Bücher. Was aber die persönliche Betheiligung an de
Aufgaben der Gegenwart betrifft, so ist zu beachten, wie vie
katholische Frauen und zwar nicht die letzten an Thatkra

---

1) Vgl. „Charitas" 1899. 4. Jahrg. S. 1—6.

und Geistesbildung ohne Aufsehen im Ordensstande organisirt und social thätig sind. Von den beiläufig 50,000 Ordensfrauen, die gegenwärtig auf deutschem Sprachgebiete sich befinden, greifen die meisten in die Erziehung im weitesten Sinne und in die Krankenpflege ein. Denselben stehen ungefähr 1300 Diakonissen protestantischerseits gegenüber; es müssen also noch mindestens 30,000 Frauen außerhalb der Kirche social und charitativ thätig sein, ehe nur die Zahl der katholischen Ordensfrauen erreicht ist. Wenn daher die katholischen Frauen weniger geräuschvoll ihre Thätigkeit entfalten, so ist das nicht sofort eim Zeichen ihrer Rückständigkeit.

Fragen wir hiernach im Einzelnen, was die Erziehung zur Mütterlichkeit in der Gegenwart zu wünschen übrig läßt, so ist zuerst die körperliche Gesundheit ins Auge zu fassen. Trotz alles Mißbrauches behält der Satz: Mens sana in corpore sano als Ziel der Erziehung doch seine Kraft. Daß gesunde Mütter und gesunde Väter die erste Bedingung für eine glückliche heranwachsende Generation sind, bestreitet Niemand. Nun werden aber die Klagen über den Rückgang der körperlichen Ausbildung der weiblichen Jugend besonders in Deutschland immer lauter. „Die Frage", heißt es in einer Empfehlung[1]) des von dem Turninspektor Hermann in Braunschweig verfaßten „Handbuches der Bewegungsspiele für Mädchen" (Leipzig 1901), „ob in der heutigen Zeit die Knaben oder die Mädchen dringender der leiblichen Erstarkung bedürfen, wird übereinstimmend dahin beantwortet, daß . . . . das dringendere Bedürfniß bei der weiblichen Jugend vorliege. Nach der Untersuchung zahlreicher Aerzte zeigen sich bei den Mädchen in ausgedehntem Maße Schiefwuchs (etwa fünfmal häufiger als bei Knaben), Entwicklungsbleichsucht, Appetitlosigkeit, allgemeine Schwäche, empfindsames aufgeregtes Wesen." —

1) Katholische Schulzeitung. Donauwörth 1901. S. 174.

Gewiß kann nun die Förderung der Bewegungsspiele
Uebel verringern. Gründliche Abhilfe jedoch ist wohl
von einer Reform des Schulwesens für die Mädchen zun
in der Volksschule zu erwarten, die ja freilich hinw
von einer Heilung der socialen Schäden überhaupt abhä
ist. Der Beobachter der Zeit kann sich nicht genug
wundern über manche führende Männer, welche die heu
Emancipationsbestrebungen mit grimmigem Zorne gä
unterdrücken möchten, obgleich sie durch die Beförderung
heutigen staatlichen Schulzwanges der Emancipation
Wege haben bahnen helfen. „Die Zeit", so kann H
Richter schreiben,[1]) „hat Mary Wollstonecraft's Forderu
zum Theil erfüllt, ja überflügelt. Ihr Drängen, der S
solle Lehrer anstellen, die von den Launen der Eltern
abhängig seien, ist heute einer selbstverständlichen Einrich
gegenüber gegenstandslos". Zu diesen Launen der E
rechnet der Staat aber auch viele berechtigte Forderun
die allein die Eltern bezüglich ihrer Kinder geltend zu ma
haben. Anstatt das Erziehungswerk der Eltern fortzus
und zu unterstützen, entwöhnt der extreme staatliche Sc
zwang die Eltern ihrer Erziehungspflicht. Entzieht
der Staat oft genug die Kinder „den Launen der Elt
um sie den Launen eines Lehrers zu überliefern?
denke an die Mehrzahl der österreichischen Volksschulle
aus Dittes' Schule, die mit dem Fanatismus und
Dünkel der Halbbildung es als ihre Aufgabe betrac
aus den ihnen anvertrauten „Christenkindern Menschen
machen." Der Staat hat die Mädchen des Volkes bis
vollendeten 14. Lebensjahre zu dem durchaus gleichen Sc
besuch wie die Knaben gezwungen, obwohl die Mädc
bildung vom vollendeten 12. Lebensjahre schon im Inte
der körperlichen Gesundheit andere Wege einzuschlagen hä

---

1) Mary Wollstonecraft, die Verfechterin der Rechte der F
Wien 1897. S. 59.

er Familie kann man beobachten, wie mindestens un-
von diesem Lebensjahre an unter den Kindern eine
heidung eintritt, indem die Knaben sich mehr an den
anschließen und ihre Spiele allein mit andern Knaben
während die Mädchen mehr mit der Mutter und
ädchen ihres Alters solidarisch werden. Durchschnitt-
id gewöhnlich zeigt sich in dem Mädchen dabei die
g, die Bethätigung der Mutter im Hause zu theilen.
Fingerzeige der Natur arbeitet der staatliche Schul-
mit allen jenen entgegen, welche die Coëducation auch
iesen Lebenstermin hinaus befördern und dem allgemein
hen Lebensberufe keine oder zu wenig Rechnung tragen.
hnelleren physischen Entwicklung der Mädchen und
Berufe entspricht es durchaus, daß vom vollendeten
hre an der Schulunterricht mit Ausnahme des Religions-
chtes nur von Frauen ertheilt, die Zahl der Schul-
i vermindert und den specifisch weiblichen und haus-
haftlichen Arbeiten besondere Rücksicht geschenkt werde.
ser Aenderung des Systems wird auch die nothwen-
und beste Rücksichtnahme auf die körperliche gesunde
klung der Mädchen enthalten sein.[1])
Mit dem Gesagten hängt eine andere Beeinträchtigung
ütterlichen und häuslichen Sinnes in Folge des ein-
n staatlichen Schulzwanges zusammen, worauf der
ernationale Congreß des katholischen Mädchenschutzes
aris (8.—9. Juni 1900) hingewiesen hat durch den
ht über die Haushaltungsschulen von Frl. v. Butzow.[2])
sehr erfahrene und besonnene Berichterstatterin hob
r, daß die écoles ménagères heute eine Nothwendig-
geworden sind, während die Mütter früherer Zeiten

---

[1]) Vgl. die empfehlenswerthe Schrift von Leopoldine Horváth, Die gebildete Frau. Graz, Styria. 1899. S. 70 ff.

[2]) Compte rendu du deuxième congrès international de l'oeuvre catholique de protection de la jeune fille. Fribourg (Suisse) 1900, p. 96—100.

darüber mit Recht gelacht haben würden. Ehedem richt
eben jede Mutter am häuslichen Herde diese Schule für ih
Töchter ein. Allerdings haben die Veränderungen auf volk
wirthschaftlichem Gebiete diese Stellung der Mutter zum
bei der sogen. Arbeiterbevölkerung erschüttert. Zuzugeben
auch, daß die Thätigkeit der modernen Frau im Haushal
in gewisser Hinsicht eine Verminderung erfahren hat. Se
richtig hat aber jüngst Dr. Pohle[1]) im Anschluß an Pr
G. Schmoller gezeigt, „daß von frauenrechtlerischer Se
diese Entlastung der Hausfrau durch die moderne ökonomisch
technische Entwicklung übertrieben wird, und daß der Hau
frau von heute neue Aufgaben für die ausgefallenen e
standen sind". Auf letzteren Punkt müssen wir bezüglich d
gebildeten und wohlhabenden Stände später noch zurü
kommen. Hier haben wir zunächst nur zu betonen, daß d
staatliche Schulzwang mit seiner Nichtbeachtung des Geschlecht
unterschiedes in der Volksschule nicht am wenigsten da
beigetragen hat, die Mädchen dem mütterlichen Unterric
im Hause zu entfremden und eine gewisse Geringschätzu
der häuslichen Arbeiten zu erwecken. Neuestens ist frei
auch bei den maßgebenden staatlichen Faktoren Deutschlan
das Interesse für die hauswirthschaftliche Ausbildung d
weiblichen Jugend erwacht, nachdem England, Amerika, Fra
reich, Belgien, Holland, Schweden und Norwegen durch
sociale Noth gedrängt mit der Errichtung von Haushaltun
schulen bereits vor 20 Jahren vorausgegangen sind.
vorzüglicher Weise verbreitet sich hierüber die Denksch
welche der Verein katholischer deutscher Lehrerinnen d
rheinischen Städtebunde unterbreitet hat.[2]) Im Rahm
der Volksschule wird darin der Haushaltungsunterricht
die Mädchen in einer Weise gefordert, die schließlich auf
oben gestellte Forderung der Abänderung der Mädchensch

1) Frauenfabrikarbeit und Frauenfrage. Leipzig 1900. S. 86-
2) Charitas. 1901. Bd. VI, S. 19—34.

. Jahre an hinausführt; daß nämlich der Haushaltungs-
icht die Coëducation aufhebt, wird wohl Niemand be-
n. Das Beste aber in der ausgezeichneten Denkschrift ist
erkennung, daß alle diese nothwendigen Bestrebungen ins
haus zurückführen sollen. „Die einzig völlig befriedigende
der Frage", heißt es diesbezüglich, „und zugleich das
l aller dahin gerichteten Bestrebungen ist, solange das
nhaus die christlich-häusliche Durchbild-
er Mädchen nicht zu bieten vermag, die obli-
sche Fortbildungsschule für Mädchen." Dieser Blick
tholischen deutschen Lehrerinen aufs Elternhaus ist
lls weiter, als der des Ministerialdirektors Germain
gischen Unterrichtsministerium, welcher die Nothwendig
es Haushaltungsunterrichtes 1887 also begründete-
ngen nicht die Verwaltungsbeamten, die Arbeitgeber:
Arbeiter selbst, energisch solche Maßregeln, die geeignet
em Mädchen aus dem Volke genügende Unterweisung
Hauswirthschaft und Gesundheitspflege zu sichern?
ie Schule richten alle diejenigen ihre Blicke, die
en, daß in unseren jungen Mädchen das Gefühl der
twortung, der Sinn für Ordnung und Sparsamkeit,
eist der Arbeitsamkeit und der opferfreudigen Familien-
geweckt wird. Und von der Volksschule, von der
altungsschule fordern sie eine solche Erziehung unserer
en." — Wenn wirklich die Schule allein all das leisten
und soll, warum hat dann der Staat, als er die
gsschule ohne jede oder wenigstens ohne genügende
cht auf die Familie und die Kirche einrichtete, so sehr
e den Mädchen zukommende Bildung vergessen? War
hwendig, daß die Einsicht von der Nothwendigkeit, den,
chen Lebensberuf in der Schule zu berücksichtigen, erst
langjährige Mißgriffe erworben werden mußte?
Mit Recht hat nämlich Frl. v. Butzow auf dem er-
ten internationalen Congresse zu Paris die einseitig
ichtete Staatsschule zum Theil wenigstens für die

Ueberfüllung des Lehrerinenberufes durch Mädchen, die über ihren Stand hinauswollen (les jeunes déclassées), verantwortlich gemacht. Während es vorkommt, daß um eine Lehrerinenstelle 600 Bewerberinen ihre Befähigungszeugnisse einreichen, werden die Bureaux der Haushaltungsschulen mit Nachfragen nach ausgebildeten Zöglingen bestürmt. Der Mangel an Rücksicht auf die Familie und die lange Vernachlässigung der eigenthümlichen weiblichen Ausbildung in der staatlichen Zwangsschule, verbunden mit der Beförderung der liberalen Freiwirthschaft durch den modernen Staat, hat auch beigetragen, um das arge Mißverhältniß zwischen der Zahl der Fabrikarbeiterinen und der weiblichen Dienstboten herbeizuführen. Der Statistik zufolge hätte die Dienstbotenzahl in Deutschland bis 1895 um 185,232 wachsen sollen; statt dessen beträgt der Zuwachs nur 31,543. Im Jahre 1895 fehlten der hauswirthschaftlichen Arbeit in Deutschland 153,689 weibliche Dienstboten, während der Zudrang der Mädchen zur Fabrikarbeit im beständigen Steigen begriffen war.[1]) Der Grund hiervon ist in der überspannten Sucht nach Unabhängigkeit, die im Gebundensein ans Haus sich eingeengt fühlt, und im Verlangen nach möglichst schnellem, barem Gelderwerb zu suchen, wovon das moderne Weib ebenso wie der moderne Mann ergriffen ist. Der hierin sich offenbarende Egoismus hat aber durch die moderne Staatsschule mit ihrer einseitigen Richtung auf das Diesseits, durch die Eingriffe in das Familienrecht und durch die Bevormundung der Kirche bedeutende Förderung erhalten.

Das Heilmittel gegen diesen sogenannten Zeitgeist können wir von der modernen Staatsschule allein, angefangen von der Volksschule bis zur Universität, nicht erwarten, es sei denn, daß sie sich wieder in das Verhältniß zur Familie und zur Kirche begebe, das u. a. Lorenz Kellner dargestellt hat.[2])

---

1) Vgl. P. Cathrein in den Laacher Stimmen. Bd. LIX, S. 26 bis 43. Sociale Praxis 1901. Jahrg. X, N. 19.

2) Freiburger Kirchenlexikon 2. Aufl. Art.: „Erziehung".

Pflicht der Katholiken ist es, diese Restauration anzustreben. Was dabei für die Geistes- und Herzenserziehung des weiblichen Geschlechtes insbesondere zu wünschen ist, haben wir noch anzudeuten. Dabei möchten wir besondere Rücksicht der Mädchenbildung der höheren Stände widmen.

Die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen weiblichen Geistesbildung begegnet uns fast auf Schritt und Tritt nicht bloß bei den frauenrechtlerischen Drängerinen sondern auch bei ernsten Geistern aller Parteien. Als die Petitionen des deutschen Frauenvereins „Reform" und des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins um Zulässigkeit und Regelung des Frauenstudiums 1891 vor der Württembergischen Kammer verhandelt wurden, sagte der Abgeordnete Freiherr v. Hermann mit Berufung auf seine vieljährigen Erfahrungen in der Erziehung dazu Folgendes:[1]) „Ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß der gegenwärtige Lehrgang der Töchter der gebildeten Stände, um mich mild auszudrücken, der denkbar unzweckmäßigste ist. Alles wird den jungen Mädchen gelehrt, nur nicht das, was sie als Frauen und Mütter wissen sollten ... Jede Kinderfrau, die ein oder zwei Kinder schlecht oder gut aufgezogen hat, beschämt mit ihrem Können die junge Frau, die zehn Jahre lang französisch radebrechen und ein Klavier malträtiren gelernt hat, die ihren Mommsen und Curtius auswendig und hier und da auch inwendig kennt." Ein ziemliches Korn von Wahrheit ist in dieser Uebertreibung eingeschlossen. Nicht weniger scharf hat Luise Büchner vor allem für die gebildeten Mädchen „die bescheidenen, aber gediegenen Kenntnisse in jenen ernsten Gegenständen gefordert, die wir heute so häufig als Aschenbrödelchen in den Hintergrund gedrängt finden, während die stolzen Salondamen wie Musik, Sprachen, Zeichnen sich ungebührlich hervordrängen zu glänzen und zu prahlen. Aber ein bischen französisch

---

1) Deutsche Frauen vor dem Parlament. Aktenstücke, gesammelt von W. Grimm. Weimar 1892. S. 99.

plaudern und einen schlecht stilisirten Brief schreiben, Lisz
und Thalberg spielen und die Heroen unserer Literatu
kaum dem Namen nach kennen, das ist die strafwürdigst
Zersplitterung, die grenzenloseste Verwirrung, welcher de
weibliche Bildungsgang anheimfallen kann. Was unsere
Mädchen zuerst Noth thut, ist eine ganz gründliche Kenntni
der Weltgeschichte und ihrer Muttersprache, der Geographi
die allgemeinen Naturgesetze und der klassischen Literatu
des Vaterlandes. Wenn nicht mehr gelernt, nicht meh
gelehrt werden kann — gut, es genügt wenigstens Nachdenke
zu wecken, Klarheit zu geben, dem Geiste eine bestimm
Färbung zu verleihen".[1]) — Das Eine Nothwendige, wa
vor allem die Charakterfärbung und Geistesklarheit verleih
die religiöse Ueberzeugung hat Luise Büchner unerwähnt g
lassen. Früher (Artikel VI) wurde bereits die Unzulänglic
keit der naturalistischen Erziehungstheorie, für die da
Büchner'sche Büchlein typisch ist, dargethan. Indem wir a
das dort Gesagte anknüpfen, weisen wir auf die christliche
und katholischen Reformvorschläge hin, welche allein eine A
stellung der gerügten Uebel herbeizuführen vermögen. W
weit bleibt Luise Büchner hinter einer Frau v. Remus
(† 1821) und einer Frau Necker († 1841) zurück! Was gi
beiden Frauen den Vorzug der Klarheit in der Angabe d
Mittel, dem Mädchen den nöthigen Lebensernst zu ve
schaffen? Die feste christliche Ueberzeugung von dem je
seitigen Lebensziele der Menschen. Der „Essai sur l' édu
cation des femmes" der Frau v. Remusat ist von de
Satze getragen, daß das menschliche Leben „eine Sendung
ist. „Man muß die Aufmerksamkeit des Kindes gleich a
diesen Gedanken richten, der uns zugleich mit unserem Nebe
menschen verbindet und mit dem Himmel verknüpft und d
für uns ein heilsamer Antrieb und die wirksamste Tröstun
wird. . . Das Bewußtsein dieser Sendung adelt die meiste

1) Die Frauen und ihr Beruf. 4. Aufl. S. 54.

ner scheinbaren Trivialitäten unseres Lebens, und ihm ver-
anken wir in jenem Glase Wasser des Evangeliums, das
Christi Namen gegeben wird, eine Gelegenheit unser Seelen-
eil zu wirken."[1]) Den kritischen Bericht aber über das
Buch der Frau Necker: L'éducation progressive ou étude
u cours de vie, dessen 3. Band den Titel trägt: Etude
le la vie des femmes, leitet E. von Sallwürk[2]) also
in: „Das Irdische ist ihr nur eine Reise ins Land des Ewigen
und Vollkommenen; das Geschäft der erzieherischen Lebens-
ührung ist es, dieses Ziel immer deutlich sichtbar zu
alten und dem Willen die Richtung dahin zu geben. In
dieser, wenn wir so sagen dürfen, transcendenten Grund-
timmung des ganzen Werkes der Frau Necker liegen die
großen Vorzüge, aber auch die Schwächen[3]) desselben. . . .
Es gibt kein Buch über weibliche Erziehung und wenige päda-
gogische Werke überhaupt vor dem der Frau Necker, welche

---

1) Auch L. Büchner möchte diese „kleinen Momente jedes wieder-
kehrenden Tages" adeln; aber vergeblich haben wir bei ihr ge-
sucht, wie diese Veredelung zu bewerkstelligen ist. Diese Zeitschr.
CXXVII, 816.

2) „Fenelon und die Literatur der weiblichen Bildung in Frank-
reich von Claude Fleury bis Frau Necker de Saussure". (Beyers
Bibliothek pädagogischer Klassiker) Langensalza 1886. (S. 382)
— Die tüchtige Arbeit, welche für die Frauenfrage der Gegen-
wart von hoher Bedeutung ist, wird trotz der gediegenen Wissen-
schaft und dem achtunggebietenden Streben des Verfassers, gerecht
zu sein, der Wahrheit und dem Christenthum nicht völlig gerecht.
Das Mittelalter und die Stellung des Cartesius zu demselben
in pädagogischer Hinsicht ist unrichtig beurtheilt. Obgleich
Douen's Buche: L'intolérance de Fénelon richtig die Objektivität
abgesprochen wird, zeigt sich S. doch von demselben zu Ungunsten
Fenelons beeinflußt, weil ihm der richtige Begriff von Toleranz
fehlt. Unter dem Banne der Kant'schen Anschauung von natür-
licher und reiner Sittlichkeit beanstandet er die Anschauungen
der Frau v. Remusat u. dgl.

3) Die „Schwächen" sind von Sallwürk nicht überzeugend nach-
gewiesen.

mit solchem Nachdruck auf Einheitlichkeit des Zieles und Zusammenstimmung aller Maßregeln in der Erziehung hinarbeiten." — Indeß finden wir in jedem katholischen Katechismus diese Harmonie grundgelegt, welche mit Recht an dem Necker'schen Buche hervorgehoben wird. Es ist die echte, uralte katholische Erziehungsregel, wenn Frau Necker vorzüglich den Gehorsam gepflegt wissen will, „den man als Triebfeder einsetzen muß, auch wo der Erziehung andere Mittel zu Gebote ständen[1]) Alles Handeln erhält dadurch die Weihe einer heiligen, von Gott geordneten Gesetzlichkeit und im Geleite des Gehorsams stehen alle sanften Vorzüge und hingebenden Tugenden der Frau. Der Mittelpunkt, von dem sie alle ausgehen, ist freilich die Religion". Die radikale Emancipation lehnt sie daher aufs entschiedenste ab. „Die Frau ist geschaffen zu lieben und sich unterzuordnen; diese Bestimmung ist allgemeinerer Natur und beschränkt sich nicht auf ihr Verhältniß zum Gatten." Auf Grund dieser Anschauung stellt Frau Necker die Moral der Religion weit über die Moral der Welt. Ihre Aufforderung, die Mädchen zur Regelung des inneren Menschen durch Kampf gegen die inneren Feinde, die oft als die süßesten Gefühle auftreten, und durch Entsagungen anzuleiten, ist nichts anderes als katholische, altchristliche und mittelalterliche Ascese. „Die Erziehung soll die Frauen von allem Egoismus befreien. Das Gebot des Evangeliums muß in ihnen zur vollen Wahrheit werden; denn wenn auch das Christenthum nicht etwa blos für die Frauen geschaffen ist, so scheinen doch die Frauen für das Christenthum ganz besonders angelegt zu sein."

Diese durchaus katholischen Ansichten sind in der reformirten Frau Necker durch die Betrachtung der Revolutionsgräuel, durch ernste und tiefe Lebensbetrachtung und gründ-

1) Hiermit erhebt sich Frau Necker weit über Frau Guizot, die vom Gehorsam gar keinen Begriff hat. Sallwürk a. a. O. 339.

liche Studien gereift. Mit denselben tritt sie dem katholischen Bischofe Fenelon am nächsten, mit dessen „Mädchenerziehung" nach Sallwürk's Urtheil „sich keine der nachfolgenden Schriften über diesen Gegenstand an Tüchtigkeit der pädagogischen Grundgedanken und Schönheit der Form vergleichen kann". Daß Fenelons Grundsätze bezüglich der Mädchenerziehung den heutigen Verhältnissen entsprechend voll und ganz zur Ausführung kommen, ist daher ein wohlbegründeter Wunsch. Wie echt mittelalterlich beziehungsweise katholisch aber Fenelons Principien sind, kann man aus einem Vergleiche seines Büchleins mit dem Werke des Dominikaners Johannes Dominici († 1419) ersehen, das zur Belehrung der edlen Florentinerin Bartholomäa Alberti über die Kindererziehung geschrieben wurde.[1]) Die Grundbedingung aber des Bischofs von Cambray wie des mittelalterlichen Mönches für eine glückliche Erziehung hat der große deutsche Pädagoge Lorenz Kellner in der Gegenwart für die Mädchen insbesondere in einem warmen Freundschaftsbriefe, unter Kritik von Monod's Ansichten über die weibliche Bildung, also ausgedrückt:[2])

„Wohl uns, mein theurer Freund, daß wir das Glück haben, Glieder einer lebendigen Kirche zu sein, die uns durch ihr ganzes volles Leben, durch ihre Geschichte und ihr Dogma gerade die Erziehung des weiblichen Geschlechtes so wesentlich erleichtert. Halten Sie daher auf eine streng kirchliche Erziehung Ihres Töchterchens! Wenn der Unglaube die Auszehrung der Seele ist, so erhalten und stärken Sie das Kind im Glauben, damit es geistig und leiblich gedeihe, und seien Sie überzeugt, daß hiermit schon das meiste für die gesammte Erziehung geschehen ist. . . . Vor allem soll die Mutter für die Erziehung des Kindes im Glauben thätig sein. Möge der

---

1) Bibliothek der katholischen Pädagogik. Bd. VII. Freiburg 1894.

2) Lose Blätter. Pädagogische Zeitbetrachtungen und Rathschläge v. n. Dr. L. Kellner. Gesammelt und geordnet von Adam Görgen. Freiburg 1895. S. 52.

Mann durch Schicksale und Studien vom Unglauben
Glauben kommen, die Tochter soll an der Hand ihrer M
in die Kirche und zum Glauben geführt werden".

Es ist nur zu wünschen, daß die katholischen Fr
der gebildeten Stände deutscher Zunge nach den weit
Einzelvorschriften Kellners ihr Gewissen erforschen! T
bei aller Anerkennung des Eifers der katholischen Frauen
Allgemeinen, der in jeder Diöcese heldenmüthige Thaten
zuweisen hat, bleiben noch sehr viele der Gebildeten hi
den Forderungen zurück, welche das ernste Christent
zumal in der Gegenwart stellt. Bischof Dupanloup
„die großen Pflichten der christlichen Frau" in Vortr
geschildert, die eine hervorragende deutsche Frau, An
George-Kaufmann, in Deutschland (Mainz 1881) hei
gemacht hat. Der fünfte Vortrag behandelt „die N
wendigkeit einer Lebensordnung".[1]) Mit er
Worten hat hier der durch seine milde Beurtheilung der
dernen Zeit bekannte Bischof die verkehrte Lebensweise so v
vornehmen katholischen Frauen gegeißelt. Welchen erst
lichen Zuwachs an Kraft würde die christliche Char
erhalten, wenn alle gebildeten katholischen Frauen den M
hätten, sich die von Dupanloup entworfene Tagesordn
anzueignen! „Zu welcher Stunde", sagt der ins Ein
gehende Redner, „soll man aufstehen? Hierüber kann
nichts vorschreiben; aber ich sage Ihnen: um 5 Uhr —
wäre bewunderungswürdig; um 5½ Uhr — das wäre
sehr gut; um 6 Uhr — ist es eine gewöhnliche Tug
Später — rathe ich nichts mehr und stehe ich für nich
Dieser eine Punkt möge hier zur Bestätigung des Gesa
genügen. Hat die moderne Produktion die gebildete F
im Hause vielfach entlastet, so hat die moderne sociale M

1) In seinem Werke La femme studieuse (7. éd.) Paris 1
hat der Bischof von Orleans denselben Gegenstand im le
Kapitel „Le plan de la vie" behandelt.

r viele neue Liebespflichten außer dem Hause zur Be-
ätigung ihrer Mütterlichkeit gebracht;[1]) zu deren Erfüllung
aber die erste Bedingung: Haushalten mit der Zeit.
hne übernatürliche Hilfe der Gnade, die an das Gebet
nd den Gebrauch der Sakramente geknüpft ist, und ohne
n Ernst der katholischen Ascese vermag die katholische Frau
eder als Mutter im Hause, noch als Engel der Barm-
rzigkeit ihre vollen Leistungen zu entfalten. Die Zeit
azu aber kann ihr nur der obige Rath Dupanloups ein-
ringen.

Ein großes Hinderniß, das die Leistungen der katho-
ischen Frau der Gegenwart aufhält, ist die durch eine
lsche Erziehung grundgelegte Glaubensindifferenz, welche
e moderne Welt gern als Toleranz bezeichnet. Dagegen
chten sich vor allem die mitgetheilten Mahnungen Kellners,
in oberflächlicher und vernachlässigter Religionsunterricht
nn nur jene religiöse Unklarheit hervorrufen, welche ein
aftvolles Handeln ausschließt. Wenn die „Beilage der
ünchener Allgem. Zeitung" seinerzeit (1873) von den
erken der Emilie Ringseis geschrieben hat: „Ueberhaupt
t die Dichterin nichts von der sonst üblichen schön-
eistigen Verschwommenheit der Frauen", so ist dieses
ob auf die klare scharfe Kenntniß ihres Glaubens zurück-
führen. So wenig nun jede gebildete katholische Frau

---

1) Um die gebildeten Frauen der Gegenwart an ihre Pflichten zu erinnern, haben sich vom katholischen Standpunkte besonders bemüht: Arguste von Chambaud, Maris stella. Ein Leitfaden zur Erkenntniß der Wahrheit und des weiblichen Berufes im Lichte des Glaubens. 2. Aufl. Freiburg i. B. 1900. — E. M. Hamann, Erhebet Euch! Ein Wort an Mann und Frau über die Frau. München, 1899. — Leo(poldine) Horváth, Die gebildete Frau. Graz 1899. Die Arbeiten der Frau Emy Gordon verfolgen mit bestem Erfolge denselben Zweck. Die „Köln Volkszeitung" hat auch durch die besondere Berücksichtigung der Frauenfrage sich die erste Stelle unter den katholischen Zeitungen Deutschlands gewahrt.

eine Emilie Ringseis werden kann, so gewiß kann doch bei normalen Anlagen jedes katholische Mädchen durch ernsten, genügenden Religionsunterricht nach Fenelons Anweisung jene Geistesklarheit erreichen, womit die Dichterin manchen liberalen Theologen beschämt hat. „Die schöngeistige Verschwommenheit“ übrigens, die jener Recensent „den Frauen“ zuschreibt, ist heute nicht minder ein trauriger Antheil der meisten gebildeten Männer und in Deutschland hauptsächlich eine Folge jenes Literaturunterrichtes, der in Goethe „den hervorragendsten Träger harmonischer, universeller Bildung“ verehren lehrt. Gegenüber den Verirrungen, die in dieser Beziehung gelegentlich der Feier des 150. Geburtstages des Dichters auch auf katholischer Seite zu Tage getreten sind, war der Aufsatz des Seminardirektors Dr. Richard v. Muth „Goethes Bedeutung für Schule und Erziehung“ [1]) eine Art wirklich muthiger That von bleibendem Werthe.

Kann hier nicht eine ausführliche Besprechung der katholischen Mädchenerziehung in den Klöstern gegeben werden, so darf doch dieser Gegenstand wenigstens nicht unerwähnt bleiben. Ohne wirklichen Grund hat Sallwürk (a. a. O. S. 14) behauptet, daß Fenelon die Klöster nicht liebte. Fenelon hat einer vornehmen Dame, die ihn um Rath hinsichtlich der Erziehung ihrer Tochter fragte, geschrieben: „Hätten Sie mehrere Töchter, so könnten Sie irgend ein gutes Kloster aufsuchen, wo man die Pensionärinnen sorgfältig erzieht. Da Sie aber nur eine Tochter zu erziehen haben, und Gott ihnen die Fähigkeit verliehen hat, diese Sorge über sich zu nehmen, so glaube ich, daß Sie ihr eine bessere Erziehung geben können, als irgend ein Kloster“. Hiermit hat Fenelon doch nur gesagt, eine Mutter solle nicht ohne Grund ihre Erziehungspflicht auf ein Kloster abwälzen; ferner deutet er an, daß nicht alle Klöster, die sich

---

1) Christliche Schul- und Elternzeitung. Wien 1899. 2. Jahrg. Nr. 18.

Erziehung widmen, ihre Aufgabe gleich gut erfüllen. kann ein Kritiker hieraus folgern, „Fenelon liebte die er nicht?“ — Der für den Ordensstand aufs höchste sterte Dominikaner Joh. Dominici hat bezüglich der erschulen seiner Zeit einen ähnlichen, viel schärferen gegeben.[1]) Jeder verständige Seelsorger wird, obgleich e Klostererziehung der Gegenwart sehr hoch zu schätzen ht. Fenelons Rath auch heute unter denselben Verissen geben. Wenn die im Kloster erzogenen Mädchen öheren Stände zumal nicht immer den Lebensernst und Tüchtigkeit an den Tag legen, die man erwarten und chen darf, so liegt der Grund zumeist in der Nichttung des echt katholischen Grundsatzes, der Fenelon bei n Rathe leitete. Nur, wenn die Größe der Familie andere Gründe der Mutter die Möglichkeit nehmen, Töchter selbst zu erziehen, soll sie dieselben einem Ine anvertrauen. Die Grundlage der Erziehung soll näßig von der Mutter gelegt werden; ist dieselbe det, so empfiehlt es sich, die Tochter zum weiteren au in ein Pensionat zu schicken. Leider wird diese l heute so oft außer Acht gelassen, wie zu Fenelons Nicht wenige Eltern schicken ihre gar nicht oder vererzogenen Töchter in ein Klosterpensionat, damit die en in 2 oder 3 Jahren Wunder der Erziehung wirken. genug hiemit, suchen verkehrte Mütter den Nonnen Hände zu binden, um den Ernst der Erziehung durch and Klauseln von ihren Töchtern abzuhalten. Die ht mancher Eltern geht nur dahin, der Tochter im er jene äußerliche Bildung in Dilettantenkünsten beingen, die von Luise Büchner mit Recht gegeißelt worden Die im Kloster angestrebte tiefere religiös-sittliche ensbildung suchen solche Eltern dem Mädchen nach der kehr aus dem Kloster als Bigotterie absichtlich wieder

[1]) Vgl. Bibliothek der kath. Pädagogik. Bd. VII. S. 27.

zu nehmen, genau nach dem Beispiel jener Mutter, d[illegible]
ihrer Tochter rieth, sie möge die Nonnen wie ihre Pupp[illegible]
aus der Kinderzeit betrachten, die man wegwerfen müss[illegible]
wenn man älter werde.[1]) Wie zu Fenelons Zeit, so m[illegible]
auch heute manches Kloster den Wünschen solcher Elter[illegible]
allzuviel Rechnung tragen. Vielleicht aber waren die Klöst[illegible]
in Deutschland wenigstens zu keiner Zeit so bemüht, si[illegible]
diesen Einflüssen zu entziehen, wie heute. Zum echt moder[illegible]
Geiste gehört es aber, die Klostererziehung auch ohne jed[illegible]
Grund zu verdächtigen. Pflicht der Katholiken dagegen [illegible]
es, die Frauenklöster, die sich der Erziehung widmen, in de[illegible]
Bemühen zu unterstützen, christlichen Lebensernst und [illegible]
praktische Tüchtigkeit für das Leben in den Zöglingen zu[illegible]
Durchbruch zu bringen. Dazu gehört auch die nothwendi[illegible]
Freiheit, die von der staatlichen Allgewalt mehr als billi[illegible]
eingeschränkt ist. Es ist nicht die geringste Makel auf de[illegible]
Ehrenschilde des „eisernen“ Kanzlers, daß er wehrlo[illegible]
Nonnen, die in der Mädchenerziehung ihres Gleichen such[illegible]
wie die Frauen vom göttlichen Herzen und die Schwester[illegible]
vom armen Kinde Jesu, mit rohester Gewalt an der Au[illegible]
übung ihres Berufes in Deutschland gehindert hat.

2. Ueber den **Rechtsschutz** und die **wirthschaftlich[illegible] Stellung der Frau** in der Gegenwart wollen w[illegible]
uns vom katholischen Standpunkte aus im Vergleich mit de[illegible]
Erörterung über die Erziehung sehr kurz fassen. Die Frau[illegible]
frage geht nämlich hier in die sociale Frage überhau[illegible]
über. Ein Rechtsstaat auf christlicher Grundlage und ei[illegible]
von der Moral des Christenthums getragene Wirthschaft[illegible]
ordnung allein wäre im Stande, die diesbezügliche wirklic[illegible]
Nothlage der Frauen auf diesem Gebiete zu beseitigen. E[illegible]
muß daher eine Heilung des ganzen Gesellschaftskörper[illegible]
angestrebt werden; und da nach christlicher Anschauun[illegible]
ordnungsgemäß und regelmäßig die Aufrechterhaltung [illegible]

1) Sallwürk a. a. O. S. 14.

echtsordnung, sowie die Führung auf wirthschaftlichem
ebiete Pflicht des Mannes ist, so müssen vor allem die
änner zur praktischen Bethätigung des Christenthums
rückgeführt werden, damit die berechtigten Forderungen
r Frauen erfüllt werden. Allerdings ist neuestens in
elgien auch katholischerseits die direkte Theilnahme der
rauen an der Gesetzgebung gefordert worden. Die „Köln.
olkszeitung“ [1]) hat diese Befürwortung des Frauenwahlrechts
chtig „ein überraschendes“ Zugeständniß genannt; nach
n früheren principiellen Darlegungen können wir darin
ur eine Preisgabe christlicher Grundsätze sehen. Das katho-
sche Blatt Bien public von Gent begründet das Frauen-
ahlrecht also: „Das den Frauen zu verleihende Recht, alle
wei oder vier Jahre einen Stimmzettel in die Wahlurne
 legen, würde sie in ihren häuslichen Pflichten nicht
ören, ihnen jedoch andererseits die Möglichkeit bieten, in
olitischer Hinsicht die Interessen ihrer Familien, die sie oft
esser zu schützen verstehen als die Männer, zu vertheidigen“.
Weil manche Männer ihre Pflichten gegen die Familie ver-
achlässigen, soll die Frau überhaupt das Stimmrecht, das
ür den Mann aber nicht für das Weib ein natürliches
Recht ist, erhalten. Zum Ersatze der Mannespflicht soll es
ann genügen, wenn die Frau nach Jahresfristen einmal
n die Wahlurne tritt, als ob die pflichtgetreue Ausübung
es Wahlrechtes nicht eine ständige Fühlung mit der Politik
oraussetzte, die zur Zeit der Wahlen Wochen und Monate
oll Aufregung mit sich bringt. Mehr Werth als solche
indlich naive Ansichten hat jedenfalls der Bericht über die
Folgen des den Frauen verliehenen Wahlrechtes in Neu-
eeland. In der Australasian Review vom Januar 1901
wird der erschreckende Rückgang in der australasischen Ge-
urtsziffer auf die religionslose Staatsschule und auf die
Gewährung des politischen Wahlrechtes an die Frauen

1) Vom 5. Juli 1901. Nr. 600.

zurückgeführt; die letzteren vernachlässigen darüber ih
Mutterpflichten.[1]) Indem wir also vorläufig grundsätzli
dabei bleiben, den Mann an erster Stelle für das Geme
wohl auf Grund seiner politischen und socialen Rechte u
Pflichten verantwortlich zu machen, schließen wir die Fr
keineswegs von der Rechtskunde und der Geltendmachung ihr
Rechte, wie sie der weiblichen Persönlichkeit entspricht, au
Fenelon wünscht sehr, daß die Mädchen eine populä
Kenntniß des Rechtes erhalten und für die Rechtshändel d
Lebens vorbereitet werden. Er würde die soeben von ein
Frau Dr. jur. Marie Raschke begründete „Zeitschrift f
populäre Rechtskunde für Männer und Frauen aller Stände
(Berlin. 1900. Oktober) kaum mißbilligt haben, und Pr
Kohler hätte dem ersten Artikel im 1. Hefte dieser Zeitschri
„Die Frau und das Recht“ durch die Berufung auf Fenelo
(Mädchenerziehung. 12. Kap.) nicht unbedeutenden Nachdru
verleihen können.

Als freie menschliche Persönlichkeit hat die Frau d
Recht auf selbständigen Besitz und Erwerb wie der Man
Demnach muß sie sich auch des gleichen Rechtsschutzes
dieser Beziehung erfreuen. Das Genossenschaftsrecht da
daher den erwerbsthätigen Frauen zur Wahrung ihrer Ge
schäftsinteressen weder verweigert noch verkümmert werde
„In jenen Berufen aber, welche den Frauen gleichmäßig m
den Männern offen stehen, muß den weiblichen Berufsgenossi
volle Gleichberechtigung mit den männlichen eingeräum
werden, sobald sie den Nachweis der gleichen Berufstüchtigk
erbringen“.[2]) Hiernach hat kürzlich der österreichische Ve
waltungsgerichtshof mit Recht die Beschwerde der ersten a
der Wiener Universität promovirten Doktorin der Medici
Baronin Possanner, gegen die Verweigerung des Wahlrechts
in der Wiener Aerztekammer angenommen und anerkann

---

1) Katholische Missionen. Juliheft 1901. 235.
2) Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. 2. Aufl. „Frauenfrage“

s allen weiblichen, rechtmäßig promovirten weiblichen
ktoren das aktive und passive Wahlrecht ebenso zukommt,
e den männlichen.

Die Zeitschriften der radikalen Emancipation enthalten
dieser Beziehung oft genug Berichte und Anregungen, die
h seitens derer Berücksichtigung verdienen, welche die Be-
ebungen dieser Richtung grundsätzlich bekämpfen. Vor
em gilt dies von dem Schutze, welcher für die sittliche
re der Frau gefordert wird. Früher wurden die un-
ttlichen Bestrebungen erwähnt, die auf eine doppelte
ral im Interesse der rohen Sinnlichkeit des Mannes ge-
tet sind. In der Bekämpfung dieses Angriffes auf die
uenwürde sind glücklicherweise die Frauen aller Partei-
ungen einig. Die katholischen Frauen dürfen nicht bloß
scheut sich an diesem Kampfe für die Sittlichkeit be-
igen, sondern es ist eine größere Rührigkeit in dieser
ehung zu wünschen, zumal ein durchgreifender Erfolg
nur zu hoffen ist, wenn die Männer eine aus dem
natürlichen Glaubensleben stammende Selbstbeherrschung
eben. Prof. Adolf Harnack hat als Rektor der Berliner
ersität freilich soeben ein Vorwort an die Studierenden
der Schrift „Wissenschaft und Sittlichkeit" von dem
einer Dr. Herzen veröffentlicht, worin alles von der
Menschen gelegenen Kraft allein erwartet ist. Sonder-
e Weise ruft Prof. Harnack den Studierenden die Worte
Apostels Paulus zu: „Die Stunde ist da, aus dem
afe aufzustehen und die Waffen des Lichtes anzulegen"
n. 13, 12). Eben diese Schriftstelle bildet die Einleitung
en Worten, von deren Lektüre Augustinus seine Erhebung
der Sinnlichkeit datirte (conf. VIII. 13). Durch die
de Jesu Christi erklärt Augustinus den Sieg errungen
aben, den er mit eigener Kraft vergeblich so viele Jahre
strebt hatte. Ob Harnack, der die Gottheit Christi
net, seinen Commilitonen „Unüberwindlichkeit in der
tung der eigenen Kraft" verheißen konnte, dürfen wir

mit Berufung auf Paulus (Röm. 7, 24) und Aug
billig bezweifeln.[1]) Von jenen Männern, die im Nan
Wissenschaft den § 175 des Deutschen R. Str. G. B.
wissen wollen, ist für die Sittlichkeit wenig zu er
Desto mehr haben die katholischen Männer und Fr
der Gegenwart die Pflicht, für die Sittlichkeit m
Geisteswaffen des Christenthums einzutreten. Die H
und Unauflöslichkeit der Ehe, sowie die Ehre des
fräulichen Standes im katholischen Sinne sind die
bollwerke der Sittlichkeit und insbesondere der Fra

Die Erweiterung der Erwerbsthätigkeit der Fr
findet sich gegenwärtig noch im Stande der Entw
Auch das Frauenstudium muß vor allem unter dies
sichtspunkte betrachtet werden. Zur rein persönlichen
ausbildung ohne Rücksicht auf ein bestimmtes Amt
auch unter den Männern die wenigsten. Die Beantw
der Frage, ob den Frauen die Universitäten zu
seien, ist daher von der Aussicht der Frauen auf
mit akademischer Vorbildung abhängig. Von dem P
stande sind die Frauen von vornherein ausgeschlosse
juristische Laufbahn ist ihnen gleichfalls verschlossen
man den Begriff der Auktorität festhalten will. Das
der Frau Dr. Kempin wird wohl schwerlich anlockend
Dagegen lassen sich keine stichhaltigen Gründe geg
Ausübung des ärztlichen Berufes durch die Frauen
stimmten Grenzen vorbringen. Im Gegentheil dri
Ueberzeugung auch in den conservativsten Kreisen
mehr durch, daß weibliche Aerzte für Frauen ein w
Bedürfniß seien.[2]) Ebenso kann das höhere Lehr

1) Auch Dr. Josef Müller hat in seiner Schrift „Die Keuschh
(Mainz, 1897) die natürliche Kraft des Menschen zu op
beurtheilt. Die Erfahrung gibt Möhler Recht, den
widerlegt hat.

2) Vgl. die Verhandlung über die Frauenpetition im pr
Abgeordnetenhause am 30. März 1892 in „Deutsche Fr
dem Parlament" von Grimm. 1892. S. 151.

ungsschulen für Mädchen Frauen mit Grund nicht werden. In beiden Fällen würden nur die mittelalter- Anschauungen wieder aufgenommen werden. Die ngen von weiblichen Aufsichtsbeamten bei Fabrik- nen, weiblichen Sträflingen ist gleichfalls eine durch- chtigte Erweiterung des Frauenerwerbes. Katholischer- t man allen Grund, sich an diesen Bestrebungen zu en. Zu vergessen ist freilich nicht, daß die katho- Mädchen mit Neigung und Fähigkeit hierzu am liebsten densstand aufsuchen.

s Eindringen von Frauen in die Post- und Tele- ämter und ähnliche Stellungen kann schwerlich als nde Erscheinung des wirthschaftlichen Lebens an- werden, schon deßhalb nicht, weil die Frauen zumeist ngeren Entlohnung wegen den Vorzug vor männ- beamten erhalten. Dagegen scheint nur der gleiche ei gleicher Vorbildung und gleicher Arbeitsleistung ücksicht auf das Geschlecht der Gerechtigkeit zu ent- [1]) Diesen wie allen andern Frauen, die durch ge für das tägliche Brot genöthigt sind, im Erwerbs- it den Männern in Concurrenz zu treten, haben die hen Sociologen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. auch die Frauen im engen Anschlusse an die Kirche reiung von neuheidnischer Knechtschaft suchen, die as Christenthum ehedem gebracht hat.

Aug. Rösler.

---

1. Rösler, Die Uebung der Charitas durch die Frauen und den Frauen. Freiburg i. B Charitasverlag. 1901. 46 — 49.

XXV.

Ein Jahrhundert der schottischen Geschichte.[1]

Der als Literarhistoriker rühmlich bekannte Verfass
des vorliegenden Buches bietet uns zwar keine vollständig
Darstellung der Geschichte Schottlands von 1745 bis her
auf die Gegenwart, wohl aber recht ansprechende Abhand
lungen über die Jakobiten, über den Kampf des Hochade
des schottischen Hochlandes gegen die Regierung, welche en
lisches Gesetz und Recht auch in Schottland einzuführ
suchte, über die religiösen Parteien und ihr Verhältniß zu
Großgrundbesitz und dem gemeinen Mann, über die Wan
lungen in den religiösen Ansichten des Volkes, über d
Bildung der verschiedenen Sekten, besonders die Gründu
der freien Kirche Schottlands. Der schottischen Kirche u
ihrem Klerus ist von jeher das größte Lob gespendet u
der Umstand zum besonderen Verdienst angerechnet word
daß sie die calvinischen Grundsätze am treuesten festgehalte
am beharrlichsten durchgeführt haben, dabei werden in d
Regel die mit der presbyterianischen Disciplin nothwend
verbundenen Uebelstände auf religiösem, socialem und po
tischem Gebiet übersehen. Craik und sein Vorgänger Grah
„Social Life of Scotland" (London 1899) haben sich v

1) A Century of Scottish History from the days before the'
to those within living memory by Sir Henry Craik. XI
S. 486, X, S. 472. Edinburgh, Blackwood. 1901.

dem Fehler ziemlich frei gehalten, aber aus den von ihnen angeführten Thatsachen die naheliegenden Schlüsse nicht immer gezogen. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir neben der Licht- auch die Schattenseite des schottischen Presbyterianismus hervorheben.

Mit einem Muth und einer Standhaftigkeit, welche einer besseren Sache würdig gewesen wäre, hat der presbyterianische Klerus bis tief hinab in das 18. Jahrhundert die strenge Kirchenzucht zu handhaben und jede freiere religiöse Ansicht in ihrem Keime zu ersticken gesucht. Der Kampf war viel langwieriger und bitterer, als man gemeiniglich annimmt. Es ist eine durch die Thatsachen widerlegte Behauptung, daß die Idee vom theokratischen Königthum und vom Prediger als Stellvertreter Christi von dem Volke begierig aufgenommen wurde. Die zweite und dritte Generation des Landvolkes und der Bürger, welche die frühere Freiheit nicht praktisch kennen gelernt und die starre calvinische Lehre von der Prädestination mit der Muttermilch eingesogen hatte, unterwarf sich dem Joch, obgleich auch bei ihr von Zeit zu Zeit Unabhängigkeitsgelüste sich regten. Die strengen Sabbatgesetze, das Spioniersystem der Aeltesten, die öffentlichen Bußen, die Ablesung der begangenen Verbrechen, während der Schuldige im Bußhemd in der Kirche stand, wurden immer als unerträgliche Lasten betrachtet, aber die Frommen, die sich wohl hüteten, sich ein öffentliches Verbrechen zu Schulden kommen zu lassen, standen auf Seite der Prediger, denn sie wollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sagen zu können, daß sie besser seien als dieser öffentliche Sünder.

Der Schotte wurde immer wieder daran erinnert, daß er unter dem besondern Schutze Gottes stehe, ein erwähltes Rüstzeug des Herrn sei, gleich einem Phinees, Samuel, Jehu berufen sei, die Gottlosen, besonders die Papisten auszurotten, daß dieser Krieg gegen die Götzendiener ein Gott wohlgefälliges Werk sei, aber seiner Religion konnte er doch

nie recht froh werden, denn sie verwehrte ihm alle irdisch
Freuden, alle sinnlichen Genüsse. Musik, Malerei und al
die schönen Künste, welche die katholische Religion früher z
Verschönerung der Kirche und Erhöhung der religiösen Fe
verwendet hatte, wurden von den Eiferern verpönt,
dauerte Jahrhunderte, bis man die alttestamentlich
Psalmen durch christliche Hymnen ersetzte. Daß man in d
apostolischen Zeiten beim Gottesdienst christliche Hymn
benutzt hatte, davon hatten die in der Kirchengeschich
schlecht bewanderten Schotten keine Ahnung. Daß die Schö
heit dieser Welt den Geist des Menschen erheben, religi
stimmen könne, hätten die Prediger sowohl aus dem alt
als aus dem neuen Testament lernen können, trotzde
malten sie sich dieses Leben als öde und finster aus u
übten eine zwecklose widernatürliche Entsagung. Selbst d
Kindern wurden ihre Spiele und kindlichen Freuden du
stete Mahnungen, sich mit Gott zu beschäftigen und um d
Bekehrung zu beten, vergällt. Der zum Frohsinn geneig
schottische Charakter erhielt durch die falsch verstande
Frömmigkeit einen bittern Beigeschmack. Der Eifer für d
Reich Gottes war schon frühe gepaart mit Liebe zur Intrig
Landesverrath, zähem Eigensinn, es sei nur an Männer u
Knox, Craig erinnert. Die protestantische Partei war,
lange sie um die Vorherrschaft mit der katholischen kämpf
englisch gesinnt d. h. antipatriotisch und nichts weniger a
loyal gegen Marie Guise und Maria Stuart. Während ande
Nationen wie die Holländer und die Hugenotten in Frankre
das jede Selbständigkeit und Spontaneität ertödtende Princ
des Fatalismus, das in der calvinischen Religion liegt, übe
wanden und eine wunderbare Thätigkeit und einen selten
Heroismus entwickelten, verfielen die Schotten in eine au
fallende Indolenz und Apathie, aus der sie nur theilwe
und mit Unterbrechungen aufgerüttelt wurden. Man h
dem Calvinismus im Gegensatz zu dem erschlaffenden Luth
ranismus und dem Katholicismus seine Energie, seine Lie

ur Freiheit, seine Expansionskraft nachgerühmt, d. h. die igenschaften, welche die Holländer entwickelten, auf andere Völker übertragen; die schottische Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts straft eine solche Behauptung Lüge. Noch mehr, it dem Niedergang der calvinischen Religion halten der lufschwung von Industrie und Gewerbe, das Aufblühen on Wissenschaft und später auch der Kunst gleichen Schritt nd Tritt.

Der tiefste Stand von Literatur, Wissenschaft und unst wurde im 17. Jahrhundert erreicht. Theologisches Wortgezänke, calvinische Subtilitäten nahmen die besten Geister 1 Anspruch. Die wesentlichsten Elemente des Gottesdienstes waren die langen Predigten und die aus dem Stegreif gesprochenen Gebete, in denen der Prediger alles, was sein Herz bewegte oder seinen Zorn erregte, vor seiner Zuhörerchaft ausgoß Die Böswilligkeit, Skandalsucht fand in denelben reichliche Nahrung. Die Angriffe der Pfarrherren auf mißliebige Pfarrkinder büßten nichts von ihrem Nachdruck in durch den süßlichen weinerlichen Ton oder durch das Pathos und die Heftigkeit des den himmlischen Zorn auf das schuldige Haupt des Verbrechers herabrufenden Pfarrers. War die calvinische Theologie enge und beschränkt, so wurde ie durch die allgemein befolgte Predigtweise noch ungenießbarer emacht. Jahre lang predigte man über denselben Text und erquälte sich, demselben einen neuen Inhalt zu entlocken der durch Schluchzen, Weinen und Schreien die Nerven er Zuhörer zu erschüttern. Nirgends hat man so viel gepredigt, nirgends war das Volk durch so strenge Strafen zum Predigen angehalten; die Folge war jedoch nicht geistige Hebung, sondern Kopfhängerei und Trübsinn der Einen, Leichtsinn und Hohn und Spott der Andern, wenn sie unter sich waren. Man kann kühn behaupten, daß die Prediger im Volke eine geistige Erstarrung verursacht hatten, die das Allerschlimmste befürchten ließ. Während Irland und England troß der vielen und langwierigen Kriege eine Reihe von

großen Gelehrten, Theologen, Alterthumsforscher aufweisen, war Schottland, das beim Ausbruch der Reformation zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte, ausnahmsweise arm.

Weder Craik noch Graham haben diesen Punkt eingehend behandelt, ihr Patriotismus und das zu einem unumstößlichen Lehrsatz entwickelte Vorurtheil, daß die Reformation Schottland die Volksschulen gebracht und den Segen eines gründlichen Unterrichtes für alle Schichten der Bevölkerung vermittelt habe, haben sie wohl bewogen, diesen Gegenstand zu übergehen. Die mit Lateinschulen verquickten Volksschulen boten denen, welche einen gelehrten Beruf wählten, zu wenig, den Kindern der niederen Stände zu viel, waren übrigens nicht zahlreich genug. Im schottischen Hochland existirte für eine Pfarrei, die 40 Meilen lang war, nur eine Schule, welche für die Kinder, die in weiter Entfernung wohnten, praktisch unzugänglich war. Noch in diesem Jahrhundert, sagt Craik II, 448, sahen sich 26,000 von 27,600 Kindern in die Unmöglichkeit versetzt, eine Schule zu besuchen. Die Kirche machte im 19. Jahrhundert große Anstrengungen. Durch eine Akte vom Jahre 1839 wurden „Seitenschulen" (side schools) ins Leben gerufen, in Fällen, in welchen die Pfarrschule den Bedürfnissen des Distrikts nicht genügte, aber diese furchtsamen Versuche waren weit entfernt, den Anforderungen, daß jedes Kind Unterricht in den Elementarfächern erhalte, Rechnung zu tragen. Städtchen, die sich zu großen Städten entwickelt hatten, besaßen lange Zeit nur eine, vielleicht in einem abgelegenen Quartier gelegene Pfarrschule, nur wo der Pfarrer eine große Thatkraft entwickelte und der allgemeinen Achtung sich erfreute, gelang es, neue Schulen zu gründen.

War es um die Volksschulen Schottlands besser bestellt als in England, so war das Eingreifen der Regierung doch auch in Schottland nöthig. Das 1846 eingeführte Schulgesetz stieß indeß auf große Schwierigkeiten. Pfarrer sowohl als Lehrer zogen die Unabhängigkeit ihrer Schulen

und ihr altes Programm den Neuerungen, an welche die Regierung ihre Zuschüsse knüpfte, vor. Erst durch die Erziehungsakte von 1872 wurden die Pfarrschulen ganz verdrängt. Die Kirche war der riesigen Aufgabe, der sich stetig mehrenden Bevölkerung eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Erziehung zu vermitteln, nicht länger gewachsen. Weder die Armuth der Schulen, noch die geringe Anzahl der Schüler, noch der Mangel an den nöthigen Lehrmitteln erklärt uns den Niedergang und das gänzliche Aufhören des wissenschaftlichen intellektnellen Lebens in Schottland; der Grund liegt in dem damals herrschenden religiösen System der Unterdrückung des Individuums, dem Argwohn, mit dem man jede selbständige Regung betrachtete. Die Episkopalen, die man als willenlose Sklaven des Adels und der Regierung zu brandmarken pflegt und tief unter die Presbyterianer, die Vertreter demokratischer Grundsätze, stellt, waren weit weniger stark, sondern duldsam in ihren Ansichten und gewährten den Einzelnen weit größeren Spielraum, sie hatten daher nicht nur größere Schriftsteller aufzuweisen, sondern entwickelten eine nationale Literatur, die in Liedern und Satiren der Jakobiten schöne Blüten trieb.

Ein gesundes und kräftiges Volk kann man zeitweilig in Ketten schlagen, aber früher oder später zerreißt das wiedererwachende Selbstgefühl die Fesseln und setzt die Vernunft wieder in ihre Rechte ein. So ging es auch in Schottland im 18. Jahrhundert; nachdem frühere Versuche wie die eines Maitland von Lethington im 16. Jahrhundert fehlgeschlagen hatten. Es ist merkwürdig, daß aus dem Schooße des Klerus, der die Ketten geschmiedet hatte, die Befreier hervorgingen, daß Prediger und Predigersöhne der Freiheit und Aufklärung Bahn brachen. Daraus folgern zu wollen, daß der Presbyterianismus die naturgemäße Entwicklung der schottischen Philosophie sei, ist ungefähr gerade so verkehrt, wenn nicht verkehrter, wie die Herleitung des deutschen Rationalismus aus dem verknöcherten Lutherthum, da sich ja beide zu einander

verhalten wie Pol und Gegenpol. Die schottische Theologie hatte indessen dermaßen alles Einsehen eingebüßt, die Theologen waren so wenig im Stande, die Argumente der zum Skepticimus neigenden Philosophie zu bekämpfen, daß sie nicht einmal einen Pastor Götze aufweisen konnten. Die Philosophen waren indeß zurückhaltender als ein Lessing oder Reimarus und verstanden es, ihre heterodoxen Ansichten zu verbergen. Die Prediger eiferten mehr gegen den Besuch der Theater, gegen das Eindringen der modernen Poesie als gegen freigeisterische Ansichten, deren Tragweite sie nicht ermessen konnten. Die Gebildeteren unter den Geistlichen huldigten der Aufklärung und dem Erastianismus, ihnen gegenüber konnten die starren Orthodoxen nicht aufkommen.

Von einer Religion, wie dem Presbyterianismus, der sich in die innersten Angelegenheiten der Familie einmischte und nicht bloß in geistlichen sondern auch weltlichen Angelegenheiten das entscheidende Wort sprach, hätte man die Einschärfung des Sittengesetzes und großen Erfolg in Handhabung von Zucht erwarten sollen, aber gerade hier zeigte sich die Kirche schwach, weil sie durch ihr Spioniersystem das Laster unter die Oberfläche getrieben und Heuchelei und Verstellung groß gezogen hatte. Die öffentliche Buße und die Ablesung der von den Gemaßregelten begangenen Sünden artete in eine Komödie aus und machte die Jugend bekannt mit geschlechtlichen Vergehungen und stumpfte sie, was noch schlimmer war, gegen die Sünde ab. Während der Ablesung hörte man kichern, sah man die Zuhörer sich bedeutende Blicke zuwerfen; der Prediger und einige der Aeltesten mochten sich wohl einbilden, einen Damm gegen das Laster errichtet zu haben, öffneten ihm aber in der That Thür und Thor. Das dumpfe düstere Wesen, das vom Presbyterianismus sich gar nicht trennen läßt, führte entweder zu Trübsinn und Ueberspannung oder zu Ausgelassenheit und Verweltlichung. Gegen ein Laster, das in Schottland schon früher die größten Verheerungen angerichtet hat und das noch heute

als der Krebsschaden der hochbegabten Nation betrachtet werden muß, wagte die presbyterianische Kirche nie einzuschreiten — die Trunksucht. Der Klerus, der sich durch seine Sittenstrenge auszeichnete und in dieser Hinsicht den Predigern anderer protestantischer Bekenntnisse überlegen war, konnte den Hang zur Geselligkeit und der Fröhlichkeit beim Gastmahle nicht widerstehen, und gab seinen Pfarrkindern das schlechte Beispiel. Es waren nicht zum Vieh herabgesunkene Trunkenbolde, wie sie jeder Stand liefert, sondern in vielen Fällen hochbegabte und einflußreiche Prediger, die sich den charakteristischen Beinamen „magnum mare“ erwarben. Das schlimmste an der ganzen Sache war der Umstand, daß man sich dieser „verzeihlichen Schwäche“ nicht schämte, daß Gesetzgeber, Richter und Rechtsgelehrte, Professoren und Geistliche, Gebildete und Ungebildete einander nichts vorzuwerfen hatten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Methodisten und ihre Nachfolger und Erben, Salutisten (Heilsarmee) und die Temperenzler der Trunksucht einen weit erfolgreicheren Widerstand entgegengesetzt haben als die übrigen protestantischen Sekten, aber daraus folgt durchaus nicht, daß sie höher zu stellen seien. Gerade der Presbyterianismus Schottlands hat einige der guten alten Gewohnheiten treu bewahrt, die Einfachheit und Genügsamkeit, das Mitleid mit den Armen. So arm das Volk war, so hat es doch gern sein letztes Stück Brot mit den Armen getheilt. Trotz des religiösen Sinnes des Volkes, trotz der den Predigern gezollten Hochachtung ließ sich in Schottland die Erbsünde des Protestantismus, die Zersplitterung in immer neue Sekten nicht vermeiden. Obgleich die Differenzpunkte meistens wenig Bedeutung hatten, gelang es doch nur höchst selten, die religiösen Parteien auszusöhnen. Die größte Spaltung fand bekanntlich erst im Jahre 1843 statt und hatte ihren Grund in der Weigerung, die Patronatsrechte der Großgrundbesitzer und der Krone anzuerkennen. Die englische Regierung machte große Zugeständnisse, konnte aber nicht umhin, die von der

Versammlung des Klerus veröffentlichten Vetoakte von 18
als ungesetzlich zu verwerfen. Nach diesen konnten d
Gemeindemitglieder jeden vom Patronatsherrn vorgeschlagene
Prediger, der ihnen nicht zusagte, zurückweisen, ohne Gründ
für das Verfahren anzugeben. Nach langjährigen Streitig
keiten traten 395 Prediger aus der Staatskirche aus un
gründeten die Freie schottische Kirche, während 835 der Ent
scheidung der Regierung sich unterwarfen.

Der Muth und die Uneigennützigkeit der Ersteren i
über Gebühr gepriesen worden; sie vergaßen weder währen
noch nach dem Streit mit ihren Amtsbrüdern ihre weltliche
Interessen und hatten schon zur Zeiten ihrer Trennung ei
Summe von 3 Millionen Mark für den Bau von neue
Kirchen und eine weitere Summe 1,440,000 M. für de
Unterhalt der Prediger gesammelt. Mit seltener Inkonsequen
hatten diese Vertheidiger der kirchlichen Unabhängigkeit ihr
Schulen unter die Regierung gestellt, um den Staatszuschu
zu erhalten, während die Staatskirche Bedenken trug, de
confessionellen Charakter ihrer Schulen zu verleugnen, un
ihre Pfarrschulen auf eigene Kosten unterhielt, bis die Not
sie zwang, das von der Regierung vorgeschriebene Schul
programm anzunehmen. Wer die Geschichte dieser großen Se
cession aufmerksam studirt, wird zugeben müssen, daß di
Geistlichen der Freikirche durch den Tausch in pekuniärer Hin
sicht viel gewonnen haben, daß ihre schamlose Bettelei unte
den Protestanten aller Länder, ihre Verdrehung der histor
ischen Wahrheit uns keine hohe Vorstellung von ihrem Gerech
tigkeitssinn gibt. Die Freikirchler neben oder gar über di
Traktarianer Englands zu stellen, verräth Unkenntniß un
Befangenheit. Jedenfalls haben die, welche in der Staats
kirche zurückblieben, größere Opfer bringen und den Hoh
und die Verachtung der gegen sie aufgehetzten Menge er
tragen müssen.

Die verschiedenen schottischen Kirchen konnten sich ebenso
wenig gegen das Eindringen des neuen Geistes und gegen

katholisirende Richtung schützen, als die Sekten Englands.
…n überzeugte sich nach und nach, daß man die von der
…formation zerstörten, von ihren Nachkommen verwüsteten
…d verwahrlosten Kirchen wieder aufbauen, die schönen
…nste, wie das früher geschehen war, im Dienste der Re-
…ion verwenden müsse. Man hat nicht bloß die alten
…rchen wieder restaurirt, sondern auch den Gottesdienst dem
…tholischen weit mehr angepaßt, und durch Herübernahme
…tholischer Bräuche und Andachten den religiösen Sinn
…chottlands zu beleben gesucht. Diese Bewegung nach Rom
…t auch dem Katholicismus in Schottland zu gut gekommen.

Dank den zahlreichen Einwanderungen der Iren, dank dem
…ebertritt mancher ausgezeichneter Schotten hat die katho-
…sche Kirche an Macht und Ansehen gewonnen. Je mehr
…r presbyterianische Geist verschwindet, desto mehr wird
…an der alten Kirche gerecht; freilich geht mit der Abnahme
…es religiösen Fanatismus der Sekten religiöse Gleichgültigkeit
…and in Hand. Die Zahl der Katholiken beläuft sich auf
…65,000, die der Priester auf 461; sie besitzen 350 Kirchen
…nd Kapellen. Im Jahre 1848 gab es nur 87 Kirchen und
…apellen, im Jahre 1859 aber 183. Obgleich die katholische
…irche in dem großen englischen Weltreich an Seelenzahl
…eringer ist als manche Sekten, so genießt sie als alte
…istorische Kirche weit größeres Ansehen, dann auch darum,
…eil sie allein dem Ansturm des alles nivellirenden und
…erbröckelnden Zeitgeistes erfolgreichen Widerstand leistet.

Z.

XXVII.

Volksbildungsbestrebungen.

I.

Unter Volksbildungsbestrebungen versteht man gewöhnlic
Einrichtungen der letzten Jahrzehnte, welche die allgemeine g
Ausbildung, Pflege von Verstand und Gemüth der g
Masse der Bevölkerung bezwecken, soweit nicht durch
und Kirche in öffentlichen Veranstaltungen hiefür Sorge
tragen ist. Staat und Kirche haben nun zwar durch V
Sonntags-, Fortbildungsschulen, Predigt und Katechese
Bildung, weltliche und geistige oder geistliche ihre ebenfall
Bildung des ganzen Volkes bezweckenden Einrichtungen.
sind obligatorisch, umfassen aber wie die weltlichen nur die ju
lichen Bildungsjahre, die religiösen begleiten zwar den Me
durchs ganze Leben, doch nicht so, daß nicht auch sie eine
deutenden Erweiterung fähig werden. Diese „freien“ V
bildungsbestrebungen setzen denn jene obligatorischen vo
Ueber sie hinaus sollen die Massen, die breiten Schichten
Volkes im Geistesleben gefördert, zu geistiger Thätigkeit
geleitet werden. Man unterscheidet öfters drei Gruppen un
Bevölkerung: die niederste Schichte der handarbeitenden V
Kleinhandwerker, Bauern, Taglöhner, niederer Beamtenst
Für sie ist „obligatorisch“ gesorgt durch Volks-, Fortbildun
niedere Fachschule. Die zweite mittlere Schicht: Kunsthand
Gewerbe, Kleinkaufmann, mittlerer Beamtenstand mit Reals
mittlerem Fachschulwesen.

Schließlich eine höhere, spärliche Schicht: Großindustrie, handel, höheres Beamtenthum, Geistliche und Gelehrte. ie hat der Staat gesorgt mit Gymnasium, Oberrealschulen, rsitäten, technischen Hochschulen. Und nun heißt es: heit auch in der Bildung für alle, keine Privilegien mehr, enigsten auf dem Gebiete des Geistes. Gleicher Besitz, e Bildung soweit immer möglich, das ist die sociale Frage Dr. Pieper „Sociale Tagesfragen" H. 1, 30. Generalvers. es. für Verbreit. v. Volksbildung S. 4).

Die Hügel sollen auch in der Volksbildung abgetragen, Thäler mit dem Ueberschuß an materieller und geistiger fahrt ausgefüllt werden.

Sehen wir nun, inwieweit die Gegenwart diesen Bestreb- n entgegenkommt. Das Geburtsland derselben ist England. jedem anständigen Hause (heißt es in Toussaint-Langen- t, Land und Leute in England Bd. IV) hält man dort eine gute Bibliothek. Zeitungen und Zeitschriften sind theuer, „an jedem nur einigermaßen bedeutenden Ort" es öffentliche Lesehallen: sie sind Männern und Frauen tgeltlich geöffnet und sehr reich mit Tagesblättern und chriften ausgestattet. Gewöhnlich sind sie auch mit einer ibliothek verbunden.

Das Hauptinstitut Englands, das „nationale Bedeutung" gt hat, ist die sogenannte Mudies library mit dem Sitz in on. In der Stadt holen die Abonnenten sich dort selbst geistigen Schätze, in den Vorstädten circulirt wöchentlich al der Bücherwagen der Bibliothek, den Abonnenten dem Land werden sie mit der Bahn zugestellt. Diese herei" versieht die Lesevereine und viele Leihbibliotheken Büchern und Zeitschriften und tauscht die gelesenen um. leich Privatinstitut hat es das Bibliothekswesen im Lande emlich centralisirt, wird mehr und mehr die Centralstelle, he den einzelnen Lese-, Bildungsvereinen, Leihbibliotheken „Darlehen" abgibt und so zu äußerst billigem Preis dem einen Mann bis in die höchsten Schichten hinein Bildungs- el liefert. Andere dießbezügliche hervorragende Institute iell Londons wie die Einrichtungen im British Museum

übergehen wir ihrer mehr „lokalen“ Bedeutung wegen. Be
merkenswerth ist, daß in vielen Städten Englands wie Amerika
die Lesezimmer und Freibibliotheken durch Gemeindesteuern
aufgebracht werden. In England entstand auch die Univers
Extension-Bewegung, die Volkshochschulbewegung mit systema
tischen Vorträgen, „die viel Beifall gefunden und in ihren
Schlußprüfungen manche anerkennenswerthe Erfolge aufgewiesen
haben“ (Dr. Pieper: Volksbildungsbestr. S. 10).

Von Amerika werden vor allem auch die großen Summ
erwähnt, welche dort von Privaten für öffentliche Bibliotheken,
Lesehallen u. s. w. gestiftet werden. In dieser Beziehung i
Amerika allen andern Ländern (nach Toussaint, Land un
Leute IV) voraus. Im übrigen sind die Mittel, welche fü
Verbreitung der Wissenschaft dienen sollen, hier wie in Deutsch
land so ziemlich die gleichen, weßhalb wir später auf sie zurück
kommen werden.

Der umfassendste, wenn auch noch lange nicht der aus
gedehnteste Verein für Volksbildung in Deutschland ist di
Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Nach den
29. Rechenschaftsbericht derselben zählte sie 12 Verbände m
1632 corporativen und 3376 persönlichen Mitgliedern. Di
Gesellschaft sieht die corporativen Mitglieder besonders gern
mit einer Corporation sind natürlich mit einem Mal 20 u
30 oder noch mehr Einzelpersonen ihr einverleibt. 1899 sin
neu eingetreten: 31 Magistrate und Gemeindebehörden, 1
Kirchenvorstände, 40 Schulvorstände.

Die Gesellschaft hat eine Sammelstelle für ältere Büch
und es gingen ihr nach dem Bericht von 1892—1899 cir
69,000 (!) Bücher und Hefte gratis zu.

Bemerkenswerth ist bei diesem Institut eben der Gedank
eine „Gesellschaft“ zu gründen für „Volksbildung.“ Dem
entsprechend zieht sie ein Netz von Bildungsvereinen übe
Stadt und Land, die in jährlichen Generalversammlungen, eigene
Organ innerlich und äußerlich ein Cartell bilden.

Der Verein erhielt von den vom Reichstag für Volks
bildung etatsmäßig ausgeworfenen 50,000 M. jährlich na

sweis der Rechenschaftsberichte 5000 — 15,000 M., vom
iser „wiederholt“ jährlich 3000 M. u. s. w. Auf ihren
neralversammlungen betheiligen sich Minister, Centralstelle
r Arbeiterwohlfahrt, Verband der deutschen Hochschullehrer u. a.
f. Bericht über die 30. Hauptvers. in Heidelberg).

Die Vortheile, welche diese Corporation nun bietet, sind
i jährlichem Beitrag von 6 M.: ein Grundstock von 50 Bden.
r jede neue Bibliothek. Dazu erhält man gleich das nöthige
ormular für Stammkatalog u. s. w. Wie der Borromäus-
erein überläßt er neue Bücher jeder Zeit bei direkter Sendung
um 2/3 Preis, das Organ, der „Bildungsverein“, zu 50 Pf.
erteljährlich. Unbemittelten Bibliotheken folgen auch später
ratissendungen.

Bezüglich des Geistes, der sich bei ihr zeigt, können wir
gen, er ist protestantisch-liberal, wenn auch angeblich parteilos.
in Blick in die Berichte und Bücherkataloge, in welcher außer
nigen Schriften von Christoph Schmid Referent keinen weiteren
tholischen Autor entdecken konnte, beweist dies.

Stellen wir der „Gesellschaft“ den Borromäusverein gegen-
ber, so finden wir diesen an Mitgliederzahl: 77,000 (gegen-
ber obigen ca. 5000 Mitgliedern allerdings zu 1/3 Corporation)
m das 15fache überlegen. An Gründerjahren hat sie ca. 20
oraus und hat sie „seit ihrem Bestehen Bücher an die Biblio-
heken im Ladenpreis von über 4 Millionen vertheilt und sehr
Vielen zu einer kleinen Hausbibliothek verholfen.“ (cf. Bericht
es B. v. hl. K. B.)

Er könnte sich, wenn er wollte, in Deutschland leicht die
Bedeutung der Mudies library Englands verschaffen, fände er
och mehr Unterstützung oder vielmehr, wenn er sich als Gesell-
schaft für christliche Volksbildung aufthun wollte, einige Schwer-
fälligkeiten seines Betriebes (30 M. Jahresbeitrag, ohne
welchen kein Zuschuß für Bücher, die langsamen 1/4 Jahr-
sendungen u. dgl.) abstreifte und Hand in Hand mit dem
Volksverein auf den jährlichen Katholikenversammlungen seine
jährliche Tagung hielte. Er müßte dann allerdings mit den
Lokalvereinen in viel lebendigerem und engerem Zusammenhang
bleiben. Es würden sich so gewiß allmählig die verschiedenen

christlichen Unternehmungen, Lesevereine, Volksbibliotheken, Studienvereine u. dgl. um ihn gruppiren, ohne als disjecta membra den Kampf führen zu müssen. Er könnte damit für Hebung geistigen Strebens unter dem katholischen Volk im ähnliches thun, wie der Görresverein und die Leogesellschaft unter der Schaar katholischer Gelehrten.

Eine besondere Art der Volksbildung, die socialpolitische, betreibt der Volksverein mit seinen 187,000 Mitgliedern. Leider faßt man den Volksverein ziemlich oft blos als Kampf-, besser gesagt, Abwehrverein gegen die Socialdemokratie auf, während er doch vor allem positiv ist. Er ist ein Hauptverein zur Verbreitung theoretischer Kenntnisse der socialen Gesetze und Hilfsmittel, wie Darlehenskassen, gemeinsam Ein- und Verkauf, Invalidenversicherung, Landwirthschaftskammern, gesetzliche Armenpflege, Wohnungsfrage, Alkoholismus, Krankenpflege, natürlich zum Zweck, die theoretischen Kenntnisse in praktische Arbeit in den weitesten Volkskreisen umzusetzen, ein Verein der kurz „eine von allen Volkskreisen getragene Socialreform“ anbahnen will. Er entnimmt dem Socialismus das Sociale, indem er eben sociale Reform betreibt, er ist vernünftig demokratisch, indem er die sociale Reform in die Hände vor allem des Volkes gelegt haben will, zur Volkssache macht. Voraussetzung aber ist dabei möglichste Popularisirung socialer Kenntnisse. Von diesem Gesichtspunkt aus nehmen wir ihn unter die Institute zur Verbreitung von Volksbildung.

Was der Verein schon eben an Schriften und Versammlungen gethan, zeigen die „27 Millionen socialer Schriften aller Arten“ (cf. Flugblatt) und 6000 Volksversammlungen, die 8 socialen Kurse mit 700—1500 Theilnehmern u. s. w.

Man sieht, welche große geistige Macht gerade letztere bedeutet. Vielleicht ließe sich dieselbe durch den Vorschlag der Umwandlung der Borromäusvereine in eine Gesellschaft für christliche Volksbildung noch steigern.

Weitere kleinere Volksbildungsinstitute sind die Komenius-gesellschaft, Humboldtakademie mit ca. 3200 Hörern, ferner freie Vereinigungen von Hochschullehrern für Volkshochschulkurse, die städtischen Bibliotheken und Lesehallen. Von Universitäts-

etheiligen sich jetzt an solchen Volkshochschulkursen Berlin, Bonn, Breslau, Freiburg i. Br., Göttingen, Greifswald, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, München, Wien. Dazu kommen noch technische Hochschulen Berlin, Braunschweig, Karlsruhe. Von ihnen sind für Arbeiterkreise besonders thätig: Berlin, Braunschweig, Breslau, Freiburg i. Br., Heidelberg, Jena, Karlsruhe, Leipzig, München, Wien. Für Volksschullehrer: Breslau, Jena, Kiel, (cf. 30. Hauptversammlung d. G. f. V.).

In erfreulichem Aufschwung befinden sich die Leseanstalten in den größeren Städten des Reiches. Aus einer statistischen Zusammenstellung der Stadt Dortmund, in der 40 Städte enthalten sind, geht u. a. hervor, daß in diesen 40 Orten 149 Volksbibliotheken und 39 Lesehallen bestehen. Die Ausleihungen Breslaus stiegen von 130,985 im Jahre 1898 auf 200,328 im Jahre 1899. Die 27 Berliner Volksbibliotheken liehen 1898/99 630,000 Bände aus und die beiden städtischen Lesehallen wurden zusammen von 38,840 Personen besucht. Hamburgs Lesesaal wurde in einem Halbjahre von 45,666 Personen besucht, die höchste Ziffer, die in Deutschland überhaupt erreicht worden ist (cf. XXIX. Jahresbericht).

Schließen wir noch kurz an, daß auch Dänemark, Schweden, Norwegen seine Volkshochschulen haben, die zum Theil zwar die fachliche Fortbildung erstreben (cf. Dr. Pieper-Volksb. 10). In Oesterreich ist die Universität Wien die erste auf dem Continent, welche sich als solche auch mit Volkshochschulkursen abgibt; daselbst besteht, ähnlich wie in England die schon erwähnte Mudies library, eine „Centralbibliothek", die im Jahre 1899 allein 400,000 Bände auslieh.

II.

Behandeln wir nun die Mittel, durch welche alle diese Institutionen ihrem Ziel nahe zu kommen suchen, so haben wir solche von Wort und Schrift.

1) Vorträge über Wissenswerthes aller Art aus Natur, Wissenschaft, Kunst, Technik. Aehnliches leistet (cf. die wöchentl. Berichte bsp. aus Württemberg) der Volksverein.

Diese werden gerne im Anschlusse an Bilder, Modelle,

Skioptic gehalten. Die hauptsächlichste deutsche Firma für letztere ist Liesegang, die einen äußerst reichhaltigen Katalog aufweist, leider hauptsächlich nur Kunstgeschichte und Geographie, während sie sonst noch eine ordnungslose und deßhalb etwas dilettantenhafte Eintheilung und Herstellung der Projektionsbilder betreibt. Gerade vom Standpunkte systematischer Volkskurse sollten die Bilder auch systematisch vertreten und geordnet sein.[1])

Sind obige Vorträge nur sporadisch, unsystematisch, so erstreben 2) Unterrichtskurse eine planmäßige Behandlung.

Die „Ges. f. V." wendete der Vortragsthätigkeit a. 1899 ca. 12,000 M. zu. In 10 Jahren hielt sie etwa 1300 Wandervorträge, die nach dem Berichte meist gut, durchschnittlich von 300 Personen besucht waren. Die einzelnen Kurse sollen allmählig so erweitert werden, daß jeweilen ein ganzes Gebiet einbezogen werden soll. Katholischerseits bieten dasselbe wenigstens nach einer Richtung die socialen Kurse.

Ein Mittel 3) sind die Volksunterhaltungsabende mit Vorführung von klassischen Theaterstücken, nicht in dem Sinn auch einer nun in jeder Beziehung klassischen Aufführung. Das ist auch in Städten wenig möglich. Es werden ferner auch Musikwerke, „Tondichtungen" vorgeführt und haben diese „in den meisten größeren Städten bereits Eingang und viel Anklang gefunden" (Dr. P.). Zu „Parochialabenden" werden sie auf dem Lande und werden bei denselben allerdings an den Leiter derselben ziemliche Anforderungen gestellt.

Eine weitere Antheilnahme an geistigen Schätzen bildet das Besuchen bezw. Führung durch Museen, Ausstellungen, Kirchen, Fabriken u. s. w. Sie sind sehr zweckdienlich, da es sich hier um Anschauungsunterricht handelt, welcher in Verbindung mit dem erläuternden Worte ebenso nachhaltig wie anregend wirkt.

Die Mittel der Schrift pflegen Orts-, Vereins- und Volksbibliotheken. Ueber die Benutzung einer solchen in Darmstadt, Jahr 1899, entnehme ich dem Jahresbericht der Gesell-

1) In diesem Falle wären sie ein außerordentlich schätzbares Mittel zur „Popularisirung" des Wissens.

schaft folgende Ziffern: „Es wurden von 101 Ausleihetagen 18,080 Bände, darunter 4180 Bände wissenschaftlichen Inhalts verliehen. Von den Benutzern waren 74% männlich, 26% weiblich. Von den Benutzern waren 46,5% Arbeiter und Handwerker, 23% Kaufleute und Schreiber, 13,5% Schüler und Studenten, 11% Beamte und Lehrer, 4,7% Pensionäre und 1,3% Soldaten" (l. c. 18). Typisch dürfte diese Aufstellung nur nach dem Procentsatz der „wissenschaftlichen" gegen die „andern" Bücher sein.

Ein 5. Mittel sind Lesehallen. Dieselben erfreuen sich starken Zuspruchs. So wird über die in Darmstadt berichtet (Ges. f. V. v. B. 18), daß das Lokal sich bereits als zu klein erweist (und eine große Menge geschenkter Bücher wegen Platzmangels nicht aufgestellt werden können). Die Zahl der im Lesesaal aufliegenden Zeitungen und Zeitschriften beträgt 134: 45 politisch, 17 für Unterhaltung, 17 für Handel, 7 Gartenbau, 4 für Naturwissenschaft, 22 für Bildung, 10 für Kunst und Literatur, 10 für Gesundheitspflege und Mäßigkeit, 2 Volkswirthschaft. Die Lesehalle, fährt der Bericht weiter, wurde von 17,936 Personen gegen 15,726 des Vorjahres benützt.

Die Vorzüge der Lesehalle, sagt Dr. Pieper, sind evident. Für viele ist sie der Anlaß, sich überhaupt geistig zu beschäftigen, mancher findet dort erst Gelegenheit ein Buch zu lesen. Bekannt ist ja, wie schlechte Wohnungsverhältnisse in den Städten den Mann ins Wirthshaus treiben; auf dem Land bewirkt dies hauptsächlich die Langeweile am Sonntag. Die Abstinenten mögen vor allem für gleich- oder mehrwerthigen Ersatz der Genußmittel sorgen; dies würde wohl besser wirken, als allerhand solcher Abstinentenreden.

Ein 6. Mittel ist Schriftenverbreitung. Wir haben oben bereits von Volksvereinen geredet. Wie sehr gegenwärtig diese Art der Volksbildung aufkommt, beweist ein Flugblatt der Socialisten in Berlin („gegen die Kornzölle"), das in Berlin allein in 800,000 Exemplaren nach Bericht der Germania bis in die oberen Stockwerke der Häuser verbreitet wurde.[1])

---

1) Zu trauriger Berühmtheit ist in neuester Zeit Graßmann's „moraltheologische" Schrift gekommen.

In Basel, Bern, Zürich werden „gute Volksschriften“ in sehr großen Mengen hergestellt und zu sehr niedrigen Preisen abgesetzt. Der Hauptvertrieb derselben deutscher Seits ist gegenwärtig in Wiesbaden. Rechnet man zur Schriftenvertheilung und -Verbreitung die verschiedenen Familienschriften mit ihrem „theils belehrenden, theils unterhaltenden Inhalt“ mit öfters bis 30000 gehenden Auflagen („Woche“ angeblich 400,000 Abonnenten), erwähnen wir — last not least — Reclams und Meyers Weltbibliothek, die Millionen von Bändchen, außer Romanen die Schriften von Philosophen, Pädagogik, Geschichte und Kunstgeschichte verbreiten, neben den direkt populärwissenschaftlichen Sammlungen Göschen, Weber, Meinholdt u. s. w., so ergibt sich ein kleiner Begriff dessen, was an Popularisirung der Wissenschaft durch Bildungsvereine sowohl wie durch freie Thätigkeit des Buchhandels gearbeitet wird.

Katholischerseits erwähnen wir, daß nach den uns vorliegenden Katalogen von Herder, Auer, Stocker (Regensburg), Verlagsanstalt vorm. Manz, Seyfried München es meist die gleichen Schriften sind, klassische wie weniger klassische, die vertrieben werden. Angefügt mögen werden die Wetzelschen Schriften, Germanias Sortimentsabtheilung, die auch als Volksbibliothek in Oesterreich herauskommen. Goffine und Cochem, Kempis und Philothea, Alban Stolz sind die Hauptauktoren auf religiösem Gebiet. Wir vermissen auch eine „klassische asketische Bibliothek“, die für Volksbildung auch das ihrige, vielleicht noch mehr als die „klassischen Andachtsbilder“ für „freie religiöse Bildung“ wirkte. Auf romanschriftstellerischem Gebiete sind es stets Christoph v. Schmid, Bauberger, Herchenbach, Kolping, Schaching, Conscience, neuestens die Regensburger 10 Pfg.-Bibliothek, Nimm und lies, Sammlung von Eberle & Cie. in Einsiedeln; ein neueres Unternehmen ist Butzer und Kevelaer Romansammlung, die allgemeine Bücherei der Leo-Gesellschaft, welche auf christlichen Grundlagen in Concurrenz mit Reclam und Meyer treten zu wollen beabsichtigt. Sie bieten ja direkt keine Wissenschaft, die Romane gehören mit zum obligaten Stoff der Volksbildungsvereine u. s. w. und so mögen sie hier Erwähnung finden. Dies in „Kürze“ das Bild der Bestrebungen zur Verbreitung von Volksbildung.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich das Ziel: en „Consum der geistigen Güter“ den Massen möglichst zu erichtern, dienen Vereine und Gesellschaften, Universal-, Landes-, Orts-, Wanderbibliotheken, Volkshochschulkurse, sociale Kurse, Wanderredner, dienen Lesehallen wie Zeitschriften, mit theilweise enormen Auflagen, Theater und Dichterabende, sonstiger Schriftenverkauf, zum Theil allerdings nach dem Jargon: „Für das Volk und 10 Pfennig“, dazu die reinen Bildungsgelegenheiten, berufliche wie politische, in Werk- wie Gewerbevereinen, Arbeiter-, Jünglings-, Gesellen-, Männer-, Bauern- und Volksvereine, technische, Lehrervereine. Diese alle sind bestimmt — notabene neben den allgemeinen staatlichen und kirchlichen Bildungsanstalten, den Volks-, Sonntags-, Fortbildungsschulen — in reichem Maße und reicher Abwechslung geistige Nahrung dem Volke zuzuführen. So bieten sie ein Bild, ernst und großartig genug, um es in seinen Licht- und Schattenseiten des näheren zu prüfen.

III.

Was ist also von Volksbildungsbestrebungen zu halten? Irgend einen Standpunkt muß man nachgerade ihnen gegenüber einnehmen. Das vorangegangene in verhältnißmäßig groben Linien gezeichnete Bild [1]) hat vielleicht doch das Eine gezeigt, daß die Popularisationsbewegung der Wissenschaft — wir wiederholen, letztere geht über staatliche und religiöse Veranstaltungen für geistige und geistliche Bildung hinaus — in fast allen civilisirten Staaten Eingang und stets wachsende Ausbreitung gefunden hat.

Popularisation der Wissenschaft darf man wohl kaum mehr als bloßes Mode- oder mehr oder weniger glänzendes Schlagwort betrachten und damit abthun; was ist also von ihr des näheren zu halten?

Geben wir erst den Förderern derselben das Wort. Hauptsächlich vom socialpolitischen Standpunkt betont Dr. Pieper ihre

1) Wer sich näher über die Volksbildungsbewegung informiren will, findet in dem wiederholt citirten Heft 1: „Sociale Tagesfragen“ für alle Einzelabtheilungen die entsprechende Literatur.

Nothwendigkeit. „Wissenschaftliche Klärung der socialen Fragen" und ebenso „die Regelung derselben durch die gesetzgebenden Faktoren sind nicht die schwierigsten Schritte auf dem Wege der Reform. Manche Gesetze sind bereits erlassen, aber die große Mehrzahl der Betheiligten . . . kennt sie nicht". Deßhalb ist es denn auch gar nicht zu verwundern, wenn die Gesetze nicht ausgiebig benutzt, wenn die genossenschaftliche Selbsthilfe unter den Bauern, noch mehr den Handwerkern, Vereinigungen zur Verbesserung der Wohnungen, Mäßigkeitsbestrebungen, allgemeine bessere Krankenpflege 2c., so langsame Fortschritte machen. Das Volk zeigt „zu wenig Initiative" in seiner eigenen Sache, obgleich eine Socialreform ohne „eine von allen Volkskreisen getragene energische Durchführung" derselben schlechterdings unmöglich ist. Deßhalb wartet man denn auch damit vielfach solange, als es keine Socialisten im Ort gibt. „Grund für diese weitverbreitete Theilnahmslosigkeit . . . ist der Mangel an geistiger Empfänglichkeit für Dinge, die über das tägliche Erwerbsleben hinausgehen."

Kurz eine sociale Reform ohne das Volk, ohne thätige Mithilfe der Massen des Volkes ist unmöglich. Deßhalb ist der Schluß, verlangen wir eine energische socialpolitische Schulung desselben. Volksbildung ist nach Pieper ferner „eine integrirende Forderung des heutigen constitutionellen Staats- und Gemeindelebens." Die Gleichheit vor dem Rechte, die wirthschaftliche Freiheit und Freizügigkeit, das allgemeine Wahlrecht, fügen wir hinzu die kolossale Entwicklung des Zeitungswesens aller Parteien und Schattirungen setzen einen Grad von geistiger Entwicklung und Selbständigkeit des Urtheils voraus, die bei der Schulentlassung noch nicht erworben sind. Ueberdieß, sagt Dr. Pieper, und jeder Schulmann wird ihm wohl recht geben, „geht die Volksschulbildung selbst zum großen Theil verloren, wenn sie nicht beständig aufgefrischt wird." Einen Culturstaat ferner gibt es nicht, ohne Ausbildung von Verstand und Gemüth auch nach der Volksschule. „Künsten und Wissenschaften wird das Bethätigungsfeld fehlen", daher die Vorwürfe der Socialisten, die jetzige Kunst sei in der Hauptsache nicht Volkskunst, bezw. Kunst und Wissenschaft für das Volk, sondern eben Kunst der

Bourgeois. (Vergl. die Aufsätze in den Histor. polit. Blättern 126 1900) H. 6 u. ff.)

Dr. Pieper bemerkt: „geistig verrohte Volksmassen dringen stets unbedenklich auf den Putsch“ (cf. Rußland), daher wird der jetzige Staat gut daran thun, das Volk „ruhigen Verstands-erwägungen“ zugänglich zu machen. Kurz: Wer sich selbst nicht regieren kann (und dazu gehört Bildung des Verstandes und Herzens), den muß eben ein anderer regieren. Endlich, betonten wir gleich zu Anfang, besteht die „sociale Noth“ nicht bloß in der Ungleichheit „des (materiellen) Besitzes,“ sondern auch „der Bildung“ „Gemeinsame geistige Bildung einigt und ist das stärkste Versicherungsmittel der Standesunterschiede, weil eines der wirksamsten Dämpfer des Egoismus.“

Fassen wir das Gesagte zusammen: Volksbildung ist ebenso eine Forderung der wirthschaftlichen Reform wie politischer Selbstbestimmung; sie verhindert Monopolisirung der Kunst und Wissenschaft und gleicht dadurch ein Stück der Standes-unterschiede aus. Vom Standpunkt der Philosophie und Religion ist Förderung geistiger Bethätigung schon deßwegen dringend erwünscht, als eine Förderung des Geistes eine Schwächung des materiellen Elementes und Denkungsweise im einzelnen wie in der Masse der Menschen bedeutet. Der Verstand ist die edelste Fähigkeit des Menschen, seine Bethätigung deßhalb auch die edelste Thätigkeit. Leute, die die ganze Woche an nichts anderes als Ackerbau, Viehzucht und Handwerk denken, müssen nothwendig mit ihrem Hauptdenken und Streben mit dem rein Materiellen beschäftigt sein. Am Sonntag geht man allerdings eine Stunde in die Kirche, dann aber stundenweis wieder zum Bier und Vergnügen. Wir lasen kürzlich im „Tag“, 13. Febr. „Es ist nicht leicht, in Berlin z. B. geistige Eroberungen zu machen. Berlin ist eine Stadt der Arbeit, seine Arbeit ist mehr auf den Tag, als auf das Ewige, mehr auf materielle, als ideelle Güter gerichtet. Und wenn es einmal Ruhepausen feiert, so begeistert es sich lieber für einen Mann, der Großes im Werktagsdienst geleistet oder auch für Unterhaltungs- und Vergnügungsspenden wie Mimen, Virtuosen, Pantomimen, Bauchtänzerinnen, als für Philosophen und andere Wolken-kukuksheimer, dann und wann freilich durchbricht einer dieser

unproduktiven Geister die dicke Mauer von Vorurtheil, Trägheit 2c." Endlich hat ja „die Kirche und die Geistlichkeit nur den Zweck, die Menschen in ihrer Dummheit und Demuth zu erhalten, gleichviel welche Confession." Denn „je dümmer, desto frommer."

Vom Standpunkt der engeren Sittlichkeit sollte es Grundsatz der „Abstinenten" sein, statt der Wirthshausunterhaltung Besseres zu bieten, denn für gewöhnlich geht man doch nicht so fast des Bieres als der geselligen Unterhaltung wegen ins Wirthshaus.

Dies die Gründe, warum Dr. Pieper und mehr oder weniger alle anderen Volksbildungsförderer (cf. 30. Generalvers. der G. f. V. v. V., Reyer, Handbuch des Volksbildungswesens 2c.) für „Volksbildung" eintreten.

Es läßt sich nicht leugnen, die Gründe sind nicht zu verachten, aber wo Licht, da ist auch Schatten.

Fürs erste, was ist denn eigentlich Bildung? Was ist Wissenschaft? Fast könnte man von ihren Vertretern sagen, tot capita, tot sensus. Weist ja beispielsweise die Geschichte der Philosophie nicht weniger als 30 Systeme, „Ismen" auf, wie in jedem diesbezüglichen Lehrbuch zu ersehen. Will man denn wirklich allen Ernstes anfangen, etwa nach dem Vorgang von Häckels Welträthsel, diese Wissenschaft, bezw. Systeme unter das Volk zu werfen? Vorausgesetzt, daß das Volk an ihnen sich erfreute, das Ende könnte nur sein, daß das Wort Du Bois Reymonds ignoramus et ignorabimus und zwar in den wichtigsten Fragen des Lebens, den Welträthseln popularisirt würde. Es wäre allerdings wenigstens ein Gewinn, zu wissen, daß man nichts weiß, aber ob es wirklich der Mühe werth ist, soviele Arbeit darauf zu verwenden, dem Volk diese Wissenschaft beizubringen, daß es nichts weiß, das scheint theoretisch zweifelhaft, praktisch gefährlich, da ohnedies die Verbreitung der meisten Systeme nichts anderes als wie Häckels Welträthsel eine Verbreitung des Unglaubens bedeutet. Darum könnte man weiter sagen, lassen wir die Leute lieber sich mit dem Nothwendigen begnügen, was sie für ihren Beruf brauchen, speciell zum materiellen Fortkommen, alles übrige ist zweifelhaft, oder gar zweifellos unnöthig.

Dies vom Standpunkt derer die sagen: Wissenschaft ist gelehrtes Nichtswissen und zwar in wesentlichen Dingen. Anderseits ergibt ein Ueberblick über die Wissensgebiete, daß man, ich möchte sagen, bereits zu viel weiß. In wieviel Hauptfächer ist die Wissenschaft nicht schon eingetheilt, und diese selbst zerfallen in Unterabtheilungen, die selbst wieder eine Reihe wichtiger Fragen enthalten, und dabei ist noch nicht einmal ein Grashalm von der Wurzel bis zum neuen Samen „nach seiner Verursachung" erklärt und das will doch Wissenschaft überhaupt besagen (scientia rerum per causas). Es ist schwer selbst für den Fachmann, sein Specialfach ganz zu durchdringen. In allem Ernste betrachtet kann es deßhalb sich bei den Popularisirungsbestrebungen der Wissenschaft um nichts anderes handeln, als dem Volk etwas mehr geistiges Streben als bisher beizubringen. Ferner was zeigt die bisherige faktische Betheiligung des Volkes an diesem wissenschaftlichen Streben? Es werden ja ungemein viel Bücher bereits gelesen, man vergl. was wir oben über Bibliotheken, Schriftenvertheilung u. s. w. gesagt haben, aber welches Fach hat den größten Procentsatz der Bücher? Nach ihren Erfahrungen hat die obenerwähnte „Ges. f. V." ein Schriftchen herausgegeben: Wie gründet und leitet man ländliche Volksbibliotheken? Da schreibt sie S. 10: Welche Bücher anschaffen? „Zu allererst die altbewährten unterhaltenden Volksschriften. Wer den Tag über schwer gearbeitet hat, will sich am Abend vor allen Dingen unterhalten." Schreiber dieses ließ die Collektion „Nimm und lies" in seinem Dorf colportiren. Alle Schriften wurden vertrieben, mit fast einziger Ausnahme von Egger: „Der Alkoholismus u. s. w. Und dabei bemerkte dann der Colporteur, daß das Schriftchen verschiedene in die Hand genommen, jeder aber es wieder zurückgegeben habe. Und so weisen denn auch die Berichte der Bibliotheken ganz allgemein eben vorwiegend Romane auf unter dem geistigen Stoff, der in Anspruch genommen wurde. Praktisch, das läßt sich nicht leugnen, ist Volksbildung vorwiegend Verbreitung von Romanen.

Ist Volksbildung ferner unter dem Gesichtspunkt der Religion zu begrüßen? Kürzlich hat ein Pastor W. Studemund ein Buch geschrieben: Der moderne Unglaube in den unteren

Ständen. Es waren Fragebogen hauptsächlich über religi Dinge ausgegeben worden und es kamen z. B. über G Antworten zurück, wie: Gott ist ein Unding. Die Natur mein Gott. Ich kenne nur die physische Kraft der Erhaltn und der Weiterbildung der Organismen auf der Erde so aller Sonnen, Planeten, Trabanten u. s. w. Man vergle dazu die Resultate der Bibelforschung z. B. Zittel, Entsteh des Evangeliums, Renans Leben Jesu, ebenso Moses o Darwin, neuestens Häckels Welträthsel u. a., so begr man, daß, wenn solche Wissenschaft unter das Volk kom alle Dogmatik wankt. Daß sich in dem Fragebogen Antwor finden auch über die Unsterblichkeit der Seele: Der Me wird wieder Erde, aus der sich immer wieder neue Lebewe entwickeln. Ein Leben nach dem Tode gibt es nicht. In welc Gestalt sollte denn das Leben fortbestehen? Und wo soll fortbestehen — daß mit den eisernen Gesetzen der Natur, solche Wissenschaft dem Volke lehrt, dieses das Gebet verlacht u jegliches Vertrauen verlieren muß, ist doch zu klar. Wo hat aber das Volk diesen Unglauben? Offenbar „von Wissenschaft.“ Endlich welchen Einfluß hat die Bildung die Sittlichkeit? Bei dem unzertrennbarem Zusammenh zwischen religiöser Anschauung und praktischer Moral lassen aus obiger populärer Wissenschaft nur vorwiegend ungünst Schlüsse ziehen.

Heute ist es z. B. neueste Wissenschaft, daß das Hand des Menschen ein Produkt seiner Naturanlage und der umgebenden Verhältnisse sei. Kein Wunder, wenn das V daraus die Consequenzen zieht und etwaige Unmoral eben a als Produkt ersterer Naturanlage und umgebender Verhältn ansieht und die Hände in Unschuld wäscht. Vom statistisc Standpunkt wird allerdings die Behauptung von „Pessimiste daß die Criminalität mit zunehmender Volksbildung wac durch die Zahlen nicht unterstützt. Alexander von Oettin läßt die Frage unentschieden, ähnlich von Mayr in seinem B über Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben und Band I. sei Statistik. Die Hauptschuld daran trägt, daß man für Bildu statistisch keinen weiteren Anhaltspunkt hat als das Lesen Schreibenkönnen und Schulbesuch der betreffenden Inkriminiert

[A]lso etwas sorgsamer betrachtet, erweist sich der Segen der [V]olksbildung so sehr groß nicht.

Sociale, politische, technische, ästhetische Volksbildung mag [m]an betreiben, aber unseres Erachtens wäre jegliche Philosophie [v]on „freier Volksbildung“ auszuschließen und der Kirche, je nach [C]onfession natürlich, zu überlassen. Programmmäßig hält dieses [z]. B. die „Ges. f. V.“ so; wie aber die Praxis aussieht, dafür [l]ieferten Vorträge der Hochschulkurse in Mannheim z. B. Belege, [i]n welchen der Mensch u. a. ein vorwärts entwickeltes Thier [g]enannt wurde. Und eben diese Hochschulkurse werden von [j]ener Gesellschaft eifrigst gefördert.

Zurückdrängen, verdrängen und ignoriren läßt sich die [V]olksbildungsbewegung wohl nicht mehr, es ist das in richtigen [G]renzen auch nicht nöthig.

Es wird deßhalb das Beste sein, die „Volksbildungs[b]estrebungen“ auch christlicherseits mit ganzer Macht aufzu[n]ehmen. In der Einheit und Festigkeit der Grundsätze ist [g]erade der Katholicismus aller fremden Wissenschaft weit „über“, [w]ie Frhr. von Hertling kürzlich betonte, es würde sich nur [d]arum handeln, die innere Wahrheit derselben auf allen Wissens[g]ebieten zu erweisen und eine solche Bildung in die breitesten [M]assen zu fruktificiren. So könnte freie Volksbildung nur [b]efreiend bewirken. A. H.

XXVI.

Einige Zahlen zur katholischen Statistik.

Da das Bestreben der Katholiken eigentlich noch [illegible]
systematischen Betrieb der kirchlichen Statistik ge[illegible]
war, so haben die Wenigen, die sich in wissenschaftl[illegible]
Weise mit dem Zahlenmaterial beschäftigen, die gr[illegible]
Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Der Sinn [illegible]
der Berechnung der Tabellen konnte häufig nicht [illegible]
werden, weil man keine Aufstellungen hatte machen [illegible]
häufig wurde die Mittheilung der verlangten Zahlen [illegible]
verweigert. Da nun derartige Rückständigkeiten [illegible]
Schaden des Katholicismus ausschlagen, im übrigen [illegible]
auch die modernen Zeitläufte eine eingehende Beschä[illegible]
der Katholiken auf diesem Gebiete mit aller Macht [illegible]
so bitte ich alle, die es angeht, mich bei der Ausarb[illegible]
einer großen Uebersicht über die Orden, Congregationen [illegible]
Missionsgesellschaften freundlichst unterstützen zu [illegible]
Mittlerweile veröffentliche ich hier die mir bisher vorlieg[illegible]
Zahlen, die meistens aus dem Jahre 1901 stammen, [illegible]
Hoffnung, daß es mir bald ermöglicht werden möge, um[illegible]
reichere Aufstellungen vorlegen zu können.

der Orden, Congregationen d Missionsgesellschaften	Priester	Scholastiker und Novizen	Conversen od. Laienbrüder	Gesammt-summen
kaner	10,433	2,150	3,875	16,458
.	6,526	4,603	3,944	15,073
ter	4,641	1,721	3,102	9,464
iner	2,605	978	982	4,565
ten	1,825	563	2,150	4,538
kaner	2,378	963	1,009	4,350
en	1,688	784	832	3,304
om hl. Geist	649	712	788	2,149
ter	—	—	—	2,000
ner	1,150	425	283	1,858
aft des göttlichen Wortes	224	918	556	1,698
der unbefleckt. Empfängniß	770	425	385	1,580
tualen	850	305	384	1,539
Seminar f. ausw. Missionen	1,194	—	—	1,194
Väter	—	—	—	1,000
Seminar f. d afrik. Missionen	150	115	18	283
Gesammtsumme	35,083	14,662	18,308	71,053

ie Quersumme der drei ersten Spalten ergibt 68,053; n die 2000 Karmeliter und die 1000 weißen Väter Mangel an Einzelzahlen nur in der vierten Spalte mit nen 3000 Mitgliedern verzeichnet stehen, so muß diese uersumme zugezählt werden, wodurch die Gesammt- der vierten Spalte mit 71,053 erreicht wird.

ie christlichen Schulbrüder (vom hl. Johannes de La Salle), die früher auch in Koblenz, Kemperhof selweis und Burtscheid-Aachen wirkten, bis der Cultur- sie aus dem Lande jagte, haben eine so außerordentlich greiche, gesegnete Thätigkeit, daß sie hier ausführlich mäßig wiedergegeben werden soll. Die Hauptthätigkeit

derselben beruht in Frankreich, das mehr wie zwei Drit
aller Brüder beschäftigt.

I. Frankreich. In 1,115 Häusern zählen m
10,604 Brüder, die sich vertheilen auf 5,298 Profeßbrüd
1,779 mit dreijährigen, 2,218 mit einjährigen Gelübden u
1,309 unterrichtende Novizen. Außerdem gibt es 811 Gro
novizen, 2,627 kleine Novizen und 603 Scholastiker.
1,449 Schulen zählt man 5,549 Klassen mit zusamm
208,132 Zöglingen, von denen 19,429 Interne sind. D
Schulen theilen sich in öffentliche, private, solche für E
wachsene und solche für Lehrlinge. Oeffentliche Schul
der Schulbrüder gibt es nur außerhalb Frankreichs.

II. Außerfranzösische Länder. In 375 Häuse
wohnen 4456 Brüder (1,946 Professe, 917 mit 3jährig
989 mit einjährigen Gelübden und 604 unterrichtende Noviz
Die Zahl der Großnovizen (365), kleinen Novizen (632) u
Scholastiker (359) ist zusammen 1356. In 515 Schul
werden, auf 2681 Klassen vertheilt, 114,441 Zöglinge unt
richtet, von denen 9,246 Interne sind.

Die Gesammtsummen stellen sich demnach folgend
maßen: 1,530 Häuser, 15,060 Brüder, 5,397 Novizen u
Scholastiker, 1,964 Schulen, 8,230 Klassen und 322,5
Zöglinge, unter denen 28,675 Interne sind.[1])

Die Maristenschulbrüder zählen insgesammt 60
Religiosen, deren genaue Vertheilung nach Ländern sow
als Klassen mir unbekannt ist.

1) Die Schulbrüder haben in Paris auf der Ausstellung erhal
drei grands prix, 13 goldene Medaillen, 21 silberne Medail
14 bronzene Medaillen, 6 ehrenvolle Erwähnungen, zusamm
57 Anerkennungen für ihre pädagogischen Leistungen. Daß
Mitglieder des Preisrichterkollegiums bei der in Frankreich he
schenden Strömung eine besondere Schwäche für die Leistung
der Brüder entwickelt hätten, um ihnen zu dieser ganz erstau
lichen Menge von Preisen zu verhelfen, dürfte sogar
Herren vom Reichsboten schwer fallen zu behaupten. Vorsitzen
der Jury war Herr Léon Bourgeois.

Paul Maria Baumgarten.

XXVIII.

Neuere volkswirthschaftliche Literatur.[1]

Man gewöhnt sich in neuerer Zeit mehr daran, auch die
oßen politischen Aktionen der Staaten auf wirthschaftspolitische
nteressen und Kämpfe zu untersuchen. Aus diesem Bestreben
tsprang auch Schorers untengenannte Studie. Der Ver-
sser sucht den verwickelten handelspolitischen Vorgängen
chzuspüren, welche vor dem Utrechter Frieden als eine
pannung zwischen Frankreich und England in Mitte lagen und
oß des Friedensschlusses die beiden Völker nicht zur Ruhe
mmen ließen, ehe nicht eine für beide Theile befriedigende
asis für die gegenseitigen Handelsbeziehungen geschaffen war.
ie Spannung war so hoch gestiegen, daß sich beide Staaten
genseitig mit Handelsverboten belegten. Die erleuchteten
eister damaliger Zeit versuchten es mit allen Kräften, einen
odus vivendi anzubahnen, und nach den mühsamsten Verhand-
ngen war es endlich gelungen, die Artikel für den Abschluß
nes Handelsvertrages festzustellen. Der Hauptpunkt war, daß
ankreich sich gegenüber England zu dem Meistvergünstigungs-
rtrag verstand, während England sich mit einem festbestimmten
rhältnißmäßig niedrigen Zollsatz auf die aus Frankreich im-
rtirten Waaren begnügen sollte.

---

1) Der englisch-französische Handelsvertrag vom Jahre 1713. Von Hans Schorer. Sonderabdruck aus dem Histor. Jahrbuch. Bd. XXI, Jahrgang 1900. München 1900. Joh. G. Weiß'sche Buchdruckerei (Jos. Olbrich). gr. 8. 63 S.

In klarer, festumrissener Darstellung entwirft Schore ein Bild der dem Vertrag vorausgehenden wirthschaftlichen wi politischen Situation, und an der Hand des Aktenmaterials wird der Gang der Verhandlungen gezeichnet, die oftmals i Gefahr standen, an einem der beiderseitigen Interessen zu scheitern. Endlich waren dieselben bis zu einem Stadium gediehen, daß man auf baldigen definitiven Abschluß rechnen durfte. Da wurde in England eine wüthende Agitation gegen den Vertrag inscenirt. Die Wighs eröffneten aus politische Gründen einen erbitterten Kampf, die Theoretiker der merkan tilistischen Schule führten die Handelsbilanz ins Feld, derzu folge England mehr Waaren von Frankreich importire als umgekehrt, und so gelang es, den Vertrag im Parlament zu Fall zu bringen.

Dem Verfasser ist es hauptsächlich darum zu thun, das Auftreten und Vordringen neuzeitlicher Ideen in den einzelnen Momenten des Kampfes zwischen den Anhängern und Gegnern des Vertrages aufzuzeigen. Er unterläßt es nicht, immer darauf hinzuweisen, wo sich Ansätze neuer Gedanken finden, und deßwegen ist seine Schrift für die Kenntniß der Entwicklung der wirthschaftspolitischen Systeme von großem Werth.

In einem auch äußerlich geschmackvollen Gewande trete die seiner Zeit von Professor Sombart in Zürich gehaltenen Vorträge über die socialen Bewegungen im 19. Jahrhundert in einer hohen Auflageziffer zum vierten Mal ihren Gang in große Publikum an.[1]) Der Verfasser nimmt gleich in der Vorrede Veranlassung, allen denjenigen Männern und Frauen fremder Zunge zu danken, welche sich der Mühe unterzogen haben, das Werk in ihre Sprache zu übersetzen. Dasselbe i bisher schon erschienen in französischer, italienischer, flämischer englischer, schwedischer, dänischer, russischer, polnischer, czechische kroatischer, magyarischer und armenischer Sprache.

1) Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrh Vierte Auflage. 18. bis 23. Tausend. Verlag von Gusta Fischer. Jena 1901. gr. 8°. S. 130. (Preis 75 Pfg.)

Woher dieser riesenhafte Erfolg der Sombart'schen Schrift, fast in die ganze gebildete Welt gedrungen ist? Mit dem nteresse an dem Objekt, das Sombart darstellt, allein ist er cht erklärt; denn wenigen über Socialismus handelnden üchern ist ein gleicher Erfolg beschieden. Der Grund des-lben liegt anderswo. Was Sombart schreibt, tritt ans Licht r Oeffentlichkeit nicht behaftet mit dem Staub und Schweiß r Werkstätte, nicht als trockenes Erzeugniß gelehrter Forschung, ndern in der Gestalt des Kunstwerkes, das nicht bloß dem erstande, sondern auch dem ästhetischen Geschmack, und zwar ch einem verwöhnten Geschmack, gerecht zu werden vermag. ombart ist ein Stilist ersten Ranges, und das ist insbesonders on Werth auf dem wirthschaftlichen und socialen Gebiet, wo ern eine Sprödigkeit und Dürre des Ausdruckes sich geltend acht. Bei Sombart gleiten die Gedanken in einer Frische nd Lebendigkeit des Ausdruckes dahin, daß man seinen Ausführungen mit Spannung bis zum Ende folgt.

Und dann noch eines, was zum Erfolg des Werkes mit eigetragen hat: Sombart ist ein Mann, der gern eigene Wege inschlägt, andere als das Gros der Nationalökonomen. Es ellt gern eine kecke Behauptung auf, die zum Widerspruch erausfordert, die gerade durch die geistvolle Art ihrer Be-ründung und Einkleidung Interesse abnöthigt.

So schreibt Sombart. Und das hier angezeigte Werk ist er ganze Sombart, ein stilistisches Meisterstück, durchzogen von riginellen Gedanken oder wenigstens gewagten Behauptungen. ie Professor Adler ist Sombart ein äußerst gewandter Schilderer nseres modernen Milieu, und zwar nach seiner intimen psychogischen Seite. Jeder wird mit Bewunderung die von Sombart eite 7 f. in den Grundzügen entworfene „Psychologie des roletariats" lesen, wie aus der Gemeinsamkeit des proletarischen lends gerade gemeinsame Vorstellungen, das Klassenbewußtsein ich entwickelt. Je öder die Dachkammer in der Vorstadt, desto nziehender die neuen Gemeinschaftsmittelpunkte, in denen sich er Vereinsamte gleichsam als Mensch erst wieder findet (S. 8).

Aber auch der gewagten Behauptungen finden sich, wie onst, in Sombarts Schriften, entsprechend seinem solitären Standpunkt, in diesem Buche etliche. Da ist besonders die,

die förmlich Sombart'sches Programm genannt werden darf, daß das ethische Moment in dem großen wirthschaftlichen Kampf, der alle menschliche Geschichte durchziehe, von keiner Bedeutung sei und sein könne. Man nimmt nämlich beispielshalber an, daß auch in dem Emancipationskampf des englischen Arbeiterstandes gegen die Unterdrückung des Unternehmerstandes, wie sie bis in die zweite Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts in England in Uebung war, doch auch sittliche und religiöse Einflüsse eine Rolle gespielt haben. Solche Erklärungsweise nennt Sombart eine unrealistische (S. 32). Realistisch erklärt bietet die Entwicklung ein anderes Bild. Keine socialen ethischen Motive, sondern der kräftige Eigennutz der englischen Arbeiter, die sich eine förmliche Verkörperung dieses Eigennutzes in den Gewerkschaften schuf, die eigenthümliche Constellation des politischen Parteikampfes, die brachten es zuwege, daß die Arbeiter von den Whigs und Tories umworben, das Zünglein an der Wage bildeten und in Folge der aufschnellenden ökonomischen Entwicklung Englands am Geldregen, der den Unternehmern zufiel, theilnehmen konnten.

Man könnte es Sombart noch verzeihen, wenn er bloß an die englische Entwicklung seine — hyper-realistische Betrachtungsweise angelegt hätte. Aber so wie in England war es in Frankreich — ist es überall. Sein Ergebniß lautet: „Das alles bewege ich in meinem lieben Gemüthe, und das Ergebniß ist, daß ich mich unmöglich mit Carlyle und seinem socialen Geist zufrieden geben kann, sondern eben eine realistische Geschichtserklärung — für England nicht minder, wie für jedes andere Land — versuchen muß“ (S. 34).

Solche und ähnliche hingeschleuderte Behauptungen sind es, die gegen Sombart auf allen Linien den Widerspruch aufrufen, die aber geeignet sind, ihn als einen originellen selbständigen Kopf überall populär zu machen. Es gibt nicht leicht einen lebenden Nationalökonomen, der formell wie materiell aus den angegebenen Gründen so viel des Anziehenden, Anregenden, Spannenden bietet, wie Werner Sombart.

Seine Behauptungen freilich werden darum um nichts wahrer. Ihr Verdienst ist, daß sie den Gegner der kühn entworfenen Hypothesen nöthigen, dieselbe zu prüfen, die eigem

Anschauung daran zu messen und wenn möglich tiefer zu fundamentiren. Gerade indem Sombart das ethische Moment und seine Bedeutung im Wirthschaftsleben negirt, gibt er den Anstoß, über den Zusammenhang von Sittlichkeit und Oekonomie ernstlich nachzusinnen und die ethischen Systeme auf ihren Werth als Grundlage der Volkswirthschaft zu prüfen. Und auch dieß hat zweifelsohne sein Gutes.

München. F. Walter.

XXIX.

Eichstätt's Kunst.

Dankbare Hände rüsteten sich im Bisthum Eichstätt, das Jubelfest des Oberhirten, der am 24. Juni sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feierte, festlich zu begehen. In literarischen Kreisen und in der Welt der Künstler und Kunstfreunde vernahm man gerne die Kunde, daß es den Bemühungen des Herrn Professors Dr. Schlecht in Freising gelang, einen Kreis von tüchtigen Mitarbeitern zu gewinnen, um zum Jubiläum ein Kunstwerk zu schaffen, das die Lokalgeschichte der Eichstätter Kunst gebührend der Welt bekannt gab.

In der That ist das äußerst gelungene Werk[1]) für jeden Kunstliebhaber von großem Interesse. Wir finden darin die

1) Eichstätt's Kunst. Zum Goldenen Priesterjubiläum Sr. Bischöfl. Gnaden des H. H. Bischofs Dr. Franz Leopold Freiherrn von Leonrod geschildert von F. X. Herb, F. Mader, S. Mutzl, J. Schlecht, F. X. Thurnhofer. Mit Titelblatt von Fr. Geiges. Zeichnungen von J. Kiener, 147 Abbildungen im Text, sowie 25 Tafeln und einem Farbendruck. München, Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst. 1901. (Preis 12 Mark.)

Reihenfolge der Eichstätter Bischöfe besprochen, deren W
samkeit gar oft von bedeutendem Einfluß auf deutsche C
und deutsches Geistesleben geworden war. Das Ponti
Gundekars II, bisher im Schrank der Archive wenig zugän
enthält die Bilder dieser Bischöfe, von S. Willibald a
zum Schluß des 15. Jahrhunderts. Die Reproduktion d
einzigartigen Bilderschatzes bildet eine werthvolle Beigab
Werkes in 25 Vollbildern.

Manch' altes Kunstwerk oder Grabdenkmal aus
Zeit ist uns durch den Photographen wiedergegeben wo
Besonders interessant sind die Bilder der Bischöfe der ne
Zeit, zumeist nach Porträtmedaillen gefertigt, während
jüngsten Bischöfe nach Gemälden und Photographien vorge
werden. Der begleitende Text ist eine kurze Geschichtsch
von ganz interessanten Einzelheiten. Namentlich sind die
dienste der einzelnen Bischöfe um die Kunst durch Errich
von Bauten u. s. w gebührend gewürdigt.

Das hervorragendste Kunstdenkmal der Altmühlstad
unzweifelhaft der altehrwürdige Dom. Mit seinen zahlr
Sculpturen und Denkmälern, den bunten Fenstern und
Seitenkapellen gleicht das Gebäude einer einzigen großen K
ausstellung, wo dem Kunstfreunde auf Schritt und Tritt
neue Motive sich darbieten. Seit der Dom durch die
sinnige Initiative des Eichstätter Bischofs eine gründliche Re
rirung erfuhr, darf er sich unstreitig in die Reihe der
und schönsten Denkmale kirchlicher Baukunst Deutsch
stellen. Dementsprechend bringt unser Werk eine Reihe
kostbarsten Kunstschätze der Sculptur, Glasmalerei und
schnitzerei zur Reproduktion. Der sich anschließende Dom
gang mit dem mortuarium hat schon öfters in Zeitsch
und Broschüren Darstellung und Besprechung gefunden u
darum auch in der Festschrift als Kunstwerk entspre
gewürdigt.

An den Dom sich anschließend, folgt die bischö
Hauskapelle in der Reihe der Kunstobjekte. Gerade
Abschnitt zählt zu den interessantesten Gaben des Werkes,
die Abbildung dieser privaten Kunstschätze bietet dem Besch
einen Genuß, der bisher nur in beschränkter Weise zu erla

war. Prachtvolle Flügelaltäre, ein Gemäldecyklus aus dem 15. Jahrhundert, kostbare Holbein'sche Bilder, silbergetriebene Kirchengeräthe und werthvolle alte Meßgewänder stellen einen wirklich unschätzbaren Kunstschatz dar.

Ein anderes, weltberühmtes Kleinod ist das Kloster S. Walburg. Die überaus reichhaltigen Räume der Kirche und des Klosters bieten eine reiche Auswahl von Kunstwerken dar. Auch an den Kunstwerken zeigt es sich, daß das Kloster der heiligen Walburga seit Jahrhunderten eine Stätte religiöser Weihe und geschichtlicher Bedeutung ist. Da die Innenräume des Benediktinerinenklosters gewöhnlichen Sterblichen durch die Klausur verschlossen sind, können wir die „Indiskretion“ unseres Prachtwerkes nur mit Freuden begrüßen, das uns ein Bild schauen läßt, wohin wir nur mit unsicher tastendem Geiste uns in Gedanken versetzen könnten.

Der Augapfel des Eichstätter Bischofs ist, das können wir wahrheitsgemäß sagen, das bischöfliche Diözesanseminar. Auch dieses, das einzige seiner Art in Bayern, hat im Laufe der Jahrhunderte merkwürdige Wandlungen durchgemacht, die uns hier in kurzen Skizzen vorgeführt werden, unterstützt durch wohlgelungene Wiedergabe verschiedener Ansichten der Gebäulichkeiten.

Das Verständniß der großen Kunstschöpfungen des Mittelalters wird durch das natürliche Anschauen besonders gefördert. Ausgehend von diesem Gedanken hat die Diözese Eichstätt ein Diözesanmusenm errichtet, das allerdings noch in den Windeln liegt, aber bei allseitiger Anerkennung und Förderung den Dank unserer Nachkommen einst finden wird. Das Bild der bisher gesammelten Gegenstände zeigt mannigfaltige Kunstwerke, aus der ganzen Diözese gesammelt und an würdigem Orte der Nachwelt gesichert.

Auch Eichstätts übrige Kirchen und Heiligthümer finden in dem Werke eine entsprechende Würdigung, voran die Kirche des heiligen Grabes im Kapuzinerkloster. Manch kostbar Kleinod findet sich hier.

Nicht nur der kirchlichen, auch der weltlichen Kunst beflissen waren Eichstätt's Fürstbischöfe. Ein imposantes Denkmal der gewaltigen Baukunst bilden die Ruinen der Willibaldsburg,

welche als Wohnsitz der Fürstbischöfe mit verschwenderischer Pracht ausgestattet war. Auch die Residenz in Mitten der Stadt, dem hohen Dom zur Seite, bekundet jetzt noch in ihrer mächtigen Gestalt, daß die Fürstbischöfe es verstanden hatten, sich als Herrscher zu geben, wovon die prachtvollen Säulengänge des Stiegenhauses und der reiche Schmuck der Prunksäle ein beredtes Wort sprechen könnten. — Die Sommerresidenz mit dem prachtvollen alten Hofgarten stimmen ebenfalls dazu, uns ein Bild der einstigen fürstlichen Hofhaltung des Eichstätter Krummstabes vor Augen zu führen, die zu ihrer Zeit ihresgleichen nicht hatte.

Was alles von diesen herrlichen Zeiten — und fürstlich prächtige Zeiten waren es fürwahr — bis auf uns gekommen ist, das ist uns hier in Bild und Wort vor Augen gehalten, — ein Kunstwerk, das Jedermann Genuß und Freude bietet. Ein sinniges, bleibendes Denkmal der Hochachtung und Werthschätzung der kunstsinnigen Thätigkeit ihres Oberhirten haben die Verfasser mit diesem Werke unbezweifelt geschaffen, ein Werk, das seinen Lohn im Bewußtsein hat, dazu beigetragen zu haben, daß auch andere sich erfreuen können an den Produkten künstlerischen Schaffens, an den Kleinodien Eichstätter Kunst.

Gundelsheim in Schw. J. Leute.

XXX.

[D]ie ältesten Denkmäler des Christenthums in Bayern.

Auf mannigfachen Wegen gelangte das Christenthum [n]ach den römischen Gebieten Germaniens.

Vom Osten des Römerreiches drang das Glaubenslicht [ü]ber die unteren Donauländer nach Pannonien und von da [a]n die Grenze Germaniens. Vom gallischen Westen kam [d]as Evangelium zunächst in die Rheingebiete. Den kürzesten [W]eg hatte dasselbe von Italien über die Alpen nach den [o]beren Donauländern.

Mit der Ausbreitung der römischen Herrschaft schritt [a]uch die christliche Heilslehre über die Alpen. Gewiß nicht [i]m Sinne und in der Absicht der Eroberer. Denn von den [K]aisern konnte das Christenthum keine Förderung erwarten, [d]a es zu dem Cäsarenthum, dem Träger und Hort des [r]ömischen Götterwesens, im schärfsten Gegensatze stand.

Bewußt und unbewußt äußerte sich dieser in den immer [sc]hwereren und ausgedehnteren Christenverfolgungen, bis [u]nter Diokletianus der Kampf auf Leben und Tod mit allen [M]itteln weltlicher und geistiger Macht und nach einem den [G]egner ins Herz treffenden System geführt wurde.

Und dennoch ist die römische Herrschaft auch in Rätien [w]ie in der ganzen Weltmonarchie die Vorläuferin des Christen[t]hums gewesen. Denn erst mußte die Cultur Roms daselbst [f]esten Fuß gefaßt haben, mußte die römische Sprache den

Völkerschaften verständlich, bald auch so geläufig werd
daß sie dieselbe mit ihrer Muttersprache vertauschen lernt

Aus der Römerwelt gingen die Träger des Christenthu
zunächst die Bischöfe jeder Stadtgemeinde[1]) hervor, si
nicht aus der einheimischen Bevölkerung. Alle bekann
Bischöfe und Missionäre, die in Rätien und den anliegen
Provinzen wirkten, tragen römische Namen. Auch der le
große Missionär der Römerzeit, der hl. Severinus, ist sein
Namen nach zu schließen ein Römer, wenn auch aus Afr
gewesen.[2])

In den römischen Städten (Municipien) und den Kaste
(Festungen) entstanden die ersten Christengemeinden.

Darum können auch mit gewissem Recht die Römerstra
die Kanäle genannt werden, durch welche das Wort Go
aus der Weltstadt Rom in die bedeutenderen Provinz
städte und von da in die ländlichen Bezirke floß.[3])

Die Landbevölkerung erhielt die christliche Heilsle
von den städtischen, christlichen Gemeinden. Daher der Na
„Heide, paganus." (Zahn, Neue histor. Zeitschr. 16 (18
18 ff.)

Zu Trägern der Verbreitung des Christenthums zä
in gewissem Sinne unstreitig auch der römische Kaufma
und der Soldat. Kaufleute und Kriegsleute sind stets u
überall die Pioniere der Civilisation gewesen.

Die römischen Kaufleute waren meistens peregrini. D
eigentliche Römer wollte vom Handel und vom Gewe
nichts wissen, er überließ diese Quellen des Reichthums d
Zugewanderten. Die Geschäftsleute dehnten ihre Hande

1) Ratzinger, Forschungen zur bayer. Geschichte: Lorch u. Pass
S. 326 f.

2) Hauck Albert, Kirchengesch. Deutschlands, Bd. 1. S. 330

3) Huber Alois, Die alten Römerstraßen als Substrat d
Christianisirungsganges, in dessen Geschichte der Einführu
des Christenthums in Südostdeutschland, Bd. 3, S. 1—98, h
diesen Punkt besonders hervor.

ziehungen nach allen Himmelsgegenden des Reiches aus. Zu Lande und zur See gingen ihre weiten Reisen, mehr nach dem Oriente mit seinen unermeßlichen Schätzen, aber auch nach den Gestaden der Nordsee und in das Innere des düsteren Germanien. Auf diesen Kreuz- und Querpfaden lernten die Kaufleute das Christenthum kennen und trugen dasselbe wieder in die von ihnen zumeist besuchten Länder.[1])

Auch die Soldaten Rätiens halfen zur Verbreitung des Christenthums mit. Sie kamen aus allen Ländern des Reiches, in denen meistens christliche Gemeinden blühten. Das Verbot des Waffenführens, welches einzelne Kirchenschriftsteller wie Tertullianus aufstellten,[2]) konnte sich nicht auf die längere Dauer behaupten.[3]) Nicht zum wenigsten hat dann die römische Frauenwelt die Ausbreitung der christlichen Religion gefördert. Ihr stilles Wirken konnte sich um so nachhaltiger im Dienste des Erlösungswerkes geltend machen, als ja die Aufnahme der Heilswahrheiten in erster Linie von einem edlen Herzen abhing.

Uebrigens entziehen sich die Gründe der Verbreitung des Christenthums unserer vollen Erkenntniß. Konnte doch Tertullianus am Ende des zweiten Jahrhunderts in seiner Vertheidigungsschrift der heidnischen Römerwelt zurufen: Das Christenthum sei schon in alle Kastelle und Castra gedrungen.[4]) Und im Laufe des nächsten Jahrhunderts wuchs vor der Verfolgung des Diokletianus die Zahl der Christen

1) Huber Al., Geschichte der Einführung des Christenthums in Süddeutschland, Bd. 1., S. 36, will davon nichts wissen.

2) Tertullianus, De corona militis, cap. 11 ausführlich.

3) Huber A., Geschichte der Einführung des Christenthums, S. 35. „Die Legionen waren mehr oder weniger mit christlichen Elementen durchsetzt."

4) Tertullianus, apologeticus, c. 37. Hesterni sumus et vestra omnia implevimus, urbes, insulas, castella, municipia, conciliabula, castra ipsa, tribus, decurias, palatium, senatum, forum: sola vobis reliquimus templa.

so sehr, daß Eusebius rühmte: Wer vermöchte die unzählbar
Menschenschaar, die Zahl der Kirchen in den einzelnen Städte
und die glänzenden Versammlungen der Völker in den heilige
Tempeln zu schildern? Deßhalb sei es gekommen, daß si
mit den alten Gebäuden nicht mehr zufrieden, in den ein
zelnen Städten umfangreiche Kirchen vom Grund aus ne
erbauten.[1])

So ist die schnelle Ausbreitung des Christenthums un
sein Sieg über das Heidenthum eine in der Weltgeschicht
einzig dastehende Thatsache. Wenige Schriftsteller, einzeln
Thatsachen, gewiß nicht viele Monumente geben Nachric
von der Existenz, Ausdehnung und Widerstandsfähigkeit de
neuen Glaubens. Aber was sollte das bedeuten gegen di
äußere Macht und Herrlichkeit der mit dem Staatswesen s
innig verbundenen Götterwelt? Doch plötzlich und mit Ur
gewalt steht das Christenthum als Sieger über Staatsmach
und Staatsreligion des Römerreiches da.

Was für das ganze Weltreich gilt, spiegelt sich im
Kleinen auch in den Provinzen wieder.

Das bayerische Gebiet von Unterfranken am Main bis
nach Miltenberg gehörte zu dem Zehentlande. Die nächst
größere Stadt lag schon auf dem linken Rheinufer: Mogun-
tiacum, Mainz. Als Hauptstadt der obergermanischen Provin
mit dem Sitze des kaiserlichen Statthalters und dem Haupt
quartier der römischen Truppen am Mittelrhein hat Main
sicher schon früh eine christliche Gemeinde gehabt. Im vierte
Jahrhundert war die Stadtbevölkerung wenigstens großen
theils christlich. Denn im Jahre 368 eroberte der Alamannen
fürst Rando die Stadt durch Sturm an einem Sonntage
als ein großer Theil der Bevölkerung in der Kirche war.[2])
Von da ist die Ausbreitung des Christenthums zunächst bis
zum Limes vorgedrungen. Die Kastelle und Civilanlagen an

1) Eusebius, Kirchengeschichte, B. 8., c. 1.
2) Ammianus Marcellinus, lib. XXVII. c. 10.

t bargen Christen und Christengemeinden so gut, wie
n und an der Donau. Die Gefäßinschrift aus der
bei Miltenberg mit den altchristlichen Symbolen er-
ie Anwesenheit von Christen in diesen Grenzorten
schen Reiches.
dem Einbruch der Alamannen im dritten Jahrhundert
r germanische Götterglaube das Christenthum in den
enden vertilgt zu haben. Deßhalb fanden die angel-
n Missionäre nicht mehr den geringsten Rest christlicher
ngen vor, sondern mußten den schweren Kampf gegen
enthum von vorne beginnen. Es darf daraus der
te Schluß gezogen werden, daß die Maingegend
Römern vollständig geräumt worden war. Mit
schwinden der römischen Gemeinwesen waren auch
ren des Christenthums dort erloschen.
ers steht es in Rätien. Hier erhielten sich in den
Orten mitten in der Brandung der Völkerwanderung
ch dem Abzuge der römischen Adler römische Com-
nd christliche Gemeinden.
zwar sind die Brennpunkte des Christenthums die
alhauptstadt Augsburg, das feste Regensburg und
zstadt der Provinz, Passau gewesen. Die Kirchen-
legt dies des näheren dar. Hier können nur die
nkte angemerkt sein.
Augsburg wird die früheste Verkündigung des Evan-
wenigstens in die zweite Hälfte des dritten Jahr-
gesetzt. In diese Zeit fällt nach bisheriger Annahme
hrung der hl. Afra durch den h. Bischof Narzissus
Martyrertod der hl. Afra. Aber die wissenschaftliche
ge dieser Anschauung ist durch den brennenden Streit
Echtheit oder Falschheit der Akten der Heiligen, der
io et passio s. Afrae, in starkes Schwanken gerathen.[1])

---

nn, Gesch. der Bischöfe von Augsburg, S. 20—30. Friedrich,
chengesch. Deutschlands. 1. Theil, S. 198. Hauck Friedrich,

Doch selbst die Unechtheit und Werthlosigkeit jener Martyrerakten zugegeben, muß der Bestand einer christlichen Gemeinde in der rätischen Hauptstadt etwa seit dem dritten Jahrhunderte schon aus allgemeinen Gründen angenommen werden; denn zweifelsohne hatte das Christenthum erst in der Hauptstadt der Provinz Wurzel gefaßt und war von da in die anderen Gegenden des Landes gedrungen. Das Christenthum erhielt sich da selbst nach der Völkerwanderung ununterbrochen. Die Allgäuer Romanen bewahrten inmitten der heidnischen Schwaben ihren christlichen Glauben; denn viele von ihnen haben . . . christliche oder biblische Namen, wie Benediktus, Agnes, Christina, Petrus, Johannes . . . Auch in Epfach begegnen wir einer Christengemeinde, bei welcher der Augsburger Bischof Wikterp im achten Jahrhundert verweilte; auch diese wird also . . . romanischer Herkunft gewesen sein.

In Kempten ferner kann das Christenthum ebenfalls nie zeitweilig erloschen sein, denn sonst hätte sich ja die Kunde von der Umwandlung eines Götzentempels auf der Burghalde in eine Kirche nimmermehr erhalten können. Träger dieses Christenthums aber waren auch in Kempten nicht die Schwaben . . . . sondern die Nachkommen der romanischen Bürger der ehemaligen Stadt Campodunum.[2])

In Regensburg traten wie überall gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vereinzelnt Christen auf. Soldaten

---

Kirchengesch. Deutschlands, 1. Theil, S. 89., Anm. 3. Hefele, Gesch. der Einführung des Christenthums, S. 184. Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands, Bd. 1., S. 149. Krusch Bruno, Conversio et Passio Afrae in Monum. Germaniae Histor. Scriptores Rerum Merovingicar. (H.) III. p. 41–64, bes. p. 42. Dessen Zur Afralegende und zum Martyrologium Hieronymianum, Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, 1898, Bd. 24, VI., S. 289–337 polemisirt gegen Duchesne, Bulletin critique, 1897, n. 16., der wenigstens den größten Theil der passio als echt halten will.

2) Baumann, Gesch. des Allgäus, Bd. 1., S. 64.

r Legio III. Italica werden das Christenthum zuerst be-
nt haben.

Der älteste christliche Grabstein von dem großen Urnen-
de an der via Augusta führt bis in die zweite Hälfte des
tten Jahrhunderts zurück und ist dem Flavius Amabilis
llio und seinen Kindern von seiner Gemahlin Maternina
etzt.

Und man nimmt an, daß vielleicht der größere Theil
r Leichenbestattungen auf jenem Urnenfelde christliche Grab-
tten gewesen sind.[1])

Die Trägerin eines Amulettes in der Form eines cylin-
schen Büchschens mit drei in einander gerollten Plättchen
s Kupfer, Silber und Gold, welche Spuren christlicher
ichen tragen, (Soter, Jesus Christus), kann eine (vielleicht
ostische) Christin aus dem dritten Jahrhundert gewesen
n.[2])

Unter Diokletianus erlitten auch in der Stadt Regens-
rg Christen den Martertod. Sarmannina, eine fromme
au, vielleicht eine Deutsche, ließ sich neben den Gräbern
r hh. Blutzeugen bestatten.[3])

---

1) Mommsen, C. J. L, a. a. O. p. 731. Nr. 5949. Janner a. a. O., Bd. 1, S. 19, 16. Urban, Das alte Rätien und die römischen Inschriftn a. a. O. S. 29 f. Ebner A., Die ältesten Denkmale des Christenthums in Regensburg. Verhandlungen des histor. Vereins von Oberpfalz, 1893. Bd. 45., S. 162 hebt, aber bei Besprechung der Inschrift des Fl. Amabilis Pollio mit Recht hervor, daß das Vorhandensein der Palme zum Erweis christlichen Charakters noch nicht genügt. Walderdorffe. Regensburg. 4. 1896, S. 16.

2) Ebner, a. a. O., S. 164—166.

3) Gumpelzheimer, Verhandlungen des histor. Vereins f. d. Oberpfalz. 1839. Bd. 5., S. 24. Hefner v., ebenda. 1849. Bd. 13, S. 36. Mommsen, 5972. — Steiner, Sammlung und Erklärung christl. Inschriften, S. 60, Nr. 110. Steiner, 2611. — Dahlem, a. a. O. S. 21, Nr. 57. — Hauck, Kirchengesch. Deutschlands, Th. 1., S. 326.

Das Grab reicht schon bis in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts hinauf. Man meinte, da um jene Zeit das Wort martyr auch für sanctus gebraucht wird, so könne nicht bestimmt entschieden werden, ob ein „zufälliges Einzelnvorkommen des Martyriums" angenommen werden darf, oder ob dem Sprachgebrauche gemäß der Ausdruck nur soviel als „den Heiligen zugesellt" d. h. christlich fromm gestorben bedeute.[1])

Aber die Archäologen stimmem jetzt darin überein, daß jene Worte mart. soc. nur lokal und wörtlich zu nehmen sind. Es darf darum mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß auf dem Friedhofe westlich der via Augusta die Opfer der letzten Christenverfolgung (wohl der diokletianischen) in Regensburg bestattet worden sind.[2])

Die Christengemeinde in der Stadt hat die schwere Verfolgung überlebt. Katakomben hat es aber hier nicht gegeben.

---

1) Janner, Gesch. der Bischöfe von Regensburg, Bd. 1., S. 23. — Johannes Aventini Chronika, Frankfurt, 1580. S. 196: Unser Mönch und Pfaffen machen zween Ständ drauß, Martyres et Confessores, so es bei den alten gelehrten Christen nur ein Ding ist, dann das ein Wort Griechisch, das ander Lateinisch ist. — Walderdorff, Graf v., Regensburg. 4 1896. S. 15 hält den Namen Sarmannina für germanisch. Dagegen lesen andere die Inschrift der fragmentarischen Steinplatte im Ulrichsmuseum nicht martiribus sociata, sondern Mar. Tribus sociata, mit ihren drei Gatten vereinigt. So Steiner, 2611. Hefner v. R. B. 310. Derselbe in den Denkmälern Regensburgs, S. 36. Verhandlungen des histor. Vereins der Oberpfalz, Bd. 5., S. 24. Die Leseart ist falsch, Steiner hat sie in seiner Sammlung altchristl. Inschriften (1859), S. 60 auch berichtigt und liest: martiribus sociata.

2) Le Blant, Inscr. chrét. de la Gaule I., p. 472 ss. Kraus, Real-Encykl. I., S. 18 ff. Hauck, Kirchengesch Deutschl. S. 326. Ebner, a. a. O. S. 172.

Die dafür angesprochenen Gewölbe [1]) waren Kellergewölbe des Mittelalters.[2])

In jenen Katakomben sind angeblich Grabestitel von römischen Legionssoldaten gefunden worden, die als Martyrer für ihren Glauben gelitten hatten. Es sind fünf Ziegelplatten (Legionsziegeln), mit diesen Inschriften und Emblemen der Christen der nachkonstantinischen Zeit versehen:

„1. Leg. August. Darunter das Monogramm Christi mit rechtwinkeligem Kreuzbalken und unter dessen Armen *A* und *Ω*.

2. D. Leg. IV. Darunter das Monogramm Christi, dessen linker Kreuzbalken die Fortsetzung des untern *P*-Ringes bildet. Durch den Stamm des Kreuzes kreuzen sich zwei Palmzweige in Form des sogenannten Andreaskreuzes, und unter dem Monogramme ist ein gleichschenkeliges sogenanntes lateinisches Kreuz angebracht.

3. De Leg. XVIII. Darunter ein querliegender Palmzweig und unter ihm das Monogramm Christi mit rechtwinkeligem Kreuzbalken, in einer lateinischen Unciale N stehend. Unter diesem Monogramme die weitere Inschrift: Antonino Pio.

4. Leg. III. Ital. Darunter das Monogramm Christi aus dem Andreaskreuze *X* und *P* bestehend. Das Monogramm umgibt ein Kranz aus zwei Oelzweigen.

5. De Leg. Quint. Darunter links ein runder Kranz, in welchem sich zwei Palmzweige in Gestalt des *X* kreuzen; rechts dasselbe Monogramm Christi, wie bei Nr. 4.“[3])

Es ist erwiesen, daß nach Rätien und Regensburg erst um das Jahr 170 n. Chr. die dritte italische Legion dauernd verlegt worden ist. Angehörige der ersten und fünften Legion können im zweiten Jahrzehnt des ersten

1) Huber A., Gesch. der Einführung des Christenthums, S. 188—200.
2) Walderdorff, Regensburg, a. a. O., und Dahlem nach mündlicher Mittheilung.
3) So Huber, a. a. O. S. 246.

Jahrhunderts vorübergehend nach Rätien gekommen sein, als die Veteranen jener damals am Rheine stehenden Legionen wegen Meuterei an die Donau versetzt worden sind. Damals gab es aber kein Kastell, also auch keine Legionssoldaten und kein Martyrium derselben in Regensburg. Vorher aber hatten nur wenige Cohorten und Schwadronen aus Rätien selbst, die große Mehrzahl derselben aus fremden Landen die Besatzung der Provinz gebildet. Weder eine legio Augusta noch die 4. oder 5. oder 18. Legion stand dauernd in Rätien und in Regensburg. Legionen mit dem Beinamen Augusta gab es nur zwei, leg. II. Augusta und leg. III. Augusta. Die letztere lag kurz nach dem Tode des Kaisers Augustus in Afrika, die leg. II. Augusta im oberen Germanien (Germania superior). Zur Zeit des Kaisers Markus Aurelius war die zweite Augusteische Legion in Britannien, die dritte in Afrika.[1]) Unter dem Titel leg. IV. waren zur Zeit des Augustus die makedonische (leg. IV. Macedonica) und die leg. IV. Scythica, die vierte skythische in Mösien vorhanden. Unter Markus Aurelius sind als vierte Legionen bezeichnet eine in Syrien: IV. Scythica, die obige vierte skythische, und im oberen Mösien die leg. IV. Flavia, die vierte flavische Legion.[2])

Die Originale dieser Ziegelplatten sind nicht mehr vorhanden, ebensowenig die „Menge zerbrochener Grabsteine“ der IV. und XVIII. Legion, die Christen waren und „wegen des Glaubens unter Kaiser Antonino gemartert und hier (in den Katakomben) begraben gelegen.“ Die Grabestitel sind in der Chronik des Weihbischofs Albrecht Grafen von Wartemberg aus dem Jahre 1688 mit den Abbildungen ent-

1) Pfitzner, Gesch. der römischen Kaiserlegionen., S. 221. 223. Grotefend in Paulys Realencyklopädie. Bd. 4. S. 873 f. und 875. Marquardt, Röm. Staatsverfassung, Bd. 2., S. 430 ff.

2) Pfitzner, a. a. O., S. 231. f. Vespasianus löste die 4. Makedon. Legion auf. Pfitzner, S. 232—235. Grotefend, a. a. O., S. 478 f.

halten. Jetzt befindet sich das Werk in der Stadtbibliothek von Regensburg.

Die Frage, ob die in den angeblichen Katakomben beigesetzten Legionssoldaten Martyrer gewesen sind oder nicht, möge die Kirchenhistoriker beschäftigen.

Hier handelt es sich um den anderen, allerdings wichtigsten Punkt, ob überhaupt Soldaten jener fünf Legionen in Regensburg gewesen sind und dort gemartert worden sein können, wie mit Wartemberg Kirchenhistoriker annehmen.[1])

Unter dem Namen der fünften Legion sind zwei Legionen bekannt: legio V. Alaudae in Niedergermanien (Germania inferior) und die fünfte makedonische in Mösien (Moesia secunda).

Nach Markus Aurelius garnisonirte die legio V. Macedonica, die fünfte makedonische Legion, in Untermösien.[2])

Die leg. XVIII., 18. Legion, war in der Teutoburgerschlacht mit der 16. und 19. vernichtet und seitdem nicht wieder errichtet worden. Weder Tacitus, noch Dio Cassius, noch die Vatikanische Säule, auf welcher die Legionen nach Markus Aurelius verzeichnet sind, führt diese drei Legionsnummern.[3])

Auch die Notitia kennt keine 18. Legion. Dieselbe Quelle läßt die oben besprochene leg. II. Augusta zu Rutupis in Britannien[4]) lagern, die leg. III. Augusta ist nach ihr die 31. Feldlegion ohne Namen des Standortes.[5]) Das gleiche Verzeichniß führt eine leg. IV. Parthica, die vierte parthische Legion in Circesium am Euphrates (Mesopotamien)[6]) und

1) Huber, a. a. O., S. 190.
2) Grotefend, a. a. O., S. 880 und 881 f. Pfitzner, a. a. O., S. 235 – 239.
3) Grotefend, a. a. O., S. 897. Pfitzner, S. 263. 264.
4) Böcking, Notitia Occ. p. 81*.
5) Böcking, Notitia Occ. p. 27*.
6) Böcking, Notitia Orient. p. 90.

die leg. IV. Scythica in Oresa, die vierte skytische Legion in Oresa gleichfalls in Mesopotamien auf.[1])

Als fünfte Legion kennt die Notitia nur die makedonische in Memphis[2]) und in Oiskos (nördlich von Makedonien.)[3]) Die Inschriftensammlung von Orelli führt eine leg. II. Augusta, eine leg. IV. Flavia und legio IV. Scythica, eine leg. V. Macedonica, aber ebenfalls keine 18. Legion an.[4])

Bis zum Markomannenkriege waren also die 1., 4., 5. und 20. Legion nicht in Regensburg.

Unter Antoninus Pius soll der Soldat der zwanzigsten Legion gemartert worden sein.

Nun ist bekannt, daß jener Kaiser gegen die Christen ziemlich glimpflich verfahren ist. Auch sein Vorgänger Hadrianus hatte eine Verfolgung der Christen nicht beabsichtigt, wenn auch beide Regierungszeiten nicht „ganz frei blieben von einigen Blutscenen“.[5])

Es müßte nun angenommen werden, daß etwa Antoninus Pius in einem Germanenkrieg an der Donau ein größeres Heer versammelt hätte, in welchem jene in weiter Ferne postirten Legionen nach Regensburg gekommen und einzelne Soldaten während des Krieges den Tod von Blutzeugen gefunden hätten.

---

1) Böcking, Notitia Orient. p. 88.

2) Böcking, Notitia Orient. p. 67.

3) Böcking, Notitia Orient. p. 108.

4) Orellius, Inscriptionum Latinarum .... vol. II. 3369, p. 84 85. Vergl. noch besonders Pfitzner über den Stand der Legionen unter Augustus, S. 21, unter Nero, S. 45, unter Galba, S. 51, unter Vitellius, S. 56, unter Vespasianus, S. 72, unter Trajanus, S. 87, unter Hadrianus, S. 97, 98 und über die Legionen in Germanien nach dem Tode des Hadrianus S. 135, 136.

5) Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreiches, S. 460.

Aus Denksteinen vom Jahre 141 n. Chr. in Pföring,
sching und Pfünz ist ja auf die mögliche Anwesenheit des
isers in den rätischen Grenzkastellen, vielleicht auch auf
en Krieg desselben mit den Germanen geschlossen worden.[1])
e Geschichte weiß allerdings nichts von einem solchen Kriege.
Aber eine Besichtigung der Schrift jener Grabestitel
ch den Abbildungen Hubers macht sofort den Eindruck,
s seien dieselben von einer und derselben Hand erst zur
it der Auffindung der vermeintlichen Katakomben gemeißelt.
ch die Abbröckelung der Ränder der einzelnen Steine hat
ablonenhafte Aehnlichkeit. Dann erwecken die Inschriften
bst schweren Verdacht. In so sicheren Räumen hätten die
hristen der Stadt die Namen der Legionäre und Blut-
igen, die ihre höchste Verehrung genossen, ruhig auf-
zeichnet. Der Name des hl. Florianus ging nie unter,
r in einer kleinen Stadt der Nachbarprovinz am gleichen
uſſe für Christus gestorben. Das dankbare Angedenken
r Regensburger Kirche hätte eben so sicher das Andenken
ier christlichen Helden gerettet und der Nachwelt bewahrt.
as Glück fügte es, daß bei einem Neubau einige der
artenberger-Inschrifttafeln aus den angeblichen Katakomben
hoben und im römischen Museum aufbewahrt worden sind.
Sie sind einfache, etwas schwer leserliche Stempel der
gio III Italica." Dahlem steht daher nicht an, die Zeich-
ngen der obigen Legionärziegelsteine als „für jeden Kenner
umpe, lächerliche Falsifikate" zu erklären.[2]) Damit fallen

1) Miller K., Das Lager der Ala II. Fl. in Aalen in d. Westdeutschen Zeitschr., Jahrg. 10., 1891., S. 116. Ohlenschlager, Die Röm. Truppen, a. a. O. S. 10. 11.

2) Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg, Bd. 1., S. 23 bis 26. Der prächtige Abschnitt über die religiösen Verhältnisse in Regensburg zur Römerzeit, S. 1—30, ist eine Frucht der Forschungen des um die älteste Geschichte von Regensburg hoch verdienten geistl. Rathes Dahlem. (Mittheilung Js. an den Verfasser.) — Ebner A., Die ältesten Denkmale des Christenthums in Regensburg, Verhandlungen des histor. Vereins von Oberpfalz, 1893. Bd. 45., S. 155 f.

die Behauptungen über Katakomben und Martyrien von Legionären in Regensburg als völlig unhaltbar zusammen.[1])

In Maihingen bei Nördlingen wurde ein etwa dem vierten Jahrhundert angehöriges Monument gefunden, das eine griechisch-römische Inschrift trägt und vom Vater Euporos dem Sohne Urbikus gesetzt ist. Neben der Schrift ist die Taube Noahs mit dem Oelzweig im Schnabel abgebildet. Daraus wird gefolgert, daß beide Christen waren. Von der in lateinischer Sprache abgefaßten Schrift sind vier Worte mit griechischen, zwei mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Der Stein, eine Marmorplatte, ist verloren gegangen. Gerade weil schon Denkmäler in lateinischer Sprache mit griechischer Schrift selten sind, muß der Zweifel an der Echtheit gegenüber einer Inschrift, die in lateinischer und griechischer Schrift unter einander abgefaßt ist, nur noch stärker werden.[2])

Dr. Franziß.

(Schluß folgt.)

---

1) Huber, a. a. O., S. 188—190; 248—253.

2) Eckhart G., Commentarii de rebus Franciae Orientalis . . t. I., p. 14. Hanßelmann a. a. O. t. II., f. 30, § 16. Kaiser v. O. D. K. unter den Römern, II, 77. Dessen Monographie von Maidlingen, Jahresbericht des histor. Vereins für Schwaben und Neuburg, 1851 — 52, herausgegeben 1853., S. 25, 26. Hefner v., R. B., 308.

XXXI.

Die „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich.

XI. Ueberblick.

Wenn wir unser heutiges Referat über die österreichische Abfallshetze mit „Ueberblick" betiteln, so soll damit nicht gesagt sein, als wollten wir jetzt eine systematische und genaue Zusammenstellung aller Verluste geben, welche der österreichische Katholicismus bis dato erlitten hat. Eine solche Zusammenstellung ist zur Zeit auch gar nicht möglich. Authentische Angaben existiren nicht. Mit den in den öffentlichen Blättern zerstreuten Mittheilungen über Uebertritte von Katholiken zum protestantischen oder altkatholischen Bekenntnisse ist nicht viel anzufangen. Sie sind so lückenhaft und oft auch widersprechend, daß sie als brauchbares Material für eine Statistik nicht angesehen werden können. Wenn wir in unserem letzten Berichte die Verlustliste auf 20,000 bezifferten, so ist dieses nur eine approximative Schätzung, von der Wahrheit dürfte sie gleichwohl nicht gar sehr abweichen.

Die authentischsten Angaben könnten selbstverständlich von der staatlichen Behörde geliefert werden, da bei ihr die offiziellen „Austritte" und „Eintritte" gesetzlich anzumelden sind. Indessen hat diese Behörde es bis jetzt nicht der Mühe werth gefunden, die Neugierde des Publikums zu befriedigen. Wir für unseren Theil würden es nicht ungern sehen, wenn

die staatliche Behörde von Zeit zu Zeit das bei ihr einlaufende statistische Material zur öffentlichen Kenntniß brächte. Es wäre dann die Möglichkeit geboten, die einseitigen und prahlerischen Mittheilungen der protestantischen und alldeutschen Blätter auf ihre Wahrheit zu prüfen, und es ließe sich übersehen, ob der Herr Ministerpräsident von Körber Recht hatte, als er in seiner merkwürdigen Parlamentsrede vom 3. Juni die Behauptung aufstellte: „Ich halte es für ausgeschlossen, daß die katholische Kirche in Oesterreich irgendwie (!) bedroht ist oder auch nur bedroht werden kann.“

Wir haben auch nicht vor, eine Uebersicht über die neuen protestantischen Kirchen und protestantischen Predigtstationen innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle zu liefern. Manches hierher Bezügliche wissen wir schon aus dem deutschen Pastorenblatte: „Der Protestant“, von dem wir in unserem vorigen Artikel kurze Erwähnung gethan haben. Und wenn wir den neuesten Mittheilungen des „Evangelischen Bundes“ in Brandenburg Glauben schenken dürfen, ist die Zahl der neuen protestantischen Predigtstationen im Habsburger Cisleithanien auf 56 gestiegen, von denen 51 mit Predigern aus Reichsdeutschland besetzt sind. Es mag das übrigens jetzt auf sich beruhen.

Auch wollen wir davon abstehen, in einer Uebersicht die großen Geldsummen aufzuzählen, welche bis jetzt das protestantische Deutschland zur Unterstützung der Abfallsbewegung nach Oesterreich geworfen hat. Daß dieses ganz beträchtliche Summen sein müssen, liegt auf der Hand. Eine strenge Controle ist indessen aus leicht ersichtlichen Gründen nicht möglich. Vielleicht dürfte uns das Folgende, das wir in der heurigen Nr. 9 des protestantischen Wochenblattes „Die christliche Welt“ gefunden haben, für die richtige Schätzung einige Anhaltspunkte bieten. Das Blatt schreibt nämlich:

„Während die Unterstützung der Kirchenbauten fast ausschließlich die Aufgabe der Gustav-Adolf-Vereine ist, hat

Ausschuß des **Evangelischen Bundes** für die evangelische Bewegung in Oesterreich durch Entsendung von Vikaren und Reisepredigern und die Verbreitung religiöser Schriften sich um die Bewegung außerordentlich verdient gemacht. Zu diesen Arbeiten braucht der Evangelische Bund für dieses Jahr nicht weniger als 150,000 Mark, allein 25,000 Mark für Reiseprediger, 70,000 Mark zur Besoldung von 50 Vikaren und 12,000 Mark für Schriftenverbreitung. Bis jetzt sind immer die Mittel dargereicht worden. .... Mittlerweile ist die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums ins Leben getreten. Ihr Vorstand hat einen Aufruf erlassen, der von einer Reihe glänzender Namen unterzeichnet ist. Auch die Ausbreitung des Evangeliums in Oesterreich fällt unter die Aufgaben, die sich dieser Verein steckt, und er hofft, daß Missions- und Gemeinschaftskreise mit dazu helfen, eine möglichst planmäßige Evangelisationsarbeit unter der katholischen Bevölkerung einzuleiten."

Und wenn's freiwillige „Liebesgaben" für die „evangelische Sache" nicht thun, greift man auch in die kirchlichen Steuerkassen. Daß dieses keine bloße Vermuthung ist, beweist eine Notiz, welche Ende April durch die Zeitungen ging. Hiernach hatte der Breslauer „Arbeitsausschuß für die Evangelische Bewegung in Oesterreich" an die protestantischen Prediger der Provinz Schlesien ein Circular gerichtet, in welchem dieselben dringend gebeten wurden, sie möchten „von ihrem Gemeindekirchenrath eine Gabe für die Evangelische Bewegung in Oesterreich aus der dortigen Kirchkasse flüssig machen und an die Sammelstelle ... von Pachali's Enkel in Breslau einschicken." Diese Bitte war nicht vergeblich. Nach Verlauf weniger Tage schon konnte in den protestantischen Kirchenblättern Schlesiens („Schles. Familien-Bote", „Evangelisches Kirchenblatt für Schlesien") über den Empfang von Kirchkassen-Beiträgen aus einer ganzen Reihe von Gemeinden quittirt werden.

Doch auf all dieses können und wollen wir uns heute

nicht weiter einlassen. Dagegen wollen und müssen wir uns einmal in einem Gesammtbilde die ganze merkwürdige Gesellschaft, welche bei der österreichischen Abfallshetze mitmacht, vor die Augen führen.

Merkwürdig ist diese Gesellschaft, nicht etwa bloß deßhalb, weil ihr ganzes Treiben merkwürdige Formen zeigt, so merkwürdige, daß einem ruhig denkenden und friedlich gesinnten österreichischen Patrioten es schier bunt vor den Augen wird; sondern die Gesellschaft ist vor allem deßhalb so merkwürdig, weil in ihr Elemente sich zusammengefunden haben, die sonst im Leben, in politischer, religiöser und socialer Beziehung sich ziemlich ferne stehen, und zuweilen sogar sehr unsanft hintereinander gerathen. Doch gegen Rom d. h. gegen die katholische Kirche sind sie alle eins, die uneinigen „Brüder", und arbeiten sich gegenseitig in die Hände, als ob sie die größten Freunde von der Welt wären. Freilich wenn's Hündchen gehängt werden soll, möchten alle das Leiterchen tragen.

Fast 2000 Jahre sind es schon, daß durch die Straßen der Palästinensischen Hauptstadt der gellende Ruf erscholl: Weg mit Christus! Los auf Christus! Und merkwürdiges Schauspiel! Pharisäer und Saducäer reichen sich die Bruderhand, Pilatus und Herodes werden Freunde, Juden und Heiden schließen ihre Reihen zu gemeinsamer Arbeit. Und die Freunde Jesu? Sie weichen aus seiner Nähe; einer seiner Vertrautesten wird um schnöden Geldes willen sein Verräther, die anderen überlassen ihren Meister seinem Schicksale; sie sind wohl des Bedauerns voll ob des harten Looses, so über ihn gekommen ist, und begleiten ihn mit ihren Sympathien auf die Richtstätte, aber zu Mehrerem fehlt ihnen die Lust.

Wie es damals Christus erging, so erging es ihm immer wieder im Fortgang der Jahrhunderte; nur war das „Weg mit ihm" zu einem „Weg mit der katholischen Kirche" geworden. Der Geist des Widerspruchs blieb derselbe, die

m hat gewechselt. Und was wir heute in unserem
n Oesterreich sehen, sein „Los von Rom" stimmt genau
dem, was in den Annalen der Weltgeschichte über
Schicksal Christi geschrieben steht. Wir haben unsere
risäer und Saducäer, die orthodoxen und liberalen Eiferer
„Evangelium", wir haben unsere Juden und Heiden,
haben unsere Pilatusse und Herodesse, wir haben unsere
affe mit ihren schnöden Geld- und anderen Interessen,
haben auch unsere „Freunde", die mit Bedauern Notiz
nen von den Drängnissen, welche über die katholische
che im Reiche der Habsburger hereingebrochen sind. Wer
r nicht für die Kirche ist, der ist wider sie, und wer
t mit ihr sammelt, der zerstreut. Diese Wahrheit aus
ttesmund, ewig alt und ewig neu, läßt sich durch keine
phismen, durch keine gleißenden Redensarten, durch keine
h so bestechenden Schönfärbereien aus der Welt schaffen.
gesichts dessen sind wir aber auch vollkommen im Recht,
n wir sie alle, die ausgesprochenen Feinde der Kirche
ihre indifferenten „Freunde", einreihen in das Heer
jenigen, der von Anfang an Christo und seinem Werke
ndschaft geschworen bis zur Vernichtung.

Los von Rom! Nicht doch Los von Rom, sondern
s auf Rom. Los auf die katholische Kirche! So hallt
schon ins dritte Jahr durch die sonst so friedlich schönen
ue Oesterreichs. Tausende und Abertausende haben ihn
hört diesen Ruf, und geben ihn weiter, weiter bis in die
legensten Dörfchen unserer heimischen Berge, und bringen
rwirrung und Unfriede in die arglose Bevölkerung.

Und wer sind diese Rufer? Wer sind diese Romstürmer?
r sind diese modernen Widersacher des Werkes Christi?

Voran unsere Alldeutschen. Ihnen ist die katholische
rche ein Greuel aus Haß gegen Oesterreich; Oesterreich
er, das jetzige Oesterreich mit seiner Habsburgischen Spitze,
llen sie deßhalb nicht, weil sie ihr „Deutschthum" in
fahr glauben. Das wollen sie retten. Darum „schielen"

sie über die Grenzen. Erst im organischen Verbande mit Reichsdeutschland glauben sie ihr „Deutschthum“ geborgen und gesichert. Weil aber eher ein protestantisches, als ein katholisches Deutschösterreich nach dem „Reiche“ verlangt und weil auch eher eine protestantische als eine katholische deutschösterreichische Bevölkerung für das protestantisch regierte Reichsdeutschland ein Gegenstand des Begehrens ist, so haben unsere Alldeutschen beschlossen, die deutschösterreichische Bevölkerung dem Protestantismus in die Arme zu treiben. Darum Los auf Rom! Los auf die katholische Kirche!

Es ist ein hochpolitisches Interesse, das hier im Spiele ist und die Geister bewegt. Weit entfernt, dies zu leugnen — wer würde es auch glauben? — legen unsere Alldeutschen es mit Vorbedacht darauf an, bei jeder passenden Gelegenheit, ihr politisches Endziel offen auszusprechen. In den Räumen des Parlamentes nicht minder, wie in den Spalten ihrer zahlreichen Blätter und bei den Schlag auf Schlag sich folgenden Heerschauen ihrer Getreuen auf den Versammlungen, besonders in unserem Böhmerlande, ertönt ohne Unterlaß das Lied vom „alleinseligmachenden Deutschland“. Der Karbitzer Advokat Dr. Eisenkolb, ein romfreier „Gottesmann“ — um nach Pastorenart zu reden — und Hauptfaiseur in der alldeutschen Mache, legte sich auf der alldeutschen Tagung in Eger am 7. Juli d. Js., selbst in Gegenwart eines landesfürstlichen Beamten, auch keinerlei Zwang an. Im Aerger über den langsamen Fortgang der Abfallsbewegung sagte er es rund heraus:

„Wir wollen noch den ganzen endlichen Erfolg dieser Bewegung miterleben, und darum muß die Bewegung noch in ein rascheres Tempo kommen. So lange wir nicht alle los von Rom sind, ist auch eine engere organische Verbindung mit dem Deutschen Reiche nicht möglich.“

Ein anderer Alldeutscher „unverfälschter Währung“, der Reichsraths- und böhmische Landtagsabgeordnete Iro, fürchtet indessen, daß selbst der Protestantismus keine volle

rantie biete für die Rettung des österreichischen Deutsch-
ums. Darum schrieb er vor Kurzem in dem Schönerer-
oniteur „Unverfälschte deutsche Worte“, dessen Redakteur
ist, die „unverfälscht“ schönerianischen Worte:

„So lange nicht das ganze deutsche Volk wiederum los
n Rom ist, frei wie vor mehr als tausend Jahren — so
nge muß es um sein Volksthum, um seinen nationalen Besitz-
nd bangen. Wir müssen in religiöser Beziehung (den Zeit-
rhältnissen entsprechend geändert) wieder auf die Zustände
r Bonifazius gelangen — nur dann können wir in Bezug
f unser Volksthum sorglos sein.“

Das heißt auf gut deutsch: Wir müssen zu Wuotan
rück, zur Freya, zum Thor, zum Loki, und wie sie alle
ißen mögen die Götterphantasien, mit denen unsere heid-
ischen Vorfahren das Jenseits bevölkert haben; dahin
üssen wir zurück, sonst ists mit unserem Deutschthum aus.
erkwürdige Käuze doch, diese Alldeutschen à la Iro. Fast
öchte man glauben, daß sie auf dem besten Wege seien,
s Interesse der Irrenärzte auf sich zu lenken, wenn nicht
unser Herr Ministerpräsident mit ihnen rechnete.

Neben und hinter den parlamentarischen oder, wenn
an lieber will, offiziellen Alldeutschen sehen wir ganze
chaaren von Mitläufern aus allen Ständen und Berufs-
ssen. Und die am stärksten ihr „Los auf Rom“ in die
elt hineinrufen, das sind die „Herren von der Schule“.
niversitätsprofessoren und Universitätsstudenten, Gymnasial-
hrer und Gymnasialschüler: sie alle sind bange um ihre
Aufklärung“ und um ihr Deutschthum; darum los auf
om, los auf die Kirche! Und unsere Volksschullehrer?
esterreich müßte keinen Dittes gehabt und keinen Jessen
ch haben, wenn unsere Volksschullehrer von der Hetze
gen die Kirche sich ferne hielten. Nur ein kleiner Bruch-
eil dieses sonst so ehrenwerthen Standes ist es noch, der
eu zur Kirche hält und Freud mit Leid mit dem Klerus
eilt; das Gros aber hat sich in den Dienst der Alldeutschen

gestellt und macht den Sturmlauf auf die Kirche und a
— Oesterreich mit, unter den Augen der Schulbehörd
Natürlich wagt es letztere nicht, an die „staatsbürgerlich
Rechte" der Lehrer zu rühren, und dieser Rechte eines
eben das Recht, über Kirche und Oesterreich so zu denk
wie Schönerer, Wolf und Eisenkolb.

Unsere reichs- und dynastiefeindlichen Alldeutschen sam
ihrem buntscheckigen Troß umschwärmen lärmend den Fel
Petri und überschütten ihn tagein tagaus mit einem Ha
von Verhöhnungen, Beschimpfungen, Lügen und Verleu
dungen. Nicht als ob sie wähnten, damit den Felsen z
Falle oder auch nur zum Wanken bringen zu können. A
dieser Fels bietet Halt und Stärke dem Reiche der Hal
burger; und das ist es, was die alldeutschen Herzen
Aerger und Zorn bis zum Uebermaß erfüllt und einzelne
Thaten treibt, welche vor dem Richterstuhle der Geschic
für immer mit dem Brandmale der Büberei bezeichnet
werden.

Hinter unseren Alldeutschen aber marschiren die za
reichen Hilfstruppen, welche ihnen das reichsdeutsche pr
stantische Pastorenthum zugeschickt hat. Denn kaum war
deutschradikalen Oesterreicher „Los auf Rom" über die Gre
gedrungen, als es auch schon lebendig wurde im Lager
„Diener vom Worte". O, wie klang es so süß in ih
Ohren dieses „Los auf Rom"! Eine „hehre Gottesstun
dünkte ihnen angebrochen zu sein. Auf nach Oesterreich!
„Herr" bedarf unser, so riefen sie; bringen wir unse
„armen" österreichischen Brüdern das „reine Evangeliu
auf daß es Licht werde in ihrem Geiste und sie Ant
bekommen an den „Segnungen der Reformation".
der „Evangelische Bund", die Garde des deutschen Pr
stantismus, macht mobil; „Gustav Adolf" öffnet se
Kassen. In der Bundesoffizin zu Naumburg a. S. ge
scharf an die Arbeit. Die Druckmaschinen setzen sich
Bewegung und liefern Flugschriften und Traktätlein ol

Zahl. Diese werden nach Leipzig verfrachtet an den Bundesbuchhändler K. Braun, der sie dann über die österreichische Grenze schiebt ins Lager der Alldeutschen. So verlangt es der Eifer fürs „reine Evangelium“.

Bald auch kommen die „Diener am Wort“ selbst nachgerückt. Man läßt sie ein. Sie wollen ja nichts gegen Oesterreich und dessen Dynastie, Gott bewahre! Nicht einmal gegen die katholische Kirche führen sie Arges im Schilde: Verleumdung, wenn so etwas ihnen nachgesagt wird. Sie wollen nur ihren Glaubensgenossen zu Hilfe kommen, und ihnen zu Kirche und Gottesdienst verhelfen. Und derartige Hilfeleistung könne ihnen nicht verwehrt werden, behaupten sie, da aus den 60er Jahren eine ministerielle Verfügung existire, welche der evangelischen Kirche in Oesterreich das Recht zuspreche, im Falle der Noth die seelsorgerlichen Kräfte aus Deutschland kommen zu lassen. Und Noth ist da, große Noth — so erzählen die Herren Pastoren in allen Blättern und Blättchen, die ihnen Reichsdeutschland zur Verfügung stellt. Und immer höher und höher steigt die Begeisterung des protestantischen Deutschland für die Sache der — Alldeutschen in Oesterreich. Die Taschen öffnen sich, die Kassen der „evangelischen Bewegung“ füllen sich; Kirchen werden gebaut, „Diener vom Worte“ werden angestellt und — das Werk unserer Alldeutschen nimmt seinen „gottbegnadigten“ Fortgang.

Als vor gut einem Jahre der bekannte Thüringische Pastor P. Bräunlich auf seinen protestantischen „Missionsreisen“ es gar zu arg trieb, wurde er in Brünn aufgehoben und ihm bedeutet, er möge zu den Chinesen und Afrikanern gehen und bei diesen Heiden seinen Missionseifer bethätigen. Er aber lehnte diese Belehrung ab und meinte, es sei Christenpflicht und eine edle Sache, „Menschen, die im Glauben Schiffbruch gelitten haben, wieder zu ihrem Gott und Heiland zu führen“. Wirklich, Herr Bräunlich? Aber warum gehen Sie nicht nach Berlin? Oder meinen Sie

alle Berliner seien noch bei „ihrem Gott und Heiland
Warum gehen Sie nicht in die socialdemokratischen Stä
Sachsens? Warum gehen Sie nicht in die Hörsäle für
protestantische Theologie auf den deutschen Universitäte
Ist da Alles noch bei „seinem Gott und Heiland?" Frei
in unserem gutmüthigen Oesterreich den deutschradikalen Land
verräthern nachlaufen, „Los auf Rom" mitschreien u
„Abfälle" einsammeln: das ist jedenfalls leichter, als
Deutschland der drohenden Auflösung des Protestantism
zu steuern.

Dicht neben unseren Alldeutschen und der reichsdeutsc
Pastorenschaar sehen wir eine merkwürdige Gruppe v
Romstürmern. Sie ist klein an Zahl, diese Gruppe, a
stark am Beutel. Es sind die protestantischen Kohlenbergwe
besitzer und Fabriksherren Nordböhmens. Arm haben sie
deutsches Heim verlassen, um in Oesterreich potente Le
zu werden. Oesterreichische Kohle, österreichischer Fleiß u
österreichisches Geld haben sie zu Millionären gemacht. U
wie danken sie dafür? „Los auf Rom" rufen sie mit
Alldeutschen, und spenden Mittel in Hülle und Fülle, da
diesen Radauhelden der Athem nicht entschwinde.

So stehts jetzt in unserem Oesterreich. Ueberall: L
auf Rom! Los auf die katholische Kirche! Dieselbe Kir
die Oesterreich möglich gemacht und bis jetzt zusamm
gehalten hat. Und unsere Regierung? Wo ist sie? W
macht sie? Ja, was macht sie? Herr von Körber sa
Es macht nichts.

Aus Böhmen. *.*

XXXII.

Die englische Hörigkeit des Mittelalters.

Waren die germanischen Bauern der Urzeit frei oder hörig? Verfielen sie erst in geschichtlicher Zeit in die Hörigkeit? War die Markgenossenschaft oder die Grundherrschaft ursprünglich das überwiegende? Diese Streitfragen haben in letzter Zeit die Geschichtsforscher viel beschäftigt. Die meisten deutschen Gelehrten haben bis vor kurzem angenommen, daß die Bauernschaft ursprünglich frei war, daß die Markgenossenschaften zum mindesten überwogen. In letzter Zeit haben unter dem Eindrucke französischer und englischer Forscher, ich nenne nur Fustel de Coulanges und Seebohm, auch deutsche Gelehrte in der Urzeit ein Ueberwiegen der Unfreiheit und eine ursprüngliche Grundherrschaft gefunden.

Ohne Zweifel gab es freie und unfreie Bauern; nur wird man immer darüber verschiedener Anschauung bleiben, ob die einen oder andern überwogen. Sehr stark war die Unfreihet sicherlich in Frankreich und England, wo die keltische Geschlechtsverfassung und die Hausgemeinschaft den Boden schuf zu starker Bevormundung, wo dann die römischen, später die germanischen Eroberungen die Bauernschaft in Abhängigkeit erhielten. Daher mögen die beiden genannten Forscher, die die französischen und englischen Verhältnisse im Auge hatten, Recht haben. Nun hat vor einiger Zeit ein russischer Gelehrter Vinogradoff ein Buch über die englische Hörigkeit

geschrieben, erschienen 1892 zu Oxford,[1] worin er nachzuweisen suchte, daß viel mehr Freiheit bestand, als Seebohm annahm. Erst die normannische Eroberung habe die Bauern herabgedrückt. Aus Einrichtungen späterer Zeit macht er Rückschlüsse auf frühere Zeit und da sind es vor allem zwei Umstände, auf die er sich stützt: einmal die verhältnißmäßig große Freiheit der Kronbauern, der Bauern, die auf Kronländereien, seien sie auch ausgethan gewesen, saßen (villains of ancient demesne), und dann der Umstand, daß die normannischen Juristen nur Klagen der Hörigen gegen ihre Herren zurückwiesen, sonst aber den Begriff der persönlichen Unfreiheit und Knechtschaft anzuwenden vermieden. Letzterer Umstand beweist nicht viel, mehr aber der erstere. Nun hat aber Seebohm in der english historical Review 1892 S. 444 auch letzteren Beweis entkräftet, er hält seine Grundanschauungen aufrecht. Doch kann auch er eine Verschlechterung der Bauernlage durch die Eroberung nicht ganz leugnen, das Domesday-book kennt ja fast gar keine freien Bauern. In der ganzen Streitfrage wird es sich immer um ein mehr oder weniger handeln. Indem wir von der Streitfrage absehen, wollen wir in folgendem die Hörigkeit hauptsächlich auf Grund von Vinogradoffs Buch darstellen und im ersten Theil die rechtliche Stellung und im zweiten Theil die wirthschaftliche Stellung erörtern.

I.

Die Hörigen waren ganz der Willkür ihrer Herren überantwortet, sie wurden vielfach als Sklaven bezeichnet und waren persönlich abhängig von ihren Herren.[2] Sie waren zwar nicht gerichts- und rechtsunfähig, sie konnten

---

1) The villainage in England.

2) Der Hörige gehörte zu einem Hofe, daher kommt der Ausdruck villain regardant d. h. regardant to a manor; villain in gross ist ein Höriger überhaupt, astrier ist einer, der einen eigenen Herd oder eigene Hacke (atrium, astrum) besitzt.

Eigenthum und Besitz erwerben und vor öffentlichem Gericht auftreten. Aber ihre Rechte beruhten auf der ausdrücklichen Bewilligung des Herrn oder dessen stillschweigender Zulassung. An sich erwarb der Herr, was der Hörige erwarb. Es kam vor, daß der Herr etwas, das der Hörige erworben hatte, demselben einfach entzog.[1]) Wenn ein Höriger etwas zu verkaufen hatte, besonders Vieh, so mußte er es zuerst dem Herrn anbieten.

An sich konnte der Herr den Hörigen entfernen, verkaufen, ihm die Dienste steigern. Wenn der Hörige seinen Pflichten nicht nachkam, so wurde ihm Vieh gepfändet, er wurde eingesperrt oder vom Hofe gejagt, die Strafe der Felonie auch bei freien Lehen.[2]) Diese ausgedehnten Rechte wurden wohl dann und wann ausgenutzt, erhielten doch auch wohl geistliche Grundherren den Namen Bauernschinder, Scorchvillein, so der Bischof Heinrich von Dublin 1228, aber die Regel war es nicht. Von einem Verkauf von Hörigen ist aber sehr selten die Rede, nur als Formel kommt der Verkauf bei Freilassungen öfters vor.[3])

Seinen Herrn konnte der Hörige nicht verklagen; sein Klagerecht war in Deutschland besser gesichert.[4]) Nur dann konnte

---

1) Beispiele Vinogradoff 159 (S. 68).

2) Dieses Mittel wurde häufig angewandt, um Bauern zu legen: so später in Norddeutschland. Ein Gesetz Wilhelms des Eroberers verbietet den Grundherren removere colonos a terris, dummodo debita servitia persolvent; si domini terrarum non procurant idoneos cultores ad terras suas colendas, justiciarii hoc faciant. Dagegen sagte Brakton von dem dominicum villenagium: item dicitur d. v. quod quis tempestive et impestive resumere possit pro voluntate sua et revocare (Nasse, Die mittelalterliche Feldgemeinschaft in England. 1865. S. 25.)

3) Vinogradoff S. 151 f. Im Jahre 1167 wurde ein Villane um 40 Schilling verkauft. Maitland, Bractons Notebook, Nr. 1103.

4) Maurer Fronhöfe IV, 435 (aber nur als Ausnahme 416) Vinogradoff S. 46, 67. Maitland, Bractons Notebook, London 1885. Nro. 1237, 1661. Deutsche Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft 1891, V, 421

der Hörige gegen seinen Herrn klagen, wenn dieser ihm das noth-
wendige Inventar wegnahm (waynage).[1]) Auch ein Vertrag
mit dem Herrn berechtigte selbstverständlich den Hörigen zur
Klage, solche Verträge wurden regelmäßig geschlossen, wenn
ein Freier ein Hörigengut (villenagium) übernahm.

Gesichert waren auch die Bauern der Krongüter, die
in der Leihe von Vasallen standen (ancient demesne).
Die Krongüter, auch die verliehenen, waren frei von öffent-
lichen Steuern. Ein königliches Privileg berechtigte die
Bauern oder die königlichen Beamten, die Lehensträger vor
dem öffentlichen Gerichte zu verklagen[2])

Wie überall, hatte der Hörige Zinse und Dienste zu
leisten. Er konnte über sein Land nicht frei verfügen, auch
wirthschaftlich nicht.[3]) Für jede Verschlechterung war er ver-
antwortlich. Obwohl er am Land ein gewisses Recht hatte,
durfte er es nicht verkaufen ohne den Willen des Herrn.[4])
Starb der Hörige, so konnte der Herr das Gut einziehen,
er hatte auch ein Anrecht auf den Nachlaß. Doch begnügte
sich der Herr in der Regel mit dem Besthaupt, dem Todfall,
heriot[5]). Der Erbe mußte eine Aenderungsgebühr, eine
Art Handlohn, relief, geben[6].) Wenn der Hörige eine

1) Soviel wie gainage, gagnagium.

2) Parvum breve de recto, little writ of right close, breve de Monstraverunt (Vinogradoff S. 94.)

3) S. 166; er konnte z. B. kein Gartenland in Ackerland verwandeln ohne Erlaubniß des Herrn, durfte kein Holz fällen; Eichen und Ulmen waren dem Herrn vorbehalten.

4) Erst später wurde der free sale ein Bestandtheil des tenant right.

5) Vinogradoff vergleicht das Heriot mit dem angelsächsischen here-geat, dem Heergewedde, Heergewand, das der Volksfürst seinem Gefolge gab und nach dessen Tode wieder zurückverlangte.

6) Vinogradoff ist sich über den Unterschied zwischen heriot und relief nicht klar, er meint, die eine Abgabe beziehe sich auf die Fahrhabe, die andere auf den Landbesitz, die eine sei Naturalabgabe, die andere Geldabgabe. Diese Unterscheidung ist nicht ganz zutreffend, sie verhalten sich wie die Abfahrt und die Auffahrt im Bayrischen.

Tochter verheirathete und aussteuerte, mußte er die Hochzeitsabgabe (merchet) geben. Diese letztere Abgabe gilt als der eigenthümlichste Ausdruck der Unfreiheit. Der Hörige mußte seine Eisenwerkzeuge von der herrschaftlichen Schmiede beziehen, sein Korn auch in der herrschaftlichen Mühle mahlen lassen, überhaupt die Bannrechte des Herrn achten. Endlich erhebt der Herr auch Steuern (tallage).

Im Uebrigen gab es manche Verschiedenheiten, es kam alles auf die Gewohnheiten des Ortes an. Die Hörigen hießen nicht ohne Grund costumarii, consuetudinarii. Zum Unterschied von den freieren Bauern, denen nur Renten oblagen, hießen sie auch Fröner, Kärrner, operarii, carrucarii, akermanni.[1]) Die kleineren unter ihnen waren Küter, die größeren Hufner (bidarii). Es gab unter ihnen manche, die durch einen Vertrag sicher gestellt waren, man sprach dann von tenere per virgam aut per rotulum curie. Die Uebertragung geschah in Anwesenheit der Hofgenossenschaft im Hofgericht ursprünglich nicht direkt an den Hörigen, sondern durch die Hand eines Mittelsmannes; bald wurde aber der Mittelsmann durch den Hofverwalter (steward) verdrängt.[2])

Die Gutsübertragung erinnert an eine Belehnung. Der Hörige mußte einen Treueid schwören, wie der Lehensmann; nur ging seine Unterwerfung weiter, er wurde vom Herrn nicht geküßt und mußte versprechen, bei dem Herrn Recht zu suchen mit Leib und Gütern.[3])

Die Hörigen bildeten eine Genossenschaft, sie vereinigten sich zum Gerichte, wo die gegenseitigen Klagen vom Herrn

---

1) Die terra ad furcam et flagellum verpflichtete zu Gabel- und Flegeldienst. Andere Aecker zu Dienst cum carecta, cortina, wanga, flagello, tributo, furca, falce.

2) Vinogradoff 373.

3) Crowley redet in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch, als sich die Lage der Bauern schon verschlechtert hatte, den Edelmann an: „Wie du des Königs Lehensmann bist, so hält der Bauer Lehen von dir.“

und Unterthanen erledigt werden konnten. Hier wurden Fragen der Gemeinschaft besprochen, besonders Markfragen, Weiderechte. Ohne Zustimmung der Gemeinschaft sollte die Herrschaft über das gemeine Land nicht verfügen, obwohl das oft genug geschah.[1]) Ein nachlässiger Bauer durfte nicht willkürlich von dem Amtmann oder Verwalter verfolgt werden, sondern die Genossenschaft mußte dabei mitwirken. Einen sehr häufigen Gegenstand bildeten Nachlässigkeiten, Anmaßungen und Uebertretungen der Hörigen, so wurde z. B. einmal verhandelt ein verstockter Ehebrecher, der infolge der Kirchenbußen, die ihm auferlegt wurden, seine Sachen, die eigentlich dem Herrn gehörten, verschleuderte, ein Bauer der das Herrenland umzäunte, eine Frau, die das Schloß abriß, das der Hofammann an die Thüre gehängt hatte u. s. f. Das Fronhofgericht, halimot, fand in der Halle des Fronhofes statt, es vereinigte nicht bloß die Hörigen, sondern auch die freien Zinsleute. Zwar gibt es Spuren einer Unterscheidung von freien Hofgerichten und Hörigengerichten im engeren Sinn,[2]) jenes hieß court baron, curia libera und dieses costumary court; dort war der „Umstand" bedeutender als hier; doch tritt dieser Unterschied nicht scharf hervor und braucht nicht beachtet zu werden.

Wichtiger ist das eigentlich öffentliche Gericht (court leet), das umgewandelte Hundertschaftsgericht. Hundertschaften (hundredarii) waren auch die Hörigen,[3]) und sie waren als solche berechtigt, vor dem öffentlichen Gericht aufzutreten. Denn die Hofgenossenschaft, ob ihre Mitglieder als Freie oder Unfreie galten, waren verpflichtet zur öffentlichen Bürgschaft bei Verbrechen, zur Freibürgschaft (frank pledge

1) Vinogradoff S. 368.

2) Diese Unterscheidung bestand zeitweise auch in Deutschland. Maurer, Fronhöfe, IV, 157.

3) Vinogradoff 191.

gium liberale) und waren in Zehentschaften (tithings) ein-
heilt. Es ist das eine eigenthümliche englische Einrichtung,
aus der alten Sippenbürgschaft hervorging. War ein Mit-
ed einer Genossenschaft Ursache oder Opfer eines schweren
rbrechens geworden, so galt die ganze Genossenschaft als
tbetroffen. Da nun die Hörigen zu dieser Gesammtbürgschaft
pflichtet waren, so mußte man sie auch vor dem Hundert
aftgericht auftreten lassen. Dies geschah in dem Rüge-
richt des Sheriffs (sheriffs turn) im 12. Jahrhundert in
r Weise, daß 4 hörige Ortsvertreter, Bürgschaftshäupter
d 12 freie Geschworene dem Sheriff Antwort gaben, ob
d wer gemordet oder gestohlen habe, im 13. Jahrhundert
tworteten die 4 Ortsvertreter den 12 Geschworenen und
ese unterbreiten die Antwort dem Sheriff: die Freibürg-
aftsschau war grundherrlich geworden.[1]) — Vor dem
entlichen Gericht vertrat eigentlich der Herr seinen Hörigen,[2])
nlich wie auf dem Festland, wenn es sich um Streitigkeiten
it Auswärtigen handelte. Selbst peinliche Sachen wurden
t vor dem Hofgericht verhandelt. Dagegen entzogen sich
r Freien dem Hofgericht. Das Königsgericht war für sie
ständig und sie gingen gerne in dieses Gericht als
eschworne, während sie auf dem Festland eine Abneigung
r dem Geschworenendienst hatten.[3])

Der Hauptbeamte, Gerichts- und Wirthschaftsvorstand
f den Fronhöfen war der Verwalter (steward), Seneschall
er Maier. Derselbe hatte über die Leistungen der Bauern,
e Zahl der Pflüge und Frontage, sowie über die Ausgaben,
e Lieferung des Saatkorns u. s. f. zu wachen und eine
echnung über die Ein- und Ausgaben zu liefern. Er versah
eistens mehrere Höfe. Unter ihm stand ein Amtmann (bailiff),

1) Maitland, manorial courts bei Liebermann in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1892 VIII, 593.
2) Maitland, notebook 334, 466 ꝛc.
3) Deutsche Zeitschrift für Geschichtsw. VIII, 593.

der im einzelnen bei der Arbeit Aufsicht zu üben und Felder, Wälder und Weiden zu besichtigen hatte. Ein Schultheiß (reeve) war Vormann und Vertreter der Bauern, er hatte zu sehen, daß die Bauern rechtzeitig bei der Arbeit waren, richtig düngten und säeten, und unter ihnen standen Oberknechte, wie der messor u. a.

Völlig freie Bauern gab es wenige. Die Grundherren brachten auch die meisten Freien unter ihre Gerichtsbarkeit (soca). Soweit Freie erscheinen, stehen sie meist im Zusammenhang mit Herrschaften als Molmannen, Malmannen,[1]) Sokamannen, Gafelmannen, Hundertschafter, Zinsleute (censuarii) oder hatten sie Güter von Grundherrn in Besitz (free tenements). Von den Hörigen unterschied sie das Recht, ohne Genehmigung des Herrn zu verkaufen und zu heirathen, sie waren zum Kriegsdienst, beziehungsweise zur Ablösung im Schildgelde verpflichtet. Wenn sie auch höriges Gut inne hatten, blieben sie an sich doch frei.[2]) Zum Theil durften sie nur kleine Recognitionsabgaben zahlen, ein Paar vergoldete Sporen, ein Paar Handschuhe, eine Rose, ein Pfund Pfeffer[3]) Andere waren viel stärker belastet, oft mit Abgaben, die den Unfreien obliegen: Mutationsgebühren, Hochzeitsabgaben, auch kleine Fronen. Insofern ist der Unterschied zwischen ihnen und den Hörigen schwer bestimmbar. Der Hauptunterschied besteht darin, daß die Hörigen der Willkür ausgesetzt und nur durch Gewohnheiten geschützt waren, daß sie persönlich abhängig und viel fronen mußten.[4])

---

1) Der Name Malmann wird gewöhnlich abgeleitet von mala Abgaben; der deutsche Malmann aber gewöhnlich von Mal- oder Gerichtsstätte. Gafel ist die angelsächsische Bezeichnung für Abgaben.

2) Der Bauer konnte sich ein königliches Breve erwirken de libertate probanda, der Herr dagegen de nativo habendo.

3) Nasse S. 26.

4) Ein alter Grundsatz sagt: nec scire debeat servus, quid facere debeat in crastino — talliari autem potest ad plus vel minus.

Es gab mehr höriges als freies Land. Nach dem
mesday-Book befanden sich in den Händen der Grund-
ren im engeren Sinne 1½ Millionen Acres, in den Händen
35,000 Freien 1 Million, in denen von 104,000 Hof-
ern (villani) 2¼ Millionen, in den Händen der Häusler
Million.

Die Zahl der Freibauern wurde nun freilich allmählig
ßer.[1]) Die starken Eigenbetriebe der Grundherren wurden
geschränkt, wovon unten die Rede sein wird. Ueberdies be-
stigte die Regierung offenbar die Befreiung. Das Königthum
mächtiger, als auf dem Festlande. Es suchte mit Macht zu
hindern, daß die Freisassen unter die grundherrliche
walt geriethen. Die königlichen Gerichte entschieden im
eifelsfalle immer für die Freiheit der Bauern.[2]) Dazu
ten bald wirthschaftliche Ursachen, die den Bauernstand
ten: die Einführung der Pacht und die Anfänge der Geld-
rthschaft.

Grupp.

Nasse S. 28. — Nach Vinogradoff S. 217 war unfrei, wer nicht unter dem germanischen Recht stand. Aber dann hätten auch die Sokemannen ꝛc. als unfrei zu gelten.

1) Auf einem Klostergut gab es nach dem Domesday-Book nur einen Freien, 1240 aber 55 liberi homines, 85 socemanni. Nasse S. 26.

2) Vinogradoff S. 207.

XXXIII.

Hugo von Trimberg und sein „Marienleben".

Hugo von Trimberg, dessen Andenken eine schlicht
Steintafel an der Stätte seiner ehemaligen langjährige
Wirksamkeit, am heutigen Pfarrhause von St. Gangolph zu
Bamberg ehrt[1]), ist in der Geschichte der deutschen National-
literatur nicht unbekannt. Auch in den bescheidensten Dar-
stellungen der deutschen Literatur geschieht seines umfassenden
im Mittelalter gerne gelesenen Gedichtes „Der Renner"
Erwähnung. „Den etwas seltsamen Titel", schreibt A. F.
C. Vilmar,[2]) „hat das Buch einem ziemlich krausen Ein-
falle seines Verfassers zu verdanken; es sollte hinrenne
durch alle Lande[3]) und die Weisheit verkünden überall. Da
ist allerdings in Erfüllung gegangen; neben dem Freidank[4])
war und blieb der Renner, wenn auch mit Freidank nicht i
gleichem Ansehen, eines der verbreitetsten und gelesenste
Bücher bis in das 16. Jahrhundert". Nachdem der „Renner"
schon 1549 in Frankfurt a. M. gedruckt worden war, ver-

---

1) Die Inschrift lautet: „Gedenktafel errichtet anno 1859. Hie
lehrte und wirkte als Rector der Schule in der Teuerstadt Hug
v. Trimberg, Verf. des Gedichtes „Der Renner", von 1262—1304."

2) Geschichte der deutschen National-Literatur, 19. Aufl., S. 185.

3) Renner ist ditz buoch genannt,
wann ez soll rennen durch diu lant.

4) Vridankes Bescheidenheit (d. i. Weisheit), vollendet 1229.

nstaltete i. J. 1833 und 34 der Historische Verein zu
amberg eine neue Ausgabe dieses i. J. 1298 vollendeten,
cht weniger als 24,472 Verse zählenden Lehrgedichtes.

Doch noch andere, deutsche und lateinische Gedichte
t Hugo von Trimberg verfaßt. Von den lateinischen sind
f uns gekommen: die aus 422 Versen bestehende Laurea
nctorum,[1]) Lorbeerkranz der Heiligen, ein Schulbuch über
e zur Bestimmung des Datums im Mittelalter gebräuch-
hen 24 Kalenderverse (Cisiojanus); ferner das aus
32 Versen bestehende Registrum multorum auctorum,[2])
ne Zusammenstellung von lateinischen Schriftstellern der
tklassischen und der christlichen Zeit, welche sich für die
chullektüre eignen,[3]) mit Anführung der Anfangsverse ihrer
ichtungen und mehrerer kleinerer vollständiger Gedichte.
n diesem als Quellenbuch zur lateinischen Literaturgeschichte
s Mittelalters werthvollen, im Jahre 1280 vollendeten
erke erwähnt Hugo (von V. 1021—1030) auch seiner
genen literarischen Thätigkeit und sagt, er habe 8 deutsche
nd 4 lateinische Büchlein geschrieben.[4]) Außer den beiden
en genannten lateinischen Dichtungen scheint jedoch kein
eiteres lateinisches Gedicht Hugo's sich erhalten zu haben,
ährend von den deutschen wenigstens der 1264 geschriebene
eine „Samner" (Sammler), von welchem bereits dem Ver-
sser selbst 5 Bogen verloren gingen, dem Inhalte nach
dem „Renner" Aufnahme fand.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst des auf dem Gebiete

1) Veröffentlicht von Grotefend im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1870.

2) Vollständig herausgegeben von Joh. Huemer, Wien 1888.

3) Wenn hier auch die erotischen Werke Ovids und die Elegien Maximians, eines Elegikers des 6. Jahrhunderts, angeführt sind, so hat es doch sicherlich nicht an pädagogischen Schutzmaßregeln gefehlt. Vgl. Alex. Baumgartner S. J., Geschichte der Weltliteratur, 4. Bd., Freiburg 1900, S. 396.

4) Aehnlich im „Renner" V. 28 und 16616.

der Geschichtsforschung eifrig thätigen Herrn Gymnasial-professors Jäcklein in Bamberg, neuestens[1]) ein weitere lateinisches Gedicht als von Hugo von Trimberg stammend mit ziemlicher Sicherheit nachgewiesen zu haben, und zwar ein Marienleben, das, schon im Mittelalter hochgeschätzt und in allen Ländern verbreitet, ferner auch mehrfach deutsch bearbeitet und in zahlreichen Handschriften überliefert,[2]) auch in neuerer Zeit in seiner Bedeutung erkannt und gewürdigt wurde. Und zwar verfaßte Hugo von Trimberg dieses Marienleben nach Vollendung des „Renner", am Ende seines Lebens, so daß es, wie Jäcklein bemerkt,[3]) „sozusagen den Schwanengesang unseres Bamberger Dichters Hugo von Trimberg" bildet.

Bis auf die neueste Zeit herauf hatte Niemand eine Ahnung darüber, wer der Verfasser des 1888 von Adolf Vögtlin vollständig herausgegebenen[4]) lateinischen Marienlebens sein möchte.

Im Jahre 1853 veröffentlichte Professor Heinrich Rückert in Breslau, † 1875, Sohn des Dichters Friedrich Rückert „Bruder Philipps des Karthäusers Marienleben".[5]) Diese 10,133 Verse zählende Dichtung bildet eine deutsche Bearbeitung jenes Marienlebens durch ein Mi[...]

---

1) Vgl. das Programm des K. neuen Gymnasiums in Bamberg für das Schuljahr 1900/1901: Hugo von Trimberg, Verfasser einer „Vita Mariae rythmica", von Anton Jäcklein, K. Gymnasialprofessor. Bamberg 1901. Buchdruckerei Joh. Nagengast.

2) Solche befinden sich und zwar 6 in München, 3 in Graz, je [...] in Bamberg, Wallerstein, Karlsruhe und Zürich.

3) A. a. O. S. 47.

4) „Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart", 180 Bd. Tübingen 1888. — Der Herausgeber benützte die Münchener Handschrift Nr. 12518 und zog noch eine Grazer, ferner d[ie] Karlsruher und Züricher Handschrift heran.

5) Bibliothek der deutschen Nationalliteratur, 34. Bd., Quedlinburg und Leipzig 1853. — Rückert benutzte besonders die Handschriften zu Jena und Pommersfelden bei Bamberg.

lied der Karthause Seitz in Steiermark am Anfang des 14. Jahrhunderts. Rückert hielt es für wahrscheinlch, daß das lateinische Original in Istrien oder Friaul entstanden sei.

Etwa zu gleicher Zeit gab Professor Adalbert v. Keller in Tübingen, † 1883, eine zweite deutsche Bearbeitung jenes lateinischen Marienlebens heraus,[1]) welche von einem Laien, Walther von Rheinau, stammt und gleichfalls dem Anfange des 14. Jahrhunderts angehören dürfte, indeß statt der langen Verse des lateinischen Originals kurze Reimzeilen verwendet, sodaß die Uebertragung Walthers doppelt soviele Zeilen umfaßt als das Original mit seinen 8031 Langversen. Mit Walther von Rheinau befaßte sich der schon genannte Schweizer Vögtlin in einer eigenen Monographie,[2]) und wie urtheilt dieser Forscher nun über die Frage nach dem Entstehungsorte und dem Verfasser des lateinischen Marienlebens? Er schreibt in der Vorbemerkung zu dem von ihm veröffentlichten Original:[3]) „das vorliegende, jetzt zum ersten Mal herausgegebene Werk . . ., dessen Ursprung einstweilen noch im Dunkeln bleibt, muß nach den frühzeitigen und zahlreichen Nachahmungen, die es in allen Ländern Europas im Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert erfahren hat, etwa in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Der Mann, der diese Marien- und Christuslegende zusammengetragen und übersetzt hat, ist ein tüchtig gebildeter Geistlicher gewesen; sein Name jedoch ist nicht auf uns gekommen. Ob er in Steiermark gelebt hat . . , ist nicht nachzuweisen."

Numehr scheint der Schleier gelüftet zu sein. Nicht in Steiermark ist das lateinische Marienleben entstanden; wohl

---

1) Wissenschaftliche Beigabe zum Dekanatsprogramm der philosophischen Fakultät an der Universität Tübingen 1849, 1852, 1853 und 1855. — Keller benutzte eine Handschrift zu Stuttgart bezw. Karlruhe.

2) Walther von Rheinau und seine Marienlegende, Aarau 1886.

3) Die Ausgabe trägt den Titel: Vita beate virginis Marie et salvatoris rythmica.

aber ist es frühzeitig dahin in ein stilles Karthäuserhau
und ebenso nach Rheinau in die Schweiz gekommen, um
den Mönch Philipp, hier den Laien Walther zu einer deut
Bearbeitung zu veranlassen. Nicht ein Geistlicher ist
Verfasser gewesen, sondern ein, allerdings auch in der T
logie tüchtig gebildeter Laie; und nicht in der ersten H
des 13. Jahrhunderts ist es entstanden, sondern am Anf
des 14. Jahrhunderts, zwischen 1298 und 1315. Die H
desselben ist Bamberg, wo schon ein Benediktinerm
Frutolf im Kloster St. Michelsberg, † 1103, das so lang
Abte Ekkehard von Aura zugeschriebene berühmte Ann
werk (den älteren Theil der sogenannten Ursberger Chr
verfaßte,[1]) wo ein Bischof Otto der Heilige, † 1139,
Apostel der Wenden und Pommern, durch Förderung
vom hl. Kaiserpaare Heinrich und Kunigundis errich
Domschule,[2]) durch Errichtung und Reform von Klöster
auch in wissenschaftlicher Beziehung anregend und befruch
wirkte, wo ein „Renner" belehrend, mahnend und war
seinen Weg in alle Welt antrat. Und der Verfasser
„Renners", Hugo von Trimberg, ist zugleich der Di
des nachgenannten lateinischen Marienlebens.

Schon der Bamberger Bibliothekar Priester Hei
Joachim Jäck, † 1847, war in seiner Beschreibung
Bamberger Handschrift des lateinischen Marienlebens[3])
daran, den Verfasser selbst zu entdecken.[4]) Der 1898
storbene Bibliothekar Friedrich Leitschuh machte

---

1) Erst vor wenigen Jahren wies H. Breßlau im „Neuen
der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", 21
S. 139 ff. die Autorschaft Frutolfs nach.

2) Vgl. Heinr. Weber, Geschichte der gelehrten Schulen im Ho
Bamberg von 1007—1803, Bamberg 1880, S. 20 ff.

3) In dem Werke: Beschreibung der Bibliothek zu Bamberg,
berg. 1831. S. 113.

4) Er schreibt nämlich von der Handschrift: Script. per que
de Werna, villa cis Herbipolim.

bereits namhaft, indem er in der Beschreibung des diesbezüglichen Codex bemerkt:[1]) „Verfaßt wurde das Werk nach den angeführten Versen Bl. 169 von dem in Werneck bei Schweinfurt geborenen Hugo von Trimberg, wie auch die Randbemerkung angibt.“ Den näheren Nachweis für die Autorschaft des Hugo von Trimberg bietet nun die neueste Schrift des Herrn Professors Jäcklein.

Welches sind in Kürze die Beweisgründe für die Autorschaft Hugos von Trimberg?

Die Bamberger Handschrift des lateinischen Marienlebens unterscheidet sich von den übrigen Manuskripten vor allem dadurch, daß sie am Schlusse einen Zusatz von 61 Versen enthält, der sich in keiner andern Handschrift findet.[2])

„Dieser Zusatz“, schreibt Jäcklein, „ist vollständig unverdächtig . . ., auch die Diktion und Ausdrucksweise ist dieselbe . . .“ In diesem Zusatze nun deutet Hugo von Trimberg, wie es scheint, sich selbst als den Verfasser des Marienlebens an. .Schon in den ersten drei Versen[3]) wird berichtet, es habe ein gewisser Sklave Gottes, geboren zu Werna (Werneck), einem Landgut diesseits von Würzburg, Namens Hugo, dieses Buch ausgestattet (d. i. mit Initialen und Ranken versehen, wie solche die Bamberger Handschrift aufweist) und zu schreiben befohlen. Am Rande dieser Verse aber findet sich folgende, von anderer Hand beigefügte, stark gekürzte und beim Einbinden des Codex beschnittene Bemerkung:[4]) „Der Name dieses Compilators (ist) Hugo von Werna, Diöcese Würzburg, der auch die Laurea

---

1) Katalog der Handschriften der kgl. Bibliothek zu Bamberg, 1. Bd. 2. Abtheilung. Bamberg 1897. S. 257.

2) Mitgetheilt von Jäcklein a. a. O. S. 31—33.

3) Librum hunc illuminavit quidam dei verna,
Qui et scribi procuravit, editus de Werna,
Villa cis herbipolim, nomen eius hugo.

4) Bei Jäcklein a. a. O. S. 22 facsimilirt wiedergegeben.

Sanctorum compilirt hat".[1]) Diese Randbemerkung, d
den Verfasser der Laurea Sanctorum zugleich als Verfasser
des Marienlebens bezeichnet, gehört nach dem Schriftcharakt
dem 14. Jahrhundert an; sie rührt wahrscheinlicherweise v
einem Leser her, welcher der Zeit Hugos nicht ferne sta
und hier zur näheren Erklärung der Stelle beifügte, was
aus sicherer Ueberlieferung wußte.

Im weiteren Verlaufe dieses Zusatz-Gedichtes bittet d
Dichter sodann den Leser, bei der Lektüre auch des Auto
und außerdem des Sünders Hugo zu gedenken, welcher zu
Lob der hl. Jungfrau dies (Buch) corrigirend[3]) (zuglei
eingetheilt und mit rothen Titeln (Ueberschriften) ve
sehen habe.[4])

Darnach hat Hugo unsere Dichtung, wie dies auch bei
„Renner" geschah,[5]) Schreibern diktirt, sodann die Han
schrift noch einmal selbst durchgegangen, um die verbessern
Hand anzulegen u. s. w., und sie mit Initialen geschmüc
Als er damit zu Ende war, fügte er jenen Zusatz bei; si
darin klar als Verfasser zu benennen, vermied Hugo, d
nicht seine, sondern Mariens Ehre im Auge zu haben a
Schluß des Gedichtes versichert, wohl deshalb, weil es s

---

1) nomen huius compilatoris
Hugo de Werna
dioecesis Herbipolensis
qui eciam lauream
sanctorum compilavit.

2) Compilare = ausbeuten, dann: aus anderen Schriften zusamm
tragen und in diesem Sinne „verfassen".

3) Die Bamberger Handschrift weist zahlreiche Rasuren und C
rekturen auf.

4) Et quicunque legerit, memor sit auctoris
Preterea meminerit hugonis peccatoris,
Qui ob laudem virginis hunc corrigens distinxit,
Formam rubricam titulis humiliter depinxit.

5) Vgl. die Verse 24,480 ff., wo sich der Verfasser beklagt, d
seine Schreiber so oft anders schrieben, als er ihnen diktirt ha

ei der Dichtung hauptsächlich um eine poetische Zusammen- ragung und Uebersetzung fremder Nachrichten handelte.[1]) Nur die Disposition und die äußere Ausstattung schreibt er ich in demüthiger Weise zu. Als eigentlichen Grund für ie Beifügung jenes Zusatzes möchten wir in Rücksicht auf ie Verse 15—47 wenigstens vermuthungsweise bezeichnen: Es scheint, daß dem Dichter tadelnde Bemerkungen über den heilweise sehr legendenhaften Inhalt des Marienlebens zu Ohren gekommen waren, sei es von solchen, welche die Dichtung aus bereits gemachten Abschriften kennen gelernt hatten. Dies veranlaßte ihn, nochmals seine Compilation durchzunehmen. Wohl hatte er schon in den Prologen es jedem Leser freigestellt, den Inhalt der Dichtung zu prüfen und das Unhaltbare zu tilgen; nun aber unterzog er, wohl in Hinsicht auf verschiedene tadelnde Aeußerungen, welche sich besonders auf die leibliche Aufnahme Mariens bezogen zu haben schienen, sein Gedicht einer nochmaligen, freilich nicht streng kritischen Prüfung (corrigens) auch in Bezug auf den Inhalt im Einzelnen. Und mit welchem Resultate? Er versichert, nicht daran zu zweifeln, daß alles wahr sei, was in diesem Buche über die reine Jungfrau geschrieben stehe,[2]) und verweist bezüglich der leiblichen Aufnahme Mariens auf den hl. Bernhard und Johannes Damascenus.

Als weitere Beweisgründe für die Autorschaft Hugos führt Jäcklein[3]) an: „Der Bamberger Codex scheint der ursprüngliche zu sein, von welchem die übrigen Handschriften ausgehen. . . Die Ueberschriften in den Abschnitten der einzelnen Bücher sind in der Bamberger Handschrift mit-

---

1) „Die Verfasser solcher Sammlungen haben sich nur in seltenen Fällen genannt", schreibt Kaulen im Artikel „Marienlegenden" im Kirchenlexikon VIII, 836.

2) Credens et non dubitans, quin omnia sint vera,
Que scripta sunt in libro hoc de virgine sincera.

3) A. a. O. S. 34–39. Vgl. auch S. 31.

unter ausführlicher. . . Dagegen weist der Bamberger Codex auf jeder Seite Kürzungen von Wörtern der verschiedensten Art auf, die in den übrigen Handschriften oft genug aufgelöst und vollständig ausgeschrieben sind." Auf Blatt 88[1] des Bamberger Codex lautet die Ueberschrift: Hic intermittit auctor omnia facta iesu, que scripta sunt in evangelio, während das Wort auctor in den von Vögtlin eingesehenen Handschriften fehlt. „Das Wort auctor ist hier wichtig; Hugo meint sich selbst damit, wie er auch in der Laurea Sanctorum V. 18 vom auctor spricht und erst am Schluß von V. 401 an seinen Namen angibt."

Ferner: Das Marienleben, mit den übrigen bestimmt von Hugo herrührenden Schriften Hugos nach Form und Ausdrucksweise verglichen, weist viele Aehnlichkeiten mit diesen auf. „Einzelne in den Prologen vorkommende Stellen finden sich gleichlautend oder doch annähernd schon in den (oben genannten) lateinischen Gedichten Hugos von Trimberg. . . . Die jambischen Reimverse in der Vita Mariae sind die gleichen wie im Registrum multorum auctorum und in der Einleitung zur Laurea Sanctorum VV. 1—48. . . Die Ausdrucksweise der Vita Mariae weist auch Aehnlichkeiten mit dem ‚Renner' auf; besonders auffallend ist, daß hier wie dort Stellen vorkommen, wo eine große Anzahl von Versen immer mit demselben Worte beginnt. . . . Auffallend bleibt auch, daß in der Laurea Sanctorum die Verse 43 und 44 fast gleichlautend im Prolog zum ersten Buche der Vita Mariae V 36 und 37 wiederkehren."

Endlich erinnert Jäcklein noch daran, daß ein Geistlicher die Vita Mariae wohl anders durchgeführt, sich größtentheils die Schriften des Neuen Testaments zur Grundlage gemacht und gewiß auch hie und da das Gebiet der Dogmatik und der christlichen Moral gestreift haben würde. „Das unterläßt Hugo und befaßt sich am liebsten mit den apokryphen Schriften über die Geburt und Jugendzeit Mariens und ihres Sohnes, berührt nur kurz die dreijährige öffent-

liche Thätigkeit Jesu und eilt wieder zur Hauptperson seines Gedichtes, um zu zeigen, von welchen Gefühlen Maria beim Leiden ihres Sohnes ergriffen war, und das Leben derselben bis zu ihrem Tode den Lesern vorzuführen."

Jäcklein bietet[1]) uns auch eine kurze Inhaltsangabe des Marienlebens,[2]) als dessen Verfasser er, wie uns scheint, mit hinlänglichen Gründen den Hugo von Trimberg nachgewiesen hat. Das Werk zerfällt in vier Bücher, deren jedem ein Prolog vorausgeschickt ist, in welchem der Dichter seine Quellen aufführt und diese als glaubwürdig darzuthun sucht; übrigens überläßt er es jedem Leser,[3]) Falsches in dem Werke zu berichtigen oder völlig zu streichen.

Im ersten Buche wird die Jugendzeit Mariens geschildert. Ihre Eltern, Joachim und Anna, königlichen Geschlechtes, aber kinderlos, wohnen in Nazareth. Endlich geht ihr Gebet und ihr Sehnen in Erfüllung: der Erzengel Raphael verkündet ihnen die Geburt einer Tochter, welche die Eltern nach 80 Tagen in den Tempel bringen, in welchem sie, 7 Jahre alt, ständige Aufnahme findet und, mit allen Tugenden geschmückt, zur Jungfrau heranwächst. Im zweiten Buche wird die Verkündigung Mariens berichtet, sodann Christi Geburt, dessen Anbetung durch die Weisen aus dem Morgenlande, die Flucht nach Egypten, der 7 jährige Aufenthalt daselbst und die Rückkehr nach Galiläa. Daran reiht sich die Geschichte des 12 jährigen Jesus im Tempel, die Schilderung seines verborgenen Lebens zu Nazareth, eines Besuches bei Johannes in der Wüste und

1) A. a. O. S. 25—27.

2) Vgl. über die Marienlegenden des Mittelalters überhaupt den oben genannten sehr instruktiven Artikel von Kaulen. Dazu Stephan Beissel S. J., Die Verehrung U. L. Frau in Deutschland während des Mittelalters. 66. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach". Freibg. 1896. — Die beste kritische Arbeit über „Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten" verfaßte F. A. von Lehner, Stuttgart, 1881.

3) Wie es auch in der Laurea Sanctorum geschieht.

ein Gespräch mit seiner Mutter, welche der Heiland über den Zweck seiner Sendung unterrichtet. Das Buch schließt mit einem ergreifenden (172 Verse zählenden) Dialoge zwischen Jesus und Maria. Im dritten Buche behandelt der Dichter, nachdem er kurz das öffentliche Leben des Herrn geschildert hat, das bittere Leiden und Sterben des Erlösers. Auf dem Kreuzwege nach Golgatha begegnet Maria ihrem göttlichen Sohne und ist auch bei dessen Tod gegenwärtig, wobei sie ein ergreifendes (fast 100 Verse zählendes) Klagelied anstimmt. Auch andere Frauen sowie Johannes und Petrus verleihen ihrem Schmerze in rührender Weise Ausdruck. Das vierte Buch endlich schildert die Auferstehung des Herrn, die Erscheinungen des Auferstandenen, seine Himmelfahrt, die Sendung des hl. Geistes, worauf der Dichter dazu übergeht, das Leben der Gottesmutter zu Jerusalem bis zu ihrem Tode, diesen selbst und die Aufnahme Mariens in den Himmel zu beschreiben. Die Gottesmutter stirbt 24 Jahre nach dem Tode Christi, 72 Jahre alt, in Gegenwart sämmtlicher Apostel.[1]) Schließlich empfiehlt der Dichter sein Werk der Gottesmutter und ihrem Sohne, und indem er sich an alle Verehrer Mariens wendet, bittet er sie nochmals, das Fehlerhafte in seinem Werke zu beseitigen oder dieses ganz zu verbrennen. Er habe übrigens nicht seine, sondern Mariens Verherrlichung im Auge gehabt, und versichere, daß derjenige, welcher sein Buch gerne liest

---

1) Andere lassen die Gottesmutter nur 45 oder 47 Jahre alt werden, so daß ihr Tod unmittelbar nach Christi Tod erfolgt wäre. Nicephorus Callisti berichtet (Hist. eccl. XV, 14) als sehr alte und zuverlässige Tradition der Kirche von Jerusalem, die Apostel seien beim Tode Mariens aus den verschiedenen Ländern, in welchen sie das Evangelium predigten, nach Jerusalem gekommen. Wieder andere lassen die Gottesmutter mit dem Apostel Johannes nach Ephesus ziehen und hier im Alter von 59 Jahren sterben. Die hl. Schrift und auch die älteren Kirchenväter berichten hierüber nichts. Ueber die Frage, wo Maria gestorben und ihr Grab zu suchen sei, ist aus Anlaß der kaiserlichen Schenkung auf dem Sionshügel in Jerusalem eine schon ziemlich umfassende Literatur entstanden.

oder dafür sorgt, daß es abgeschrieben werde, keines schlimmen Todes sterben, noch unvorbereitet aus dem Leben scheiden werde, wenn anders er ein Eiferer des Glaubens und ein Liebhaber Jesu und Mariens gewesen sei.

Es erübrigt noch, die wichtigsten Daten über Hugo von Trimberg anzufügen.[1]) Hugo, 1235 zu Werna (wohl Werneck) in Unterfranken geboren, gewöhnlich Hugo von Trimberg genannt,[2]) wahrscheinlich in der Stiftsschule der Propstei Heidingsfeld unterrichtet, ward um 1260 als Rektor d. i. (einziger) Lehrer an die Schule des 1063 gegründeten Chorherrenstiftes St. Gangolph in Bamberg berufen. Seine Aufgabe war, hierselbst die Stiftsschüler zu unterrichten, d. h. in die lateinische Sprache, den Kirchendienst sowie in alles Wissenswerthe einzuführen. Er widmete sich dieser Aufgabe mit regem Eifer bis in sein hohes Alter.[3]) Hugo starb 1315. Neben der Lehrthätigkeit entfaltete er eine sehr eifrige schriftstellerische Thätigkeit. Zu den zwölf Büchlein, deren er bereits 1280 erwähnt, kam noch der umfangreiche „Renner“ und das gleichfalls sehr umfassende Marienleben. Enthalten die auf uns gekommenen Werke Hugos von Trimberg und insbesondere dessen „Marienleben“ auch zum Theile sehr weitschweifige Schilderungen und zahlreiche Wiederholungen, so ermangeln sie gleichwohl nicht,

1) Jäcklein verbreitet sich auf S. 1—12 seines Programms über das Leben Hugos von Trimberg.

2) Er nennt sich selbst so im „Renner“. Nachweislich gehörten zur Abfassungszeit des „Renner“ verschiedene Orte in der Nähe Wernecks und vermuthlich auch dieses selbst zur Herrschaft Trimberg im Würzburgischen. Vgl. Jäcklein a. a. O. S. 15—17.

3) Im „Renner“ V. 17860 schwört der Dichter, 64 Jahre zur Schule gegangen zu sein, wobei er wohl die Lern- und Lehrjahre zusammenrechnet. Wenn er in V. 10453 von seinen 77 Lebensjahren redet und V. 17155 noch des i. J. 1313 erfolgten Todes des Kaisers Heinrich VII. erwähnt, so handelt es sich hier um Erweiterungen, welche der Dichter seinem 1298 vollendeten „Renner“ noch später beigefügt hat.

was die Darstellung und Form betrifft, eines höheren dichterischen Schwunges und legen, fast Zeile für Zeile, für den tiefgläubigen Sinn und die vortrefflichen Charaktereigenschaften ihres Verfassers, eines weltlichen Lehrers aus dem 13. auf das 14. Jahrhundert, ein beredtes Zeugniß ab.

Bamberg. Dr. Max Heimbucher.

XXXIV.

Waldeck-Rousseau und die Durchführung des Vereinsgesetzes.

Wer weiß noch, was das werden mag, die Welt wird schlimmer mit jedem Tag, so muß der Beobachter der jüngsten Vorgänge in Frankreich ausrufen. Nun, etwas ist doch gewonnen, die Vertrauensseligkeit, die sich in der Hoffnung wiegte, Waldeck Rousseau habe es nur auf einen Schreckschuß abgesehen, hat der nüchternen Erwägung Platz gemacht, daß der verschmitzte Ministerpräsident bis zum Aeußersten schreiten und wie ein verzweifelter Spieler in seinem Kampfe gegen die Kirche schon jetzt seinen letzten Trumpf ausspielen werde. Er ist eben so weit gegangen, daß er das Vertrauen der Guten gänzlich eingebüßt hat und um sich über Wasser zu halten, gezwungen ist, sich an die bittersten Feinde der Kirche, die Socialisten, anzuklammern.

Kann man auch den verschiedenen Gerüchten, welche durch die Luft schwirren, keinen Glauben schenken, so ist doch das Eine gewiß, daß der Ministerpräsident und seine Genossen mit einer Verwegenheit, die wir bei einem Philipp

Schönen, einem Heinrich VIII. von England, vergeblich
n würden, einen Frontangriff auf den hl. Stuhl wagt
Frankreich von der Einheit der Kirche und von ihrem
elpunkt losreißen will. Wie kommt es, daß ein auf so
achen Füßen stehendes Ministerium sich so hoch versteigt
die Errichtung einer Nationalkirche plant? Wir können
m Unternehmen nur den letzten Wurf eines Verzweifelnden
, der das bereits verscherzte Zutrauen der Socialisten,
maurer und Dreyfusisten wieder gewinnen und im
de mit ihnen den Kampf fortsetzen will. Die Verfolgung
Congregationen und mit ihr der ganzen Kirche ist eben
Kampfwaffe, die man brauchen will, um sie dann wieder
n zu lassen. Die französische Kirche bietet ein merk-
diges Schauspiel dar. Es herrscht eine Stille, wie sie
en Stürmen voranzugehen pflegt, man hört von keinen
testen, Adressen seitens der Bischöfe und des Weltklerus.
scheinen gegenüber den alten Orden und den nicht an-
nnten Congregationen kühl bis ans Herz hinan. Ober-
liche Beurtheiler wollen bei Bischöfen und ihren Geist-
n eine geheime Schadenfreude über das den Congre-
onen widerfahrene Unglück entdeckt haben, befinden sich
offenbar im Irrthum. Der Gallikanismus ist todt und be-
en und kann nicht wieder zum Leben erweckt werden.
gegenwärtige Ministerium ist zu unverlässig und kirchen-
lich, als daß es bei irgend einem Theil des Klerus
trauen erwecken könnte. Darin stimmen alle überein,
n das Bollwerk der Kirche, die Orden, zerstört, wenn die
zenden Dämme niedergeworfen sind, dann kann sich die
rmfluth frei ergießen. Auf eine mächtige Partei in der
he kann die Partei, die jetzt am Ruder steht, nicht
nen. Zur Zeit der großen Revolution konnte man
és und Schreckensmänner Arm in Arm gehen, vereint die
ten Greuel begehen sehen, weil unter dem Königthum
venienz und Etikette das Abwerfen der Soutane oder
e seitens der Freidenker oder Apostaten verbot. Aber seit

mehr als einem Jahrhundert sind alle die Schranken g
fallen, die unruhigen und ungläubigen Geister im Kler
fanden die Thüre offen und haben das Joch Christi, d
sie früher freiwillig auf sich genommen hatten, abgeworf
Constitutionelle Priester werden die Neu-Jakobiner ka
finden und sollte es wirklich zum Bürgerkrieg kommen, da
wird der Verlauf und Ausgang von dem der großen Re
lution verschieden sein. Ja, wenn die europäischen Gr
mächte Frankreich den Krieg erklärten, in das französi
Gebiet einrückten, beleidigende Manifeste, französische Em
granten vom Schlage der Anhänger der Bourbon
mit Gewalt in ihre Rechte und ihr Eigenthum wieder e
setzen wollten, da könnte selbst ein Ministerium Walde
Rousseau sein Prestige wieder erlangen, die öffentliche A
merksamkeit von seiner schlechten Verwaltung abwenden u
durch die vom Heere errungenen Siege seine Blößen
decken. Keine der Großmächte wird der Republik di
Dienste leisten, die Conservativen und die treuen Anhän
der Kirche werden nicht gleich den Emigranten um die Hi
der Ausländer nachsuchen, im Gegentheil haben sie
Jahren einen weit größeren Patriotismus an den Tag gel
als ihre Gegner, und haben bei jeder Gelegenheit gegen
Vergewaltigung der Offiziere, gegen die Verläumdungen
Armee, die von den Neu-Jakobinern ausgegangen sind, p
testirt. In der ersten Republik hat die Armee die Regieru
gestützt und aufrecht gehalten, in dem gegenwärtigen Conf
wird die Armee nicht für ihre Beleidiger und Verleum
eintreten.

Nicht die Klerikalen, wie man so oft fälschlich behau
hat, haben Dreyfus verurtheilt, haben die Regierung,
sich den Juden gegenüber zur Rehabilitation des Hauptma
Dreyfus verpflichtet hatte, genöthigt von ihrem Vorhaben
zustehen, sondern die Armee. Es ist sonst wenig wahrscheinl
daß das Heer, dem man Vorgesetzte wie den Baumstumpfred
General André &c. aufgenöthigt hat, sich für die Neu-Jakobi

besonders erhitzen werde. Dieß wird umsoweniger der Fall sein, weil man weiß, daß die Juden den Feldzug gegen die Klerikalen organisirt haben.

Die jüdischen Finanzmänner sind wohl kluge und verschmitzte Leute, aber ihr Geheimniß, Rache an dem Klerus zu nehmen, haben sie doch nicht wahren können. Es ist ihnen unerträglich, daß so viele Geistliche gegen Dreyfus waren, daß sie noch heute mit Vorliebe „Libre Parole", das Organ des Antisemiten Drumont lesen. Hoffen wir, daß die Nation sich nicht von Juden, Freimaurern und Socialisten am Gängelband führen läßt und sich aufrafft. Wohin werden wir kommen, wenn wir uns von den Juden die Zeitungen, die wir allenfalls lesen dürfen, vorschreiben lassen, wenn man alle Hebel in Bewegung setzt, um die „Croix", die beste katholische Zeitung, welche die katholischen Interessen mit Muth und Geschick vertheidigt, aus dem Wege zu schaffen. Der Erfolg dieser von gewissen Katholiken ganz ungerecht verdächtigten Zeitung liefert den Beweis, daß gut redigirte katholische Zeitungen auch in Frankreich Leser finden werden. Bei einem Volk wie dem französischen, das das Für und Wider einer Sache kennen lernen will, dessen Vertrauen auf die gegenwärtige Regierung längst erschüttert ist, werden die Katholiken Gehör finden, wenn sie, statt wie bisher sich auf die Defensive zu beschränken, zur Offensive übergehen und die Sünden des Radikalismus und Socialismus in die rechte Beleuchtung rücken.

Gerade in Frankreich ist die Tagespresse eine Macht. Der Klerus müßte sich mehr als bisher geschehen an der Presse betheiligen, der Culturkampf in Deutschland, der große Einfluß, den die „Kaplanspresse" geübt hat, müßte dem französischen Klerus zeigen, daß er hier einzusetzen hat. Einer Regierung gegenüber, die sich so viele Blößen gegeben hat, die sich bei vielen Gelegenheiten vom Panamaschwindel an bis herab auf die unsauberen Verhandlungen während der letzten Ausstellung compromittirt hat, kann man sich

aller ungegründeten Verdächtigungen und Anschuldigungen enthalten, es genügt, die reine lautere Wahrheit zu sagen, um die Führer der Neu-Jakobiner an den moralischen Pranger zu stellen. Mögen letztere immerhin vermeintliche Verbrechen von Schulbrüdern wie Flamidien an die Oeffentlichkeit ziehen, mögen sie die Angeklagten auf die schnödeste Weise der Rechtsbeiständer berauben, die Entlastungszeugen derselben zurückweisen, ihr Sieg ist in jedem Fall theuer erkauft und bringt sie am Ende um allen Kredit. Eine Klippe müssen die katholischen Publicisten vermeiden: Verdächtigung, ungerechte Anschuldigung und Uebertreibung, dann werden sie ihr Ziel erreichen.

Allzu scharf macht schartig, dies gilt auch von der Kirchenpolitik des Ministerpräsidenten. Als er seinen Feldzugsplan entwarf, da suchte er vor allem eine Partei der französischen Kirche auf seine Seite zu ziehen und mit Hilfe der Bischöfe den Organismus aufzulösen. Er fiel dabei in den folgenschweren Fehler, sich auf Männer zu stützen, die sofort alle ihre Autorität einbüßen würden, wenn sie den Klerus und die Laien zum Abfall von Rom auffordern würden. Die Bischöfe, die man einer zu großen Hinneigung zur Regierung beschuldigt, sind wegen ihrer Eigenmächtigkeit beim Weltklerus und den Laien nichts weniger als beliebt. Der Weltklerus weiß recht wohl, daß er in Rom den einzigen wirksamen Schutz gegen etwaige Uebergriffe einzelner Bischöfe findet, daß er durch die Gründung einer Nationalkirche zwischen zwei Feuer, den Staatsbischof und den Präfekten gestellt und zu einem geistlichen Polizisten herabgewürdigt würde. Unter denen, welche man allenfalls als Staatsbischöfe betrachten könnte, findet sich auch nicht *eine* bedeutende Persönlichkeit, welche die anderen Bischöfe mit sich fortreißen könnte. Im Bunde mit dem Papst ist der französische Episkopat mächtig und einflußreich; wollte er, was nicht zu fürchten ist, gegen den Papst sich erheben und eine Sonderkirche aufrichten, so würde sein Fiasko noch kläglicher

in als das des Altkatholicismus oder das der constitutio-
ellen Bischöfe der ersten Revolution. Man erzählt sich in
Pariser Kreisen, daß etwa 37 Bischöfe die Regierung in
ihrem Vorgehen gegen die Congregationen ermuthigt haben
und eventuell bereit seien ihre Diöcesen in gänzlicher
Unabhängigkeit vom Papste zu verwalten und gleich den
übrigen Staatsbeamten alle Anordnungen der Regierung
durchzuführen. Der neue Ukas, der wohl bald veröffent-
licht werden dürfte, scheint diese Annahme zu bestätigen, denn
in demselben werden die Bischöfe zu den geistlichen Obern der
alten Orden und der Congregationen ernannt, die früher
unmittelbar unter dem Papste standen. Den Bischöfen steht
es nicht frei, dieses Amt abzulehnen, sie sind verpflichtet,
von den Ordensleuten denselben Gehorsam wie von den
Weltpriestern zu fordern. Unterwerfen sich die Bischöfe
dieser Anordnung, so wird ein Doppeltes erreicht. Letztere
setzen sich in Widerspruch mit dem Papst und sagen ihm
den Gehorsam auf, den nicht autorisirten Congregationen
bleibt nichts anders übrig als jeder geistigen Wirksamkeit in
Frankreich zu entsagen und auszuwandern. Die Orden
hatten darauf gerechnet, als Hülfsgeistliche von den Bischöfen
angestellt zu werden; der Ministerpräsident hat dies unmöglich
zu machen gesucht, und die Erlaubniß der Bischofe an Be-
dingungen geknüpft, welche die Orden, wenn sie dem Papst
nicht widersagen wollen, unmöglich annehmen können.

Werden, so fragen wir uns selbst, die Bischöfe, welche
die Pläne der gegenwärtigen Regierung begünstigt haben,
so leichthin einen so folgenschweren Schritt thun, der sie in
den Augen ihrer Diöcesanen, Priester und Laien compro-
mittirt und in Mißachtung bringt und zwar einer Regierung
zu Liebe, die jeden Augenblick gestürzt werden kann? Wir
können den Bischöfen eine solche Gewissenlosigkeit und Kopf-
losigkeit nicht zutrauen. Sollte der Eine oder der Andere
sich wirklich schwach zeigen, so würde der allgemeine Unwille
von Klerus und Volk die übrigen Bischöfe von der Nach-

ahmung seines Beispieles abschrecken. Gerade unter den Priestern findet sich eine mächtige Partei, welche Kündigung des Concordates verlangt und vollständige Unabhängigkeit von der Regierung; viele Laien sind derselben Ansicht. Gehen die Orden mit dem guten Beispiel voran, sind sie bereit für die Vertheidigung der Freiheit der Kirche Gut und Blut hinzugeben, dann werden sie auch die übrigen Katholiken ermuthigen.

Die Entscheidung liegt offenbar in der Hand der Congregationen. Bleiben sie fest, dann sind die Staatsbischöfe machtlos, dann werden die Schwachen und Feigen eingeschüchtert, und müssen sich nothgedrungen den Uebrigen anschließen. Wenn in Folge dieses Consliktes viel Gutes unterbleibt, wenn manche Seelen des religiösen Trostes entbehren müssen, so ist ein Krieg, der viele schlummernde Kräfte entbindet, einem faulen Frieden vorzuziehen. Es war vorauszusehen, daß einige Religiosen um die Entbindung von ihren Gelübden nachsuchen und in den Stand der Weltpriester zurücktreten würden. Der hl. Stuhl hat ihnen die Erlaubniß gegeben, die Gründe dafür sind nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Daß ihr Beispiel viele Nachahmer finden werde, ist vorderhand wenig wahrscheinlich. Die große Schwierigkeit für die nicht autorisirten Congregationen Wohnsitz zu finden, macht sich besonders fühlbar. Italien und Deutschland, zum Theil auch Spanien sind ihnen verschlossen. Holland ist mit Deutschen überfüllt. Die Vereinigten Staaten liegen zu weit entfernt, somit bleiben nur England und Belgien und die auswärtigen Missionen. Soll Frankreich wieder mit religiösen Ruinen bedeckt werden, soll es wie während der großen Revolution seiner besten Söhne entbehren müssen, einen noch peinlicheren Läuterungsprozeß als den früheren durchmachen, oder ist dieser Ansturm nur ein vorübergehendes Ereigniß, das kann niemand voraus bestimmen, aber daß auch die Neu-Jakobiner nach Canossa wandern müssen, davon sind wir überzeugt.

Aus Paris. An.

XXXV.

Der dritte Band der neuen Döllinger-Biographie.[1])

Auch Döllingerverehrer durch dick und dünn, deren es in Bayern noch manche gibt, werden kaum Anlaß haben, über den Ausfall dieser mit so viel Reklame angekündigten Biographie sich sonderlich zu freuen. Von ihrem Standpunkte aus hätte Döllinger etwas Besseres verdient, und aus der freien Benutzung des Döllinger'schen Nachlasses hätte sich bei einem Vorwurfe von so ernstem Interesse ein Werk erwarten lassen, das zum wenigsten den Namen einer literarisch hervorragenden Leistung verdiente. Nun hat eine Freundesfeder, durch altkatholischen Chauvinismus bereits genugsam bekannt, große Eile gehabt, bald nach dem Erscheinen des Bandes in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 140) denselben zu beräuchern, und hat dabei das ganze Elaborat mit desselben Verfassers „Geschichte des Vatikanischen Concils" als „Monumentalwerk" auf gleiche Stufe gestellt. Zutreffender hätte die Kritik schwer gegeben werden können. In der That halten beide Werke sich die Wage.

Vorab muß die gleiche Formlosigkeit der Darstellung in die Augen springen. Von einer zweckmäßigen Vertheilung des Stoffes oder gar einer lichtvollen Anordnung, einem künstlerischen Aufbau nicht die Spur. Kapitel nach Kapitel hat man sich durch die Masse unzusammenhängender, gewaltsam aufeinander gepfropfter Dinge hindurchzuringen.

---

1) Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1901. VI, 732 S. 8°.

An eine psychologische Erfassung von Döllingers Charakter ist noch weniger zu denken. Eine geistreich durchgeführte Zeichnung der Kämpfe und Wandlungen, durch welche derselbe hindurchgegangen ist, wäre so anziehend und lehrreich gewesen. Nur einmal, mitten in einem langen Kapitel, das allerlei Aussprüche Döllingers mit Reflexionen des Verfassers ineinanderkoppelt, taucht S. 259 plötzlich, wie ein deus ex machina, der Satz aus den Fluthen: „Hier, wo es sich um Döllingers Entwicklungsgang handelt, darf auch das nicht übergangen werden, daß er, was seine politische Stellung angeht, ein durchaus moderner Mensch war". Der Satz wirkt wie eine Ueberraschung.

So wenig wie Döllingers innere Wandlungen hat der Verfasser auch nur irgendwo eine verwickeltere Situation nach ihrem geschichtlichen Werden zu zeichnen sich die Mühe genommen. Es fehlt das Wesentlichste einer historischen Darstellung, mehr aber noch des historischen Urtheils. An Bewerthung der einzelnen geschichtlichen Faktoren wird das Seltsamste geleistet.

Es wirkt verblüffend bis zur Komik, wenn der Verfasser über die dogmatische Definition vom 18. Juli 1870 pathetisch ausruft: „Die Romanen hatten über die Germanen gesiegt". Man muß dabei gegenwärtig halten, daß an der Spitze der „Besiegten", als die eigentliche Seele der Opposition, Dupanloup mit seinen Franzosen stand, und bei den „Siegern" die unbestrittenen Führer Manning und Senestrey, Gasser und Feßler nichts weniger als Romanen waren.

Den gleichen „historischen" Blick verräth es, wenn der arme König Ludwig II. immer wieder als Autorität in theologischen Fragen herhalten muß. Das Parademachen mit diesen Königsbriefen, die doch vorwiegend ein pathologisches Interesse bieten, steht einem Historiker übel an. Dazu wird manchmal noch, wie S. 426, allerhand Interessantes in dieselben hineingelesen, was beileibe nicht darin steht. Noch mehr hätte es christliche Schonung verlangt,

den Cardinal Hohenlohe möglichst im Dunkel verschwinden zu lassen. Aber der Verfasser rechnet ihn zu „den ernsten deutschen Gemüthern unter den Römisch-Katholischen", und jedes angebliche Wort von dieser Stelle ist für ihn Geschichtsquelle oder gar theologische Autorität.

Dem gegenüber werden Männer von unleugbarer kirchengeschichtlicher Bedeutung mit polternden Bemerkungen abgemacht. Eine Erscheinung wie Erzbischof, nachmals Cardinal Graf Reisach hat Anspruch, auch vom Gegner ernst genommen zu werden. Der Historiker wenigstens müßte das Gewicht einer solchen Persönlichkeit zu schätzen wissen. Mit ähnlichem Dreinschlagen geht es gegen Cardinal Wiseman, unstreitig eine der achtunggebietendsten Erscheinungen in der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Da ist es wirklich belehrend, die Darstellung über ganz dieselben Angelegenheiten und Vorgänge bei Wilfrid Ward, „Cardinal Wiseman" II, 210 f. und in desselben englischen Autors „W. G. Ward and the Catholic Revival" ch. X. mit dem Geschimpfe Dr. Friedrichs zu vergleichen. Der deutsche Historiker hat es nicht für der Mühe werth gehalten, diese längst erschienenen reich dokumentirten Darstellungen für sein Werk heranzuziehen. Aber weit wichtiger als die sachliche Ergänzung ist der Contrast in der Darstellung. Bei Ward eine schöne klare historische Entwicklung, reich an Lichtblicken, bei Friedrich ein blindes leidenschaftliches Darauflosfahren.

Weit mißlicher ist, daß Döllingers angebliche Gedanken oder Aussprüche zuweilen nur in indirekter Rede wiedergegeben werden und daß dann der Biograph es liebt, seine eigenen jetzigen Ideen dem damaligen Döllinger in seiner damaligen Situation zu unterschieben. Es gehört doch zu den elementarsten Anforderungen, die man an einen Biographen stellen muß, daß der Unterschied der Zeiten und die Unterscheidung zwischen Held und Autor streng aufrecht gehalten und dem Leser deutlich erkennbar gemacht werde. Der eigentliche Wendepunkt bei Döllinger soll z. B. S. 341 ff. aufgedeckt

werden. Sonst kann der Verfasser sich nicht genug darin
thun, Seiten lang aus Döllingers bekanntesten Aufsätzen
und Erklärungen den Wortlaut wiederzugeben, selbst die
Vorreden seiner verbreitetsten Werke wieder abzudrucken;
hier hingegen, wo Friedrich selbst die Entscheidungsstelle
sehen will, bei Döllingers „neuen“ Erkenntnissen über Pseudo-
Isidor, schwimmen in dem langen Gerede des Biographen
einzelne abgerissene Satzstücke Döllingers — man weiß nicht
aus welcher Zeit und von welcher Aufzeichnung — wie
herrenloses Gut herum. Zum Beleg wird dann einfach
auf Janus verwiesen, und zwar nicht so sehr auf dessen erste
Auflage, die um sechs volle Jahre nach jenem angeblichen
Entscheidungspunkt erschien, als vielmehr auf die von Friedrich
bekanntlich stark interpolirte zweite Auflage, mit dem charak-
teristischen Beisatz: „Das Ergebniß meiner Untersuchung
angeführt Janus“. Das also muß Döllinger damals alles
gedacht haben!

Für die ältere Generation, welche die in diesem Band
(1849 — 1890) behandelten Vorgänge großentheils selbst
beobachtend und handelnd mit durchlebt hat und die Mehr-
zahl der auftretenden Personen kennt, bietet natürlich manches
einen Anreiz der Neugierde. Die langen Deklamationen gegen
Papstthum und Jesuiten, gegen „Romaner“ und Neuscholastik
kann man ja überschlagen. Was übrig bleibt, ist außer einer
Anzahl ernst gemeinter Briefe von Menschen unterschiedlichen
Kalibers fast nur eine Summe von Indiskretionen, Ver-
dächtigungen und Anschwärzungen notorischer Persönlichkeiten.
Da wird kaum ein guter katholischer Name genannt, dem
nicht hier oder dort „Eines angehängt“ werden muß. Ein
Phillips und Walter, ein Buß und v. Andlaw, ein Jörg
und Jarcke u. s. w. sind für den Verfasser natürlich von
vornherein böse Leute, die herabgesetzt werden. Die Miß-
handlung vollends des armen Erzbischofs Scherr, des hoch-
verdienten sel. Bischofs Rampf, wie die Beschimpfungen des
noch lebenden ehrwürdigen Bischofs von Regensburg geh-

über die Grenzen weit hinaus, welche sonst dem Historiker durch die Würde seines Berufes, dem Schriftsteller durch den Wohlanstand gezogen sind.

Aber auch Männer, welche von Seite der Döllinger'schen Schule eine schonendere Behandlung hätten erhoffen dürfen, ein Hefele, ein Haneberg werden in der lieblosesten Weise bloßgestellt. Auch der damals befreundeten Tübinger Fakultät als Ganzes werden bei Gelegenheit minder freundliche Fußtritte verabreicht.

Gegen solche Art der Geschichtschreibung steht auch der ehrwürdigste Name schutzlos. Daß Bruchstücke aus vertrauten Briefen, losgelöst von ihrem Zusammenhang und aus der ganzen Situation und augenblicklichen Gemüthsstimmung, in der sie geschrieben sind, in möglichst gehässiger Beleuchtung zur Schau gestellt werden, ist dabei noch das Geringste; man hat in diesem Falle wenigstens den sicheren Wortlaut. Oft aber handelt es sich um Worte, die solche Männer mündlich geäußert haben sollen und die dann von anderen weitergetragen und zuletzt von Döllinger oder einem aus seinem Anhang nach Maßgabe eigener Stimmung und Auffassung notirt worden sind. Man lese das Gespräch S. 705 zwischen weiland dem Regierungspräsidenten Pfeufer und dem Bischof Konrad Reither von Speier. Wer Pfeufer in jener Zeit als cruden Culturkämpfer und auf der anderen Seite jenen braven und würdigen Prälaten und die damalige Sachlage in der bayerischen Rheinpfalz genauer gekannt hat, der weiß auch, was von solchem Klatsch zu denken ist. Für den Fernstehenden aber bleibt jener arme Bischof für immer verdächtigt. Aehnlich ist es mit dem geistreichen Gespräch S. 708, das „der bekannte Führer der bayerischen Ultramontanen Dr. Rittler“ mit dem Cardinal Staatssekretär Rampolla gehabt haben soll. Solche „unmittelbaren Quellenberichte“ zu häufen, ist wahrlich eines Historikers würdig!

Auch das einzige Neue, was eigentlich dieser Band zu

Tage fördert, stellt sich dar als eine große Indiskretion
Es ist eine wahrhaft grausame Bloßstellung für einen von
Döllingers treuesten Freunden. Die Entstehungsgeschichte
der „Römischen Briefe über das Concil“, durch welche di
„Allgem. Zeitung“ von Ende Dezember 1869 an so groß
Sensation zu erregen wußte, wird (S. 519) dahin auf
gehellt, daß hauptsächlich der noch lebende Bischof Stroß
mayer „unverdrossen den Stoff geliefert“ habe. Mit anderen
„Bischöfen und Cardinälen“ wird zwar geprunkt, aber es
kann außer Hohenlohe, dessen Sprachrohr eben der bei ihm
wohnende Dr. Friedrich war, auch nicht ein einziger dafür
namhaft gemacht werden. Es geschieht ja sicherlich aus seh
edler Absicht, daß Dr. Friedrich so sichtlich bemüht ist, diese
alten ungarischen Bischof in so wenig lauterer Sache möglich
stark in den Vordergrund zu schieben. Nennt er ihn do
S. 704 den „Hauptinspirator“ der „Briefe vom Concil“
Döllinger hatte übrigens noch genug andere Zwischenträge
und Helfershelfer in Rom, vor allem Lord Acton und de
„Cardinalstheologen“ Dr. Friedrich. Außerdem stellte ih
für die Schmähartikel der Allgemeinen Zeitung der Bayerisch
Gesandte am päpstlichen Hof, Graf Tauffkirchen, sein
Depeschen zur Verfügung und der preußische Gesandte Gr
Werthern in München vermittelte zu Döllingers Gebrau
die werthvolleren Nachrichten aus den Depeschen des Graf
Harry Arnim an das Berliner auswärtige Amt. Die B
sorgung der Briefschaften an Döllinger aus Rom übernah
laut Dr. Friedrich meistentheils die preußische Gesandtscha
beim Vatikan. Zufällig weiß man aber, daß einige z
Zeit in Rom lebende vornehme deutsche Damen bei diese
Ehrendienste der Gesandtschaft Concurrenz gemacht habe

Was Döllinger selbst angeht, so scheint der Grun
gedanke des Verfassers darauf hinauszukommen, daß d
große Gelehrte schon in viel früheren Jahren, als ma
gewöhnlich annimmt, und wenigstens schon seit etwa 184
in seinem Denken mehr oder minder unkatholisch gewese

ei. Schon seine Rede bei der Katholikenversammlung in Linz hatte manche der Zuhörer nicht ohne Bedenken gelassen. Die Definition der unbefleckten Empfängniß 1854 soll Döllinger (als lediglich „kanonisches Dogma") nicht angenommen haben, wofür freilich stichhaltige Beweise nicht vorgebracht sind. Die Gelehrtenversammlung in München war vom ersten Auftauchen des Gedankens (1861) an geplant als eine Minenarbeit gegen das wachsende Ansehen der theologischen Meinung von der Unfehlbarkeit des Papstes (vgl. S. 253); nur des äußeren Scheines wegen wurden später auch Vertreter der mehr kirchlichen Richtung herbeigezogen. Deßgleichen waren die „Papstfabeln des Mittelalters" 1863 von vornherein als Sturmbock gegen den theologischen Lehrsatz von der Infallibilität gerichtet. Er habe sie, schrieb Döllinger bald nach ihrem Erscheinen an einen alten Freund (S. 326), „nicht um der Päpstin und um der Schenkung Constantins willen, sondern darum geschrieben, daß man nicht die Thatsachen nach dem System, sondern das System nach den Thatsachen zurecht machen solle". Wenn Dr. Friedrich die Entstehungsweise dieser selben Schrift (S. 270) in ganz entgegengesetztem Sinne beschreibt, so wird es schwer, den Historiker gegen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit in Schutz zu nehmen.

So wenig auch von einer psychologischen Entwicklung des Helden bei dieser Biographie die Rede sein kann, so läßt sich doch aus dem Wust der Darstellung heraus erkennen wie Döllinger allmählich in einen Zustand chronischer Gereiztheit hineingerieth, der von Jahr zu Jahr zu einem lauten Ausbruch zu kommen drohte. Nicht nur mit dem hl. Stuhl und den „Romanern", sondern auch mit seiner Münchener Fakultät und dem Münchener Ordinariat gerieth der gefeierte Gelehrte immer mehr in Spannung und offenen Konflikt. Noch 1859 hatte er (S. 214) über „die Perfidie der Allgemeinen Zeitung" zu schreiben sich vorgenommen, aber schon 1865 war es mit ihm dahin gekommen, daß er

dieser selben „perfiden" Zeitung durch Dr. J. Huber e
Artikel gegen seine eigene Kirche anbieten ließ.
Artikel war derart, daß die „Allgem. Zeitung", die
Artikelschreiber nicht kannte, die Aufnahme desselben
wagte. Sie fürchtete, infolge desselben in Rom verbote
werden. Dieser Artikel war bestimmt, das Lieblingspr
des ehrwürdigen Speierer Bischofs Nik. v. Weis zu zerst
und diesem Manne, welcher Döllinger bis zuletzt die
trauensvollste Freundschaft erzeigt, die tiefste Kränkung
das größte Herzeleid seines Lebens zu bereiten. Da
nicht gelang, den Artikel in die kirchenfeindliche Zeitun
bringen, wurde derselbe dem Cultusminister Koch in
Hände gespielt. „Ein paar Phrasen aus demselben" gi
dann ganz von ungefähr in den berüchtigten „Vort
über, mit welchem dieser Minister seinen jungen König
die Bedürfnisse der Kirche in Bayern zu belehren wu

Es war bereits hinlänglich bekannt, wie Döllinger
jener Zeit sowohl in der „Allgemeinen Zeitung" wie in
„Neuen Freien Presse" anonym durch eine Reihe der giftig
Artikel seine eigene Kirche bekämpfte, während er
und fort als Geistlicher funktionirte, als kirchlicher Würd
träger seine Ehren und Einkünfte genoß und als
kämpfer und Säule der Kirche in Deutschland sich
und verherrlichen ließ. Selbst Hefele, trotz seiner
maligen Verstimmung, sah sich gedrängt, gegen jene Ar
als Anwalt seiner Kirche aufzutreten, und Bischöfe wan
sich voll Vertrauen an Döllinger, damit er die Kirch
Schutz nehme gegen jene Schmähungen, die aus s
eigenen Feder geflossen waren. Dr. Friedrich bringt es
sich, hierüber zu höhnen und zu triumphiren: dies a
sagt genug für den Geist, in welchem dieses Werk
schrieben ist.

Von Bedeutung ist das wiederholte Zusammen
Döllingers mit Dupanloup. Schon der Aufenthalt
Frankreich 1855 scheint von ungünstigem Einfluß gew

ein; folgenschwerer war der Austausch des Janus-
ssers mit dem Bischof von Orleans zu Herrnsheim
(S. 494) und Dupanloups Drängen noch während
Concils (S. 518). Auch der vielgenannte amerikanische
vertit Isak Hecker unterhielt noch unmittelbar vor dem
il mit Döllinger direkte Fühlung (S. 513).
Einer Aufforderung, gegen die preußischen Maigesetze
schreiben, nachdem das Mißlingen des Culturkampfes
ibar geworden war, 1880, entzog sich Döllinger (S. 654)
den merkwürdigen Grund hin, weil er „jetzt nicht über
Sache öffentlich reden könnte, ohne den Schein auf sich
laden, als ob er ein ihm zu Theil gewordenes
rtrauen mißbraucht und ein gelobtes Still-
weigen gebrochen hätte". Das läßt allerdings etwas
er blicken. Es war wohl auch nur harmlose Plaudersucht,
s den Verfasser die Worte des Staatsministers v. Lutz
Döllinger vom 4. Sept. 1889 wörtlich zur Anführung
ngen läßt: „nach der Meinung eines maßvollen und hervor-
zenden Führers der ultramontanen Partei [könne] um
n Preis der Rückkehr der Redemptoristen [die Herstellung
s kirchlichen Friedens] wiedergewonnen werden". Auch
se Mittheilung entbehrt eines gewissen Interesses nicht,
leider nur zu wenig aufgehellt. Die Beziehungen Döllingers
den „Brüdern Hohenlohe" (S. 497, 528, 633), die
tweise ziemlich rege gewesen zu sein scheinen, hätten auch
e genauere Klarstellung verdient, als der Verfasser, der
rade in diesem Punkte gut unterrichtet sein mußte, sie zu
ben für gut fand. Die Haltung des verbitterten Münchener
elehrten gegenüber dem Jesuitenorden, die schon frühe zu
ner ausgesprochen feindseligen sich zuspitzte, entbehrt vollends
s psychologischen Schlüssels. Wie es scheint, war Döllinger,
gesehen von seinem Schüler Feldhaus, nie mit einem
itgliede dieses Ordens in nähere persönliche Berührung
kommen und es wird nicht berichtet, ob er je ein Collegium
s Ordens auch nur betreten hat. Die 2 oder 3 Artikel

Curci's in der Civiltà nach 1860 können es ihm nicht an
gethan haben; sie fanden den vollen Antagonismus berei
ausgebildet vor. Sonst weist das Werk von Seite de
Jesuiten keinerlei Herausforderung, sondern nur einige höch
devote, fast furchtsame Briefe Einzelner und ein gutes M
von Vertrauensseligkeit auf. Während dessen spricht Döllinge
öffentlich seine Vorurtheile und seine Abneigung gegen de
Orden aus, und weiß im privaten Verkehr einen um de
andern seiner Schüler vom Eintritt in denselben zurüc
zuhalten.

Nach dem II. und III. Band dieser Biographie ka
kein Zweifel sein, daß gerade Döllingers Einfluß es wa
was die Zulassung der Jesuitenniederlassungen in Baye
vereitelt hat. Es bedürfte einer tiefer gehenden psycho
gischen Diagnose, als man sie vom Verfasser erwarten kan
um die langsam bis zum Fieberwahn sich steigernden Ansä
dieses Jesuitenhasses bei einem Manne wie Döllinger
friedigend zu erklären.

Ein anderer Gegenstand, über welchen die Biograp
die Auskunft versagt, ist die kirchliche Regierung unter Max
Böte nicht die Encyklika Leos XIII. vom 1 Nov. 18
Döllinger und seinem Biographen (S. 661) Anlaß, hän
des Papstes zu spotten wegen der „Glorifikation" dieses
die Kirche so übel verdienten Königs, so bliebe man g
auf die wirkliche „Glorifikation" desselben angewiesen,
sie Döllinger durch Herrn v. Löher (S. 357) zum Z
der Verwerthung in der Trauerrede sich aufbinden l
Hier die Rührung und Bewunderung über des Königs
Frömmigkeit und kirchlichen Sinn, dort der giftige H
wegen einiger Worte conventionellen Lobes, die der P
diesem selben König gespendet hat! Auch in Bezug
Max II. weiß aber Dr. Friedrich Zeiten und Entwicklun
phasen nicht zu unterscheiden.

Zum Verdienst darf man es dagegen dem Verfasser
rechnen, daß er unter so vielen theils schmerzlichen, th

widerlichen Eindrücken, mit welchen sein Buch den unbefangenen Leser anmuthet, des öftern auch für komische Wirkungen Vorsorge getroffen hat. Da ist der große Döllinger tief verletzt, weil im selben Jahre (1857) wie er ein Speirer Domherr Cronauer (als Reisebegleiter des Cardinals v. Geissel in Rom) zum päpstlichen Geheimkämmerer ernannt worden ist. Man muß Personen und Verhältnisse genau gekannt haben und die Lage der Dinge nüchtern überblicken können, um die ganze Komik bei dieser eingebildeten Kränkung zu verkosten. Aehnlich ist es mit Döllingers leidenschaftlicher Wuth gegen den unschuldigen Aufruf, den die Gräfin Hahn-Hahn zur Gründung des St. Katharinen-Vereins veröffentlicht hatte. Der Anstoß zur Gründung dieses Vereins, der für die geplante katholische Universität Mittel sammeln sollte, war nicht einmal von der Gräfin selbst, noch überhaupt von Mainz, sondern aus Döllingers eigener näherer Heimat Franken ausgegangen. Auch die Warnung, welche die Münchener Polizeidirektion 1871 Döllinger zugehen ließ, (S. 586/87; 603.) und die auf den alten Mann so tiefen Eindruck hervorbrachte, daß er gegen Attentate auf seiner Hut sein möge, muß doch bei jedem kühl urtheilenden Menschen, der damals in München sich auskannte, Lächeln erregen. Das Ansehen Döllingers wird aus diesem Werke wahrlich nichts gewinnen. Daß er ein reich begabter Kopf und ein emsiger Gelehrter war, hat man längst gewußt und von allen Seiten im Vollmaß anerkannt. Von priesterlicher Frömmigkeit, von Glaubensfreudigkeit und dem Gebetsleben des innerlichen Menschen, weiß dieser ganze Band keine Spuren zu verrathen, es sei denn die eine Erklärung in einer Anmerkung S. 705: „Gegenüber jesuitischer Verleumdung bemerke ich, daß Döllinger [vor seiner Excommunikation] jeden Sonn- und Feiertag celebrirte.“

Ein vornehmer Charakter war Döllinger gewiß nicht. Es mag eine Zeit gewesen sein, daß er ein eifriger Priester und treuer Diener seiner Kirche war, aber längst vor seinem

offenen Abfall war diese Zeit vorüber. In gar vielen Stücken erinnert er an Wycliff, der ja auch seine Kirche, während er von ihr Stellung, Ehre und Einkünfte genoß, tödtlich befehdete. Gleich jenem hat er in weitem, unberechenbarem Wellenschlage zum Schlimmen gewirkt durch Schriften und Schüler, wie durch persönliche Beeinflussung der Machthaber.

Im Kampf gegen wirkliche und vermeintliche Gegner focht Döllinger keineswegs immer ritterlich. Seine Polemik ist oft die der verbittertsten Leidenschaft, und seine berechnetsten Stöße hat er verdeckt unter der Maske geführt. So nahe und vielfach sein Schicksalsweg mit dem des Einsiedlers von La Chesnai sich berührt, und mag Döllinger als Gelehrter höher stehen denn de Lamennais, jener leidenschaftliche Franzose war entschuldbarer und vor allem, er war nobler.

Dr. Friedrich liebt es, immer wieder von Haß, Verleumdung und Verdächtigung zu sprechen, die Döllinger von einer feindlichen Partei erlitten habe. Er sucht den Eindruck zu erwecken, als ob unverdiente Verfolgung es gewesen, was Döllinger immer weiter ins Verhängniß getrieben habe. Wer aber auch nur diesen Band aufmerksam studirt, wird nicht umhin können ergriffen zu werden von dem Uebermaß von Schonung, Verehrung und Vertrauen, das diesem Manne von vielen der treuesten Söhne der Kirche entgegengebracht wurde, nachdem er innerlich längst abgefallen und thatsächlich an seiner Kirche zum Verräther geworden war. Wenn andere schon früher auf Döllingers weitgehenden kirchlichen Liberalismus aufmerksam und bei manchen seiner öffentlichen Kundgebungen von banger Sorge befallen worden sind, so steht es dem Verfasser dieses dritten Bandes am wenigsten zu, sie darob anzuklagen. Folgerichtig muß vielmehr gerade er anerkennen, daß sie ihren Mann durchschaut und scharf gesehen haben. Jene Odeonsvorträge vom Jahre 1861 hätten, abgesehen von ihrer fast unbegreiflichen Inopportunität,

ht in solchem Maße beunruhigend wirken können, wenn nicht
vor schon Döllingers Haltung Besorgnisse ernsterer Art
weckt haben würde.

Es könnte eher Verwunderung erregen, daß hervor-
ende Katholiken, Priester und Bischöfe, wie der aus-
eichnete Bischof Nikolaus v. Weis, bis zum letzten Augen-
k an ihrem Vertrauen zu Döllingers unwandelbarer kirch-
er Treue festgehalten haben. So dankbar und ver-
uensselig pflegen aufrichtige Katholiken gegen die Ver-
diger ihrer Kirche zu sein!

Weit mehr als Befehdung und Widerspruch, deren
llinger vor 1860 im katholischen Lager nur sehr wenig
hren, und die selbst 1869 noch mit viel Zurückhaltung
die Oeffentlichkeit traten, ist dem gefeierten Gelehrten die
eitige Bewunderung und Beräucherung aus den Kreisen
Seinen verhängnißvoll geworden. Was er hämisch über
todten Pio IX. geschrieben, hätte er besser auf sich selbst
wenden können: „Es würde ein Charakter von seltener
heit und Stärke dazu gehört haben, um von diesen
s dampfenden Weihrauchwolken nicht betäubt und um-
elt zu werden". Ein Charakter von solcher Hoheit war
llinger nicht.

Im Grunde handelt es sich in diesem III. Bande auch
t mehr um eine Apologie des altkatholischen Gedankens
der durch ihn ins Dasein gerufenen Sekte als um
llingers Individualität Das große Problem der Er-
ndung einer reich entwickelten Seele, das Interesse für
in ihren Linien und Dimensionen ungewöhnliche mensch-
e Eigenart sind dem Verfasser fremd geblieben. Im
er der Anklage gegen die alte Kirche ist er denn auch
r gar manches flüchtig hinweggehuscht, was einer sach-
en Auseinandersetzung in der Biographie wohl bedurft
te. Um so mehr gewinnt diesem unvollständigen und
seitigen Verfahren gegenüber E. Michaels Biographie
naz von Döllinger, 3. Aufl. 1894) an Werth und Be-

deutung. Ueber die ganze große Periode von Döllingers Niedergang 1860—1890 gibt sie befriedigenderen Aufschluß, bietet sie Vollständigeres und Zuverlässigeres. Was immer man bei ihrem ersten Erscheinen mit Recht oder Unrecht daran auszustellen finden mochte, gegenüber Friedrichs Parteischrift muß sie als Ergänzung wie als Correktiv nothwendig berücksichtigt werden.

Ob nach diesen beiden Werken der gefeierte Münchener Professor noch einmal in umfassenderem Maßstabe einen Geschichtschreiber finden wird, steht dahin. Gewiß ist, daß der historische Döllinger und das über ihn vorhandene Material der Hand des berufenen Biographen eine verlockende Aufgabe darbieten könnte. Es würde dann ein ernst lehrreiches, ein wissenschaftlich klärendes, weithin Licht ausstrahlendes Geschichtswerk entstehen, ethisch läuternd gleich dem Drama der Antike. Aber es dürfte nicht Parteiwerk sein; es müßte das gleiche Maß der Billigkeit haben, wie der vindikativen Gerechtigkeit für alle, wenn auch Theilnahme für das Unglück. Es müßte dann auch zu der furchtbaren Frage Stellung nehmen, ob das Gute, das einst Döllinger für die Kirche gewirkt hat durch seine Schriften und Reden und durch den Glanz seines Namens, ausreichend sei, den Schaden aufzuwiegen, den er durch Vergiftung und Zersetzung innerhalb der kirchlichen Reihen auf viele Generationen hinaus der Kirche gebracht hat. Die Kirche kann wirken und blühen auch ohne glänzende Namen und ohne die Freundschaft der Großen dieser Erde, aber sie muß in einem Lande kraftlos werden und zuletzt zu Grunde gehen, wo sie von Innen heraus verderbt, d. h. vergiftet und mit Keimen der Zersetzung inficirt wird. Die Biographie, die auf diese Frage antwortet, wird wohl erst in kommenden Jahrhunderten geschrieben werden.

X.

XXXVI.
Nationale Dichtung.

Die Zeit der Völkerwanderung war ein Heldenzeitalter der Germanen. Die innerlich vermorschte Uebercultur des Römerreiches brach zusammen bei dem immer wiederholten Ansturm des urkräftigen Naturvolkes.

Herrlich hat Montalembert die Völkerwanderung und ihre Weltaufgabe gezeichnet: „Die Wölfe des Nordens (wie der hl. Hieronymus sie nennt) trinken, nachdem sie alles verwüstet und aufgezehrt, aus den Fluthen des Euphrat. Egypten, Phönizien, Palästina, alle Länder, in welche sie auf ihrem ersten Verheerungszuge noch nicht hinkamen, schmachten bereits in den Banden der Furcht. Es ist keine Gesammtmasse wie das Volk der Römer; es sind zwanzig verschiedenartige, einer vom andern unabhängige Völkerstämme. Seit Jahren, sagt des weitern der hl. Hieronymus, fließt täglich das römische Blut unter den Streichen des Gothen, des Sarmaten, Quaden, Alanen, Vandalen, Hunnen, Markomannen. Es ist nicht das Heer eines einzigen Eroberers, eines Alexander oder Cäsar, es sind zwanzig Könige, unbekannt aber tapfer, mit freien Gefolgschaften, nicht mit Unterthanen. . . . Alle insgesammt gehorchen einem unwiderstehlichen Drange; noch verschlossen ruhen in ihnen die Schicksale und Institutionen der einstigen Christenheit. Ohne noch etwas zu ahnen von ihrer höheren Sendung, kommen sie als sichtbare Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit, als Rächer der unterdrückten Völker und

der erwürgten Blutzeugen Gottes. Sie zerstören, abe
setzen ein Neues an die Stelle des Zerstörten; zudem
nichten sie nichts von dem, was noch lebenswerth und le
fähig ist. Blut in Strömen wird von ihnen vergossen;
mit ihrem eigenen Blute erneuern sie das Lebensmark de
schöpften Europa. Kraft und Leben bringen sie mit
und Schwert. Neben tausendfachen Frevelthaten und unzäl
Uebeln kommt mit ihnen zweierlei, das die römische Welt
mehr kannte, wieder zum Vorschein: die Würde des M
und die Achtung vor dem weiblichen Geschlechte. Beides
in ihnen mehr instinktartig als grundsätzlich; aber wenn
Naturgaben dereinst vom christlichen Geiste befruchtet und gel
sein werden, geht aus ihnen das katholische Ritter- und K
thum hervor." (Die Mönche des Abendlandes übersetz
P. Brandes. (2. Aufl.) I. Bd. S. 29 u. f.)

Die großen Ereignisse der Völkerwanderung wurde
zählt und wieder erzählt, in den verschiedenen Kriegsl
am häuslichen Herde, bei Hirtenfeuern auf der freien
Gleichgiltiges, Nebensächliches wurde da von selber
geschieden, Charakteristisches stark unterstrichen, weiter ent
in die Farben des Ideales gekleidet, welches das Volk im
trug. Je ferner der Schauplatz, wo, je weiter entrü
Zeit, wann das Erzählte geschehen, desto gründlicher
das Ereigniß alles Platte, Alltägliche, der gemeinen Wi
keit Anhaftende, desto mehr trat das Wesen, der Schön
gehalt zu Tage. Was der Idee nach zusammengehörte,
verbunden, mochten auch Raum und Zeit es hier und d
verstreut haben. Das dichtende Volksgemüth bewunderte
herrlichen, lebensvollen Organismus, wo der kühle Hist
nur zerstückelte Glieder, oft bloß ein paar versteinerte K
entdecken konnte. Die dichtende Volksseele sah von ihrem
Standpunkt aus in einanderlaufende Höhenzüge von
Duft und Sonnenglanz umwoben, wo der trockene Ch
auf staubiger Heerstraße und steinigen Pfaden dahersta
oft mißgeformte Berge und Hügel erblickte, die weit vo
ander lagen und ihm ganz und gar nicht zauberhaft vork
War eine große Thatenfolge von den Fluthen der Vergess

verschlungen, daß nur mehr einzelne Inselchen hervorragten, hob die Phantasie den ganzen Continent verjüngt und verjönt aus den Wassern empor.

Hast du schon einmal einem echten, rechten Volkserzähler lauscht? War vielleicht dein Mütterchen oder dein Groß- itterchen ein solcher Erzähler, wenn es dir die Sagen der imat mittheilte? Wenn ja, dann weißt du, wie das schlichte zählerwort zu dichterischer Höhe sich erhebt, oder vielmehr m Inhalt emporgetragen wird. Du weißt dann, daß die rache für den Gedanken nicht ein Kleid ist, wie es aus der hneiderei kommt, sondern ein solches, wie es der Herrgott lebenden Wesen angemessen hat, das da wächst, wenn der haber wächst. Was die Mutter erzählt hat von geheimen, nderbaren Dingen, das lebt im Ohre des Kindes, das wird f Weide und Wiese zu Gesang. Was ihm am meisten ins rz griff, das summt der Hirtenbub sich vor nach einer selbst- machten Weise und es ist ihm als wäre sein ganzes Wesen ythmisch bewegt und als klänge dieser Rhythmus weiter im uschen des Baches, im Wehen des Windes, im Flüstern der ätter, im Wogen des Aehrenfeldes, im Zuge der Wolken.

Dies wären Streiflichter auf die Entstehung des Volksepos. ie Sage war da. Der Sänger hat sie nicht erfunden. Die age war auch schon mit dem Worte vermählt. Sache des ängers konnte es nicht sein, eine Ehescheidung herbeiführen wollen. Er sollte nur das Verhältnis klären, inniger gestalten, eln. Er konnte vorsichtig ausscheiden, abrunden, die Sage Wort und Weise noch voller, wirksamer zum Ausdruck bringen. iele epische Formeln, die öfters wiederkehren, hat er sicher örtlich aus dem Volksmunde genommen und das Volk war nkbar wenn es im Liede des Sängers nicht nur die altvertrauten estalten und Ereignisse aufleben sah, sondern auch sich selber rin hörte. Das war Nationaldichtung, weil dem Volke ent- achsen, dem Volke gesungen, die Volksseele in ihrer Erhebung iderspiegelnd, dem Volke seine Ideale bewahrend, den Quell, dem es sich verjüngen konnte.

Die „national geschlechtslosen Römlinge“ haben den großen ationalschatz treu gehütet. Die „Reformation“, diese „große,

deutsche That", hat auch hier störend eingegriffen. „Er
Romantiker entdeckten aufs neue den Schatz für die Nat
Nun wurde eifrig an der Hebung gearbeitet. In einem
an Tieck schreibt Brentano: „Ich wäre ewig glücklich
meine Hoffnungen würden wieder erstehen, wenn ich do
Heidelberg) unter Ihrer Leitung an einer Reproduktion
alten Heldengedichte arbeiten könnte. Wie herrlich wä
nach einem gewissen Plane arbeitend in einer ganzen Gesel
die verschiedenen Heldengedichte wieder zu verbinden und h
zuführen, ich wollte gern auf alle eigenen Arbeiten V
thun, und mein ganzes Leben für diese Arbeiten anwe
(s. Cl. Brentano von Diel-Kreiten I, 184).

R. von Kralik bietet uns nun in seinem „Deut
Götter-Heldenbuch" das Epos von der Völkerwand
Er hat vollendet, was Brentano ersehnte, wofür andere
arbeiten geliefert.

Der erste Band, „Die Amelungensage" (Hugd
Ortnid, Wolfdietrich, Amelung), liegt uns in schöner Aussta
vor. In der Einleitung erzählt uns Kralik die Schicksa
Heldensage. „Von einer Gegnerschaft der Kirche geg
Sage besteht keine Spur. Die Sage war ja von Anfa
christlich; gegen den poetischen Gebrauch der Mythologie he
niemals ein Bedenken, wie wir ja aus der Edda und S
ersehen. In der That haben sich der Sage am eifrigst
Mönche, Priester, Bischöfe und Erzbischöfe angenommen.
deren Bemühungen würden wir das meiste verloren
müssen". (S. 3).

Wenn hier der christliche Charakter der Sage betont
so ist selbstverständlich damit nicht gemeint, sie sei in
vom Lichte der geoffenbarten Wahrheit durchstrahlt. Ei
Lichtstrahlen hat jeder darin bemerkt, der auch nur das Nibelu
lied gelesen hat. Im übrigen predigt die Heldensage
Christenthum, wie etwa „Wodan auf den Karpathen"
F. W. Weber es thut. Die germanische Götterlehre
kostbare Reste der Uroffenbarung, tiefsinnige Ahnunge
kommenden Retters. Die Heldensage zeigt uns im Nat
charakter der Germanen den für die Aufnahme des Chr

as festgearteten Boden. Erst im „Heliand“ wölbt sich klar
majestätisch der Himmel des Christenthums über den deutschen
en und in der Legendenpoesie des Mittelalters schaut das
sche Gemüth mit sehnendem Auge zu den Sternen an diesem
namente empor In der Gralsage endlich haben Christen-
und germanischer Heldengeist einen so innigen Bund
hlossen, wie das Blau des Himmels und das Grün der Erde
Türkis. Man darf nie vergessen, daß die Völkerwanderung
Gährung war, aus der das christliche Europa sich erst
usklären sollte.

Ueber seine Aufgabe äußert sich Kralik also: „Die deutsche
densage macht noch stets den Eindruck eines riesigen Trümmer-
es, aus dem einige köstliche Thurmbauten hervorragen, die
r auch immer mehr durch die Arbeit der wißbegierigen
sgraber in Gefahr gerathen, einzustürzen. Gibt es denn
h vor der Wissenschaft ein einheitliches Nibelungenlied? Von
Einheit der ganzen Sage ganz zu geschweigen. Da scheint
nun wünschenswerth, nach so vielen Versuchen, nach einem
ch zweimal siebenhundert Jahre fortgesetzten Bauen und
rstören, ein Werk zu besitzen, das mit der größten Treue und
llständigkeit, allerdings ohne überflüssige Weitschweifigkeit, in
ter Ordnung, in lesbarer Form das ganze Gebiet umfaßt,
ganze nationale Arbeit möglichst abschließt, weder romanhaft
htend, noch gelehrt deutelnd. Der Dichter soll dabei nur der
daktor, der Hüter und Wahrer des volksthümlichen Schatzes
n, sein Custos und Conservator. Er soll möglichst rein,
bstlos und getreu diesen Hort den Nachkommen ebenso hinter-
ssen, wie er ihn von den Vorfahren erhielt“. (S. 5.)

Was Kralik im „Kunstbüchlein“ „über den epischen Vers“
sagt hat, verwerthet er hier. Der Erfolg läßt seine Wahl
s eine sehr glückliche erscheinen. Herder sagt vom Vers
omers, er sei „so umfassend, wie der blaue Himmel und so
elfach sich mittheilend allem, was unter ihm wohnet“. Ein
eiches kann man vom Verse Kraliks sagen.

Tapferkeit, Treue und Frauenminne ist der Inhalt der
melungensage. Ohne irgendwie lüstern dargestellt zu sein,
itt die Frauenminne zu sehr in den Vordergrund und thut

der schlichten Großheit der Heldensage bedeutenden Eintrag. Den tiefsten Eindruck machen die herrlichen Züge der Treue. Nehmen wir ein Beispiel. Dem Herzog Berchtung sind sechs Söhne im Kampfe gefallen. Auf die Frage Wolfdietrichs:

„Mein Berchtung, lieber Meister, wo sind der Söhne mehr?
Ich seh' nicht mehr denn zehne, doch sollten sechzehn sein!"

gibt Berchtung eine ausweichende Antwort. Wolfdietrich gibt sich damit nicht zufrieden:

„Bei jenem jüngsten Urtheil, das Gott hält über dich,
Wenn deine Seele scheiden einst soll von deinem Mund,
Mahn' ich dich, daß du sagest die Wahrheit hier zur Stund'...
‚Willst du mir's nicht erlassen, ich muß die Wahrheit sagen:
Dort zu Konstantinopel da wurden sie erschlagen.
Wenn ich mit lachendem Munde dich, Herrn, blickte an,
So sah ich einen fallen, das wisse, kühner Mann!'
„Nicht wolle Gott vom Himmel", sprach Wolfdietrich sogleich,
„Daß sie so hoch erkauften mein armes Königreich!" . . .
Da führte so der Weise den Jungen an der Hand,
Wo er ersah die Todten. Die hatt' er bald erkannt.
Als er ihr bleiches Antlitz so sehr verschroten sah,
Fiel er auf sie, vor Leide sprach er kein Wort allda.
Er brach ihnen ab die Helme; sie waren todeswund.
Da ließ er ihrer keinen, er küßt' ihn an den Mund.
Berchtung durch seinen Herren der Kinder gar vergaß.
Mit Jammer sprach Wolfdietrich: „Es reuet mich mein Leben!
Wer kann mir die Gesellen, die todten wiedergeben?
Wohl alle Königreiche hingäb' ich sicherlich,
Wenn meine Freunde lebten, ich armer Wolfdietrich! . . .
Von Sinnen kam vor Leide der Fürste lobesan,
Das Schwert zog er aus der Scheide, den Knopf warf er hindann.
Er hätte sich nun selber geworfen in sein Schwert,
Wenn nicht sein Meister Berchtung es treulich hätte gewehrt.
Gar schnell ersah der Alte, daß es sein Ernst ihm was,
Da zuckt er ihm die Klinge und warf sie auf das Gras.
Er zog den jungen Herren von seinen Kindern hin
Und sprach: „Mein Herr Wolfdietrich, wohin ist nun dein Sinn?
Willst du die Recken beweinen, die mir da sind erschlagen?
Sie waren meine Kinder, laß mich sie selber klagen!
Nur mein und meines Weibes waren die Kindelein.
Wolfdieterich mein Herre, laß du die Klage sein!" (S. 130 u. f.)

Herrlich ist die Gerichtsscene S. 42 u. ff., wo di
Saben's zu Schanden wird. Der kleine Wolfdi
Brunnen unter den wilden Thieren wäre ein dankl
wurf für einen Maler:

„Der Thiere Augen brannten gleich einem Kerzenlicht.
Ein Thor war noch das Kindel, forcht seine Feinde ni
Es ging zu jeglichem und griff es mit der Hand,
Wo es die lichten Augen in ihren Köpfen fand.
Was er begann mit ihnen, sie mußten ihm's vertrager
So spielte er mit allen, bis es begann zu tagen.
Welch Thier sich wollte wehren, das schlug er, daß es
Des Wunders staunte Berchtung die Nacht bis an den Ta

Eine eingehende Besprechung des Werkes ist
Absicht dieser Zeilen. Sie sollen nur auf einen
Dichter hinweisen, der stillbescheiden eine gewaltige
Arbeit vollendet, während die Alldeutschen mit ihr
Kriegsgeheul wider die undeutschen Römlinge den
Namen schänden.

P. Alois Pichler, C.

XXXVII.

Die Briefsammlung des seligen Canisius.[1]

Der neue Band dieser hochbedeutsamen Publikation, über die wir schon zweimal in den „Histor.-polit. Blättern" zu berichten die Gelegenheit hatten (Bd. CXVIII, 928 ff.; CXXI 762 ff.), reiht sich den zwei ersten Bänden würdig an. Die mitgetheilten Briefe sind mit einer Sorgfalt, einer Genauigkeit wiedergegeben, die auch den strengsten Kritiker befriedigen wird; zudem bekunden die zahllosen, zum guten Theile aus ungedruckten Quellen entnommenen Anmerkungen und Erläuterungen eine staunenswerthe Belesenheit, verbunden mit einer seltenen Akribie. Dem ebenso bescheidenen als gelehrten Herausgeber kann man mit gutem Gewissen das Zeugniß ausstellen, daß er sich bis jetzt seiner schwierigen Aufgabe in mustergiltiger Weise entledigt hat. Möge es ihm vergönnt sein, das ausgezeichnete Monumentalwerk glücklich zu Ende zu führen! Möchte aber auch das verdienstvolle Unternehmen in gelehrten Kreisen die Unterstützung und Aufmunterung finden, die es in so hohem Maße verdient! Es ist zu bedauern, daß der bisher erreichte geringe Absatz der zwei ersten Bände in Verbindung mit den außergewöhnlich hohen Herstellungskosten die Verlagshandlung genöthigt hat, den Preis der einzelnen Bände nachträglich zu erhöhen.

---

1) Beati Petri Canisii, Societatis Jesu, Epistulae et Acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger, eiusdem societatis sacerdos. Vol. III. 1561, 1562. Friburgi, Herder. 1901. gr. 8°. LXX, 876 Seiten. (Preis M. 23.)

Der vorliegende Band umfaßt nur zwei Lebensjahre des
holischen Reformators. Nebst den Briefen, die von Canisius
r an ihn von Januar 1561 bis Ende 1562 geschrieben
rden sind, werden aus demselben Zeitraum zahlreiche auf
nisius bezügliche Nachrichten mitgetheilt. Brieflichen Verkehr
erhielt der unermüdliche Ordensmann mit Papst Pius IV.,
iser Ferdinand I., den Cardinälen Hosius und Otto Truchseß,
Erzbischöfen Brus von Prag und Khuen von Salzburg,
Bischöfen Pflug von Naumburg und Friedrich von Wirsberg
Würzburg, den Ordensobern Lainez und Franz von Borgia,
ie mit zahlreichen andern hervorragenden Männern. Für
besſere Verständniß der damaligen religiös-sittlichen Zustände
den sich in dem neuen Werke manche interessante Angaben;
besondere bietet der gehaltvolle Briefwechsel wichtige Beiträge
Geschichte der katholischen Restauration in der zweiten Hälfte
16 Jahrhunderts. Es ist jüngst von gewisser Seite behauptet
rden, die Jesuiten hätten im 16. Jahrhundert keine Mißstände
kirchlichen Leben anerkannt. Wer sich die Mühe geben will,
von Braunsberger erschlossenen Quellen zu studiren, wird
ganz anderer Ansicht gelangen. Wie oft klagt Canisius über
ungeistliche Leben mancher Domherren und Priester, über
Vernachlässigung der theologischen Studien, über den Mangel
guten Seelsorgern und eifrigen Verkündigern des göttlichen
rtes! So schrieb er z. B. am 4. Dezember 1561 an Hosius:
ichts ist trauriger und verhängnißvoller in Deutschland, als
Mangel an Seelenhirten und Kanzelrednern in den meisten
chen. Gerade dieser Mißstand ängstigt mehr als andere die
schöfe in der gegenwärtigen Lage der Religion, die mehr als
zuvor verhängnißvoll erscheint". Es war ein unschätzbares
ück für die katholische Kirche in Deutschland, daß die Gesell-
aft Jesu die zerrütteten Verhältnisse nach Kräften zu bessern
hte. Treffend hat vor einigen Jahren der Berliner Professor
ulsen geschrieben: „Man wird sagen können: Die Erhaltung
katholischen Kirche in Südosten und Nordwesten Deutschlands
wesentlich das Werk der Gesellschaft Jesu". (Geschichte des
ehrten Unterrichts, 2. Aufl. Leipzig 1896. I, 407.)

Der Hauptantheil an diesem Verdienste gebührt aber un-
eifelhaft dem seligen Canisius. Inmitten von wahrhaft trost-

losen Zuständen sehen wir ihn, wie er ohne Verzagtheit, ohne Verbitterung, ohne nutzloses Schelten und Klagen, im Vertrauen auf Gottes Beistand ruhig seine Wege geht. Als Vorsteher der deutschen Ordensprovinz suchte er für die große Idee, die seine Seele erfüllte, auch seine Mitbrüder zu begeistern. Als Rathgeber von allen Seiten in Anspruch genommen, hat er auf die verschiedensten Kreise einen höchst segensreichen Einfluß ausgeübt. Dazu kam dann noch seine rastlose Thätigkeit auf der Kanzel und im Beichtstuhle. Während der 18 Monate, die er in den Jahren 1561 und 1562 in Augsburg zubrachte, hat er hier nachweisbar 210 Predigten gehalten. Bezeichnend ist die Bemerkung, die einmal ein Augsburger Bürger einem dortigen protestantischen Prediger launig zurief: „Canisius treibt euch zum Studium“ (S. 75). So liefert auch der neue Band wieder manche interessante Beiträge zur Lebensgeschichte eines Mannes, den man nicht mit Unrecht als „Apostel Deutschlands“ bezeichnet hat.

Dr. N. Paulus.

Berichtigung:

In der Artikelserie über „Die Frauenfrage“ haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, von denen wir die sinnstörenden berichtigen. In Art. VI, S. 813, Zeile 3 von oben ist statt „erstaunlich“ zu lesen „erfreulich“. Ebenda Zeile 6 statt „beiden Frauen“ zu lesen „beiden Geschlechtern“.

In Art. X, S. 268, Zeile 15 von oben statt „eine Art wirklich muthiger That“ zu lesen „eine wirklich muthige That“.

Endlich ist der letzte Satz des Schlußartikels (S. 275) durch einen lapsus calami möglicher Weise einer Mißdeutung ausgesetzt. Wir bitten daher zu lesen: „Mögen auch die Frauen im engen Anschluß an die Kirche die Befreiung von neuheidnischer Knechtschaft suchen! Die katholische Kirche ist heute an innerer Kraft nicht schwächer als damals, da in der apostolischen Urkirche das Weib zur Freiheit der Kinder Gottes erhoben wurde.“

XXXVIII.

[...]e ältesten Denkmäler des Christenthums in Bayern.

(Schluß.)

Gleich früh wie am Lech und der obern Donau tritt [...]s Christenthum in Ufernorikum (Passau bis Wien) auf. [...]n Ende des dritten Jahrhunderts lebten in jenen Land[...]ichen schon viele Christen.[1] Die Passio Floriani (Leidens[...]schichte des hl. Florian) erzählt, der Centurio Florianus [...]be sich in der Zeit der diokletianischen Verfolgung auf die [...]unde, daß 40 Christen ins Gefängniß geworfen worden [...]en, nach Lorch zum Statthalter Aquilinus begeben und [...]h freiwillig als Christ bekannt, weßhalb er grausam ge[...]artert und in die Enns gestürzt worden sei (304).[2])

1) Friedrich, Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. 1, S. 203.

2) Passio Floriani, Mon. Germ. Hist. Scriptor. Rer. Meroving. (H.) t. III., p. 65–71, herausgegeben von Krusch Br. — Glück, die Bisthümer Norikums, S. 4. 5. 135. Muchar, Das römische Norikum, T. 2., S. 112 f. Büdinger, Oesterreichische Geschichte, Bd. 1 S. 32. Huber Al., Geschichte der Einführung des Christenthums, B. 1, S. 45. Rettberg, Kirchenschichte Deutschlands, Bd. 1, S. 157 f. Pritz, Geschichte des Landes ob der Enns, Bd. 1, S. 125. Kerschbaumer, Geschichte des Bisthums Pölten, Bd. 1, S. 78 f. Stülz, Geschichte des Chorherrenstifts St Florian, S. 2. Schrödl. Passavia sacra. Geschichte des Bisthums Passau, S. 5 f. Mühlbacher E., Zur ältesten Kirchengeschichte des Landes ob der Enns. Theolog.-prakt. Quartal-Schrift. Linz 1868, S. 437 ff. Krones, Franz v. Marchland, Grundriß der Oesterr. Geschichte 1882, S. 127 nennt die Martyrerakten des hl. Florian „. . kritisch erprobt.

Florianus ist einer der ältesten Lokalheiligen der Bayern geworden, von denen er als Beschützer gegen Feuersgefahr verehrt wird. Ueber dem einstigen Begräbnißorte des Heiligen steht das berühmte Chorherrnstift St. Florian. Die Echtheit der Passio Floriani ist aber schon seit längerer Zeit zum Theil in Zweifel gezogen worden, so von Tillemont,[1]) Kurz,[2]) Mühlbacher,[3]) Wattenbach.[4]) Als völlig unecht und werthlos wird sie in den schärfsten Worten von Krusch verworfen.[5]) Ihm stimmt J. Strnadt bei.[6]) Dagegen sucht Sepp B. die Echtheit der Legende zu retten.[7]) Die zwei letzten Gegner der Echtheit der Passio nehmen als Entstehungszeit derselben das 8. Jahrhundert an. Nach Strnadt ist die Legende damals in Passau geschaffen worden. Vorher sei nirgends der Bestand derselben nachweisbar. Erst von Passau sei sie in St. Florian, das von den Passauer Bischöfen frühestens in der Mitte des 9. Jahrhunderts gegründet worden ist, heimisch geworden. Vor der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts sei die Verehrung des hl. Florianus unerweislich.[8])

1) Tillemont, Mém. pour servir à l'hist. ecclésiast. V. p. 67.

2) Kurz, Merkwürdigere Schicksale der Stadt Lorch, der Gränzfestung Ennsburg und des alten Klosters St. Florian. Beiträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns. III. S. 44.

3) A. a. O. S. 437 ff.

4) Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. 6. Auflage. Bd. I. S. 429.

5) Krusch Br., Zur Florians- und Lupus-Legende. Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. 24, XII. S. 537—570, bes. S. 554 f. und Mon. Germ., a. a. O.

6) Strnadt, die Passio Floriani und die mit ihr zusammenhängenden Urkundenfälschungen. Archivalische Zeitschrift. Neue Folge. VIII. S. 1—118. Dessen, die Unechtheit der Passion des hl. Florian. Münchener Allgem. Zeitung, Beilage 202. 9. Sept. 1897.

7) Sepp B., Die Passio des hl. Florian und einige andere Legenden. Augsburger Postzeitung. Beilage 59. 9. Okt. 1897.

8) A. a. O. S. 108, 109.

Bis zum völligen Austrage der Streitfrage ist es noch nicht gekommen. Die Vertheidigung der passio wird an dem letzten Punkt einsetzen müssen: Geht die Verehrung des hl. Florianus nicht weiter als in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts zurück? Kann sie den Beweis erbringen, daß diese Verehrung schon vor der Abfassung der Martyriumsgeschichte stattgefunden hat, so ist das Mittelglied gefunden, das den Fortbestand der Legende von der Römerzeit bis in die Karolingerzeit erhärtet. Besagen doch die echten Urkunden des Bischofs Ulrich für das neue Kloster St. Florian, 23. August 1111 und 26. Juni 1113, daß St Florian schon in uralten Zeiten von den Umwohnern Lorchs gegründet worden sei.[2]) .... Die Wahrscheinlichkeit einer „ununterbrochenen örtlichen Ueberlieferung des Andenkens des hl. Martyrers Florianus“ nimmt auch Wattenbach an. „Denn wo jetzt sich mächtig und gebietend das schöne Chorherrnstift St. Florian erhebt, da galt schon vor mehr als tausend Jahren der Boden für heilig“, weil hier „der kostbare Martyrer Sankt Florianus“ ruhe, lange bevor die Verfasser der Martyrologien den Ort seines Leidens kannten. Also selbst im Flachlande, vielleicht in den Resten der einst bischöflichen Stadt Lorch, haben Christen durch alle Stürme der Völkerwanderung das Andenken Sankt Florians bewahrt, und vielleicht die Kunde von seinem Stande und der Zeit seines Todes, während weiter oben im Gebirge von Maximilian nur der Name und der Ort seines Begräbnisses im Gedächtniß blieb, Severin aber gänzlich vergessen zu sein scheint, bis aus Italien Handschriften seiner Lebensbeschreibung nach Deutschland kamen und sein Andenken erneuten, denn am festesten haftete immer die Erinnerung am Grabe der Heiligen.[2]) Uebrigens

1) Stülz, Geschichte des Stiftes S. Florian, S. 209, 216, 223.

2) Wattenbach, Geschichtsquellen, 6 1893. Bd. 1, S. 42. 43.

haben schon Glück,[1]) Büdinger[2]) und Kenner[3]) lange
den jüngsten Kritikern festgestellt, daß die passio des h
Florianus in der älteren Fassung aus den ersten Decenn
des achten Jahrhunderts herrührt. Der letztere fü
jedoch als Hauptbeweis für das Martyrium des hl. Floria
den Grabstein der neben dem Leibe des Heiligen bestatt
frommen Wittwe Valeria an, welche nach der Legende
Leib des Blutzeugen gerettet und an der Stätte des spät
Stiftes St. Florian begraben hat. De Rossi hat den S
besichtigt und für echt erklärt. Es müssen darum die Hy
kritiker jedenfalls zuerst den Beweis liefern, daß diese
schrift erst in späteren Jahrhunderten zum Zwecke absichtli
Fälschung nach St. Florian verbracht worden ist. D
fehlt es aber weit. Dagegen erklärt sich der Verlust
echten Passionsgeschichte und ihre spätere, ausgeschm
Nacherzählung an der Hand anderer Legenden leicht.
wird nämlich kaum eine Landschaft auf deutscher Erde ge
welche im 7., 8., 9. und 10. Jahrhundert so schwere Kän
und gräuelvolle Verwüstungen zu ertragen hatte, als
südöstlichen bayerisch-österreichischen Gebiete. Slaven, Mäh
Avaren und Magyaren wütheten als Feinde Deutschla
und des Christenthums Jahrhunderte lang mit Feuer
Schwert und Vernichtung aller Art. Wer nur ein
Einblick in die deutsche und bayerische Geschichte jener
hat, wird wissen, daß dabei vor allem die ungeschü
Klöster und Kirchen immer und immer wieder zer
wurden. In Folge solcher Unglücksfälle ging die alte pa
des hl. Florianus vielleicht wiederholt verloren und w
dann erst nach Jahren, wenn ruhigere Zeiten Beschäftig

1) Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften, phil.-h
Klasse. XII. 62.

2) Büdinger M., Geschichte von Oesterreich, Bd. 1, S. 32.

3) Kenner F., Archäologische Funde im Lande ob der Enns;
theilungen der K. K. Central-Kommission, Jahrg. 11 (18
p. LXXVII.

lchen Arbeiten gönnten, aus dem Gedächtnisse oder
anderen Legenden von Geistlichen oder Mönchen er-
Das ist oft vorgekommen. Die christliche Legende
in dieser Beziehung auf dem gleichen geschichtlichen
wie die Nationalsage, z. B. die Nibelungensage.
ie hat die gleiche Berechtigung wie diese zu beanspruchen.
iden spiegelt sich mehr oder minder die Tiefe der
hen Volksseele und des religiösen Volkslebens ab. Und
die Mönche das Gewand der Erzählung der jüngsten
nussage aus Frankreich oder Italien entliehen haben,
rt das Beispiel der höfischen Dichter Deutschlands,
ben in jenen Landen die großen Sagenkreise lebten,
auch ihnen den Stoff zu ihren herrlichen Schöpfungen
boten haben. Das bunte Gewand der Erzählung, das
hantasie geschaffen, konnte den innern Kern der ge-
lichen Wahrheit wohl umhüllen und ausschmücken, aber
llig verdecken.

Der hl. Maximilianus von Celeja, in Passau als erster
f und Martyrer verehrt, wirkte angeblich als Apostel
rikum vor und während der diokletianischen Verfolgung.[1])
ist der historische Kern von dem Leben und den Mar-
nsakten desselben in schwer zu lichtendes Dunkel gehüllt.
der Name und der Ort seines Begräbnisses ist im Ge-
isse geblieben (Wattenbach). Die vita S. Maximiliani
st am Schlusse des 13. Jahrhunderts entstanden.[2])
älteste Fürstengeschlecht Bayerns, die Agilolfinger, ver-
ihn als Landespatron, die Grafen von Scheyern und
absburger sogar als Familienpatron.[3])

Friedrich. Kirchengeschichte, a. a. O. S. 206. Huber Al., Gesch. der Einführung des Christenthums, S. 79 ff., 107 ff.
Krones, a. a. O., S. 127. Wattenbach, a. a. O., Bd. 1, S. 43. Ratzinger G., Forschungen zur bayer. Geschichte: Die Lorcher Fälschungen, S. 370 ff.
Koch-Sternfeld, v., Ueber das wahre Zeitalter des hl. Rupert. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. 5 (1850), S. 385 f., 404, Anm. 1. Friedrich, a. a. O. S. 205. Schrödl, a. a. O. S. 3. Erhard, a. a. O. Bd. 2, S. 41.

Völlig auf geschichtlichem Boden steht die Persönlichkeit eines anderen Schutzheiligen von Passau, des Bischofs Valentinus.

Schon gegen das Ende der Römerherrschaft entfaltete der hl. Valentinus als Bischof eine umfangreiche Wirksamkeit in ganz Rätien. Der Biograph des hl. Severinus nennt Valentinus einen Bischof beider Rätien (Valentini, Retiarum quondam episcopi.)[1]) Ob er bis nach Augsburg gewandert, um das Grab der hl. Afra zu besuchen, ist nicht festgestellt.[2]) Die Kirche von Passau zählt ihn zu ihren Oberhirten. Herzog Tassilo II. (III.) ließ im Jahre 768 den Leib des Heiligen von Matsch in Tirol (castrum Mais) nach Passau übertragen; sicher weil die Tradition damals noch lebhaft und allverbreitet war, daß der Heilige an jenem Orte am längsten geweilt und gewirkt hatte.[3]) Sonst hätte der Herzog den Leib desselben doch in Mais belassen oder ihn in seine Residenzstadt Regensburg übertragen lassen. Valentin gilt als zweiter Apostel Rätiens. Er war auch Abt. Als solcher errichtete er auch Klöster. Ein Schüler desselben, der Mönch und Presbyter Lucillus schloß sich nach dem Tode seines heiligen Abtes Valentinus dem hl. Severinus an.[4])

Die Geschichte dieses Mannes ist von einem Schüler

---

1) Eugippius, vita s. Severini, c. 41. Wattenbach, a. a. O. S. 44—51.

2) Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg, Bd. 1, S. 53.

3) Friedrich, Kirchengeschichte a. a. O., Bd. 1, S. 338 spricht den Regionarbischof der Passauerkirche ab. Ebenso Strnadt Jul., a. a. O. S. 68 f. Dagegen sucht Ratzinger, Forschungen zur bayer. Geschichte (Abschnitt: Zur älteren Kirchengeschichte Bayerns, S. 401—445) die bischöfliche Wirksamkeit Valentins in Passau zu erweisen, bes. S. 402. 427. 441.

4) Eugippius, a. a. O. c. 41. abbatis sui sancti Valentini. . . Friedrich, a. a. O. S. 337. Rettberg, a. a. O. Bd. 1, S. 220. Schrödl, a. a. O. S. 7—11. Erhard, a. a. O. Bd. 1, S. 6 f.

esselben, Eugippius, geschrieben und glücklich erhalten
orden.[1]) Dessen Biographie eröffnet einen tiefen Einblick
 die Verhältnisse der Römerwelt an der mittleren Donau,
lso in Norikum und Rätien, kurz vor dem Untergange der
ömischen Weltherrschaft.

Die Wirksamkeit des Heiligen erstreckt sich zumeist über
Norikum. Aber auch die ost- und westwärts gelegenen
änder besuchte der unermüdliche Missionar, um den Be-
wohnern in den furchtbaren Nöthen der Völkerwanderung
eizustehen.

Die vorausgegangenen Jahrhunderte haben wenige An-
eichen der religiösen Umgestaltung der Welt hinterlassen.
Um so mehr überrascht die Thatsache, daß am Ende des
ünften Jahrhunderts das Heidenthum selbst in den Grenz-
rovinzen des Römerreiches fast ganz verschwunden ist,
während die christliche Religion überall herrscht.

An allen Orten gibt es Kirchen, Klöster, Diakone,
Priester und Bischöfe, die Vertreter der kirchlichen Hierarchie
wirken im Dienste des göttlichen Wortes.[2])

Gottgeweihte Frauen verbringen als Nonnen in Gebet
und wohlthätigen Werken ihr Leben.[3]) Fasten,[4]) Opfer,[5])
Gebet für die Verstorbenen,[6]) Communion und Wegzehrung,[7])
Verehrung und Nachahmung der Heiligen,[8]) die charakter-

1) Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 1. 7., S. 328 nennt sie „Eine der werthvollsten Heiligenbiographien". Eugippius ist wahrscheinlich in Ufernorikum geboren. Büdinger, Eugippius, eine Untersuchung, in Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften 1878, Bd. 91, S. 797.

2) Eugippius, vita S. Severini, edid. Mommsen Th. in: Scriptores Rer. Germanic., c. 16, S. 27 f.; c. 21., S. 31.

3) Eugippius, a. a. O., c. 16., S. 27.

4) A. a. O., c. 17., S. 28. c. 11, S. 22.

5) Eugippius, a. a. O., c. 11., S. 22. (Kerzen.)

6) Eugippius, a. a. O., c. 41., S. 78 und c. 46., S. 54 f.

7) Eugippius, a. a. O., c. 43., S. 51.

8) Eugippius, a. a. O., c. 43., S. 50. Vergl. Muchar, a. a. O., S. 150.

istischen Merkmale der katholischen Kirche, finden sich j
in den Tagen des hl. Severinus.

Diese Blüthe des Christenthums in den Donaulän
war aber durch die ununterbrochenen Kämpfe, Ueberf
Belagerungen und Verwüstungen der anwohnenden Germ
schwer bedroht. Es war kein Halt mehr, die Grenze, w
seit fast fünf Jahrhunderten dem Vordringen der Germ
gewehrt hatte, war nicht mehr stark genug. Alamann
Heruler,[2]) Thüringer[3]) und Ruger[4]) fielen in Rätien
Norikum nach Belieben ein, raubten und plünderten
zogen mit den Gefangenen und der reichen Beute übe
Donau in ihre Gaue zurück, um baldigst wieder zu kom
und das gleiche Spiel zu treiben.

Wo aber blieb das Römerheer? Wo der Feldherr,
die sieggewohnten Cohorten?

Sie zeigten sich nirgends, sie kämpften gegen k
Feind. Der Verband der rätischen Besatzungsarmee
aufgelöst, jede Stadt, jede Festung war auf sich selbst
den darin zurückgebliebenen Rest der Besatzungstruppen
gewiesen. Was die Biographie des hl. Severinus von
„oberen Städten Ufernorikums" meldete, daß „fast
Kastell den Ueberfällen der Barbaren entging",[5]) das

1) Eugippius, a. a. O., c. 19., S. 30.
2) Eugippius, a. a. O., c. 24., S. 34.
3) Eugippius, a. a. O., c. 27., S. 36.
4) Eugippius, a. a. O., c. 44., S. 52.
5) Eugippius, a. a. O., c. 11., S. 22. Ueber den hl. Seve
schrieben ausführlich: Glück, Die Bisthümer Norikums,
S. 79—92. Huber, Geschichte der Einführung und Verbre
des Christenthums, Bd. 1., S. 401. Westenrieder, Beiträg
vaterländischen Geschichte, Bd. 1., S. 51. Rettberg, a.
Bd. 1., S. 266. Klein, Geschichte des Christenthums in
reich und Steiermark. Bd. 1., S. 123. Kerschbaumer, Ge
des Bisthums St. Pölten, a. a. O., Bd. 1., Heft 1., S
Pritz, Geschichte des Landes ob der Enns, Bd. 1, S. 92. S
Geschichte des Bisthums Passau. S. 11—27. Erhard, Ge
der Stadt Passau, Bd. 1., S. 10—23. Vergl. Wattenbach
Geschichtsquellen im Mittelalter, 3. Aufl., Bd. 1., S. 39

ch von den Städten des reichen Rätiens.[1]) Hilfe fanden in ihren Nöthen bei den Beamten des Kaiserreiches nicht. uintana (Künzing), das nordwestlich von Passau liegende stell wurde von häufigen Ueberschwemmungen heimgesucht, e auch die hölzerne Kirche außerhalb der Mauern des astells bedrohte. In ihrer Hilflosigkeit wandten sich deßhalb e Quintanenser an den hl. Severinus, durch dessen Gebet n weiteren Ueberschwemmungen des Businkaflusses gesteuert urde. In dem gleichen Orte erweckte der Heilige den sehr rwürdigen Priester Silvinus, kurz nachdem er gestorben, ieder zum Leben.[2])

Die reichen Geschenke, welche dem Heiligen zuflossen, nützte er zur Auslösung von Gefangenen und zur Hilfeistung für Bedürftige in dem Maße, daß fast alle Armen allen Städten und Kastellen durch seine Fürsorge erhalten urden.[3]) Die öffentliche Armenpflege ruhte ganz auf seinen chultern. So sehr aber genoß Severinus das Vertrauen r Bewohner, daß sie ihm freiwillig den Zehnten lieferten.[4])

Aber auch die plündernden Germanen bezeugten ihm he Achtung. Der Alamannenkönig Gibuldus erwies ihm e größte Verehrung.[5])

Da aber dieser Germanenfürst mit seinen Schaaren ständig die Stadt Batava (Passau) bedrängte, so flehten e Bürger den hl. Severinus um seine Vermittlung und ilfe an, um so mehr als er ihrer Stadt gegenüber auf m rechten Innufer, in dem norischen Bojodurum, ein löfterlein für einige Mönche gegründet hatte.

Und als der König eine Unterredung mit dem Heiligen

---

1) Eugippius, a. a. O., c. 15., S. 26. fecundarum municipium Raetiarum.

2) Eugippius, a. a. O., c. 16., S. 27. 28.

3) Eugippius, a. a. O., c. 17., S. 28.

4) Eugippius, a. a. O., c. 18., S. 29.

5) Eugippius, a. a. O., c. 19., S. 30.

erhielt, sprach ihm dieser mit solchem Nachdruck zu, daß
aufs heftigste zu zittern anfing und seinen Heerschaaren n
seinem Weggange erklärte, er sei nie in einer Schlacht v
solcher Angst befallen worden. Auf seine Antwort: Er
währe dem Heiligen jeden Wunsch, bat dieser, er solle s
Volk von Verwüstung des römischen Gebietes abhalten u
die Gefangenen zurückgeben. Und wirklich brachte der
diesem Zwecke abgesandte Priester Lucillus eine große Me
Unglücklicher aus der Gefangenschaft zurück.

Noch andere Fürsten suchten die Freundschaft des h
Severinus. Der Rugerkönig Flaccithaeus nahm aus Fu
vor der ungeheuren Menge der Gothen in Pannonien,
seine Feinde waren, seine Zuflucht zu dem Heiligen, der i
Klugheit anrieth und eine friedliche Regierung verhieß
Auch Odoakar, der spätere König von Italien, besuchte
auf seinem Zuge über die Donau nach dem Süden.
unscheinbarer Gewandung trat der junge, hochgewachs
Mann in die Zelle, sich bückend, um nicht an deren D
zu stoßen. Der Heilige weissagte ihm seine künftige Gr
und rief ihm beim Abschied zu: „Ziehe hin, jetzt bist Du
armselige Kleider gehüllt, bald aber wirst Du Vielen Gro
schenken".[2]) Auch der Rugerfürst Ferderuchus (Friedr
beugte sich vor der Hoheit des Heiligen, indem er, sola
jener lebte, seine Raub- und Plünderungssucht beherrscht

Eine merkwürdige Thatsache: der römische Präfekt,
römischen Beamten, die das Wohl des Landes zu förd
gehabt hätten, waren nicht am Platze. Wie kein Mili
zum äußeren Schutze, so ist auch kein Beamtenthum
Verwaltung des Landes mehr vorhanden gewesen. E
einzige Persönlichkeit, nicht etwa vom Kaiser gesch
sondern aus unbekannter Fremde gekommen, in einer

---

1) Eugippius, a. a. O., c. 5., S. 16 f.
2) Eugippius, a. a. O., c. 7., S. 18. 19.
3) Eugippius, a. a. O., c. 4., S. 16.

andung, die die strengste Abtödtung verrieth, ohne Schuh-
erk selbst mitten im germanischen Winter voll Eis und
chnee,[1]) wandernd von Land zu Land, Stadt zu Stadt,
rt zu Ort — dieser arme Mann bildete die Zuflucht von
ürsten und Völkern, war die Säule der Ordnung, die Wehr
gen Noth und Gefahr.[2]) Denn das römische Reich sank
Trümmer. Vorbei war es mit der Macht seiner Legionen,
e die Welt in Zwang und Unterwerfung gehalten hatten.
efallen waren die Grenzkastelle, erobert die Grenzwehr,
rnichtet die Reste der Garnisonen. „Solange das Römische
eich bestand, wurden die Soldaten vieler Städte als Be-
tzung der Grenze — pro custodia limitis — auf Staats-
sten unterhalten. Mit dem Aufhören dieser Gewohnheit
urden zugleich die Kriegerschaaren sammt der Grenzwehr
rnichtet".[3])

Der große, römische Reichslimes an der Donau, der
urch eine ununterbrochene Kette von Befestigungen aller
rt geschützt gewesen war,[4]) war durchbrochen, vernichtet,
ie römischen Besatzungen der Grenzkastelle, ohne Unter-
ützung des Reiches sich selbst überlassen, erlagen in der
Vertheidigung der Reichsgrenze.

Nur in Batava (Passau) hielt sich noch eine Schaar.
lls einige Kriegskameraden sich auf den Weg wahrscheinlich
ach Aquileja machten, um den fehlenden Sold zu holen,
rlagen auch sie den Feinden, welche das umgebende Land
chon in Besitz genommen hatten, und wurden deren Leichen
n den Inn geworfen. Schlimme Vorzeichen! Als darum
ie Priester der Basilika, die am Inn in Boiotro außerhalb

---

1) Eugippius, a. a. O., c. 4., S. 16.
2) Vgl. Hauck, Kirchengesch. Deutschlands, 1. Bd., S. 330 nennt den hl. Severinus eine Persönlichkeit, zu der es keine Parallele gibt. Büdinger, Oesterr. Geschichte, Bd. 1., S. 51: Man kann seine Thätigkeit kaum mit einer anderen vergleichen. . . Vgl. S. 47—51.
3) Eugippius, a. a. O., c. 20., S. 31.
4) Muchar, a. a. O., T. 1., S. 15.

der Mauer der Stadt Passau gebaut war, Reliquien von Martyrern suchten, wies sie der hl. Severinus auf die Nothwendigkeit, unmittelbar den Platz zu verlassen, hin.[1]) Das Gleiche that er gegenüber den Bürgern von Passau, die ihn baten, nach Fabiana zum Fürsten der Ruger zu fahren, um von ihm Handelsfreiheit zu erhalten. Da weissagte er ihnen: Die Zeit hat sich für diese Stadt genaht, daß sie öde (verlassen) wie die übrigen Städte früher von den Bewohnern bleibe.

Die Passauer, voll Selbstvertrauen und Zuversicht auf ihr gewohntes Stadtregiment (Besatzung, regimine consueto?) glaubten dieses Mal den Worten des Heiligen nicht, der nach seinem Kloster Fabianis, das über 100 Meilen entfernt war, fuhr. Sofort fiel Chunimundus mit einer kleinen Schaar über die Stadt her, während die meisten Bewohner außerhalb derselben mit der Ernte beschäftigt waren, und tödtete vierzig Mann, die als Wache zurückgeblieben waren.[2])

Auch die Stadt Joviacum (an der Donaubiegung bei Schlägen), wo die Michelflüsse münden, wurde in gleicher Weise, weil die Bürger den wiederholten Warnungen des Severinus nicht folgten, von den Herulern unvermuthet überfallen, verwüstet und der größte Theil der Einwohner als Sklaven fortgeführt.[3])

Nun nahte das Ende der Römerherrschaft in Rätien.

Die Bewohner von Quintanis (Künzing) mußten vor den beständigen Angriffen der Alamannen ihre Stadt verlassen und suchten in Passau Zuflucht.

Und als die Alamannen auch diese Stadt angriffen, wurden sie zwar besiegt und in die Flucht geschlagen. Der

---

1) Eugippius, a. a. O., c. 22., S. 31 f.
2) Eugippius, a. a. O., c. 22., S. 32.
3) Eugippius, a. a. O., c. 24., S. 33 f. Kenner, Die Römerorte zwischen Traun und Inn, in Sitzungsberichten der philos.-histor. Klasse der k. k. Akademie der Wissenschaften. Band 21. 1878. S. 591, 611.

ige aber sah voraus, daß die Feinde mit stärkerer Macht
erkehren werden, der nicht Widerstand geleistet werden
e, und rieth den Passauern zum Abzuge nach Lorch. Die
ten zwar folgten seinen Worten, diejenigen aber, welche
„Liebe zum heimatlichen Boden“ blieben, wurden noch
der gleichen Woche bei einem Ueberfalle der Thüringer
ls getödtet, theils in die Gefangenschaft geschleppt.[1])

Damit waren alle Städte und Festungen in der oberen
naugegend, d. i. in Rätien, zerstört.[2])

Der letzte Rest römischer Herrschaft in dieser ehedem so
henden Provinz war vernichtet. Nach jahrzehntelangen
mpfen rückten die Sieger, die Bajuwaren, in die ver-
ssenen Wohnsitze ein, um auf den Trümmern der alten
elt unter dem Einflusse der römischen Cultur und von
n Christenthum veredelt und gehoben, eine neue, bessere
eltordnung, die christlich-germanische, mit errichten zu
fen.

München, Juni 1901. Dr. Franziß.

1) Eugippius, a. a. O., c. 27., S. 35.
2) Eugippius, a. a. O., c. 28., S. 36. 37. . . . post excidium oppidorum in superiorem partem Danubii. . . .

XXXIX.

Die englische Hörigkeit des Mittelalters.

II. (Schluß.)

Im 14. Jahrhundert überwogen noch die Hörigen u
der bäuerlichen Bevölkerung. Zu einem Fronhof der A
Ramsey gehörten 13 Hiden: drei davon standen im Ei
betrieb, eine hatte ein freier Bauer, 11 1/2 kleine H
hatten andere Freibauern, 42 1/2 hatten Hörige im B
Kleinere Streifen, die an Köter verliehen wurden, sind
eingerechnet. Indessen sind die Unterschiede in wirthschaftli
Hinsicht nicht so groß, wie in rechtlicher.

Auch die freien Bauern waren mit Renten belastet
mußten fronen. Ein Fronhof der Abtei Battle hatte 61
Hörigenland, 29 Joch Freiland. Vom Hörigenland mu
für jedes Joch 7 Schilling und 5 Pfennig bezahlt werde
Viel mehr Renten mußten sie für das Freiland geben,
Joch 23 Schilling und 7 Pfennig. Der Handlohn (re
betrug für das unfreie Land vom Joch 40 Pfennig,
Freiland eine Jahresrente. Dafür waren aber die Fro
des Hörigenlandes viel stärker, besonders die Wagendie
Die Vogteihörigen, Sokemannen, die man vielfach auc
den Frönern zählte, mußten 1 bis 2 Tage in der W
fronen, die Hörigen 3 oder 4 Tage. Der Frondienst e

---

1) Vinogradoff, S. 309, gibt als Gesammtsumme 6 Pfund an,
stimmt aber nicht mit den 61 Jochen.

örigen Hufe (virgate) wird einmal auf 8 Schilling, der
er Freihufe auf 4 Schilling geschätzt; wieder ein andermal
t das Verhältniß für die Halbhufe (bovate) wie 9 1/3
nd 5 1/2 Schilling (S. 343). Freilich gab es im Einzelnen
roße Unterschiede, unter den Freibauern viel größere als
nter den Hörigen. Es gab solche, die für den Besitz einer
hufe acht Morgen Herrenland pflügen mußten,[1]) während
in Höriger nur einen Morgen zu pflügen hatte.

Die Pflugfrone richtete sich im Allgemeinen nach der
Größe eines Besitzes. Der Besitzer einer Hufe mußte einen
Morgen jede Woche ackern,[2]) und mehrere Hufener mußten
inander helfen; denn zu einem vollen Pflug rechnete man
 Ochsen, da der Boden sehr schwer war und daher mußten
 Hufen zusammenstehn, um in der Woche 4 Morgen zu
pflügen. — Auch eine andere Berechnung nach der Zahl
er Ochsen, die der Hörige hatte, kommt vor: wer 6 Ochsen
hat, heißt es einmal, muß 3 Tage, wer 4 Ochsen hat,
 Tage, wer 2 Ochsen hat, 1 Tag, wer einen hat, 1/2 Tag
pflügen.[3])

Wie zur Pflugzeit mußten auch zur Erntezeit Fröner
ereit sein. Auch hier wurden die Fronen entweder nach
Tagen oder nach Ackermaßen oder nach Arbeitskräften be-
echnet. Wenn es einmal heißt, ein Bauer müsse mit 28 Mann
rscheinen, ist damit nicht gemeint, daß er so viel Mann
tellen müsse, sondern er konnte mit 2 Arbeitern 14 Tage
ang, mit 4 Arbeitern 7 Tage lang arbeiten. Für die Ernte-
eit war die Fronlast am schwersten zu bemessen, manchmal
enügte langsamere Arbeit, manchmal aber war große

---

1) Vinogradoff S. 338.

2) Seebohm S. 39.

3) Unusquisque arabit per tres dies, si habeat sex boves; per duos, si habeat quatuor boves; per unum, si habeat duos boves; per dimidium, si habeat unum bovem. Ely Inqu. Cotton MSS. Claudius, c. x. 1, f. 185, nach Vinogradoff 279.

Schnelligkeit angezeigt. Deßhalb waren wohl außerord-liche Fronen nöthig, precariae, boonwork, lovebone. D kamen endlich Wagenfronen. Wer kein Fuhrwerk hatte, mu sonst Lastträgerdienste thun.

Die Gesammtzahl der Fronen war ziemlich groß. einem Hofe der Christuskirche zu Canterbury gehörten Frontage, 44 Wochen mußten von den Hüfnern, 88 den Kötern, 320 von den Besitzern einzelner Felder gel werden. So groß war die Fronarbeit, da der starke Ei betrieb der Grundherren sie nothwendig machte; später wu sie vollständig abgelöst.[1]) Dazu kamen Naturallieferun die Stellung von Getreide, von Hühnern, Eiern, Oel u Trotzdem darf man die Belastung auch jetzt nicht allzu anschlagen. Der einzelne Besitzer mußte nicht s fronen, er konnte Stellvertreter aus seinen Familiengen schicken. Auch konnte er den Frondienst durch eine G zahlung ablösen: für einen Tag mußte nur 1 Pfe gezahlt werden. Um 1—2 Pfennig des Tages konnt 13. Jahrhundert ein freier Taglöhner eingestellt wer wozu freilich noch die Verköstigung kam. Die Frauen Kinder erhielten weniger Lohn.[2])

Für die Herrschaft trug ein Morgen (acre), man alle Leistungen zusammenfaßt, etwa 6—7 Pfennig[3])

---

1) Auf den Gütern des Klosters St. Paul in London waren dominico (Salland) und 5/8 terra tenentium, Nasse S. 2

2) Erhielt der Arbeiter zwei, so erhielt die Frau einen, das einen halben Pfennig. — Um die Wende des 13. u. 14. hunderts wird für Meister der Taglohn zwischen Michaeli Martini auf 4 Pfennig, zwischen Martini bis Lichtmeß und von Lichtmeß bis Ostern auf 5 Pfennig festgesetzt; aber auch Kost gereicht, so durften täglich 3 Pfennig abge werden. Gesellen erhielten weniger.

3) Diesen Ertrag berechnet Rogers aus folgender Thatsache Leibeigener des Merton College in Oxford hatte 15 Acres er mußte dafür leisten 1/2 Pfennig am 12. November 1 Pfennig so oft er braut, ferner auf Michaelis 1 Qu

mme setzt sich ziemlich gleichmäßig zusammen aus rth der Fronen und Naturalleistungen.[1]) Nun be- ber dieser Ertrag nicht allzu viel. Ein Morgen Acres —8 Schilling, das zwölf- bis sechszehnfache des ein- rtrages. Die Verzinsung des Grundkapitals war n, sie betrug höchstens 8 Procent, während das e Kapital sich bis zu 20 Procent verzinste. Als s die Verpachtung aufkam, wurde an Pachtschilling l mehr verlangt, als was die Hörigen hatten üssen, d. h. 6 Pfennig für den Acre, im 18. Jahr- 10 Schilling.

nn man bedenkt, daß der Boden eigentlich als m der Herren galt, sind die Leistungen der Hörigen sleute nicht sehr groß.[2]) Dazu war diese Leistung r Ersatz der Bodennutzung, sondern auch der Mark-

---

atweizen, 1/4 Scheffel Weizen, 4 Bushel Hafer, am 12. Nov. Hennen und zu Weihnachten 1 Hahn, 2 Hennen und für Pfennig Brod. Er mußte 1/2 Acre von des Grundherrn Land stellen, zur Erntezeit drei Tage helfen und dabei noch einen beiter auf seine Kosten einstellen. Endlich mag man für die hnung 2 Schilling rechnen. Das ergibt 9 Schilling, für den re also 6—7 Pfennig. Rogers, Geschichte der englischen beit, 1896, S. 21, 31, 96, 377.

nogradoff gibt folgende Angaben (339): für eine Hufe mit a 30 Morgen mußte 6 Schilling auf dem oben erwähnten fe der Abtei Ramsey gezahlt werden. In Radewelle kamen mal 4 Schilling ein, dazu aber Fronen im Werth von Schilling. Item omnes positi ad censum qui tenent vir- tam vel dimidiam virgatam, dabunt per annum pro virgata to solidos, vel pro dimidia virgata quatuor solidos.

r sehr gedrückt hält die Lage der Hörigen Nasse S. 30. nogradoff gibt kein Urtheil. Besser als die Hofbauern hatten nach Nasse S. 30 die Köter, aber einen Beweis erbringt er ht. Etwas Richtiges hat diese Behauptung mit Bezug auf die dersächsischen Köter im Vergleich zu den Hüfnern (Wittich); r schlimm aber war die Lage der schottischen Cottars nach aldner, Crofters und Cottars, Halle 1857, S. 29, 39.

nutzung. Ueberdem hatten die Unterthanen Anspruc
Unterstützung in der Noth. Während der Fronzeit w
sie verköstigt. Sehr bedeutend war die Marknutzung
Gemeinwälder durften zur Hiebe, das Gemeinland
Weide benützt werden.

Außerhalb der geschlossenen Zeit war ursprüngli
gesammte Flur der Beweidung offen. Bei der vielverbre
Zweifelder- oder Feldgraswirthschaft war die Weide ob
ausgedehnt; auch bei der Dreifelderwirthschaft wurde a
Beweidung große Rücksicht genommen, selbst auf eingezä
Wiesen wurden außer der geschlossenen Zeit — 2. Fe
bis 1. August — allgemeine Beweidung gestattet.
Gemeinwiesen wurden einzelne Stücke vielfach an die Gem
genossen verloost, dann wurden diese zwei Jahre lang ge
aber im dritten Jahre standen sie gewissermaßen brach
waren so der allgemeinen Benutzung offen.[1])

Die Weidenutzung der Einzelnen war ursprünglich
lich unbeschränkt, sie richtete sich nach seinem Viehstand
der Viehstand richtete sich nach seinem Gute, das z
wirthschaften war. Da die Herren noch auf die Spannd
ihrer Unterthanen angewiesen waren, begünstigten sie
guten Viehstand. Von einer Großhufe (hide) durften
einer Bestimmung von Glastonbury 18 Ochsen, 16
1 Stier, 200 Schafe und 1 Widder, 4 Pferde, 20 Sch
auf die gemeine Weide getrieben werden.[2]) Als der G

---

1) Quando campus ille remanebit warectatus, praedictum p
erit commune; Nasse S. 39.

2) Glastonbury Cart., Wood MSS., Bodleian, f. 182, b.
239, 240: Memorandum anni 1243 de amensuratione p
. . . dicunt precise quod ad quamlibet hidatam te
eadem villa pertinent 16 boves ad terram excolendam, 4
4 averia, 50 bidentes et 6 porci . . . ad unam virgatam
pertinent 4 boves et 2 vacce, et 1 averium, et 3 p
12 bidentes ad tantam terram colendam et sustine
Vinogradoff 365.

betrieb der Grundherren zurückging, hatten sie kein Interesse mehr an dem Viehbestand der Unterthanen und beschränkten die Weide.

Solange die Stallfütterung und damit die Düngung der Felder selten war, hatte der Schafpferch erhöhte Wichtigkeit. Diesen nun eigneten sich die Grundherren wieder ausschließlich an. Ihre Heerden bildeten ja allerdings die Mehrzahl, aber die Schafe der Unterthanen mußten sich mit den Schafheerden der Grundherrschaft vereinigen. Das Pferchrecht jus faldae lag der Herrschaft um so mehr am Herzen, je geringer ihr eigener Viehstand war. Nur selten hatten auch andere Bauern ein ganzes oder ein halbes Pferchrecht.[1]) Mit der Zeit nahmen die Herrn die Schafzucht ganz in ihre Hand, wozu ihnen die Einziehung der Gemeinheiten die Mittel boten.

In vielen Fällen waren sie ohnehin Eigenthümer der gesammten Flur.[2]) In anderen Fällen bekamen sie ausgedehnte Rechte erst in ihre Hand. Die Rechte der einzelnen Gemeindegenossen wurden zu Servituten herabgedrückt. Doch unterschied man zweierlei Gemeinrechte, anhängende und zugehörige, commons appendants, commons appertenants.[3]) Die anhängende Gemeinheit gehörte zum Complex der Hofrechte, die zugehörige beruhte auf der Verleihung des Herrn.

Viel Gemeinland zogen die Grundherren einfach ein, und die Gesetze gestatteten ihnen das, wenn es um Rechte der hörigen Leute sich handelte; nur wenn freie Hintersassen und Nachbarn nachwiesen, daß die geschmälerte Weide ihren Bedürfnissen nicht mehr genüge, sollte eine Klage berechtigt sein.[4])

Diesem Umschwung ging die Einführung des Pachtsystems voraus. Das Pachtsystem kam den Bauern zu gut,

1) Nasse S. 49.
2) Lords of the soil vgl. Waldner S. 37.
3) Commons in gross waren ein persönliches Recht.
4) Nasse S. 48.

stellte sie freier, aber zuletzt machte es auch eine Entfernung derselben leichter. Das Aufkommen der Verpachtung hing mit wirthschaftlichen Aenderungen zusammen, mit dem Zurückgehen des Eigenbetriebes und den Anfängen der Geldwirthschaft. Den Eigenbetrieb einzuschränken[1]) und die Fronen mit Geld ablösen zu lassen, Oedland zu roden und das Rodland an freie Bauern auszuthun, sahen die Grundherrn für vortheilhaft an.

Das Geld erhielt in England früh eine große Bedeutung, da der Handel blühte. Schon die natürliche Lage begünstigte den Handel, außerdem sorgte eine mächtige Königsgewalt für größere Sicherheit, als sie sonst bestand. Die städtischen Märkte boten dem Bauern einen lohnenden Absatz für seine überschüssigen Produkte. Mit dem Geld, das er sich erwarb, konnte er seine Abhängigkeit von den Grundherrn erleichtern, und die Grundherren gingen gerne darauf ein, da sie Geld bedurften. Daher wurden vor Allem Naturalleistungen in Geldabgaben verwandelt und in Folge der Umwandlung der Naturalleistungen in Geldabgaben rückten viele Bauern aus der Klasse der Fröner in die der Zinser und aus dem land at work (ad opus) wurde land at rent (mail). Allerdings verzichtete die Herrschaft damit nicht auf alle Dienstleistungen, und es blieb vielfach beiden Theilen überlassen, ob sie die betreffenden Verpflichtungen nach der ursprünglichen Festsetzung oder in Geld ansprechen oder leisten wollten. War doch oft die Geldfestsetzung (new assize) zunächst nur eine Abschätzung der Dienste für Versäumnißbußen. Mit Geld konnten jetzt bereits Taglöhner bestellt werden; schon im 13. Jahrhundert gab es Lohntaxen.

1) Vinogradoff S. 336 ff. untersucht umständlich die Ursachen der Mehrung der Freibauern, aber die nächste und einfachste Ursache, die Einschränkung des Eigenbetriebes, hebt er nicht hervor, obwohl er ganz nahe daran anstreift. In many surveys we find a sort of belt formed aro und the home farm by the intrusion of the dependent people intho the limits of the demesne (329).

lich erreichte man mit Taglohn mehr, als mit er-
ener Fronarbeit, und eine Geldzahlung wurde daher
einer Naturalleistung vorgezogen. Im 15. Jahr-
ert sind alle Fronen verschwunden.
Die gewöhnliche Leiheform war copyhold: die Bauern
en für eine Urkunde über ihre Pflichten copy de cour
ihre Rechte waren durch das Hofrecht genau fixirt.
jetzt erhielten die Bestimmungen über die Hofpacht,
schon oben die Rede war, volle Wirklichkeit.
Die Einführung der Pacht wurde beschleunigt in Folge
onhoforganisation. Den Fronhöfen lag die Ablieferung
nter Leistungen an Naturalien, Geld u. s. f. ob oder
ßten für Wochen und Monate den Küchenbedarf der
haft decken. Wenn die Verwalter der Fronhöfe, die
, Seneschalle nur ihre vorgeschriebenen Leistungen be-
n, bekümmerte sich die Herrschaft nicht weiter um die
ltung. Die Maier wurden ziemlich unabhängig;
sie haben nicht selten Land verpachtet.[2])
Es war eine zweideutige Freiheit, die den Bauern mit
en geboten wurde; wohl lagen seine Rechte offen, sein
ltniß war lösbar, aber er konnte auch leicht abgestiftet
n. Und dieses geschah in einem Umfange, daß England
fast keine Bauern mehr hat.

Grupp.

Verwandt ist die früher erwähnte tenure per le verge, per furcam et flagellum.

Diese auch für Deutschland interessante Thatsache ist mit Beweisen belegt von Vinogradoff (331): Glastonbury Inqu. of 1189, p. 79: „Johannes clericus . . . idem tenet unum cotsetle pro 16 d. pro omni servitio ex presto. Domesday of St. Pauls, 94: Gilbertus filius N. tenet tres virgatas in quas Gilbertus avus suus habuit ingressum per Pheodoricum firmarium et modo reddit pro illis 36 solidos“, etc. Ibid. 40: „Thomas filius Godrici 22 acres pro 22 d., cuius medietas quondam Stephani, sed habet eam per Ricardum firmarium.“

XL.

Katholische Landschaftsdichtung.

2. Otto von Schaching.

„Als der Großvater die Großmutter nahm“, das waren halt doch schöne Tage; streng und steif wie die Crinolinen und Cravatten war zwar die Sitte, doch weich schlug das Herz, nur allzuweich, aber es schlug. Die moderne Seele hat in der realistischen Schule sich gewandelt: leicht und locker ist heute das Leben, aber in straffer Selbstzucht liegen die Gefühle. Ob das wirklich ein so großer Vorzug ist? Beides aber, die Ungebundenheit des Handelns, wie die Gebundenheit der Gefühle im künstlerischen Ausdruck sind die Ergebnisse eines Jahrhunderts, das in seinen großen Thatsachen ein episches war wie kaum die Zeit der Dietrichsage oder der Nibelungenhandschriften und doch den vollendetsten Subjektivismus und Individualismus gezüchtet hat. Woher der Contrast, soweit diese Uebereigenständigkeit nicht in dem Bewußtsein der Erfolge ihre Wurzel hat? Warum sind wir Kinder einer thatenreichen Glanzepoche so über alle Maßen lyrisch und bei all dem Lyrismus so gedanklich und gefühlsarm? warum so viel Ich und so wenig Herz? Der Gründe sind schon hunderte aufgezählt worden, aber einer ist auch der: wo der Halt fehlt, da fehlt die Harmonie. Jenseits von gut und böse ist auch jenseits von schön und häßlich; dort liegt die Charakterlosigkeit und Inconsequenz, dort liegt der Egoismus und, mehr oder weniger stark, die

Blasirtheit, und wer alle diese Krebsschäden heilen will, muß uns zwei Dinge wiedergeben, zwei Dinge der lieben guten, alten Zeit: den historischen Sinn und das frisch-natürliche Empfinden. Unmittelbar aus dem Volke muß die Kunst, ein machtvoller Ausdruck des Gesammtgefühls, heraustreten und sich als ein Glied, nicht als in sich geschlossenen Ring, in der Kette der Aufeinanderfolge betrachten. In diesem Bewußtsein liegt dann schon die Erfüllung der berechtigten Zeitforderungen. Ein Mann nach unserem Herzen wäre vorläufig also ein zugleich modern und historisch geschulter Heimatkünstler: modern in der Aeußerung, geschichtlich im Denken und landschaftlich im Stoff, heimisch, objektiv-episch und neuzeitlich in unzertrennlichem Dreiklang. Von der Vergangenheit zur Gegenwart bietet eben das Leben und Weben in der Provinz die Brücke. In diesem Kreise bewegte sich auch die Tendenz des als Entdecker der Dorfgeschichte gepriesenen Auerbach, von dem Hellmuth Mielke („Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts". 3. Auflage. Berlin, Schwetschke 1898) sagt, daß ihm in dem Gedanken, der Einzelne müsse den „Einklang seines Lebens mit dem allgemeinen Natur- und Sittengesetze finden", „die Versöhnung des neuen Nationalitätsgedankens mit der Idee der Menschheit" gelegen habe, „des Geschichtlich-Gewordenen mit den alten Forderungen der Humanität", was freilich hier mehr nach der moralischen, als nach der künstlerischen Seite gemeint ist, da in dem Schwarzwälder Juden nach richtiger Behauptung seiner Recensenten die ethische Anlage die dichterische überwiegt.

Ein solcher Mann nach unserem Sinne nun, ein wahrer Künstler für sich und ein Kämpe im Ringen nach der großen Poesie, ist der als Redakteur unter dem Decknamen Otto von Schaching von uns schon in früheren Artikeln genannte Dr. Victor Martin Otto Denk (geb. 23. Juni 1853 zu Schaching in Niederbayern), der nach einem lebhaften Umtrieb in der publicistischen Gegenwart und nach tief-

gehenden Geschichtsforschungen das Leben und die Ans
ungen seiner gemüthstiefen und charaktervollen Heimat,
bayrischen Waldes, zur eigenen Domäne seines künstleri
Schaffensdranges sich auserkoren Schaching selber ist
starke Natur, in welcher der echte Volksgeist seiner Ar
provinz eine unverwüstliche Einfleischung gefunden.[1]) Le

1) Einschneidende Schärfe und unerbittliche Logik kennzeichnen
schriftstellerische Eingriffe in die öffentlichen Kämpfe der
Jahre. Man lese z. B. nur einmal in den „Weckstin
(V. Jahrg. 2. Heft) sein Broschürchen „Lauter Lug und
(1874), eine erschütternde Predigt. Die Geschichte gab
Polemik das Rückgrat, und daher mußte der „Beitrag zu
ziehungs- und Schulfrage": „Der Materialismus in de
ziehung und die Revolution" (Kempten, Kösel 1874, 13
den Schaching als Maëstro am österreichischen Hospiz St.
dell'Anima in Rom dem „modernen Staate" unter den
nachtsbaum legte, doppelt wirken. Von Denk's histo
Werken nennen wir hier besonders „Maximilian I., der
Kurfürst von Bayern". (Freiburg, Herder 1876, 300 S.
seine beste Leistung, die gehaltvolle „Geschichte des gallofrän
Unterrichts- und Bildungswesens von den ältesten Zeite
auf Karl den Großen. Mit Berücksichtigung der literar
hältnisse" (Mainz, Kirchheim 1892) — besprochen in diesen Bl
Bd. 110, 461–468. Eine Abhandlung „Die Grafen von
lona" (1888) trug dem vielseitigen Verfasser die ehrenvoll
gliedschaft der kgl. Akademie der Buenas Letras zu Bar
ein. Seiner ebenfalls in den gelben Heften Bd. 114,
angezeigten „Geschichte der altkatalanischen Literatur" (Mi
1894) gedenkt er — so berichtete wenigstens seiner Zeit H
Keiter, Schachings Vorgänger in der Leitung des „De
Hausschatzes" (Wiener Reichspost 1898) — eine mehrb
Geschichte der spanischen Nationalliteratur folgen zu lasse
ist uns nicht möglich alle Werke dieses Vielschreibers hie
zuzählen; man sehe das umfangreiche Verzeichniß in Kür
„Literaturkalender" nach, welches in seiner Folge zugleich
interessanten Einblick in Schachings Entwicklungsgang gibt.
Gedichten fings natürlich an. (Blumen aus dem Gottes
1871.) Zur Novellistik ging Denk erst in den 80 ger
über, nachdem sein heißes Blut in den an Conflikten m
Regierung nicht gerade armen Kämpfen des vorausgega
Jahrzehntes sich ausgetobt und bei ruhigem Studium,
auf weiten Reisen sich gekühlt und geklärt.

ſt und Zähigkeit haben das Merkmal des „Waldlers"
ner Stirne aufgeprägt, und alle Culturbeleckung hat das
rbtheil seines prachtvollen Menschenschlages nicht weg-
wischen vermocht. Es ist also sein eigenes Fleisch und
ein, wenn er den Erinnerungen alter Tage neuen Geist
nhaucht, und das gerade ergreift so an ihm, das Rück-
hauen und Insichblicken, die Lyrik seiner Stimmung, in
r das moderne Empfinden den Anknüpfungspunkt fand,
d die in selten einheitlicher Durchdringung mit der Epik
iner geistigen Erziehung und Richtung seinen Gestalten
ne normale Blutwärme, den einzigen Grund einer vollen
Wirkung des Lebens zum Leben, einflößt, daß man sie, um
it Brentano zu reden, „herumdrehen" kann. Wenn man
e Musenkinder eines Autors der Reihe nach Revüe passiren
ßt, wird man die Familienähnlichkeit nie mißkennen; sie
gt nicht nur im Stil, in der Weltanschauung und im
toffgebiet, sondern muß sich auch zeigen in einem ob noch
leichten Schematismus der Erfindung. Das ist auch bei
chaching der Fall; aber jede Figur allein genommen ist
ne wahre Gestalt, eine Persönlichkeit vom reinsten Wasser.
as erste Erforderniß des Romanciers, das Zeichnenkönnen,
demnach mit Vollendung gegeben, und zwar nicht als
tige Technik, nicht als erlernte Routine scharfer Augen
d sicherer Hände, nicht verstandesmäßig, sondern aus dem
nersten Herzen heraus, ein Sichselberfühlen. Otto von
chaching ist also ein Poet, ein „echter Poet", wie kein
ringerer als Martin Greif nachdrücklich feststellt. (Zollings
Gegenwart" 1900. Nr. 26. „Ein kathol. Erzähler".)

Und nun schlägt der aufmerksam gemachte Leser die an-
kannte akatholischen Fachkompendien auf und findet in
Mitten der Sterne und Sternchen zehnter bis zwanzigster
ichtstärke nirgends den Namen Denk's, auch nicht in dem
ben erwähnten ausführlichen Werke Mielke's. Wer hätte
ie Dreistigkeit, Schaching neben die genialen Novellisten
vom Schlage eines Sudermann, Heyse, Keller, Meyer stellen

zu wollen? Ist er aber deßhalb geringer als etwa Spindler,
Steub und Stinde, von der Marlitt, der Böhlau, der Esch-
struth und ähnlichen „Gartenlaubenweibern“ ganz abgesehen!
Ja, ja, wir Katholiken sind recht inferior.[1])

Otto von Schaching's Kreis ist ganz und gar die
Heimatkunst; hier kennt er jeden Schritt Land, weiß jeden
Laut in Hag und Halde zu deuten, blickt den Menschen-
kindern seiner Gaue durch die großen, ehrlichen Augen hinab
in die große, ehrliche Seele, deren geringste Schwingung die
Akkorde seines gleichgestimmten Herzens wachruft; hier hat
jedes Wort den eigenthümlichen Klang seines Klimas und
die feste Prägung übereinstimmenden Gebrauches. Der Heimat
Anschauung und Denkungsart ist auch die seine, die seine
im ganzen Umfang, weil er ein Kind der Landschaft ist
κατ' ἐξοχήν. Und da ist der Künstler am größten, wo seine
Note zur reifsten Ausentfaltung gelangt. Für diese Be-
hauptung findet sich zunächst ein starker negativer Beweis
in der ‚geschichtlichen Erzählung‘ „Widukind, der Sachsen-
held“ (Osnabrück, Wehberg 1898), dem ersten Bande eines
großen vaterländischen Cyklus „Aus Deutschlands Kaiserzeit“,
welcher das „Schicksal der deutschen Kaiser und des Reichs-
gedankens durch den Gang der Jahrhunderte verfolgen soll“.
Die Idee ist nicht neu. Schon Pape hatte in den 50er
Jahren, angeregt durch die günstige Aufnahme seines „treuen
Eckart“, dasselbe vor, der damaligen Zeit entsprechend
natürlich in Epen. Gustav Freytag, mit dem übrigens

---

1) Kann man es da einem Lindemann-Salzer („Gesch. d. deutschen Literatur“, 7. Auflage. Freiburg 1898) verargen, wenn er dem bayerischen Waldnovellisten mehr als zwei volle Seiten widmet, während z. B. Karl Bleibtreu, Max Kretzer, Michael Georg Conrad, Konrad Alberti, Heinz Tovote und Detlev v. Liliencron alle zusammen mit einer einzigen knappen Seite vorlieb nehmen müssen? Diese „Literaturgeschichte“ hat eben unter dem Druck der Verhältnisse einen apologetischen Charakter und muß wie Baumgartner's Goethebiographie berichtigend ergänzen.

Schaching, von seiner Begeisterung für die alte Zeit abgesehen, sonst nicht viel Verwandtschaft aufzuweisen hat, sucht in seinen „Ahnen“ (1872—80) des deutschen Volkes Lebensgang an einer einzelnen Familie künstlerisch darzulegen, und nachdem Zola, bestimmt durch Honoré Balzacs Novellenreihe „la comédie humaine“ (Schilderung französischer Sittenzustände), in den berüchtigten „Rougon-Maquart“ den umgekehrten Weg, den der Fäulniß, gegangen, sind ähnliche Romanfolgen nicht mehr selten, die sich nun oft zu ausgedehnten Menschheitschroniken gestalten und Ansätze interessanter Horizontalbilder aufweisen, wie etwa Paul Lindau's „Berlin“ (begonnen 1886) oder Felix Dahn's „Kleine Romane aus der Völkerwanderung“. Schaching ist kein Sittenschilderer, sondern ein Historiker; er nimmt das zeitliche Nacheinander. Es ist ohne allen Zweifel: ein Werk aus seiner Feder wird stets künstlerisch wie culturgeschichtlich bedeutend sein, und wir dürfen mit Freuden den angekündigten Kaisererzählungen entgegensehen, allein das erste, was den Heimatkünstler ziert, und was ihn überhaupt in die Gesamtkunst nicht zum letzten eingliedert, das restlose Aufgehen im Stoff, das Gerechtwerden und die verständnißvolle Würdigung vom ebenen Standpunkt aus, vermissen wir am „Widukind“; wie anders würde ein Sohn der rothen Erde seine Vorfahren schildern, wie viel leichter würde es ihm, z. B. Poesie und Wesen des Opfers eines zwar von Adams Schuld her irrenden, aber Gott in seiner Weise suchenden Naturvolkes zu würdigen, als es hier geschieht. Denk's historische Erzählung hat gewiß ihre großen Vorzüge, aber von dem Standpunkte aus, den wir hier nun einmal einnehmen, ist sie uns nur ein Beweis für ihres Verfassers landschaftliches Talent. Doch nichts für ungut, wir betonen noch einmal: Schaching weiß am Süntel jedenfalls gerade so gut Bescheid wie Ebers im Lande der Pharaonen.

Ein markanter Zug zieht sich als rother Faden, förmlich als Stil, durch alle Prosadichtungen Schachings, und dieer

Zug ist von jener ethischen Größe, die, was sie durchdri
himmelhoch über das Gewöhnliche erhebt und ihm o
weiteres den Stempel wahrhaftiger Kunst aufdrückt:
klare Einsicht in die immanente Weltgerechtigkeit. Da
Christenthum, tief gefühlte und erlebte Religion, die
Erdgeruch nicht erstickt, das ist katholischer Geist, de
Auge in allem Werden und Vergehen den persönli
Schöpfer wahrnimmt und in die eine große Heilsökon
eingliedert; aber überall kernhaftes Leben, nirgends
dringliche Predigt. Da ist zum Beispiel, um das g
Princip am allerkleinsten festzustellen, die gewöhnlichste S
des Volksverkehrs, die Nothlüge. Echt dichterisch
sie vom Gedankengange der Masse aus mit dem üb
gleichen Sophisma als nothwendig hingenommen, un
liegt ihre sittliche Verurtheilung in der einfachen Thats
oder vielmehr in der Art und Weise ihres Vorhandens
in dem vorausgehenden Räsonnement des Gewissens.
noch schärfer. Die kleine Lüge der Marie Wallner
„Bayerntreue" wird schon 6 Seiten weiter künstlerisch
tadelt durch die peinliche Wahrheitsliebe der Vroni.
ist nur en detail, großartig aber ist das Programm in
Verkettung der Thatsachen, in dem lichten und aufgelicht
Plane der Vorsehung, in der wunderbaren über uns h
schenden Zweckmäßigkeit, die uns ungeachtet der Will
freiheit auf einen bestimmten Punkt hinleitet. So zeic
sich demnach Schachings Erzählungen trotz des Pessimis
im Einzelnen, in der Form und im Urtheil — übrigens
moderne Ankränkelung — durch einen ergreifenden Optimis
aus, dem wir den aus Güte kommenden Fehler der C
struktion ebenso gerne verzeihen, wie dem vielseitigsten deuts
Philosophen, dem herrlichen Leibniz, die durch zu st
Accentuirung seiner wohlwollenden Ansicht entstandene h
monia praestabilita.

Social im neueren Sinne sind Dr. Denk's Schöpfun
Gott sei Dank nicht; das zeigt den echten Künstler. D

chaching erfüllt doch Eichendorff's Forderung, daß der ichter ein Priester und Verkündiger der Menschheit sein lle, weit mehr als die modernen „Dichterphilosophen", als e den Salon beherrschenden Literaturproblematiker. Er eitet seine Romane aus zu wirklichen Weltbildern, zu sym=athischen Menschheitsgeschichten, indem er in seinen Einzel=iten das Allgemeinmenschliche lebhaft durchschimmern läßt. amit erreicht er den höchsten Grad der Heimatdichtung nd sichert sich eine dauernde Stellung im bleibenden Schatze r Nationalliteratur. Gegen die Auswüchse der überfeinerten ultur nimmt der Volksdichter kräftig Stellung, bald mit eißender Satire, bald mit köstlichem Humor. Aber nicht inder scharf geht Denks Muse den Krankheiten des Volkes Leibe. Einem solchen Dichter darf man im Allgemeinen nbedenklich folgen, auch wo er in die tiefsten Schlupfwinkel es Lasters hineinleuchtet. Furchtbar sind die Conflikte, elche intrigante Verbrecherseelen in seinen Geschichten hürzen; entsetzlich die brutalen Ausbrüche roher Naturkraft or allem in „Stasi" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 891), „Teufelsgrethe" (Jena, Costenoble 1894) und Der Geist von Hailsberg" (in „Waldesrauschen. eschichten aus dem Volke", Regensburg, Nationale Verlags=nstalt 1898). Freilich ist das unvermittelte Nebeneinander=iegen der höchsten Gegensätze an sich tadelnswerth, denn es ört, zumal in Verbindung mit dem oft zu pünktlich fun=irenden Zufall, in der Lösung des Knotens, die Wahrheit es Ganzen und der Charakterzeichnung, so daß eine strenge ritik den Vorwurf der Effekthascherei nicht ganz beiseite assen darf. Allein von der dämonischen Gewalt dieses euergeistes wie vom Antlitz der Erinnys fascinirt steht der eser in der lodernden Gluth des Vulkans sprachlos vor der hreckensvollen Schönheit und mit dem Worte der Miß=illigung drängt sich ein langgezogenes Ah! auf seine Lippe. Schaching schildert seine Wäldler eben in Gegensätzen, in lauben und Aberglauben, in Hassen und Lieben, in Tugend

und Laster, in aller Weichheit und Starrheit, er blickt Himmel und Hölle der Menschenbrust. Dieses Furcht gehört zu seinem Talent, und doch wie viel ergreifender er in seinem innigen, zarten, wenn auch von starken Gefü ausbrüchen durchsetzten Familienleben.

Im Allgemeinen steht — von Einzelvorzügen abgeseh — „Das Mädchen von Spinges" („Geschichten au dem Volke", Regensburg, Nationale Verlagsanstalt 18 mit seiner edlen Sprache und vornehmen Ruhe sternenh über den drei ebengenannten Romanen und leuchtet in ein Aureole, wie nur Hoheit, Reinheit und Ergriffenheit sie ih geben konnten. Siegerin über den äußeren und inner Feind, ein wahres Ueberweib hat „Trindl", die vielgerühmt Katharina Lanz, die Heldin vom Scharmützel bei Sping (2. April 1797) hier ein Denkmal erhalten, schlicht wie d Marmorplatte auf dem Friedhof zu Buchenstein, aber hätt wir solcher köstlicher Perlen einfacher Volkskunst nur re viele. Was wollen gegen solche Poesie die lüsternen Far der neuesten Prediger des Fleisches, und wie sehr sticht ge diese Gemüthstiefe, die uns anheimelt wie ein Schubert'sch Lied, die oberflächliche Erfassung ähnlichen Gegenstandes i in Rosegger's „Peter Mayr, der Wirth von der Mahr Herzensentsagung und Vaterlandsliebe in einer unschuldig Mädchenseele, wahrhaftig, da ist der Satz zur That geworde einen schönen Charakter bilden, heißt einen neuen Heilige schaffen.

Auf gleicher Werthstufe, nur ausgedehnter in Stoff un Behandlung, steht der historische Roman „Bayerntreue (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. Mit Vorwort vo 1896), der dem Dichter Gelegenheit gab, seine Eigenart i allen Farben spielen zu lassen; er ist wiederum die Ver anschaulichung des Lebens und Webens der Bauernwelt i Banne eines erhabenen Gedankens, der hier die subjekti große, aber verbrecherische Idee in anderen Romanen de selben Verfassers ablöst. Die Sprache ist adelig und g

n, die der vaterländischen Epopoe, baar des sonst oft
ich störenden Sarkasmus, so daß die Objektivität des
ehenen schon in der Formgebung äußerlich der Illusion
genkommt. Es sind eigentlich viele personenreiche
ationen und lose aneinanderhängende Einzelschicksale
Unter- und Oberland, deren innerliche Verbindung
Erniedrigung Bayerns, der Haß gegen Oesterreich und
in der Sendlingerschlacht gipfelnde Erhebungsplan bilden,
äußeren Zusammenhang aber das Geschick des durch
Intriguen mit allen Einzelgruppen in Verbindung ge-
hten österreichisch gesinnten und Patriotismus heuchelnden
gers von Oettlinger und seiner Creaturen herstellt.
lingers Energie in der Verfolgung seiner verwickelten
ne ist vorzüglich begründet. Längs der Ausführung
sich hie und da in kurzer chronistischer Berichterstattung
Gelehrte; auch ein gewisses nervöses Hasten und Zittern,
Mitgift der übergeschäftigen Neuzeit schadet zuweilen dem
en Kunstgenuß. Aber diesen Bemäkelungen stellt Schaching
ischen entgegen von unerreichter Naturtreue, von ciselirter
klichkeit und wechselvoller Mannigfaltigkeit, von einer Fülle
scher Nüancen, Menschen, die, wie alle seine Gestalten
t, gut durchdacht und in das große Ganze nothwendig
egliedert sind. Wir erinnern aus der Menge nur an
anmuthige Trio, an die drei Bräute Marie Wallner,
ni und die Jägerbärbl; in Verschiedenheit wie Gleich-
gkeit geben sie eine typisch anschauliche Gesammtgruppe
bayrischen Frauencharakters.

Nur über einen in Schachings Erzählungen mehrfach
derkehrenden Mangel kommt man nicht so leicht hinweg:
fehlt oft am richtigen Abwägen, an Einheit und Gleich-
ßigkeit. Denk kann seinen übersprudelnden Gefühlen oft
e Zügel anlegen, und dadurch bauscht sich die Darstellung,
mal wenn sie sich einem mehr oder weniger eindringlichen
turalismus nähert, während andererseits psychologische
ken bei wichtigen Schlußentwicklungen uns gerade deßhalb

in Erstaunen setzen, weil Denk trotz des Reichthums a
einandergreifenden Geschehnissen alle Handlungen seeli
vertiefen bestrebt ist. So gehen z. B. die inneren Kä
Florians („Geist von Hailsberg") und seine Sinnesände
hinter dem Berge vor sich. Die Bekehrung Franz Ke
(„Bayerntreue"), dessen Roheit ans Unmögliche streifte,
uns zu wenig motivirt entgegen; sie ist etwas so Gewalt
daß sie genau hätte verfolgt werden müssen.

Schachings Technik ist, wie das sein Stoff verl
realistisch; er zeichnet nicht bloß, er verkörpert und h
Seele ein, ja oft genug braust es wie Sturm durch
Gedanken. Charaktere wie der „Hadernlump" und
Burgl in „Stasi", Engelbert und Daniel im „Geist
Hailsberg", der alte Wolf und der Spatzenjackl in „Tr
die Sängerin", die „Sefflleut", der Giggezerxaver
„Protz'nsepp" und alle die interessanten Männer des Ba
aufstandes, das sind (neben den schon erwähnten) Orig
gestalten des oberdeutschen Volksgemüthes mit all s
reichen Seiten, von der zartesten Empfindung bis
furchtbarsten Abgrund, vom klarsten Humor bis zur sch
lichsten Gotteslästerung, wie sie nur einem wirklichen Kü
so auf den ersten Wurf gelingen. Und erst Schachings
volle Frauengestalten, die neben den vielen Teufeline
die „Grethl", die Seppin, die Hetschamirl und die Ba
dem Herzen so wohl thun, die würden als blinkende Be
zum „rehte als engel sint diu wîp getân" selbst
Walther von der Vogelweide wieder versöhnen, wen
zornig über den Verfall der höfischen Dichtung gege
Neuenthaler und seine bäuerische Kunstwelt den Stache
schleudert:

„Ich enwil niht werben zuo der mül,
dâ der stein sô riuschent umbe gât
und daz rat sô mange unwîse hât.
Merkent wer dâ harpfen sül."

Denks Realismus hält jedoch nicht immer die S
ein, und so bricht ein oder das andere Mal eine g

chkeit durch. Freilich faßt Schaching, wie Greif be=
heikle Dinge mit reiner Hand an, doch kann die
e Apfelbaumscene in der „Teufelsgrethl“ (S. 89)
sternheit nicht ganz freigesprochen werden, um so mehr,
er eine Kürzung dem Gang der Handlung nur förder=
wesen wäre. Andererseits findet sich im „Geist von
erg“ ein sehr unangenehmer Lapsus in „Katechismus=
“, der leider, weil im Angelpunkte des Confliktes, die
heit der Hauptentwicklung gänzlich in Frage stellt.
öhenwendung der Geschichte wird nämlich eingeleitet
die Erkenntniß, daß Rosalie ihren Florian als geist=
Verwandten nie und nimmer heirathen kann, weil
ns Mutter die Auserwählte ihres Sohnes aus der
gehoben. Das bestätigt der alte Seelsorger und der
ler selbst. Nun liegt aber hier zwischen den beiden
n Leutchen gar keine cognatio spiritualis vor, denn
Verwandtschaftsgrad hat das Tridentinum aufgehoben,
die Erzählung spielt in der Neuzeit.[1])

In der katholischen Romanliteratur wimmelt es von ähnlichen Entgleisungen leider immer mehr. Verübeln wir einem protestantischen Unterhaltungstalente à la Ganghofer seine Unkenntniß, die den Priester am Charfreitagnachmittag in der Chorstalle ein Requiem lesen läßt, um wie viel mehr liegt einem Katholiken, der den Beruf der Feder zu haben vermeint, die Pflicht ob, sich in „Katechismussachen“ genau zu unterrichten. Besonders die Frauenromane weisen hier haarsträubende Beispiele auf. Wenn nur die Kritik wenigstens in guter Hand läge. Aber, aber! Vor etwa einem Jahre sandte der Schreiber dieser Zeilen an eine deutsche Zeitschrift eine maßvoll gehaltene, aber vernichtende Kritik der armseligen und in religiösen Dingen einfach tragi=komischen sogenannten Novelle „Friedolin“ (Mainz, Kirchheim) der Frau Bensey=Schuppe, und der Redakteur wagte es, trotz privater Anerkennung, aus rein geschäftlichen Rücksichten nicht, dieselbe der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Und wenn man gar die epische Prosadichtung heurigen Schlags auf ihre Richtigkeit in den tiefergehenden Problemen der Gnadenwirkung untersuchte, oder sagen wir ganz allgemein, ihre psychischen Vor=

Schade, denn gerade dieser Bauernroman ist in
leitenden Idee echt wie kein zweiter. Der alte Eng
will den „Geist von Hailsberg“ erlösen. Es bedarf
eines Priesters, und so scheut er kein Mittel, nicht
den Mord, um seinen Enkel dem geistlichen Stand
zuführen. Diesem Zwangsgedanken gesellt sich ein
minder hartnäckiger und konfliktreicher: unversöhnliche B
feindschaft über ein halbes Jahrhundert. Und in
Rahmen wird uns der Glaube des Volkes vorgeführt
lauter wie Gold, bald schlackig von Aberwahn; hier
Schaching die bittere Lauge seines Spottes über de
ständnißlosen Afterglauben, dort hegt er mit liebevoller
die letzten Reste einer tiefgründigen Natursymbolik aus
nischer Altvorderzeit, das „Sagmarl“ mit seinem
Gruseln. Dazu das Menschenherz — es ist, als hab
alles erschöpfen wollen, was in seinen Tiefen schlu
den blitzenden Sonnenschein auf den schaumigen
kronen und die furchtbare Nacht tief da drunten,
höllentiefen Abgrund, den die Stürme des Lebens, we
die Wogen aufwühlen, bloßlegen; Abgrund an Ab
Sturm an Sturm — und siehe, der letzte, vollends
dringende Stoß wirft die schimmernde Perle der Versö
und des Friedens ans Land. Glocken klingen im Abe
über den Tannenwipfeln.

In allen Prosastücken Denks waltet ein üppiger

---

gänge Strich um Strich prüfen wollte! Gerade die A
des minutiösen Verismus weisen in allen Gebieten
Schnitzer auf, die umso ernstere Rüge verdienen, als s
haarkleine Auseinandersetzungen mit dem Scheine unanf
Wissenschaftlichkeit prunken. Prof. A. R. v. Reuß hat u
in einem kleinen Aufsatze „Blindenheilungen in der
Literatur“ („Stein der Weisen“ 1900. 12. Heft) für se
einige Musterleistungen aus den Werken Stifters, Bells, H
Andersens, Heyse's und Farina's zusammengestellt.
sequentes! an Material ist kein Mangel; wir sind j
genossen von Wildenbruch und seiner „Tochter des Era

r Scenen und Situationen; die Sprache ist lebendig durch
t verblüffende Bezeichnungsfähigkeit des Ausdrucks, wie
r sie bei Schott schon hervorgehoben haben und bei ihm
d den anderen Heimatkünstlern noch finden werden. Ein
stlicher Archaismus weht schalkhaft durch die Zeilen, . . .
e liebe, gute, alte Zeit!

Spannemd, sogar sehr spannend sind alle hier be-
rochenen Stücke; aber das ist nicht die Spannung der
rvösen Erregung, welche das Herz ins Klopfen bringt
er der Frage, ob sie sich kriegen, sondern die einer wasch-
ten Erfindung und schlußsichern Entwicklung, die Spannung
r Sache, nicht die der Mache.

Nicht der letzte Vorzug der Schaching'schen Muse ist
e prachtvolle Natur, bald anmuthig im ersten Frühlings-
ün, bald erhaben furchtbar im Hochwaldsturm, in klaren
immungen mit neuzeitlichem Auge zwar, doch ohne Im-
essionismus erfaßt. Auch hierin zeigt sich das geschichtliche,
ische Denken: stets Synthese, nie Auflösung der Eindrücke.
haachings ganzes Stoffleben ist mit der sprossenden und
rgehenden Außenwelt auf's innigste verbunden, doch ohne
ß seine ländlichen Helden — eine feine Beobachtung —
er die Schönheit ihrer Umgebung sentimentale Bemer-
ngen machen, denn der Naturmensch gibt die sanfteren
egungen seines Gemüthslebens nicht so leicht preis.

Augenblicklich arbeitet Denk an einem historischen Romane,
r die Conflikte des Häresiarchen Huß mit Kirche und Staat
d dem eigenen Herzen zur Grundlage haben soll; schön,
er wir sprechen die begründete Erwartung aus, daß der
ermüdliche überfruchtbare Schilderer nach Vollendung
eses Werkes sich die nöthige Ruhe gönnt, um dann auch
ieder einmal ein wohlgehegtes und langgepflegtes Waldkind
is seinen harzduftigen Bergen in das nüchterne Alltags-
ben der Städte aussenden zu können.

P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

XLI.

Die christlich-demokratische Bewegung in Italien.

„Non si può negare l'esistenza di un *Movimento Democratico Universale*, che sarà, secondo lo zelo che noi vi impiegheremo, *Socialista* o *Cristiano*".
Leo XIII.

Wer hätte noch vor einem Jahre gedacht, daß die italienischen Katholiken sich endlich auch einmal zu wirklichem Handeln, zu praktischer socialer Arbeit emporschwingen würden. Zehn volle Jahre waren bereits verflossen, seit Leo XIII. seine herrliche Encyclica „Rerum novarum" an die gesammte katholische Christenheit gerichtet, und schon wollte es scheinen, als hätte diese, wie überhaupt alle Kundgebungen des weitblickenden Papstes, allen Ländern und Völkern, nur nicht Italien und den Italienern gegolten. Wenn man auch nicht so ohne Weiteres behaupten kann, die italienischen Katholiken hätten auf dem Gebiete der christlichen Charitas oder auch der socialen Organisationen gar nichts gethan: das „Werk der Congresse" hat in den vielen Jahren seines Bestandes, sowohl an religiösen wie nicht selten ökonomischen Werken, Vieles, sehr Vieles geleistet, allein alle seine Schöpfungen trugen eben doch mehr oder weniger häufig einen fast ausschließlich religiösen Charak[ter]. Was den italienischen Katholiken bislang fehlte, war d[er]

moderne sociale Sinn, das gründliche Verständniß für die heutigen socialen Bedürfnisse. Wohl gründete man, wie bemerkt, namentlich in den letzten Decennien, zahlreiche, ja hunderte von Vereinigungen socialer Art; wie Darlehenskassen, Versicherungs- und Sparkassen, Arbeitervereine 2c., die viel Ersprießliches gewirkt, allein das, was man bis in die neueste Zeit so ziemlich, ja nahezu ausnahmslos vermißte, das war die Erkenntniß der Nothwendigkeit der gewerkschaftlichen beruflichen Organisation der industriellen, gewerblichen, und namentlich auch der landwirthschaftlichen Arbeiterschaft und die Nothwendigkeit der Erkenntniß, daß, soll die Bewegung nicht vollständig ins socialistische Fahrwasser gerathen, die Arbeiterschaft auch bei Streiks und Lohnbewegungen unbedingt unterstützt werden müsse. Gerade diese wichtigen Punkte, die angesichts der immer rapider um sich greifenden rothen Internationale, namentlich auch in den ländlichen Kreisen, von eminenter Bedeutung für einen wirklichen und gedeihlichen Aufschwung der katholischen Bewegung sind, fanden bisher bei der weit überwiegenden Anzahl der Vertreter, beziehungsweise Führer des katholischen Volkes und bei einem großen Theile der Presse wenig Verständniß und Unterstützung. Ein weiterer Punkt, warum es bisher so gar nicht recht vorwärts gehen wollte, waren die vielfachen Meinungsverschiedenheiten und gegenseitigen Reibereien und Befehdungen. Schon vor einigen Jahren, namentlich auf dem Katholikencongreß in Mailand im Jahre 1897, drang bei Vielen die Erkenntniß durch, daß, wenn die Katholiken den Kampf mit dem Socialismus mit Erfolg aufnehmen und zur Besserung des kolossalen Elendes etwas Ersprießliches geschehen solle, die ganze Bewegung in andere, neue Bahnen gelenkt, d. h. aufgebaut auf den Lehren der Encyclica „Rerum novarum“ einen ausgesprochen socialen Charakter annehmen und tragen müsse.

Da aber schreckten viele vor dem Namen „Christliche

Demokratie" zurück, da sie vielfach das Wort in seiner buchstäblichen Bedeutung als „Ringen nach Volksherrschaft" auffaßten, und demselben einen politischen verfassungsrechtlichen Charakter beizulegen sich bemühten. Es half nichts, daß ein Cardinal Ferrari, eine der glänzendsten Zierden des Episkopates der Gegenwart, schon damals auf dem Congresse und seitdem bei jeder Gelegenheit warm für die christliche Demokratie eintrat, daß Männer wie Professor Toniolo, Murri rc. ihre ganze Kraft ausschließlich der jungen christlichen Bewegung widmeten. Man war einmal aufgewachsen in der Idee, all' das, was einen ausgesprochen socialen Charakter trage, wie Lohnbewegungen und dergleichen, solle man der Socialdemokratie überlassen, und sich nur auf den rein religiösen Standpunkt stellen und denselben verfolgen. Dazu kam nun auch noch der Umstand, daß allerdings auch von den sogenannten „Jungen" hin und wieder Fehler gemacht wurden, welche die vorher erwähnten Elemente nur noch mehr in ihren Anschauungen festhalten und gegen alle „Neuerungen" noch fester verschließen ließen.

Endlich brachte die neueste Encyclica über die christliche Demokratie vom 18. Januar l. Jahres das erlösende Wort. Die christliche Demokratie besteht nun den Ausführungen des hl. Vaters zufolge zu Recht, und zwar ohne jeden politischen Beigeschmack, sondern einfach als christliche volksthümliche Bewegung.[1] Diesmal verhallte der Ruf des obersten Hirten nicht umsonst; allenthalben athmete man erleichtert auf, und binnen Kurzem stand man

---

1) Ganz in diesem Sinne sprach auch Dr. Lieber auf dem Katholikentag zu Osnabrück von der christlichen Demokratie, die nichts anderes bedeute, als die christliche Thätigkeit zum Wohle des Volkes „Was hier [im Rundschreiben des Papstes] christliche Demokratie genannt wird, bedeutet in unserer Sprache nichts weiter als der Volksverein für das katholische Deutschland. . . . Der hl. Vater hat dieses Wort durch sein Rundschreiben zu einem Ehrentitel gestempelt". A. d. R.

ier Bewegung, die zu den besten Hoffnungen für die
ſt berechtigt. Die seit vier Jahren von der „Società
tura sociale“ in Rom eingeleitete chriſtlich-demokratiſche
ung in Italien, und die von derselben begünstigte,
blühende Organisation von Gruppen und Cirkeln
r Studien, hatten glücklicher Weise die Wege geebnet,
nun allenthalben frisch ans Werk gegangen werden
Am 3. Februar begann die Gesellschaft die Heraus-
des vorzüglich redigirten Wochenblattes „Il Domani
a“ („Die Zukunft Italiens“), das bereits in den ersten
Monaten seines Bestandes die stattliche Anzahl von
12,000 Abonnenten erreichte (heute über 15,000).
für Woche entwickelte es in einfacher, volksthümlicher
die Lehren und das Programm der christlichen Demo
im engen Anschlusse an die beiden Encykliken „Rerum
um“ und „Graves de communi“. Nicht ohne Erfolg
og es sich auch der dankenswerthen Aufgabe, das
che Volk über die Absichten und Ziele des Socialismus
lären, und vor deren Lockungen und Werbungen zu
n. Die „Società di Cultura sociale“ gibt ferner eine
iſche (L'Ateneo) und eine socialwissenschaftliche Zeitschrift
ultura sociale) heraus. In Florenz, und seit Ende Juni
n Bologna, entstanden gleichfalls eigene, ausschließlich
euen Bewegung dienende Blätter, die im Vereine
nzelnen anderen, namentlich aber dem Mailänder
rvatore“ und der Florentiner „Unità cattolica“, welch'
etztere von allem Anfang an für die Ideen der christ-
Demokratie eintraten, der Sache bisher ganz hervor-
e Dienste geleistet. Ungeachtet der mancherlei ernsten
fen von Seiten einzelner Blätter aus dem alten Lager,
den Vertretern und Verfechtern der jung emporstrebenden
chen Partei mehr halbe Socialdemokraten sehen wollten,
sich die Bewegung immer mehr Bahn zu brechen.
icht ohne schwerwiegende Bedeutung für dieselben dürfte
tlich in der Zukunft die Haltung der Centrale, des

Opera permanente dei congressi cattolici werden. Ende Juni erließ die zweite Gruppe desselben, die Sezione economo-sociale, von Bergamo aus ein Circular an sämmtliche dem Werke angegliederte Vereinigungen (Comitati parrocchiali, Sezioni giovini etc.) des ganzen Landes, in welchem die Vorstände und Präsidenten der Regional- und Diöcesancomitees ersucht werden, mit den respektiven bischöflichen Ordinariaten in nähere Fühlung zu treten, behufs Entsendung von Priestern, die sich in den einzelnen Diöcesen mehr als bisher der katholischen Bewegung annehmen und namentlich die Gründung von *beruflichen Organisationen* mit Rath und That unterstützen sollten. Wie schon Eingangs dieses Aufsatzes bemerkt, wird es nur dann möglich werden dem immer mehr um sich greifenden Socialismus einen wirksamen Damm entgegenzusetzen, wenn die italienischen Katholiken die Zeichen der Zeit verstehen, und ihr Hauptaugenmerk auf die berufliche Organisation und Ausbildung des gesammten Arbeiterstandes und des ganzen Bauern- und Mittelstandes soweit ein solcher überhaupt noch vorhanden ist, richten

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, scheint man diese Nothwendigkeit immer mehr einzusehen, so daß berechtigte Hoffnung vorhanden ist, der christlichen Demokratie werde es gelingen zu retten, was noch zu retten ist. Ausgezeichnete Redner und Agitatoren, wie Professor Toniolo, P. Passovich, Professor Murri (der vor ein paar Wochen eigens die Redaktion der „Domani“ niederlegte, um *ausschließlich* im Dienste der direkten Propaganda thätig zu sein), P. Semeria, und zahlreiche andere, namentlich auch aus den Kreisen der Mitglieder katholischer Studentenvereinigungen und einzelne gut geschulte Arbeiter, sind beinahe beständig an der Arbeit, in Conferenzen privaten und öffentlichen Versammlungen den Boden vorzubereiten. Zunächst werden in der Regel Sektionen und Cirkel für sociale Studien gegründet, deren im letzten halben Jahre, d. h. seit Beginn der eigentlichen Bewegung Hunderten in allen Theilen der Halbinsel hervorgespr

ib. Aus diesen Kreisen heraus werden dann die Leghe di ›oro (Arbeitsligen, etwa den deutschen „Arbeiterschutz-rbänden“ entsprechend) gebildet, die den „camere di lavoro“ ‹rbeitskammern), die „neutral“ sein sollen, in Wirklichkeit ›er, wie zahlreiche Beispiele gerade in den letzten Monaten ısdrücklich beweisen, nichts anderes als den politischen ielen und Zwecken der Socialdemokratie dienende Institionen sind, gegenübergestellt werden. Die Ziele und wecke der „Leghe di lavoro“, die ebenfalls innerhalb der sherigen kurzen Dauer der christlich demokratischen Bewegung ne geradezu staunenswerthe Verbreitung gefunden haben, :stehen in dem Bestreben, strittige Angelegenheiten zwischen ‹rbeitgeber und Arbeitnehmer so viel als möglich auf riedlichem Wege zu schlichten, die Arbeiter, bäuerlichen Colonisten 2c. bei Abschließung von Arbeits- oder Pacht-erträgen hilfreich zu unterstützen. Ferner lenken die Ligen, ls einer ihrer hauptsächlichsten Aufgaben, ihr ganzes Augen-erk auf die Entlohnung des Arbeiters, suchen Arbeits-osen durch Gründung von Arbeitsnachweisestellen behilflich u sein, und bieten selbst entlassenen Sträflingen die Hand, ich wieder aufzurichten und zu rehabilitiren. Weiters erstreckt ich ihre Thätigkeit auf Beistand mit Rath und That in amiliären, administrativen und gesetzlichen Angelegenheiten er Arbeiter, auf die Ueberwachung industrieller und sonstiger Betriebe in Betreff der persönlichen Sicherheit der Arbeiter, er Frauen- und Kinderarbeit, sowie der Einhaltung der esetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter. Nicht ußer Acht wird ferner gelassen wirkliche Aufklärung er Arbeiterschaft durch häufige Conferenzen, Unterrichtskurse nd vor Allem auch die Presse, sowie die Errichtung von Patronaten und sonstigen socialen Einrichtungen.

Daß diese Art von Thätigkeit den modernen Anforderungen der Zeit entspricht, steht außer allem Zweifel. In zahlreichen Fällen, namentlich in der Lombardie, wo die Ligen am verbreitetsten sind, gelang es ihnen schon vielfach

ohne Streiks, im friedlichen Einvernehmen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, Lohnerhöhungen, Verkürzung der Arbeitszeit, günstigere Arbeits- und Pachtverträge ꝛc. zu erreichen. Sind die Ligen einmal genügend erstarkt, so beginnt nun innerhalb derselben die eigentlich wichtigste Arbeit der Gegenwart, die Organisation der Arbeiter nach den einzelnen Berufen, wie die Errichtung der nothwendigen Kassen und sonstiger Einrichtungen: Volkssekretariate und namentlich an größeren Orten, eigene Arbeitsnachweise. Auch auf dem Gebiete der beruflichen Organisation ist in der verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit der Bewegung bereits viel geschehen. An allen größeren Centren, wie Mailand, Florenz, Bologna, Pavia und Rom ꝛc. — selbst unten im Süden ist man nicht müssig gewesen —, bestehen bereits zahlreiche Sektionen einzelner Berufe, die schon nach Tausenden von Mitgliedern zählen, und die in Folge der unermüdlichen Organisatoren, wie Don Albertario's, Professor Toniolo und Murri's beständig, auch in den entlegensten Theilen des Landes, namentlich in Ober- und Mittelitalien im Wachsen begriffen sind.

Daß namentlich den Herren „Genossen" die junge christliche Demokratie sehr ungelegen gekommen ist, beweisen die zahlreichen Artikel vom tonangebenden römischen „Avanti" bis herab zu dem obskursten Wochenblättchen in der Provinz, in denen die Verbände und Sektionen ununterbrochen mit Koth bespritzt werden; ein Zeichen, daß das Erwachen des katholischen Volkes der sog. „Arbeiterpartei" nicht gleichgültig ist, sondern sie sich in ihrem Bestande ernstlich bedroht sieht. Herausforderungen der Katholiken seitens der Socialdemokratie bilden seit Beginn der christlich-demokratischen Bewegung eine ständige Rubrik in den Blättern der beiden Lager; Herausforderungen, die auch von den Katholiken regelmäßig angenommen werden.

Sobald sich die rothen Herrschaften jedoch in die Enge getrieben fühlen, und Phrasen sie nicht mehr vor der Ueber-

eit ihrer Gegner zu schützen vermögen, bilden beinahe
n meisten Fällen von ihnen hervorgerufene Tumulte
ewaltsamen Schluß der Versammlungen. Regelmäßig
lt es sich bei diesen „Contradittori“, bei den Herren
ossen“ darum, in leidenschaftlichster Weise Anklage auf
ge, Verleumdung auf Verleumdung gegen die Kirche
das Christenthum überhaupt zu schleudern. Von einem
chen sachlichen Kampfe keine Spur. Sehr oft ist die
t derartiger Herausforderungen die Gründung, oder
stens die Anbahnung zur Gründung einer Sektion der
ichen Demokratie oder einer Lega di lavoro, wo solche
nicht bestanden, denn das muß man den italienischen
liken lassen, daß sie stets Männer in das Treffen zu
n in der Lage sind, die ihrem Gegner vollauf ge-
en sind.

Daß der hl. Vater mit dem Vorgehen und Handeln
hristlichen Demokratie zufrieden ist, geht mit unwider-
her Deutlichkeit aus einem Briefe des Cardinal-
tssekretärs, den dieser erst kürzlich nach einer der letzten
mmlungen des permanenten Comitees des Werkes der
resse in Bologna an den Grafen Paganuzzi richtete,
r. „Der hl. Vater, heißt es in dem Briefe, sieht mit
den, wie das Werk der Congresse es sich angelegen sein
die Lehren und Rathschläge der Encyclica „Graves de
nuni“ ins Praktische umzusetzen. Ganz besonders be-
gt ist Seine Heiligkeit über die Anstrengungen und
ühungen, welche die Organisation der arbeitenden
ssen nach Berufen im Geiste und nach den Principien
Katholicismus zum Ziele haben“.

Was die Haltung der Regierung und der sogenannten
eralen“, „Conservativen“ und sonstiger Parteien gegen-
der christlichen Demokratie betrifft, so kann man dieselbe
großen Ganzen als eine feindliche bezeichnen. Daß alle
uld an den Ausschreitungen der letzten Monate, so weit
he bei den zahlreichen Arbeiterausständen vorgekommen

sind, die Katholiken tragen, gilt ihnen als ausgem
Thatsache, während sich überall mit Leichtigkeit das Ge
theil nachweisen läßt. Was speziell die Regierung be
so hat sie ihre Freunde von der äußersten Linken zu
da sie ihre Stimmen mitunter sehr nothwendig brau
kann, als daß sie es mit den Rothen ernstlich verder
wollte. Fälle wie Arcore, wo man Arbeiter, Bauern,
Katholiken waren, trotzdem ihnen nichts nachgewiesen wer
konnte, wegen Aufreizung und Beschränkung der Freiheit
Arbeit, zu empfindlichen Strafen verurtheilte, und Mail
wo die Socialisten gelegentlich des letzten Maurerstreiks,
militärischer Disciplin organisirt, Tag für Tag mit Drohun
und förmlichen Gewaltthätigkeiten nur so um sich war
ohne im Geringsten behelligt zu werden, mehren sich v
Woche zu Woche.

Kurz, Feinde und Gegner überall um sich, häufig a
jetzt noch zu einem großen Theile von Leuten aus d
katholischen Reihen selbst. Theils heimlich, theils vers
von denselben bekämpft oder wenigstens, soweit es in ih
Kräften liegt, im Fortschreiten gehindert, hat die ju
christliche Volkspartei überall einen harten Standpunkt,
daß es den begeisterten Verfechtern derselben nur um
höher anzurechnen ist, wenn es ihnen trotzdem gelungen
in der kurzen Zeit von kaum einem halben Jahre so v
Terrain zu erobern, als es thatsächlich der Fall ist. W
der jungen Bewegung von außerordentlicher Bedeutung u
von unschätzbarem Werthe sein würde, wäre ein eigen
täglich erscheinendes Blatt, eine Nothwendigkeit, die sch
mehrere Generalversammlungen der italienischen Katholik
(in Ferrara und Rom) in speziellen Resolutionen anerkan
haben Ein Centralorgan, frisch und volksthümlich g
schrieben, ist für die junge Bewegung beinahe so no
wendig, wie für den Menschen das tägliche Brod. Gelin
es einmal, diese Idee zu verwirklichen, dann ist ein b
deutender Schritt nach vorwärts gethan. Erst dann

ffnung vorhanden, daß die Bewegung eine viel mehr
emeine werden, und die Ideen der (richtig verstandenen)
tlichen Demokratie in immer größere Kreise dringen und
Socialismus zum Heile Italiens in seinem Siegeslaufe
nur hemmen, sondern so Gott will, auch besiegen wird.

A. G.

XLII.

Leo XIII. und die Universität Glasgow.

Wie scharf ausgeprägt auch immer der Gegensatz sein
g, welcher Schottland und Rom auf dogmatischem
biete heute trennt, so lassen sich die Beziehungen in dem
reiche der Religion und der höheren Cultur, die Jahr-
derte lang bis zur gewaltsamen Glaubensspaltung zwischen
den bestanden, aus den Blättern der Geschichte nicht
chen. Je tiefer die Forschung in das mittelalterliche
ottland eindringt und dessen kirchliche, staatliche, culturelle
d gesellschaftliche Zustände aufhellt, um so mehr gelangt
Ueberzeugung zur Anerkennung, daß die Kirche die größte
ohlthäterin des mittelalterlichen Schottlands gewesen, daß
e Diener in der Beschützung der politischen Freiheit und
abhängigkeit des Vaterlandes gegen die von Jahrhundert
Jahrhundert wachsenden Bedrohungen und Angriffe
glands in vorderster Linie gestanden, und daß namentlich
Päpste mit den Segnungen der Religion auch die un-
ßbaren Vorzüge der Wissenschaft und Cultur dem
chen Volke vermittelt haben.

diesen Wohlthätern Schottlands gehört in erster
der weltberühmte Schutzherr der Wissenschaften und

der schönen Künste, Papst Nikolaus V. (1447–14
dem Schottland die Errichtung der Hochschule von Glas
verdankt. Es war am zweiten Weihnachtstage, dem 26
zember 1451, als der Papst, in Gewährung der Bitte
Bischofs Turnbull von Glasgow, jene Bulle erließ, w
dessen Stadt mit einer Hochschule versah. Die päpst
Urkunde errichtete die Fakultäten der Theologie, des bür
lichen und des kirchlichen Rechtes, sowie der freien Kü
Kanzler der neuen Anstalt sollte der jedesmalige Bi
von Glasgow sein; außerdem gewährte der Papst
Professoren und Scholaren die nämlichen Privilegien, d
sich die Hochschule von Bologna erfreute. Auch die Tr
der Krone widmeten dem Institut ihre Fürsorge. Kö
Jakob II., der Gemahl der hochgebildeten Prinzessin M
von Geldern, stellte der Universität 1453 einen Schutz
aus und der Bischof und das Domkapitel bewilligten
Professoren und Studenten ähnliche Freiheiten, wie sie
Universität von St. Andrewes im Osten Schottlands
erkannt waren.[1])

Mochte die Zahl der Studenten noch im Jahre 1
ziemlich gering gewesen sein, mochte es auch jetzt noch
der alten Hochschule von Köln von Schotten förm
wimmeln,[2]) und namentlich Paris seine alte Anziehu
kraft noch bewahren, so war doch ein Boden geschaffen,
dem spätere Jahrhunderte fortbauen konnten. In F
der religiösen Wirren mußte die Entwicklung der An
eine Unterbrechung erleiden und als dann nach Befestig
der presbyterianischen Staatskirche geordnete Zustände
traten, führte man die Universität weiter, nur nicht
Sinne ihres päpstlichen Stifters. Die manigfachen Schi

---

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottla
296 (Mainz 1883. Englische Uebersetzung durch den schott
Benediktiner Sir Hunter Blair II, 871, Edinburgh 1887).

2) Diese Zeitschrift Bd. 109, 953.

schule in den folgenden Jahrhunderten unter Jakob VI.
hottland und dann Jakob I. von England, sowie
nem unglücklichen Sohne Karl I., welche dem In-
r geringes Interesse bezeugten, unter dem Protektor
ll, der sich dessen Entwicklung angelegen sein ließ,
Wilhelm III. und den vier Georgen aus dem Hause
er, die ihm mehrfach ihre Sympathie bezeugten,
t sich der neueste Geschichtschreiber der Universität
rz, aber sehr verständniß- und liebevoll, und ohne
hauch von religiöser Voreingenommenheit. Einen
Schwung nimmt seine Darstellung, wo er der Re-
Königin Viktorias seine Betrachtung widmet.[1])

s Leben der Monarchin hat in dem nämlichen Jahre
bschluß empfangen, in welchem die Universität die
ertfünfzigste Wiederkehr des Tages ihrer Errichtung
ikolaus V. begeht. Die Blüthe, deren die Anstalt
te erfreut, ist nicht in letzter Linie auf die weisen
erischen Maßnahmen zurückzuführen, die unter
ia ergangen sind. Dahin sind namentlich zu rechnen
etz von 1858, welches den Verwaltungskörper der
ät neu gestaltete, weiterhin das Gesetz von 1889,
in derselben Richtung fortarbeitete durch Schöpfung
ertretung der Studentenschaft, die alljährlich von
atrikulirten Studenten gewählt wird und den Zweck
ı Rektor und Senat in der Behandlung der An-
eiten der akademischen Bürger zu unterstützen (48).
hervorragender Zug im Leben der Universität er-
die Betheiligung der Frauenwelt an den höheren
in Glasgow. Seit 1892 sind Frauen zur Er-
der akademischen Grade zugelassen und bald darauf

---

short Account of the University of Glasgow. Prepared in
nnection with the Celebration of the ninth Jubilee in
ne 1901 by James Coutts, M. A. Glasgow. James Mac
hose and Sons. 1901. 8°. 65 S. mit vier Lichtdrucken.

wurde zu noch energischerer Förderung dieses Unterrichtszweiges das seit 1883 in Glasgow bestehende Queen Margaret College, eine Frauenakademie, der Hochschule förmlich angegliedert. „Die Zahl der Studentinen hat sich von da an ständig vermehrt; sie erscheint in Glasgow bedeutender, als in den übrigen schottischen Universitäten, und zu ihrer Bequemlichkeit ist eine besondere Hall of Residence ins Leben gerufen worden" (56). Auf derselben Linie mit dieser Einrichtung bewegt sich das Bemühen, die Theilnehmer der Schullehrerseminare (Normal schools) zur Benützung der Vorlesungen an der Hochschule zuzulassen. Seit 1873 hat die englische Unterrichtsverwaltung diese Sitte anerkannt und seit 1877 drei Viertel der Collegienhonorare dieser Normalschüler und Normaschülerinen auf den Fiskus übernommen (45).

Aeußerlich und innerlich hat die Hochschule unter Königin Viktoria sich in ungeahnter Weise entwickelt. Im Jahre 1868 legte der damalige Prinz von Wales, heute König Eduard VII., den Grundstein zum neuen Universitätsgebäude, welches der berühmte Baumeister Sir George Gilbert Scot im gothischen Stile aufführte, dessen Grund und Boden nebst Baukosten mehr als eine halbe Million Pfund Sterling gekostet hat. Zu den namhaftesten Wohlthätern gehört der bekannte schottische Convertit Marquis von Bute, der 1890 in blühendem Alter vom Tode weggerafft, gemäß seiner letztwilligen Anordnung sein Herz auf dem Oelberg bei Jerusalem beisetzen ließ. Der Marquis spendete der Hochschule 45,000 Pfund Sterling. Ihn übertraf noch der Schiffbauer Mr. Charles Randolph aus Glasgow mit seiner Schenkung von 70,000 Pfund Sterling. Ueberhaupt verdient die Freigebigkeit reicher Schotten aus dem Adel und dem Kaufmannsstande für Zwecke der Wissenschaft rühmliche Anerkennung. Gerade diese zahlreichen Schenkungen haben das Vermögen der Universität im Laufe der Zeit bedeutend vermehrt und sichern ihr heute in Verbindung mit den staat-

chen Zuschüssen ein jährliches Einkommen von 72,000 Pfund
terling (1'440,000 Mark).

Eingehend berichtet die Schrift von Coutts über den
neren Ausbau der Universität. Der allgemeine Aufschwung
r exakten Wissenschaften, sodann die merkantilen Interessen
r Stadt Glasgow, eines der bedeutendsten Handelsplätze
r ganzen Welt, haben hier den Ausschlag gegeben. So
tstanden allmählig Professuren zur Verwerthung der neuesten
ntdeckungen im Bereiche der Naturwissenschaften und Heil-
nde, sowie für die verschiedenen Abtheilungen des Handels-
chtes. Der theologischen Fakultät wurde 1861 eine Pro-
sur für biblische Kritik beigegeben -- ein wahres Danaer-
schenk, wenn man bedenkt, daß die presbyterianische Kirche
rer ganzen Richtung nach einer bindenden Auktorität entbehrt,
den Ausartungen verwegener Gelehrten Schranken ziehen
nnte. Dazu kam 1887 die ebenso bedeutende wie ver-
ngnißvolle Schenkung des Lord Gifford, welcher an jeder
r drei schottischen Hochschulen St. Andrewes, Edinburg
d Glasgow eine lectureship für natürliche Theologie
ftete. Unter dieser natürlichen Theologie ist aber keines-
egs die natürliche Theologie oder Theodicee im Sinne der
tholischen Schulen zu verstehen. Die Gifford-Vorlesungen,
t deren Abhaltung Männer der Wissenschaft aus den ver-
iedensten Fächern und Ländern betraut zu werden pflegen,
zen das Christenthum auf eine Linie mit den übrigen Re-
gionen und tragen jährlich zur Erschütterung des christ-
chen Glaubens und Verbreitung einer allgemeinen, con-
ssionslosen Religion nicht wenig bei.

Damit man mich nicht der Uebertreibung zeihe, berufe
mich auf die jüngst in der Londoner „Academy" enthaltene
harfe Würdigung des zweiten Bandes der Encyclopaedia
blica, in welchem die höhere Bibelkritik der Evangelien
rch Beiträge von Professor Schmiedel in Zürich ver-
eten ist. Sollten, so bemerkt der Recensent, Anschauungen
lcher Art allgemein Eingang finden, so wäre die dogmatische

Stellung jener reformirten Kirchen, die in der Bibe
Leiterin und zugleich ihre Gewähr erblicken, in der
und Wahrheit am Ende angelangt. Indem The Edin
Evening News Schmiedels Artikel über die Evangel
der Encyclopaedia biblica prüften, bemerken sie: Vor
sagten wir bei unserer Prüfung der Untergrabung der
gläubigen Auffassung des alten Testaments durch die
Kritik voraus, das Neue Testament werde einen äh
Prozeß durchmachen. Verbannt den ersten Adam i
Reich der Legende, und der zweite Adam, die zweite
der Dreifaltigkeit, wird ihm bald in dieses Land fol

Ueber die Bedeutung der Gifford-Vorlesungen lieg
nicht minder angesehene Kundgebung vor. Aus Anla
Vereinigung der schottischen Freikirche (Free Church) m
United Presbyterian Church lieferte Dr. William W
im Junihefte 1901 der Londoner Fortnightly Review
Artikel über die Wirkungen dieser Vereinigung, mit
zeitiger Beleuchtung der höheren Bibelkritik, die i
Gifford-Vorlesungen ihr Wesen treibt. Die mit 80,000
Sterling (1,600,000 Mark) ausgestattete Gifford-Stiftun
Schottland Gelegenheit dargeboten, „berühmte Männe
aller Nationen, ausgebreitete Gelehrsamkeit und Richt
der Rechtgläubigkeit und Heterodoxie zu vernehmen.
der von ihren Vätern am höchsten geschätzten Ueberzeug
hörten sie als ,die biblische Legende des Sechstagewerk
ursprünglichen Zustandes im Paradiese', und als ,volks
lichen Anthropomorphismus mit seiner ganzen Beigab
Wundern und Magie' bezeichnen durch den deutschen Pro
Pfleiderer, der sie lediglich mit dem Hinweis darauf zu t
vermochte, ,daß in einer vergeistigten Auffassung der Natur
licher Ersatz für den Verlust übernatürlicher Wunder lieg

1) Tablet 97 (1901) 713.

2) Tablet 97 (1901) 943. Ueber Dr. Otto Pfleiderer, P
der Theologie an der Universität Berlin, vergl. diese Ze
Bd. 114, 394.

unfreundlich auch solche Erscheinungen uns berühren
n einer Beziehung tritt auch die moderne Universität
uns sympathisch entgegen. Die Erinnerung an ihren
ifter Nikolaus V. hat sich bis zur Stunde lebendig
halten und das Gefühl der Dankbarkeit gegen diesen
ist nicht in ihrem Herzen erloschen. Noch in aller
lebt die berühmte geistreiche Rede, welche der Rector
us derselben, Lord Macaulay, bei Gelegenheit der
Jahrhundertfeier 1851 gehalten und in welcher er
ehendes Bild der Stellung des großen Papstes im
n geistigen Leben Europas gezeichnet hat.[1]) Und
re 1901 ist die Erinnerung an die Anfänge des
nicht minder wirkungsvoll hervorgetreten in dem
Briefe der reformirten Universität vom 8. Mai
Papst Leo XIII.[2]) Das lateinische Schreiben
der Liebe des durch Förderung aller geistigen und
chen Bestrebungen leuchtenden Papstes Nikolaus V.
ttischen Volke.[3]) Im Gefühl der Erkenntlichkeit für
hlthat glaubt die dankbare Tochter sich dem Gedanken
zu dürfen, daß Leo XIII. an dieser frohen Stimmung
nen werde. Könne er selber nicht erscheinen, so bitten
Abordnung eines geeigneten Vertreters und ersuchen
n den hl. Vater, der durch Gelehrsamkeit und elegante
der Latinität glänze, der Hochschule seine Gunst
n zu wollen.[4])

Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittel
ers 1[2], 442 (Freiburg 1891).
e Briefe sind gedruckt im Londoner Tablet 97 (1901) 973,
wie in der Civiltà cattolica 6 Luglio 1901, pag. 104.
colaus Quintus . . . summum suum in Scotos atque artes
orem praeferens, luminibus ipse omnibus et ingenii et
eralium artium illustrissimus.
tamus ut . . . Universitatem hanc nostram . . . eruditis-
us ipse, litterarumque latinarum cultor elegantissimus,
humanitate tua amplificare velis, atque ad nova usque
ecula commendare.

Wenn je zuvor, dann hat Leo XIII. den Ruf
klassischen Latinisten in seinem Antwortschreiben
9. Juni 1901 an die Herrn Herbert Story, Präfekt
Vicekanzler, den Rektor, die Doktoren und Hörer der
schule von Glasgow bekundet. „Empfangener Wohlt
eingedenk sein und diese Erinnerung offen vor aller
bekennen", hebt der Papst an, „ist der Vorzug eines Gemü
das über niedrige und voreingenommene Denkungsart
erhebt."[1]) Mit Freude habe er die edlen Gesinnunge
Hochschule entgegengenommen, im Geiste wünsche er si
der Festfeier zu betheiligen. Und bis zum 15. Jahrhu
hinaufsteigend, verweilt der Papst bei der hehren G
Nikolaus V., „der bewiesen hat, daß der römische Pon
seiner innersten Natur nach die Reinheit der Wissenschaf
den Betrieb jener freien Künste, welche das geistige Lebe
Völker nähren, unablässig fördere."[2]) Auf die Arbeite
Universität ruft der Papst Gottes Segen herab und wi
mit allen Betheiligten durch den göttlichen Beistand in
kommener Liebe verbunden zu sein.

Daß der Papst beim Anfang des 20. Jahrhundert
dem Lande der alten grimmigen Covenanters, aus Cale
„wild and stern", Kundgebungen solch' erhebender
empfängt, muß ihm zum Troste gereichen, inmitten
Betrübniß, welche ihm die Lage der Universitäten
italienischen Heimat bereitet.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Memoriam beneficiorum colere, multoque magis ferre p
palam ac libere virtus est non humilia nec augusta sent
animi.

2) Praetereaque et ipse in aperto posuit, romani pontif
virtutem in elegantiam doctrinae, in studia ingenuarum a
quibus maxime rebus alitur humanitas gentium, ad
mentum suapte natura influere.

XLIII.

Julius II., Raphael und Michelangelo.

(Skizzen aus Klaczko's Buch: Rom und die Renaissance.)

Den Vergleich dieser in verschiedenen Sphären zu den
rvorragendsten Menschen ihrer großen Zeit Zählenden
gt uns ein hochbedeutendes Buch, das unter dem Titel:
ules II, in französischer Sprache erschienen ist,[1]) nahe.
s soll aber dieser Name nicht sowohl eine Geschichte des
weiten Papstes aus dem ligurischen Hause der Rovere
lündigen, als vielmehr Züge aus der culturell und künst-
risch wichtigen Epoche von 1503—1513, der Regierungszeit
ulius II. della Rovere, des großen Mäcen. Sein Name
llein bedeutet die Kunstentwicklung jener Zeit.

Die zwei größten der von Julius während seiner Re-
ierung beschäftigten und in gewissem Sinne sogar be-
influßten Künstler, Raphael Santi und Michelangelo Buo-
arroti, theilen sich mit dem kunstliebenden Papst beinahe zu
lichen Theilen in den Inhalt des Buches. Die Kapitel
selben sind ebensoviel Einzelstudien über Menschen, Thaten
Kunstwerke. Viele dieser „Essais" und Monographien,
m es im Ganzen 17 sind, erschienen innerhalb mehrerer
hre in der Revue des Deux Mondes. Ihr Verfasser,

---

[1]) Rome et la Renaissance. Essais et Esquisses. Jules II. par Julien Klaczko. Paris, Plon.

Julian Klaczko, früher österr. Diplomat unter Be
hat als Kunstforscher alle Museen Europas studirt; s
darauf bezüglichen Arbeiten haben ihn längst rühmlich
kannt gemacht. Er hat sie in französischer Sprache geschrieb
die ihm vertrauter als die Muttersprache (die polnische)
und ihm literarisches Weltbürgerthum sichert. Mit d
Idiom hat der Verfasser sich auch den französischen G
zu eigen gemacht; er besitzt jene Leichtigkeit des Stils, j
geistreiche Darstellung, die auch den sprödesten Stoff zu ei
angenehmen Lektüre gestaltet. Zugleich bürgen des Verfass
umfassende Kenntnisse, sein geläuterter Geschmack und se
Gründlichkeit in Aufsuchung der Quellen dafür, daß se
„Essais“ keineswegs nur angenehme Plaudereien sind.

Klaczko ist an die Prüfung der außerordentlich co
plicirten Culturzustände im Anfang des 16. Jahrhunde
als gläubiger Katholik gegangen, aber mit dem Entschlu
des Forschers, die Wahrheit allein zu suchen und zu sag
Sein Glaubensstandpunkt bringt ihn dem Verständniß Itali
und der Italiener näher. Er versteht den Charakter u
die Anschauungsweise des Papstes und ist von deren Gr
so entzückt, daß er die Fehler des Menschen nicht verber
zu müssen glaubt, die neben dem starken Licht der Vorz
tiefe Schatten werfen. In dem Gewirr verschiedenarti
und verschiedenwerthiger Fäden, welche damals auf d
Webstuhl der Zeit ausgespannt waren, weiß er zu sonde
jede Faser nach ihrer Herkunft zu prüfen und den Einf
zu ergründen, den sie nothwendig auf die Anschauung
Sitten und Ziele der Menschen jener Tage ausübte. N
diesen geistigen Strömungen müssen die Handlungen
urtheilt werden, nicht aber darf als Richtmaß das Den
und Fühlen von uns Modernen auf die Söhne der R
naissance angewendet werden. Dies gilt besonders für d
Papst, der seine bewegte, an scharfen Contrasten reiche Z
gewissermaßen repräsentirt und ihr zugleich seinen Stem
aufdrückt. Das priesterliche Ideal, wie es unseren so

tenen, gemäßigtern Zeiten entspricht, paßt so wenig
ilius wie dasjenige früherer Epochen, welche aus ein=
n Elementen gebildet waren. Klaczko prüft und erkennt
forderungen, welche die Menschen des 16. Jahrhunderts
n Nachfolger Alexanders VI. auf dem Thron Petri
. „Hersteller kirchlicher Ordnung, Erneuerer politischen
eligiösen Einflusses, Beförderer der Cultur durch Kunst
Wissenschaft, Befreier der italienischen Staaten von
herrschaft, Vertheidiger der päpstlichen Suprematie",
aren ungefähr die Aufgaben, die dem Papste zufielen.
itsprachen dem Programm, das Julius della Rovere
lbst gestellt hatte. Erstrebte der kriegerische Pontifex
Ziele mit Mitteln, die auch in seiner Zeit Aergerniß
n, so erfordert die Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe
Verfassers, daß er diese Fehler keineswegs verhüllt.
bereitwilliger lassen wir uns von ihm zu der Be-
rung anleiten, die Julius des Zweiten Charakterstärke,
elbewußtes Handeln und vor Allem die Großartigkeit
Auffassung ihm einflößt. Diese Vorzüge stellen den
hoch über den ihm in Vielem ähnlich gearteten Michel-
, dieser Herrschernatur auf seinem Gebiete der Kunst.
ielfach dieses Reich, wo der Künstler regiert, von dem
des Papstes berührt, befruchtet und beeinflußt wurde,
er Verlauf der Ereignisse, die das politische, culturelle
rchliche Wirken des Papstes ausmachen. Seine Auf=
an die Künstler stehen in innigem Zusammenhang mit
Ereignissen, von der Statue des Papstes an, die
Herrschaft über Bologna symbolisirte, bis zur Decke der
a und der neuen Basilika über dem Apostelgrab.
Zusammenhang verbindet auch die Einzelstudien des
genden Buches zu einem Ganzen, und führt den Leser
nug zu dem Vergleich, den wir unserer Besprechung
uches zu Grunde legen.

Die Beziehungen des Papstes zu den von ihm bevor-
Künstlern — außer Buonaroti und Raphael

noch Bramante, Pollajuolo, Sansovino und San Gallo — sind charakteristisch für Julius II. Kunstauffassung. Die Kunst sollte große Thaten verherrlichen, dem Ruhme dienen und zugleich das feinste Schönheitsgefühl erfreuen. Die gleiche Auffassung finden wir auch bei seinen Zeitgenossen im Allgemeinen. Aus den Aufträgen des Rovere an die Künstler geht hervor, welche Macht die kirchliche Tradition noch in der Kunst übte, als diese schon ihre Formen der auferstandenen Antike entlehnte. Die christliche Ideenwelt bildete noch im Anfang der Kunstepoche unter Julius dem Zweiten den Inhalt der meisten Kunschöpfungen, fast ebenso wie im 13. Jahrh. und in der Frührenaissance. Die Künstler hatten sich die Formen und das Schönheitsideal der Antike zu eigen gemacht, stellten sie aber noch in den Dienst der christlichen Ideen. So blieb die Kunst Bewahrerin christlicher Traditionen, als schon die Wissenschaft, besonders aber die Literatur zum größten Theil dem wiedererwachten Heidenthum diente, und dieses sich in den Sitten der Großen und an den Höfen geistlicher wie weltlicher Fürsten eingebürgert hatte. Wer vermag zu berechnen, wie wichtig die Mission der Kunst war, da sie noch durch Botticelli's, Fra Lippi's, durch Benezzo Gozzoli's und Pinturicchio's Wandgemälde voll inniger Frömmigkeit, durch Lionardo's, Michelangelo's und Raphaels hehre christliche Meisterwerke die Gemüther bezauberte, als diese aus dem Becher überschäumender Weltlust sich berauscht hatten, und die ritterlichen Schwerter, die nicht mehr für des Erlösers Grab gezogen wurden, nur zur Erkämpfung weltlicher Macht und Größe dienten, oder dem Meistbietenden sich verkauften. Selbst bei den durch Machiavells Lehren verhärteten, von Weltsinn und Selbstsucht gestachelten Menschen des 16. Jahrhunderts lebte die Freude an edler Schönheit, an gottverklärter Innigkeit, an Seelenreinheit und heiliger Begeisterung fort, die aus den Schöpfungen gottbegnadeter Meister sprach. — Der Eifer, mit dem die Männer der That und der Politik die edle, christliche Kunst nicht nur

n Gotteshäusern förderten, sondern ihr auch in Palästen, Stadthäusern und Gerichtssälen den Ehrenplatz einräumten, ie Summen, welche sie für die Kunstwerke, der Schutz, velchen sie den Künstlern angedeihen ließen, bezeugten fortauerndes Verständniß für die Sprache einer frömmeren Zeit, ie aus den Gebilden voll Reinheit und Heiligkeit zu ihnen edete.

Julius II. hatte als Cardinal auf's eifrigste die Kunst gefördert; nach seiner Erwählung und während seiner ganzen Regierungszeit widmete er ihr in noch großartigerer Weise einen Schutz. mitten im Kampf der Waffen und der Verwicklungen der Politik. Vom Feldlager aus bestellte er Zahlung hoher Summen für alle künstlerischen Unternehmungen, die ihm gleich seinem Ruhm am Herzen lagen. Als er 1511, krank und besiegt, nach Rom flüchten mußte, erquickte er sich dort am Anblick des Schönen „delle belle cose", das während seiner Abwesenheit Bramante, Michelangelo und Raphael geschaffen hatten. Er erholte sich und stärkte seinen Muth durch diesen seelischen Genuß. Die Abbilder überirdischer Herrlichkeit beeinflußten ihn genugsam, so daß er, der den Sieg auf Erden so eifrig erstrebt, auch nach seinem letzten glänzenden Triumph sich leicht von der irdischen Herrlichkeit abwandte, wie er es in seiner Todesstunde that. Bei dieser hohen Werthschätzung der Kunst ist es natürlich, daß Julius, sobald er auf den päpstlichen Thron erhoben wurde, darauf bedacht war, seiner Regierungszeit durch großartige Aufträge an die ersten Künstler Glanz zu verleihen. Seine weitgehenden politischen Pläne, mit denen er Italien umzugestalten und der Kirche ihre frühere Weltherrschaft zurückzugeben hoffte, verhinderten ihn nicht an der Ausübung seines Mäcenats Er fühlte, daß die Bedeutung seines Wirkens auf dem erhabensten Thron der Welt groß genug sein werde, für seinen Nachruhm ein Mausoleum ohne Gleichen ausführen zu lassen. Michelangelo wurde dazu schon im Jahre 1505 berufen; seine gewaltigen Pläne gefielen

und wurden genehmigt; die ersten Skulpturen und die Beschaffung des Marmors wurden in Angriff genommen.

Schon als Cardinal hatte Julius das der Familie Rovere theuere Heiligthum von Santa Maria del Popolo durch Sansovino und Pinturicchio verschönern lassen und hatte seiner Titelkirche St. Pietro in Vincoli große Fürsorge zugewandt. Bald mußte die von Sixtus IV. begonnene Palastkapelle des kunstliebenden Papstes Ausschmückungspläne auf sich lenken. Ebensowenig konnte ihn der Umbau der altehrwürdigen Basilika über dem Apostelgrab, den Nikolaus V. schon durch Tribuna begonnen hatte, gleichgiltig lassen. —

Was der erste Papst der Renaissance gewollt hatte, die Neugestaltung der Peterskirche sowie des päpstlichen Palastes auf dem Vatikanischen Hügel, schien dem großartigen Schöpfergeist des Rovere ein erreichbares Ziel, sobald er die Tiara auf seinem Haupte fühlte. Zur Ausführung des Bauplanes hatte er in dem Urbinaten Bramante den Genius gefunden. Sein wundervoller Plan würde, wäre er vollständig ausgeführt worden, die herrlichsten Bauten des Alterthums übertroffen haben, sowie Alles was die Renaissance geschaffen hat. — Julius wollte sich von diesem leuchtenden Ziel durch kein Bedenken zurückhalten lassen. Weder der Kostenpunkt noch die Anhänglichkeit des Volkes an die von Alter und Andacht geheiligte, constantinische Basilika konnte ihn zurückhalten. Zugleich gab die Nothwendigkeit für Michelangelo's Riesenwerk, das Grabmal, Raum zu schaffen, den Anstoß zum Beginn des beschlossenen Neubaues. Schon 1516 legte Julius den Grundstein zur neuen, langsam entstehenden Peterskirche, indeß Bramante gleichzeitig den Umbau des Palastes rascher durch die Loggien über den Hof von St. Damaso und durch die grandiosen Arkaden förderte, die ein Thal überbrückend den vatikanischen Palast mit dem Belvedere verbanden. Dort wurde für die antiken Statuen, die gerade damals aus tausendjährigen Schuttgräbern wieder an's Licht gekommen waren, eine paradiesische Gartenanlage

richtet, das Viridarium, aller Zeitgenossen Bewunderung. eine Spuren finden sich noch im heutigen Palaste, nach lchem der Apoll von Belvedere benannt ist.

Im geeigneten Augenblick, da Julius II. nach Vollendung chtigerer Aufgaben an das eigene Behagen denken wollte, llte mit der Ausmalung jener „oberen Zimmer" (der Stanzen) gonnen werden, womit Julius die von Pinturicchio aus-malten Zimmer Alexanders VI. (Borgia) übertreffen und h zugleich einen würdigen Aufenthalt schaffen wollte, r ihn von der steten Erinnerung an seinen Vorgänger freite.

Gleichzeitig entstanden wie durch die Kraft eines ge-altigen Zauberers Michelangelos erste Deckengemälde in r Sixtina, welche diese im nüchternen Stil des Quattro-nto erbaute Kapelle zum Tempel der Kunst weihte. lichelangelo übernahm grollend und nur gezwungen dieses erk, weil es die Vollendung des Grabmals hinausschob, ch bestätigte er durch dieses Meisterwerk der Malerei wider illen den Kennerblick des Papstes, der des Künstlers enius besser erkannte als dieser selbst. Alle diese staunens-erthe Anzahl von unvergleichlichen großen Kunstschöpfungen, nen sich kleinere gesellten, fallen in die kurze Regierungszeit n Julius II. 1503—1513, obgleich diese reich an wichtigen mgestaltungen und an blutigen Kriegen ist. Die Bedeutung ner Kunstwerke, nach deren Vollendung die Decadenz eintritt, chtfertigen die Benennung ihrer Entstehungszeit mit dem amen des großen Mäcen: Julius II.

Entscheidender hiefür als die Bedeutung der von Julius gegebenen Aufträge ist dabei noch die Einwirkung, die der apst auf den Künstler, zumal auf Michelangelos und aphaels künstlerisches Werden übt; darum sind ihre Namen nlösbar mit dem seinen verbunden, soweit die Culturepoche er ersten 13 Jahre des 16. Jahrhunderts in Frage kommt. Wohl läßt der Papst den Künstlern volle Freiheit in Aus-führung der Werke, die er von ihnen forderte, aber es be

stimmt sie sein mächtiger Wille zu den Aufgaben, die er wählt. Er liest in ihren Seelen, sieht Fähigkeiten in ihnen, die sie selbst nicht kannten. Raphael entfaltete erst bei den Wandgemälden der Stanzen der Segnatura seine großartige Begabung zur Composition, und Michelangelo, der widerstrebend den Meißel mit dem Pinsel vertauscht, schafft in Fresken der Deckengemälde das größte Werk der Malerei.

Diese Entwicklung der beiden Künstler auf den ihnen zuerst fremden Gebieten hat Klaczko sehr anziehend in den Kapiteln geschildert, welche die betreffenden Werke behandeln. Ergötzlich ist es bisweilen, den gewaltigen Florentiner selber über sein Mißgeschick, das er Unfähigkeit nennt, klagen zu hören. Seine Briefe enthalten bittere Beschwerden über das „Malergeschäft". Nicht ohne Laune sind sie in einem Sonett zusammengefaßt, das er an Johann von Pistoia richtete. Er schildert die Tortur seiner Lage auf dem Gerüst, sein Aussehen, wenn die Farben ihm von der Malerei aufs Gesicht tröpfeln, und endet seine Schilderung mit der Behauptung: Ich bin kein Maler! Julius wußte es besser. Er hatte den Ruhm nicht vergessen, den Michelangelo im Wettbewerb mit Lionardo selber sich durch seinen Carton der badenden Jünglinge errungen, und er bemaß sein Können und seine Begabung im vollen Umfange, während Michelangelo niemals des Papstes Absichten richtig beurtheilte, noch seine großen Auffassungen würdigte, geschweige theilte. Werden die beiden großen Männer in Bezug auf Charaktereigenschaften betrachtet, so ist es der Papst, welchem die Krone zugesprochen werden muß, während andererseits in gleicher Hinsicht Michel-Angelo auch dem jüngeren, an Genius ihm untergeordneten, Raphael gegenüber durch viele persönliche Schwächen verliert. Seine Herbe, seine Selbstüberhebung, sein Mißtrauen stoßen um so mehr ab, als nichts im Betragen des jüngeren Meisters sie rechtfertigt und sie lediglich auf Eifersucht zurückzuführen sind.

Was Michelangelo's Charakter in Beziehung zum Papst

zuerst ungünstig beleuchtet, ist die tolle Furcht, die ihn plötzlich veranlaßt, sein Atelier in Rom zu verlassen und nach Florenz zu fliehen. Eine Art Verfolgungswahn scheint ihn ergriffen zu haben. Er dachte allen Ernstes daran, seine Kunst in den Dienst des türkischen Sultans zu stellen, um dem „schrecklichen Papst“ nicht mehr vor die Augen zu kommen. Doch hatte der „Pontefice terribile“ nicht das Geringste gegen den Künstler gethan, dessen Arbeit seinen eigenen Ruhm erhöhen sollte, auch zeigte er sich versöhnlich genug, als der Flüchtling sich endlich bewegen ließ, wieder vor Julius zu erscheinen. Michelangelo begreift weder des Papstes Absichten noch dessen persönlichen Werth. Er sieht in ihm nur den Emporkömmling aus einem obscuren ligurischen Geschlecht, dem er sich überlegen dünkt, nicht etwa wegen seines Talentes, das ihn über alle Künstler seiner großen Epoche emporhebt, sondern weil er aus der adligen Familie der Buonaroti stammte, die (fälschlich) ihren Ursprung von den Grafen von Canossa ableitete! Seiner Familie Glanz neu herzustellen war das Hauptbestreben des Künstlers. Alles Geld, das er verdiente, sollte dazu verhelfen. Aus diesem Grunde lag ihm die Sorge für seine Bezahlung so sehr am Herzen; sie ward zur Geißel seines Lebens, die unaufhörlich sein Gemüth quälte. Fast immer wurde seine Verstimmung gegen den Papst durch Geldfragen hervorgerufen. Keiner der andern Künstler, die Julius beschäftigte, hegt Sorgen um Bezahlung, oder klagt in dieser Hinsicht. Dennoch mußten auch sie große Summen zu fordern haben, ganz besonders Bramante, der an der Peterskirche bis 2000 Arbeiter beschäftigte. Nur um der Ausgaben willen zürnt Buonaroti über des Papstes Kriegszüge; es kümmert ihn nicht, ob Recht oder Unrecht dadurch geschieht, noch ob sie für den Hirten der Christenheit sich ziemen. Er wähnt die Summen, die der Krieg verschlang, seien Ursache der Unterbrechung seiner Arbeit am Grabmal. Allerdings muß man den Kummer des Meisters über diese Unterbrechung

begreifen. Seine Seele war von Sehnsucht nach der Ausführung seines Entwurfes erfüllt. Es bedarf der Geldfrage nicht, um seines Herzens Verbitterung auf's Höchste zu steigern. Die herrlichen Gestalten sollten die bleibende Form nicht erhalten, die unaufhörlich seinem Geiste vorgeschwebt, während er in den Marmorbrüchen von Carrara zwei Jahre lang an der Beschaffung des ungeheuern Materials arbeitete. 40 Statuen von der Größe und Bedeutung des Moses hätten das Mausoleum zieren sollen. Ein Wunderwerk hatte er zu schaffen gehofft, das alle Mausoleen des Alterthums in Schatten gestellt hätte. Statt riesiger Massen, die von Statuen nur geschmückt waren, wollte er aus lebenhauchenden Bildsäulen das Grabmal thürmen. So lange er an den Deckengemälden der Sixtina arbeitete, sah er auf dem Bauplatz vor St. Peter die Marmorblöcke liegen und verwittern, die er so mühvoll herbei gebracht. Erklärlicher Weise verzehrte ihn die Sehnsucht, aus diesen Steinen die Gebilde seiner Phantasie herauszumeißeln. Dennoch muß man sich billig wundern, daß der hochbegabte Künstler die Gründe niemals erfaßte, die den Papst bestimmten, die Vollendung des anfänglich so eifrig betriebenen Kunstwerkes zu verzögern. Michelangelo's vergebliche Schlüsse theilten allerdings die Meisten, die nach ihm des Papstes Motive zu verstehen suchten.

Klaczko weist namentlich die Annahme zurück, als ob Furcht vor dem Tode dem Papst die Ausführung des Grabmals verleidet habe. Die Todesfurcht hatte im Allgemeinen keine Macht über die Männer jener merkwürdigen Epoche, wenn es sich darum handelte, ihren Nachruhm zu sichern. Alle strebten dies Ziel durch ein ausgezeichnetes Grabmal an. Auch Julius hatte den Plan zu einem solchen von der ersten Stunde seiner Erwählung an; Todesfurcht war ihm fremd dabei, und konnte ihm später nicht näher getreten sein. Er bewies es im Krieg und bei der Ueberwindung körperlicher Schmerzen, die er nicht achtete, sobald es sich um eine wichtige

iche handelte. Am größten bewies er seinen Muth dem
ide gegenüber in seiner letzten Stunde. Zur Verzögerung
d endlichen Verminderung des großartig geplanten Grab-
ls bewog ihn vermuthlich zumeist die Unzufriedenheit der
mer, ja der Christenheit, über die Niederlegung der alten
silika. Niemand glaubte an ihre Baufälligkeit. Der
rher populäre Baumeister Bramante wurde mit dem
ottnamen Roninante (der Einreißer) gegeißelt. Julius
eute den Vorwurf für sich, nur des Grabmals wegen sei
n der alte Bau ungenügend gewesen, und habe das alt-
würdige Heiligthum weichen müssen. Statt Ruhm zu
ten, würde schwerer Tadel ihn treffen, hätte in der neuen
silika sein Grabmal an Bedeutung und Pracht das Apostel-
ab übertroffen. Diese Erwägungen mögen am meisten seinen
ser für Errichtung des Grabmals gedämpft haben. Sie
rten die Verzögerungen herbei. Die Römer sollten sich
rst überzeugen, daß Bauherr und Baumeister das Wort
lten, an Stelle der geliebten alten Basilika solle eine weit
önere entstehen. Wurde dies Wort eingelöst, so war durch
Neubau selbst ihm ein Denkmal gesichert, so groß und
zig, daß es des Monuments darin nicht mehr bedurfte,
böse Nachrede mußte verstummen. Zu diesen Erwägungen
nen die wichtigen Umgestaltungen in der Politik, die des
pstes ganzes Interesse in seinen letzten Lebensjahren
eischte, wollte er die Befreiung Italiens von der Fremd-
rschaft durchführen.

Ueber der Erreichung dieses für die italienische Nation
bedeutungsvollen Zieles hätte Michelangelo dem Papste
nkbar sein und über das persönliche Mißgeschick sich trösten
en; aber des Buonaroti Gesinnung war nicht auf sein
ßes Vaterland gerichtet. Sein Patriotismus beschränkte
auf seine Vaterstadt. Er, der des Savonarola Utopien
heilt und die Freiheit seiner Mitbürger über Alles schätzte,
zieh es dem Papste nun und nimmer, daß dieser, sobald
Franzosen abgezogen waren, den Medicäern die Rückkehr

nach Florenz gestattet hatte. Hierdurch kam Florenz wieder unter die Herrschaft der „Tyrannen“, und Michelangelo grollte dem Papst über den Tod hinaus. Obgleich er selber den Fürsten diente, die Florenz beherrschten, und in San Lorenzo ihre Gräber verherrlichte, mochte er das Grabmal des Rovere in der von Julius selbst bestimmten, verkleinerten Form nicht zusammenstellen. Er hatte von den Erben des Papstes eine namhafte Summe (10,000 Zechinen) dafür erhalten; dennoch überließ er unfähigen Händen den kläglichen Monumentaufbau, der mit der mächtigen Mosesgestalt in San Pietro in Vincoli errichtet wurde.

Der Leib Julius' II. ruht nicht daselbst. Man bestattete ihn namenlos in dem Grab seines Oheims Sixtus IV. unter dem kostbaren Bronzemonument, das Julius von Pollajuolo für das Andenken seines Verwandten und Gönners hatte fertigen lassen. Der größte Papst der Renaissance, unter dessen Schutz die Kunst sich zur höchsten Blüthe entfaltete, hat das ihm bestimmte Denkmal nicht erhalten. Doch brauchte sein Name nicht in Stein gehauen zu werden. Nicht nur die neue Peterskirche hallt ihn wieder; er bleibt mit dem Ruhme Raphaels und Michelangelos verwebt, so lang dieser besteht.

Klaczko zeigt uns den gewaltigen Ligurier, den thatkräftigen Herrscher mit dem weiten Blick und der unbeugsamen Seele auch noch außerhalb seiner Beziehungen zur Kunstwelt, in einem Kapitel seines Buches, worin er in kurzen Zügen des Papstes politische, kriegerische und kirchliche Wirksamkeit darstellt. Die Politik, die Julius II. mit Meisterhand leitete, nannten seine Zeitgenossen: Il giuoco del mondo, „das Weltspiel“, oder Spiel um die Welt. In diesem Spiel war Julius ein kühner, aber dennoch klug berechnender Spieler. Wenn das Glück ihn verließ, so behielt er immer noch einen letzten Trumpf in der Hand, mit dem er es im entscheidenden Augenblick zurückrief. Nichts konnte ihn bewegen, den kühnen Wurf eher zu wagen, als

zeitgemäß war; weder Rücksicht auf Bundesgenossen, noch
rfrühter Triumph seiner Feinde. Er wartete geduldig,
er festen Muthes den Augenblick ab, wo er das Glück
im „Spiel um die Welt“ zu sich zurückholen konnte. Kurz
r seinem letzten entscheidenden Erfolg war er von Freund
d Feind als ein verlorener Mann betrachtet worden. Er
lein hielt sich nicht für geschlagen, nicht für besiegt;
ch der blutigen Schlacht von Ravenna, in der Gaston
Foix, Ostersonntag 1512, die päpstlichen und spanischen
ruppen geschlagen, glaubte Julius allein noch an eine
endung, die er geschickt in aller Stille herbeiführte. Er
derstand dem gesammten Cardinalscollegium, das ihm den
riedensschluß abzwingen wollte. Auch die Berufung eines
ncils nach Pisa, das seine Gegner gegen ihn versammelten,
ugte ihn nicht; ebensowenig vermochte es eine schwere
rankheit, in der man ihn schon, zum Jubel Vieler, für
dt hielt. Er erholte sich um die Welt zu überraschen.
it dem Abschluß der heiligen Liga entrang er den Franzosen
Früchte ihres Sieges. In Fluchteile mußten sie Italien
rlassen, ihre vermeinte Beute aufgeben, um ihr eigenes Land
r des Papstes neuen Verbündeten, England und Spanien,
schützen. Maximilian I. gab seinen abenteuerlichen Plan
f, sich die Tiara aufzusetzen. Das Gegenconcil von Pisa
te sich auf.

Die ganze Christenheit erkannte ihres Oberhirten
timme wieder, der mit der Bulle „Sacrosancta“ ein Concil
ch dem Lateran (1512) berief und gleichzeitig mit dem
chlichen Triumph auch sein politisches Programm erfüllte.
alien war frei von der mit Carl VIII. begonnenen Herr-
aft Frankreichs. Das „Fuori i barbari“, das Julius als
riegsgeschrei gedient, wiederhallte in dem Te Deum bei
röffnung des Concils und der Feier seines Triumphes,
enige Wochen vor seinem Tod, im Carneval von 1513.

Aehnliche Vorgänge hatten frühere Phasen des von
ulius geführten „Spieles um die Welt“. Aber mochte das

Glück noch so oft mit Mißerfolg wechseln, wie nach
Unterwerfung von Bologna und dem Verlust von Mirando
nie entsank dem Papste der Muth. Weder Alter noch Krank
konnten ihn von seinen Unternehmungen abhalten. Die
lagerung der Bergfeste von Mirandola leitete der Sieben
jährige selbst und theilte die Beschwerden der Soldaten
Zeltlager, wo er auf beschneiter Erde schlief. So krieger
der Papst auch gesinnt, und so bereit er war, so übte er
niemals Rache an den Besiegten. Der lange Widerst
Mirandola's z. B., der ihn zur Androhung schwerer Str
gereizt hatte, war vergeben und vergessen, sobald Julius
den Fuß auf die Bresche der erstürmten Stadt gesetzt ha

Der Zweck, den der Papst bei diesen Fehden im Auge ha
war Herstellung der päpstlichen, aber nicht der pers
lichen Macht. Nicht er oder seine Verwandten soll
bereichert werden; einzig die Weltherrschaft Roms und
Befreiung und Einigung Italiens waren die Ziele, die
verfolgte. Die heutigen Patrioten, die Italiens Ein
erkämpften, müßten ihn als ihren Vorläufer und Pat
ansehen, wenn er eben kein Papst, und auch im Allgemein
nicht recht nach modern liberalem Geschmack wäre.

Interessant ist des Papstes Porträt, durch die H
Raphaels — auf drei Bildern in den Stanzen — so d
gestellt, als entspräche ein jedes einer der verschiedenen Pha
seines „Weltspiels". In den Dekretalen (im Zimmer
Segnatura) liest man in den erschlafften Zügen des Pap
die Wirkung der Niederlage von Bologna und die Ermüdu
die ihm das Zustandekommen des Bündnisses von Camb
gekostet. Viel stand damals auf dem Spiel und der P
hatte noch keine Siegeshoffnung. Raphael malte dies B
im Jahre 1510, als noch das Concil von Pisa gegen
Papst Beschlüsse faßte. Ganz anders erschien der Papst d
Künstler, als er ihn in der „Messe von Bolsena",
nächsten Stanze, darstellt. Hier ist er der Repräsentant
Kirche. In erhabener Ruhe sieht er dem Vorgang zu,

iester und Volk heftig bewegt. Seine hohe Würde als
chter und Verkünder der himmlischen Offenbarung verklärt
edle Gestalt und die bedeutenden Züge. Der endgiltige
eg über seine und Italiens Feinde prägt sich aus in dem
jestätischen Priesterfürsten, der die Vertreibung Heliodors
s den Tempelhallen mit ansieht. Raphael hätte nicht
oßartiger den Triumph seines Gönners feiern können, den
lius im Anfang des Jahres 1513 über seine kirchlichen
d politischen Gegner errungen hatte. (Schluß folgt.)

XLIV.

Bardenhewer's Patrologie in neuer Auflage.[1]

Das Erscheinen einer neuen Auflage dieses ausgezeichneten
hrbuches wird gewiß von Allen, denen dasselbe in den sieben
hren seit seinem ersten Erscheinen als der beste und zu=
rlässigste Führer durch das Gebiet der patristischen Literatur
s geworden ist, mit Freuden begrüßt werden. Was wir an
m Buche haben, weiß Jeder, der sich mit diesem Studien=
biete beschäftigt; die Anzeige der neuen Auflage kann sich
o darauf beschränken, auf die wichtigsten Unterschiede derselben
n der ersten hinzuweisen

Die Bezeichnung der neuen Auflage als einer großentheils
u bearbeiteten bezieht sich vorzugsweise auf das erste Drittel
s Bandes, die Darstellung des ersten Zeitraums oder der
rnicänischen Literatur (S. 14—203). Dieser Theil stellt sich
zt in der That sowohl in Bezug auf die nähere Gliederung
d Anordnung wie großentheils auch in Bezug auf die Aus=

---

1) Patrologie. Von Otto Bardenhewer, Doktor der Theologie und der Philosophie, Professor der Theologie an der Universität München. Zweite, großentheils neu bearbeitete Auflage. Freiburg, Herder. 1901. (Theologische Bibliothek.) X und 603 S. 8°. Preis M. 8.—, geb. M. 10.—.

führung des Einzelnen als eine fast ganz neue Arbeit dar.
Stelle der früheren Anordnung, in welcher innerhalb d
Zeitraumes ohne weitere Gliederung zuerst alle grie
schreibenden, dann alle lateinisch schreibenden Autoren
einander behandelt waren, ist jetzt nach dem Vorbilde der sei
an's Licht getretenen Versuche (Krüger, Batiffol) und
Anschlusse an die lehrreichen Ausführungen Ehrhard's
Gliederung durchgeführt, welche schon äußerlich einen genau
Einblick in die Entwicklung der ältesten kirchlichen Liter
gewährt. Der gesammte Stoff des ersten Zeitraums ist näm
jetzt in folgende fünf Abschnitte getheilt: 1) die urkirch
Literatur; 2) die apologetische Literatur des zweiten J
hunderts; 3) die häretische Literatur des zweiten Jahrhun
und die neutestamentlichen Apokryphen; 4) die antihäret
Literatur des zweiten Jahrhunderts; 5) die kirchliche Liter
im Zeitalter der Entstehung einer theologischen Wissens
Der letztgenannte Abschnitt gliedert sich noch weiter; 1) O
talen: Alexandriner, Syro-Palästinenser, Kleinasiaten; 2) O
dentalen: Afrikaner, Römer, andere Abendländer. Der
Abschnitt über die urkirchliche Literatur enthält jetzt auch e
Paragraphen über das apostolische Glaubensbekenntniß
behandelt dann die Didache und die Schriftsteller und Schri
die man unter dem Namen der apostolischen Väter zusam
zufassen pflegt, mit Ausnahme des Briefes an Diognet, der
seinem Inhalt entsprechend der apologetischen Literatur einge
ist. Die in der ersten Auflage im Zusammenhange mit
Didache behandelten andern pseudoapostolischen Schriften (A
Kirchenordnung, Didaskalia, Apost. Constitutionen) sind
(wie Funk gewünscht hatte, Theol. Quartalschrift 1895, S.
an späteren Stellen je in ihrem historischen Zusammenh
behandelt. Ebenso sind aus dem Paragraphen über Clem
von Rom die sogenannten Clementinen jetzt an späterer S
in ihren natürlichen Zusammenhang verwiesen, zu der D
stellung der judaistischen Literatur im 3. Abschnitt.

Das Hereinziehen der kanonischen Schriften des N
Testaments in die Darstellung der „altchristlichen Litera
geschichte", wie es bei den liberal-protestantischen Forschern
beliebt ist und auch nur vom Standpunkt des protestanti

Rationalismus einen Sinn hat, für welchen diese Schriften eben auch nur ein Stück Literaturgeschichte sind, hat Bardenhewer mit Recht abgelehnt. Batiffol, der in seinem Grundrisse der „Littérature grecque“ auch darin dem Vorbilde Krügers folgt und wie dieser in ungeschiedener Verbindung kanonische Schriften, Apokryphen und apostolische Väter behandelt, nur nach Literaturgattungen angeordnet, hat ja freilich den Beweis geliefert, daß ein katholischer Theologe, ohne deßhalb dem katholischen Standpunkt principiell etwas zu vergeben, den Stoff auch einmal in diese jetzt gerade modernste Form bringen kann, was ja gerade kein besonderes Kunststück ist; aber es ist nicht recht abzusehen, was denn damit gewonnen ist. Hier mag gleich bemerkt werden, daß Bardenhewer, wie er im Titel seines Werkes die Bezeichnung „Patrologie“ festhält, so auch in der Einleitung, wie früher in seinem Artikel „Patrologie“ in der 2. Aufl. des Kirchen-Lexikons (IX, 1616—20), für die herkömmliche Bezeichnung Patrologie und die damit verbundene Darstellung eintritt (S. 5 f.), gegenüber dem von protestantisch-rationalistischer Seite (Harnack, Krüger) geschaffenen und neuerdings auch von hervorragenden katholischen Fachmännern befürworteten Begriff „der altchristlichen Literaturgeschichte.“ Wenn ich mir in dieser Streitfrage ein Urtheil erlauben darf, ohne auf dessen Begründung an dieser Stelle näher eingehen zu können, möchte ich doch der conservativeren Haltung Bardenhewers den Vorzug geben. Jedenfalls hat er selbst den besten Beweis dafür geliefert, daß der katholische Gelehrte, der die altchristliche Literatur unter dem Gesichtspunkt der Patrologie betrachtet und behandelt und „mit dem Begriff des Kirchenvaters arbeitet“, durch nichts gehindert ist, diese Literatur in ihrer ganzen Geschichte wie im Einzelnen mindestens so genau zu kennen und so wissenschaftlich darzustellen, wie der aufgeklärteste Protestant.

Die Darstellung der einzelnen Schriftsteller ist besonders im ersten Abschnitt, aber auch im zweiten über die Apologeten, meist viel enger zusammengedrängt, sowohl durch kürzere Fassung des Textes, als durch Reducirung der Literaturangaben, obwohl zu den letzteren auch wieder viel Neues nachzutragen war, und das ist diejenige Seite der Neubearbeitung, mit der man sich zuerst nicht recht befreunden kann; wenn aber der Umfang nicht

stark vermehrt werden sollte, bei dem vielen neuen Material, um das die neue Auflage anderseits vermehrt ist, so blieb freilich nichts anderes übrig. Für das Einzelne behält so die erste Auflage neben der neuen einstweilen ihren Werth, bis die ausführlichere Darstellung der Patrologie erscheint, die wir vom Verfasser zu erwarten haben. — Im 2. Abschnitt ist speziell Melito ganz neu bearbeitet (S. 55 ff.).

Etwas nach Form und Inhalt ganz Neues ist der 3. Abschnitt des ersten Zeitraums, der die häretische Literatur des zweiten Jahrhunderts und die neutestamentlichen Apokryphen behandelt. Der jetzigen eingehenderen Darstellung der ältesten häretischen (gnostischen, judaistischen und montanistischen) Literatur S. 64 bis 76 entsprechen in der ersten Auflage nur die kurzen Notizen S. 116 f. An und für sich bildet diese Literatur allerdings keinen Gegenstand der Patrologie, aber ihre Kenntniß ist zum Verständniß der gegen sie gerichteten kirchlichen Literatur nothwendig, und zwar sowohl zum Verständniß des Einzelnen, als zum Verständniß der durch sie, d. h. durch die Nothwendigkeit der Abwehr gegen sie, theilweise mit bedingten Gesammtentwicklung der kirchlichen Literatur, und darum ist es allerdings nöthig, daß die Patrologie auch darüber orientirt. Eine noch weitergehende Erweiterung bildet die sich anschließende Darstellung der neutestamentlichen Apokryphen, S. 76—103. — Bei der Darstellung der „kirchlichen Literatur im Zeitalter der Entstehung einer theologischen Wissenschaft" (5. Abschnitt, S. 113 bis 203) ist, wie schon oben bemerkt, für die Anordnung jetzt nicht mehr die Sprache, sondern die Heimatsprovinz der einzelnen Autoren maßgebend. Bei den Orientalen ist besonders der Abschnitt über die Alexandriner (S. 114—142) ganz umgearbeitet und mehrfach erweitert, speziell auch der Paragraph über Origenes. An die Darstellung der Alexandriner schließt sich die sogenannte Apostolische Kirchenordnung (S. 141 f.), die Bardenhewer jetzt an das Ende, nicht mehr in die erste Hälfte des dritten Jahrhunderts setzt; an die der Syro-Palästinenser die sogenannte apostolische Didaskalia (S. 148 f.) Im Kapitel über die Occidentalen gibt u. a. der Paragraph über den hl. Cyprian jetzt S. 172 ff. eine ausführliche Uebersicht über die Briefe und eine genauere Orientirung über den Stand

an die pseudocyprianischen Schriften sich knüpfenden Fragen.
e Schrift De mortibus persecutorum hatte Bardenhewer
üher nach Brandt dem Lactantius abgesprochen; jetzt tritt er
180 f. wieder für dessen Autorschaft ein, meines Erachtens mit
cht. Viel übersichtlicher als früher ist S. 182 ff. Hippolytus
handelt; ausführlicher als früher Novatian S. 192 ff; 195 f.
d die Papstbriefe des dritten Jahrhunderts zusammengestellt,
ährend in der ersten Auflage die Notizen über dieselben
verschiedenen Orten zerstreut waren. Als Anhang zum
Haupttheil sind S. 199—203 die echten Martyrerakten der
rnicänischen Zeit behandelt (in der ersten Auflage S. 138—140
d verschiedene zerstreute Notizen).

Anders als in dem wesentlich neu bearbeiteten I. Theil
das Verhältniß zur ersten Auflage in den beiden folgenden
ritteln des Werkes Hier ist an der Anordnung im Ganzen
chts geändert (II. Zeitraum. Vom Beginne des vierten bis
r Mitte des fünften Jahrhunderts, S. 204—465, mit den
nterabtheilungen: griechische, syrische, lateinische Schriftsteller;
I. Zeitraum, Von der Mitte des fünften Jahrhunders bis
m Ende der patristischen Zeit, S. 466—585, mit den
nterabtheilungen: griechische, armenische, lateinische Schrift-
ller); auch der Text ist, wo nicht neue Forschungsergebnisse
nderungen und Zusätze nöthig machten, großentheils mit der
sten Auflage übereinstimmend. Daß die neue Literatur überall
f das sorgfältigste berücksichtigt ist, versteht sich bei dem
erfasser so sehr von selbst, daß es nicht besonders betont zu
erden braucht. In den Literaturangaben ist auch hier aus
ücksichten der Raumersparniß größere Beschränkung geübt, das
cht gerade Nothwendige von der älteren Literatur gestrichen,
gegen überall alles beachtenswerthe Neue nachgetragen. Auf
e Hervorhebung der zahlreichen durch die neuere Literatur
dingten kleineren Zusätze und Veränderungen im Texte muß
verzichten, ebenso auf die spezielle Hervorhebung der Be-
icherung, welche die neue Auflage durch die Aufnahme einer
nzahl von früher übergangenen Schriftstellern von unter-
eordneterer Bedeutung erfahren hat.

Nur auf Folgendes möge noch hingewiesen werden: Die
postolischen Constitutionen sind jetzt nach ihrer historischen

Zugehörigkeit unter den griechischen Schriftstellern des II. Zei-
raums, S. 307—314 behandelt, im Zusammenhang damit auch
der Cyklus der von ihnen abhängigen verwandten Schriften bis
zum Testament des Herrn und den sogen. Canones Hippolyti
herunter, im Anschluß an die Untersuchungen von Funk. Pseudo-
Dionysius Areopagita hat jetzt, historisch richtiger als in der ersten
Auflage, seine Stelle im III. Zeitraum gefunden, S. 472—477;
der Text ist theilweise umgearbeitet unter Berücksichtigung der
Arbeiten von Stiglmayr und H. Koch, denen Bardenhewer
entschieden beistimmt.

Zur Literatur möchte ich nur noch bemerken, daß die S. 2
notirte unreife Arbeit von Amelungk über Pseudo-Ignatius
(gegen Funk) in dem soeben erschienenen neuesten Hefte der
Tübinger Theol. Quartalschrift (1901, 3. Heft, S. 411—42
von Funk gründlich abgethan worden ist.

Für den praktischen Gebrauch zum Nachschlagen ist es
angenehm, daß sich der Druck der Anmerkungen von dem des
Textes jetzt deutlicher abhebt, als in der ersten Auflage; noch
mehr die neue Anordnung der Literaturangaben in dem neu
bearbeiteten I. Haupttheil, wo sie nicht mehr für jeden Autor
eine zusammenhängende Masse bilden, sondern nach den in
Betracht kommenden Gesichtspunkten (Leben, Ueberlieferung,
Ausgaben und Uebersetzungen, Erläuterungsschriften) unter die
einzelnen Absätze des jeweiligen Textes vertheilt sind; im
II. und III. Theil ist die alte Einrichtung noch beibehalten.

So entspricht denn das Werk, während es gleichzeitig einen
besseren Einblick in die Entwicklung der ältesten kirchlichen
Literatur gewährt, auch wieder in allen Einzelheiten dem neuesten
Stand der patristischen Forschungsarbeit. An weiteren Auflagen
wird es einem Werke, das so unentbehrlich geworden ist, sicher
nicht fehlen, und bis zum Erscheinen der nächsten werden bei
dem erfreulicher Weise doch immer zunehmenden Interesse für
die patristischen Studien wohl nicht wieder sieben Jahre ver-
streichen. Zum Schluß möchte ich nur noch der Hoffnung
Ausdruck geben, daß der verehrte Herr Verfasser nun auch
recht bald sein gewiß von sehr Vielen sehnlichst erwartetes
größeres Werk folgen lassen möge.

München. Dr. F. Lauchert.

XLV.

Zur Ordensgeschichte.

1. B. Duhr: Jesuiten an den Fürstenhöfen.

P. Bernhard Duhr, ein echtes Kind der rheinischen etropole, mit dem unermüdlichen Fleiß, aber auch dem offenen, ien Sinn eines Rheinländers ausgestattet, hat schon manchen fflichen Baustein zu einer Geschichte des Ordens geliefert, r einst in seiner Vaterstadt eine so große Rolle gespielt und dem er selbst Gott und der Kirche zu dienen beschlossen t. Pombals Schalten hat er uns geschildert auf Grund der erichte der kaiserlichen Gesandten am Hofe in Lissabon. In n von Karl Kehrbach geplanten Monumenta Germaniae aedagogica ließ er 1894 als sechszehnten Band die Ratio udiorum et institutiones scholasticae Societatis Jesu (4) scheinen. Daran reihte er bei Herder in Freiburg 1896 als heil der „Bibliothek der katholischen Pädagogik“ die höchst rauchbare „Studienordnung der Gesellschaft Jesu nebst Einitung“ [1]), aus welcher die heutige Zeit noch etwas lernen nn, die in sich überstürzender Hast ein Experiment auf dem ebiete des höheren Schulwesens an das andere schließt. Als ste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1900 ist aus iner Feder geflossen „die Stellung der Jesuiten in den utschen Hexenprocessen“. Vielleicht noch verdienstlicher als ese Leistungen dürften Duhr's „Jesuiten-Fabeln. Ein eitrag zur Culturgeschichte“ sein, denn sie stellen eine auf säglicher Arbeit beruhende Leistung dar, für welche nicht a bloß die Jesuiten, sondern die Katholiken aller Länder ichmäßig dem Verfasser warmen Dank schulden. Insbesondere es die dritte, umgearbeitete Auflage (Herder, Freibg. 1899),

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 114, 749; Bd. 118, 542.

welche dem Buche erst seine Vollendung verliehen und es
einem wahren Arsenal erhoben, aus dem man schnell u
zuverlässig Beweismittel entlehnen kann, um den proteusart
wechselnden Irrthum zu entlarven.

Die neueste Arbeit Duhr's ist mit einer Frage befa
die jedem Freunde geschichtlicher Wahrheit sich mehr de
einmal aufgedrängt haben muß. Wie verhält es sich mit d
Stellung der Jesuiten an den Höfen der Fürsten?[1]
Rom bezeichnet der Volksmund den General der Jesuiten
„schwarzen Papst". Solcher schwarzen Päpste hat die u
gesund erregte Einbildungskraft der Gegner der Kirche me
als einen in den Vätern der Gesellschaft Jesu erkennen
dürfen geglaubt, die an den Höfen der Fürsten in der Eige
schaft als Prediger, Erzieher, namentlich aber als Beichtvä
im Lauf der Zeit thätig gewesen. Als Ergänzung und E
läuterung zu Janssen's Geschichte des deutschen Volkes g
dacht, mußte die Arbeit auf Jesuiten an deutschen Fürstenhöf
beschränkt bleiben. Frankreich, Italien und die iberische Ha
insel unter dem nämlichen Gesichtspunkte zu behandeln,
anderen Kräften überlassen bleiben. Und was unser Vaterla
betrifft, so hat Duhr sich vorab mit dem sechszehnten Ja
hundert begnügt — ein weiser Plan, dessen Ausführung sch
einen ganzen Mann von bewährter Arbeitskraft forderte.

Der internationalen Stellung der Gesellschaft Jesu e
sprechend, konnten Studien lediglich in deutschen Archiven u
Büchereien unmöglich genügen. Der Verfasser hat Simanc
in Spanien, ferner die Archive von Rom und Neapel, i
besondere aber die literarischen Schätze des eigenen Ord
ausgebeutet und so ein Bild entworfen, das jeden wahrhei
liebenden Forscher befriedigen wird. In fünf großen A
theilungen werden zunächst die Ansichten des heiligen Ignati
über diese Frage und dann die Stellung der Jesuiten an d

---

1) Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte
deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Pastor. II.
4. Heft: Die Jesuiten an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Ja
hunderts. Auf Grund ungedruckter Quellen von Bernh
Duhr S.J. Freiburg, Herder. 1901. 8°. IV. 195 S. ℳ 2.

höfen von Wien, Graz, Innsbruck und München mitgetheilt. Mit seinem eigenen Urtheil ist Duhr recht zurückhaltend. Um so freigebiger dagegen tritt er auf mit Auszügen aus den Quellen. Vielfach werden diese wörtlich mitgetheilt, während bedeutende Gutachten angesehener Ordensmitglieder, welche das Für und Wider erörtern, wie das des P. Hoffäus (113), in ihren Hauptgedanken auszüglich zur Mittheilung gelangen. So erhalten wir eine geschichtliche Darstellung, die man mit der Ueberzeugung aus der Hand legt: Weit entfernt, Stellungen als Beichtväter, Prediger, Berather an den Höfen der Fürsten zu suchen, sind den Jesuiten diese Stellungen aufgedrängt worden. Mit welcher Abneigung der hl. Franz Borja diese Aemter betrachtete, mag man aus verschiedenen Stellen (73) ersehen. In der nämlichen Richtung bewegten sich die Anschauungen des seligen Canisius (109). Mit dem Erzherzog Ferdinand in Graz, mit den Herzogen Albrecht (1550—1579) und Wilhelm V. von Bayern (1579—1595) hatten die Generale und die deutschen Provinziale der Jesuiten mehr als einen harten Strauß auszufechten, wenn man ihnen Mitglieder des Ordens aus den geistlichen Stellungen in ihrer Umgebung nehmen wollte. Am lehrreichsten dürften in dieser Beziehung die Verhandlungen über den aus Lothringen stammenden, am bayerischen Hofe thätigen P. Mengin sein.

Duhr's Arbeit dünkt uns aber auch ein sehr beachtenswerther Beitrag zur deutschen Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts im weiteren Sinne zu sein. Sie schildert uns mit den Beichtvätern, Lehrern, Kanzelrednern und Rathgebern aus dem Jesuitenorden auch diejenigen hohen Kreise, in denen und für die sie wirkten. Da athmen wir wiederum den erquickenden Duft jener alten katholischen Frömmigkeit, welcher die berühmten Herrscherhäuser Habsburg und Wittelsbach im Zeitalter der unseligen Glaubensspaltung erfüllte. Kein Mitglied des Hauses Wittelsbach wird die edlen Gesinnungen des Herzogs Ferdinand von Bayern (105), und die Kundgebungen der Frömmigkeit des Herzogs Wilhelm aus dem Jahre 1569 (107) ohne Rührung lesen. Ein Register ist der anmuthenden Schrift beigegeben.

Mittheilung.

Wegen hohen Alters und sonstiger Obliegenheiten sehe ich mich genöthigt, aus der Redaktion der Histor.-politischen Blätter auszuscheiden, in welche ich nach dem Hinscheiden des Dr. Guido Görres durch Professor Dr. Phillips am 14. Juli 1852, also vor 49 Jahren, eingeführt worden war.

Edmund Jörg.

Wir können diesen Zeilen, die in ihrer lapidaren Einfachheit und Bescheidenheit für sich selbst sprechen, nur den Ausdruck unseres schmerzlichsten Bedauerns beifügen, daß es uns trotz eindringlichster Bemühungen nicht gelungen ist, Herrn Jörg zu weiterem Ausharren zu bewegen. Unsere Leser werden sich mit uns eins fühlen in der Beurtheilung dessen, was der Verfasser der Zeitläufe für die gelben Hefte gewesen ist, und daher auch ermessen können, wie viel Dank wir ihm schulden.

Für die Administration: Dr. Georg Jochner.

Für die Redaktion: Dr. Franz Binder.

XLVI.

Zur Geschichte der Protestantisirung Mecklenburgs.

Ein Comité mecklenburgischer Gelehrter gibt zur Zeit
ie Geschichte Mecklenburgs in Einzeldarstellungen heraus.
as jüngst erschienene fünfte Heft der Sammlung, welche
un Hefte umfassen wird, ist der Geschichte des 16. Jahr-
nderts gewidmet und führt den Titel „Mecklenburg
i Zeitalter der Reformation".[1] Der Verfasser
r neuen Schrift, Dr. Heinrich Schnell, Religionslehrer
i Gymnasium zu Güstrow, hat ohne Zweifel eine fleißige
rbeit geliefert; doch bekundet derselbe hie und da eine Ein-
tigkeit, welche die Kritik geradezu herausfordert. Da
dererseits die Einführung des Protestantismus in Mecklen-
rg nur wenig bekannt ist, so dürfte es vielleicht nicht
nütz sein, anläßlich des neuen Buches etwas eingehender
rzuthun, warum und wie Mecklenburg protestantisch ge-
orden ist und welche Früchte die lutherische Neuerung in
m norddeutschen Fürstenthum gezeitigt hat. Zuerst jedoch
iige Bemerkungen über die religiös-sittlichen Verhältnisse
Mecklenburg am Vorabend der Kirchenspaltung.

---

1) Mecklenburg im Zeitalter der Reformation. 1503–1603. Von Dr. Heinrich Schnell. Berlin, W. Süsserott. 1900. 8°. VIII, 324 S.

I.

Schnell's längere Einleitung über „die Kirche a
abend der Reformation“ gehört unstreitig zu den schw
Partien der neuen Schrift. Daß ein protestantischer
die am Ausgange des Mittelalters im kirchlichen Lebe
handenen Mißbräuche grell ausmale, um die Nothwen
der „Reformation“ begreiflich zu machen, wird nien
überraschen. Schnell begnügt sich jedoch nicht, die kir
Schäden eingehend und nicht selten in sehr übertr
Weise zu schildern; er spricht auch verschiedene Urtheil
durch welche er seiner Unkenntniß der katholischen
und Einrichtungen ein dauerndes Denkmal gesetzt ha
wird genügen, hier einige Beispiele anzuführen.

Bei Besprechung der schlechten Sitten des Klerus
kühn behauptet: „Von einem Widerstreit zwischen der
und dem Leben ihrer Diener kann aus naheliegenden G
nicht wohl die Rede sein“ (S. 48). Welche Unkun
mittelalterlichen kirchlichen Lehre! Bezeichnend ist au
gende Bemerkung: „In der Uebung der Kirche w
rein Aeußerliche das Herrschende“ (46). Die katholisc
schauung über die Nothwendigkeit des Aeußerlichen
kirchlichen Uebung und über dessen Beziehungen zum
lichen hätte Sch. bei einem Rostocker Dominikane
16. Jahrhunderts, Cornelius von Sneek, finden kö

1) „Quamvis in externis ceremoniis et cultu exteriori
aeterna non consistat principaliter, multum tamen coope
ad interiorem cultum ad quem ordinantur . . . . Co
quia homo ex corpore componitur et anima. Hinc
est ut de utroque Domino Deo Creatori serviat, ut vi
anima colat Deum cultu interiori, fide, spe et carit
corpus cultu ceremoniali exteriori . . . . Exterior cul
dinatur ad interiorem excitandum et ampliandum“. Corn
Snecanus, Defensio Ecclesiasticorum. Sine loco e
(1532 in Rostock geschrieben). Bl. 36b. 37a.

Bei demselben Dominikaner, einem der angesehensten Professoren der Rostocker Hochschule, hätte Sch. auch finden können, welche Stelle damals Christus in der Kirche und in der katholischen Heilslehre einnahm.[1]) Nur wer in katholischen Dingen völlig unbewandert ist, wird Folgendes zu schreiben wagen: „An Mariendienst ist in Mecklenburg das Bestmöglichste geleistet worden, entsprechend dem Charakter der Kirche, als einer Marien-, nicht Christuskirche“ (46). Auch die Anbetung der Heiligen durfte nicht fehlen. In Rostock erschien 1519 ein Buch, „der Seelen Trostspegel“, „in welchem zur Anbetung der hl. drei Könige aufgefordert wurde“ (48). Auf dies Buch, welches heute verschollen ist,[2]) beruft sich allerdings der Rostocker Prediger Nikolaus Gryse, um zu beweisen, daß die „Papisten“ die Heiligen anbeten.[3]) In dem kurzen Gebete jedoch, das er aus demselben mittheilt, handelt es sich bloß um Anrufung, nicht um Anbetung.

Schnell scheint besonders die finanzielle Seite des mittelalterlichen Kirchenwesens genau studirt zu haben; er spricht sich darüber folgenderweise aus: „Die römische Kirche in unserem Lande am Vorabend der Reformation stellte ungeheuere Anforderungen an die Steuerkraft desselben. Der

1) „Certum est quia nullum peccatum dimittitur, sive originale sive actuale, nisi in virtute passionis Christi, quae est fons gratiae et remissionis peccatorum. Haec autem passio operatur in nobis per sacramentorum susceptionem, quae ex ipso efficatiam habent, nam per sacramenta applicatur nobis passio Christi“. Defensio 51.

2) Vgl. C. M. Wiechmann, Mecklenburgs altniedersächs. Literatur. Schwerin 1864 ff. I, 51.

3) Gryse, Spegel des Antichristischen Pawestdoms und Luttherischen Christendoms. Rostock 1593. Bl. J 3b. Dies Werk, das Schnell einigemal als Quelle anführt, ist eine grobe Schmähschrift, in welcher die katholischen Lehren und Einrichtungen maßlos entstellt werden.

finanzielle Druck des päpstlichen Stuhles, die gehei
Ketten des fortwährend angepriesenen Ablasses un
empfohlenen und befohlenen Messen und sonstigen
dienstlichen Werke, die ungeheure Zahl der vom Vol
tragenen und ernährten geistlichen Personen, alles zusa
mußte die Religion dieser Kirche als gewinnbringende
schäft hinstellen, in dem die Geistlichen feilhalten un
winnen, das Volk aber kauft und zahlt. Diese Ersche
erklärt sich nur aus der vollständig geschäftlichen un
äußerlichen Auffassung der Gnadenmittel" (44). Zun
weise, daß man damals die „Gnadenmittel" rein äu
aufgefaßt habe, wird bloß auf den Ablaß hingew
„Rein geschäftlich und äußerlich bestimmten Papst und
die Höhe und Länge des Ablasses, sie, die Herren nich
der diesseitigen, sondern auch der jenseitigen Welt".

Wie wenig aber Sch. befähigt ist, über das kath
Ablaßwesen ein sachkundiges Urtheil zu fällen, ergi
schon aus dem Umstande, daß der Rostocker Professor C
Pegel den Gegnern des Ablasses beizählt.[1]) Pege
öffentlichte im Jahre 1516 ein kleines Schriftchen üb
Buße.[2]) Darin wird zwar der Ablaß mit keiner Sil
wähnt, doch fordert der Verfasser einen aufrichtigen Sc
über die Sünde. „Und das gibt seiner Schrift einen
gelischen Hauch" (62). Aus demselben Grunde könnte
alle mittelalterlichen Theologen als Gegner des Ab
hinstellen; denn alle forderten aufrichtige Reue übe
Sünde. Manche von ihnen gingen sogar noch weite
Pegel, indem sie eine vollkommene Reue forderten, wä

---

1) Auf S. 62 läßt Sch. Pegel gegen die „Ausartung des A
auftreten; an einer andern Stelle sagt er ohne jedwed
schränkung, Pegel „habe gegen den Ablaß Arcimboldos geschr
Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte. Bd.
Schwerin 1898. S. 189.

2) Abgedruckt bei D. Schröder, Papistisches Mecklenburg.
1741. S. 2858—2866.

r Rostocker Professor schon die attritio, die unvollkommene
ue für genügend erklärt; er schreibt nämlich bezüglich der
ue: „Si eximia est, dicitur contritio; si humilis, attritio,
ac non infructuosa est, licet contritione minus me-
atur“.

Wie man in Mecklenburg am Vorabend der Kirchen-
altung den Ablaß aufgefaßt hat, ersehen wir aus einem
517 erschienenen Einblattdruck, in welchem der Rostocker
ominikaner und Inquisitor Joachim Rattstein zum Eintritt
die Rosenkranzbruderschaft aufforderte. „Kommt und geht
diese Bruderschaft“, mahnte der Dominikaner, „alle ihr
ußfertigen Menschen, die ihr begehret Auslöschung
er Pein eurer Sünden, die ihr bereut und ge-
eichtet habet; machet euch theilhaftig der großen Gnade
nd des Ablasses, der hierzu gegeben ist von so vielen
ischöfen, daß sie unzählig sind“.[1] Also den bußfertigen
Menschen, die ihre Sünden bereut und gebeichtet haben,
wird Ablaß verheißen. Heißt das vielleicht den Ablaß „rein
äußerlich und geschäftlich“ auffassen? Man beachte dann
auch, wie genau hier der Ablaß als Erlaß der Sünden-
strafe dargestellt wird, nicht als Erlaß der Sünden-
schuld. Wer einen Ablaß gewinnen wollte, mußte zuvor
durch reumüthige Beichte Nachlassung der Sündenschuld er-
langt haben. Denjenigen, die im Stande der Todsünde
sind, nützen die Ablässe nicht, lehrte seinerseits der Ro-
stocker Dominikanerprior Cornelius von Sneek.[2] Daß
man am Ausgange des Mittelalters den Ablaß bloß als
Straferlaß aufgefaßt habe, bezeugt auch die Mecklenburger
lutherische Kirchenordnung vom Jahre 1552, die ausdrücklich

1) Wiechmann III, 57.
2) Cornelii de Snekis, Sermones XXI super Confraternitate de serto rosaceo. Parisiis 1514. fol. 50b. „Indulgentiae non prosunt his qui sunt in peccato mortali“. Diese Rosenkranz-predigten erschienen 1517 zu Rostock in zweiter Auflage.

bemerkt, die Ablässe seien „nichts Anderes gewesen, denn Nachlassung der Satisfaktion".[1])

Aus dem Umstande, daß zur Gewinnung des Ablasses äußerliche Leistungen, z. B. Geldspenden oder äußerliche Andachtsübungen, erfordert werden, darf man nicht schließen, daß der Ablaß rein äußerlich und geschäftlich aufgefaßt wurde. Uebrigens verdanken die heutigen Protestanten in Mecklenburg dem Ablasse, zum Theile wenigstens, manche schöne Gotteshäuser und manche ältere Armenstiftungen. Zwar ist es eine starke Hyperbel, wenn Sch. behauptet: „Es ist wahr, jeder sinkende Kirchthurm, jeder abbröckelnde Mauerstein wurde durch Ablaß gestützt und ersetzt" (42). Doch wurde mit Hülfe der Ablaßgelder manch herrliches Gotteshaus erbaut. Gerade darin sieht jedoch Sch. eine bedauerliche Verirrung: „So herrliche und wahrhaft großartige Kirchenbauten das katholische Mittelalter in Mecklenburg auch hervorgebracht hat, so ist doch mancher Baustein für sie herangetragen worden von einer auf irrige Bahnen geleiteten Frömmigkeit, einer solchen, die die Seligkeit sich verdienen zu können vermeint" (45).

Wie wurde aber in Mecklenburg für die Gotteshäuser gesorgt, nachdem die Frömmigkeit der Bevölkerung durch die lutherische Lehre auf andere Bahnen geleitet worden war? Von neuen Kirchenbauten war nun keine Rede mehr; vielmehr wurden nicht wenige Kirchen abgebrochen und mit ihren Steinen fürstliche Schlösser gebaut; andere wurden zu weltlichen Zwecken verwendet, während jene, die dem Cultus erhalten blieben, der größten Verwahrlosung anheimfielen. Ein protestantischer Autor, der Sohn eines Mecklenburger Predigers, schreibt hierüber: „In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind die Visitationsprotokolle voller Klagen

---

1) Kirchenordnung: Wie es mit Christlicher Lere, reichung der Sacrament . . . . im Herzogthumb zu Meckelnburg gehalten wird. Wittenberg 1552. Bl. 37 a.

über den entsetzlichen Anblick, welchen Kirchen und Kirchhöfe überall im Lande darboten, ein Uebel, welches hernach durch den 30jährigen Krieg noch um vieles gesteigert wurde. Es wurde diesem freilich in der Folge wieder einigermaßen abgeholfen, im Allgemeinen aber blieben diese Lokalitäten in einem vernachlässigten Zustande, in welchem sie sich bis vor wenigen Jahren und leider zum Theil auch noch jetzt befinden. Ich selbst erinnere mich noch in Mecklenburg Kirchen gesehen zu haben, die von Schmutz und Unrath starrten, und in ihrem baufälligen Zustande mehr alten Rumpelkammern glichen, als Gotteshäusern. Zur Ehre der Katholiken (wenigstens in Deutschland, auf welches sich allein meine Beobachtung dieser Angelegenheit erstreckt hat) muß ich hinzufügen, daß ich eine ähnliche Vernachlässigung der Kirchen bei ihnen niemals angetroffen habe, sondern selbst die kleinsten Landkirchen, die ich gesehen, waren stets rein und freundlich eingerichtet".[1])

Kann der Eifer, den die alten Mecklenburger für die Verschönerung ihrer Kirchen an den Tag gelegt haben, nicht den Beifall Schnell's finden, so mißfällt diesem auch die katholische Liebesthätigkeit. Freilich muß er eingestehen, daß die Katholiken auch in letzterer Hinsicht Großes geleistet haben.

„Das Volk hielt an seiner Religion fest. Das zeigen die Werke der christlichen Nächstenliebe . . . Keine Stadt war so klein, daß sie nicht wenigstens zwei wohlthätige Anstalten gehabt haben wird; Parchim hatte sogar 10, das kleine Laage 3, Sternberg und Plau ebenfalls 3." „Aber wir müssen auch zugleich betonen, daß man mit aller Liebesthätigkeit nur sein eigenes Seelenheil suchte. Sie ist ein Ausfluß der mönchischen Frömmigkeit, die Gutes thut, nicht um die Noth des Armen zu lindern, sondern ad remedium animae, um

1) Ernst Boll, Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. Neubrandenburg 1855. I, 392 f.

selbst immer größere und sicherere Anwartschaft auf die Seligkeit zu erwerben. Und so ist die Nächstenliebe noch weit von der echten evangelischen entfernt" (52 f.).

Die Behauptung, daß die katholische Liebesthätigkeit aus purem Egoismus hervorgeht, daß dieselbe nicht geübt wird, um die Noth der Armen zu lindern, kennzeichnet so recht die Unwissenheit, die in gewissen protestantischen Kreisen in Bezug auf katholische Dinge vorherrscht. Wohl hat die katholische Liebesthätigkeit auch den ewigen Lohn im Auge. Daß aber den Werken der Nächstenliebe, welche aus gläubiger Gesinnung hervorgehen,[1]) ein ewiger Lohn verheißen ist, weiß ein jeder, der mit dem Inhalt der Evangelien ein wenig vertraut ist. Warum sollte also die katholische Liebesthätigkeit, wenn sie der evangelischen Verheißung Glauben schenkt, noch weit von der echten evangelischen Nächstenliebe entfernt sein? Sch. scheint übrigens übersehen zu haben, daß auch die Mecklenburger, von Melanchthon approbirte Kirchenordnung zur Unterstützung der Kirchen und Armen mit Hinweis auf den ewigen Lohn auffordert:

„Es wolle ein jeder bedenken den gemeinen Nutzen und die gnädige Verheißung unsers Herrn Jesu Christi, der spricht: Wer dem geringsten unter den meinen einen Trunk Wasser gibt um der Lehre willen, dem wird solches belohnt werden. Diese Verheißung sollen wir groß achten und nicht zweifeln, Gott wolle gegen solche Almosen viele Strafen lindern und seine Gaben reichlicher geben; sollen also rechten Glauben üben und zu dieser gemeinen Hülfe willig sein."[2])

Unter dem neuen Regime scheint man in Mecklenburg zu den Werken der Nächstenliebe nicht sehr „willig" gewesen

1) Daß die guten Werke im Glauben wurzeln müssen, lehrt ausdrücklich der Rostocker Dominikaner Cornelius von Sneek in den oben erwähnten Rosenkranzpredigten: „Nullum opus reputatur bonum nisi fuerit in fide firmata per charitatem radicatum". 43 b.

2) Mecklenburger Kirchenordnung. Wittenberg 1552. Bl. 135 a.

zu sein. Schon im Jahre 1532 konnte der Rostocker Dominikaner Cornelius von Sneek den Gegnern vorhalten, daß die neue Lehre der Liebesthätigkeit Abbruch gethan habe.[1]) Und daß der katholische Ordensmann hiermit keinen unbegründeten Vorwurf erhob, bezeugen die späteren Klagen der lutherischen Prediger, z. B. des Rostocker Superintendenten Simon Pauli, der offen bekannte:

„Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit gehen jetzt im Schwang, da fast niemand mehr den Nächsten liebt und Barmherzigkeit erzeigt; alle geizen und raffen in ihren Sack. Zur Erhaltung des Wortes, der Kirchen und Schulen wollen sie nichts geben, sondern auch, was ihnen zuvor gegeben, wiederum nehmen und rauben. . . . Sie halten: kein verloreneres Geld, denn dieses, welches Predigern, Schulmeistern, Schülern und Armen gegeben wird, und geben eher Gauklern und anderen leichtfertigen Leuten als diesen."[2])

Im Anschlusse an die oben erwähnte Schmähschrift des Rostocker Predigers N. Gryse spricht Schnell (42) von dem „habsüchtigen Streben" der katholischen Geistlichen. In einer früheren Schrift hatte er sogar behauptet: „Das Geld spielte die erste Rolle im kirchlichen Leben".[3]) Nachträglich scheint er selber eingesehen zu haben, daß diese Behauptung übertrieben sei; denn jetzt spricht er nur noch von der „großen" Rolle, welche das Geld im kirchlichen Leben gespielt habe; er weist hiefür namentlich auf die Thatsache hin, daß „für Geld von den Priestern Messen gelesen wurden für Lebende und für Verstorbene". Hat aber vielleicht

1) „Pauperes, ut ad oculum cernitur, maiori nunc quam prius paupertate premuntur et egent". Defensio 75a.

2) S. Pauli, Extract oder Außzug aus der Postill. Magdeburg 1584. S. 748.

3) Schnell, Die Einführung der Reformation in Mecklenburg. Halle 1899. S. 11. (Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte. Nr. 35.)

später bei den lutherischen Predigern das Geld im kirchlichen Leben keine Rolle mehr gespielt? Sch. gibt zwar keine Antwort auf diese Frage; hören wir indessen darüber die eine oder die andere Stimme aus dem protestantischen Mecklenburg des 16. Jahrhunderts.

Der Wismarer Superintendent Wolfgang Peristerus war wegen des „Opferpfennigs“ mit seinen Collegen in Streit gerathen. Letztere wollten den Opferpfennig bei der Communion beibehalten, während Peristerus die „greuliche und ärgerliche Krämerei“ abgeschafft wissen wollte.

„Den Wismarischen Predigern“, sagt er in einer Schrift vom Jahre 1577, „ist gar wenig daran gelegen, mit was Andacht und Gottseligkeit das hl. Sacrament empfangen und genossen werde, wenn sie nur die Opferpfennige bekommen und sammeln mögen. . . . . Die Prediger und Altarsdiener können auch selber keine Andacht bei der Austheilung des theuerbarsten Sacraments haben, sondern sie glupen immer zu über die Seite und sehen zu, wer opfere oder nicht, und sehen einen eben sauer an, wenn er in seiner Andacht vorübergeht und nicht etwas auf den Altar legt, wie ich's denn von denen gehört habe, denen es selber widerfahren ist; ja Wunder möchte es einen nehmen, daß sie nicht bisweilen der Communicanten Mund mit dem Sacrament verfehlt, wenn sie sich nach dem Opferpfennig umgesehen haben.“ [1])

Noch deutlicher spricht sich Herzog Ulrich von Mecklenburg, der lutherische Administrator des Bisthums Schwerin, in einem Schreiben vom Jahre 1578 aus. Herzog Ulrich hatte den Superintendenten von Güstrow, Conrad Becker, abgesetzt. Da die anderen Prediger für ihren Superintendenten Fürsprache einlegten, antwortete ihnen der Herzog:

„Es ist öffentlich am Tag, daß Conradus in seinem Kreise, der ihm befohlen worden, auf die Pfarren, die ihm zu bestellen gebührte, ungelehrte, strafwürdige Pastoren gesetzt, die mit

---

1) D. Schröder, Kirchen-Historie des Evangelischen Mecklenburgs. Rostock 1788 f. III, 309 f.

öffentlichen Lastern befleckt, als Ehebruch, Vollsaufen und andere Untugenden, damit er durch die Finger gesehen um einer geringen Verehrung willen, wie solches wohl noch weiter an den Tag kommen wird. Desgleichen hat er auf die Pfarren Prediger, welche den Bußfertigen die Sacramente verweigern und den unschuldigen Kindern die Taufe versagen, nur allein aus der Ursache, daß die Leute zu rechter Zeit nicht ihr Meßkorn haben ausgegeben. Und mischen also die hochwürdigen Sacramente unter ihr Meßkorn und bringen also die Sacramente in eine große Verachtung." [1])

Bezüglich der Zahl der Geistlichen bricht Schnell in die Klage aus:

„Unser armes Vaterland hatte eine unendliche Zahl von frommen Müßiggängern zu ernähren" (43). Im Ganzen waren vorhanden 12 Nonnen= und 16 Männerklöster. „Die Zahl ihrer Insassen läßt sich nur annähernd bestimmen; sie mag sich auf wenigstens 500 Nonnen und 300 Mönche belaufen haben". Bedeutend höher war die Zahl der Weltgeistlichen. „Wir können auch diese nur annähernd bestimmen, und zwar aus der großen Zahl von Altären. . . . Man hat noch im Reformationszeitalter das ganze Heer der Geistlichen auf 14,000 Köpfe eingeschätzt".

Wer diese Einschätzung gemacht hat, wird nicht gesagt. Es war der Rostocker Prediger N. Gryse, der in einer Schrift vom Jahre 1593 bemerkt:

„Wenn man könnte alle Altäre rechnen, so allein bei uns im Land zu Mecklenburg gewesen sind . . . so würde man sich zum Höchsten verwundern; da in diesem Lande der Formulae Concordiae treue Prediger und Christi Diener 446 haben Anno 1580 unterschrieben, so hätte man damals wohl des Antichristes Diener über 14,000 bei Namen gefunden." [2])

---

1) David Frank, Altes und neues Mecklenburg. Güstrow 1753 ff. XI, 28.

2) Gryse, Historia Van der Lere, Levende und Dode Joachimi Slüters des ersten Evangelischen Predigers tho Rostock. Rostock 1593. E 1 a.

Diese Angabe, welcher Sch. unbedenklich Glauben schenkt, kann auf irgendwelche Zuverlässigkeit keinen Anspruch erheben. Der Rostocker Stadtarchivar Koppmann schreibt bezüglich der Autorität Gryse's: es stelle sich immer mehr heraus, daß man seine Biographie Slüter's „nur mit der größten Vorsicht“ benützen dürfe; dieselbe „enthält Glaubwürdiges und Unglaubwürdiges in bunter Vermischung und bedarf dringend einer eingehenden Würdigung“.[1]) Schon im 18. Jahrhundert hat der Mecklenburger Prediger Frank hervorgehoben, daß Gryse's Berechnung wohl „zu milde gerathen“ sei; er war daher geneigt, dieselbe auf die Hälfte herabzusetzen.[2]) Aber selbst die Zahl 7000 dürfte viel zu hoch sein. Zu Rostock soll es, nach Gryse, um 1526 noch über 80 Dominikaner und über 80 Franziskaner gegeben haben.[3]) Nun aber lebten 1517 im Rostocker Dominikanerkloster bloß 28 Brüder.[4]) Hieraus ersieht man, was von Gryse's Angabe, daß es damals in Mecklenburg über 14,000 Geistliche gab, zu halten sei.

Es soll indessen nicht geleugnet werden, daß in der That beim Ausgange des Mittelalters, wie in ganz Deutschland, so auch in Mecklenburg die Zahl der Geistlichen zu groß war, zwar nicht in den Dörfern, wohl aber in den Städten. Auf diesen Mißstand hat bereits Dr. Falk in diesen Blättern (Bd. CXII, 544 ff.) aufmerksam gemacht. Die große Menge von schlecht besoldeten Klerikern erzeugte

---

1) Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock. Rostock 1890 ff. I, 2; II, 15.

2) Frank, Altes und neues Mecklenburg IX, 118.

3) Historia Slüters. D 3a. An dieser Stelle erzählt Gryse auch, daß die Dominikaner lehrten, die Mutter Gottes sei ohne Sünde empfangen; die Franziskaner dagegen hätten gelehrt, Maria sei in Sünde empfangen worden. Bekanntlich fand das Gegentheil statt.

4) K. Koppmann, Geschichte der Stadt Rostock. Rostock 1887 S. 99.

t von klerikalem Proletariat, das durch sein Ver-
zur Discreditirung der Priester nicht wenig beigetragen
n Rostock beliefen sich 1470 die Einkünfte der geist-
Pfründen auf 4470 Mark; „für damalige Zeiten eine
je Summe“, bemerkt hierzu Schnell (43). Wer aber
daß sich diese Summe auf 204 Pfründen vertheilte,
e Sache mit anderen Augen betrachten. Sch. hat
s vergessen, beizufügen, daß die Einnahmen der
n kirchlichen Pfründen im Rostocker Archidiakonat,
Kirchen umfaßte, bloß 700 Mark betrugen.[1]) Da
an wahrlich nicht behaupten, daß der Weltklerus
ure Anforderungen an die Steuerkraft des Landes

as die Sitten des Klerus betrifft, so geht Sch. in der
ung der Mißstände ebenfalls zu weit. Wohl gab es
manche Geistliche, die sich ihres hohen Berufes nicht
zeigten. Aber neben den vielen pflichtvergessenen
n gab es auch manche eifrige und tugendhafte Priester;
eße sich das Zeugniß nicht erklären, das Schnell dem
burger Volke ausstellt:

Was Leben und Sitte des Volkes am Vorabend der
ation anbetrifft, so findet sich von bewußtem Unglauben
rachtung der Religion in jener Zeit keine Spur; es
e vielmehr eine weit verbreitete Frömmigkeit; die Religion
n Mittelpunkte des öffentlichen und häuslichen Lebens.
ist es erklärlich, daß die Reformation auch bei uns so
Fortschritte machen konnte“ (58).

tzterer Punkt wird weiter unten zur Sprache kommen;
ig sei bloß das Geständniß festgestellt, daß in Mecklen-
m Ausgange des Mittelalters eine weit verbreitete
igkeit herrschte. Sch. fügt allerdings bei: „Aber die

---

lann, Verzeichniß der geistlichen Lehen in Rostock und im
ostocker Archidiakonat, in den Beiträgen zur Geschichte der
tadt Rostock I, 25 ff.

Frömmigkeit bewegte sich durch und durch in den Bahnen der Heiligen- und Mariakirche, ebenso äußerlich wie geschäftlich das Fegefeuer möglichst abzukürzen, die Seligkeit zu verdienen". Daß man indessen nicht bloß die Heiligen verehrte, sondern daß Christus den Mittelpunkt des katholischen Gottesdienstes bildete, muß auch Sch. in seiner Weise zugeben: „An den Altären wurde der Erlöser immer auf's Neue geopfert, mit abergläubischer Scheu und dumpfer Stille verharrte das Volk beim Hochamt, bewunderte es die im ‚Hüseken' aufbewahrte und ausgestellte Hostie" (45).

Wohlwollender als den Weltklerus beurtheilt Sch. die Klöster. Zwar schildert er, wie die Bettelmönche „das Geld in ihre Klöster schleppten" (41); er weiß auch zu erzählen von den großen Kapitalien, „welche die frommen Mönche gesammelt hatten", sowie von den reichen Besitzungen der Klöster (44). Doch widerlegt er sich selbst, indem er nachher von der Armuth der Klöster spricht (50 f.). Schon in seinem früheren Schriftchen hatte er bemerkt: „Die Klöster scheinen einen ehrbaren Charakter bis an ihre Einziehung bewahrt zu haben. Zu einem schwelgerischen Leben fehlten ihnen durchweg die Mittel. Die einst reichen hatten über bittere Armuth zu klagen".[1]) Aehnlich lautet das Urtheil in der neuen Schrift, wo noch beigefügt wird: „Besondere Fälle von Ausschreitungen lasterhafter Art sind bislang nicht nachzuweisen. Es herrschte ein friedliches stilles Leben in den Klöstern" (51). Die drei Dominikanerconvente zu Rostock, Wismar und Röbel gehörten den reformirten Klöstern an. „Der strenge Orden der Karthäuser zu Marienehe bei Rostock blieb bis zu seinem Untergange in aller Tugendhaftigkeit". Die Brüder vom gemeinsamen Leben in Rostock „behaupteten ihr altes Ansehen". „Ihre Schulthätigkeit war über die Grenzen des Landes hinaus berühmt, ihre Buchdruckerei arbeitete fleißig, ihre Glieder waren Lehrer an der Universität" (52).

---

1) Die Einführung der Reformation in Mecklenburg. S. 19.

Man beachte wohl, daß die genannten Klöster, denen ein so schönes Lob gespendet wird, nachher von der lutherischen Neuerung nichts wissen wollten. Hiermit erledigt sich auch die oben angeführte Behauptung, die großen Fortschritte des Lutherthums in Mecklenburg seien nur erklärlich aus der damals weit verbreiteten Frömmigkeit. Sehen wir uns jedoch die wahren Gründe der raschen Ausbreitung der neuen Lehre etwas näher an.

Dr. N. Paulus.

(II. Artikel folgt.)

XLVII.

Julius II., Raphael und Michelangelo.

(Skizzen aus Klaczko's Buch: Rom und die Renaissance.)

(Schluß.)

Die Gründe, weshalb Michelangelo von diesem Sieg des Papstes an für sich selbst und für die Seinen in der Vaterstadt bangte, wurden schon berührt. Von ihm, der den Papst fürchtete, ohne sich vor ihm zu beugen, und seinen hochfliegenden Plänen nicht sympathisch gegenüberstand, konnte man keine Huldigung bei diesem Anlaß erwarten. Er beendete eben damals die letzten Fresken an der Decke der Sixtina. Der Papst sah die vollendete Decke, aber Michel-Angelo erwähnt in seinen Briefen keine Befriedigung darüber. Julius hatte seine volle Anerkennung auch nur über die erste Deckenhälfte ausgesprochen, als diese 1511 am Fest von Mariä Himmelfahrt enthüllt wurde.

Unter dieser ersten Hälfte sind sämmtliche biblische Scenen, der Cyklus der Weltschöpfung, die Grau in Grau

gemalten Dekorationsfiguren zwischen den Bildern, sowie die Propheten und Sibyllen zu verstehen, also der wichtigste Theil des Ganzen. Nach Wiederaufbau des Gerüstes nahm Michelangelo in sichtlicher Eile, weil mit steigender Ungeduld die Bilder der Dreiecke und der Lünetten über und unter den Fenstern in Angriff. In weniger als einem Jahre hatte er sie vollendet. Die Briefe, die er in dieser Zeit schrieb, bezeugten seinen Schmerz über der Vaterstadt Schicksal, Sorge für die Seinen und Ueberdruß an seiner Arbeit, die ihn noch in Rom und in der Nähe des Papstes festhielt. Man bemerkt an den letzten Gestalten, den Karyatiden über dem Altar, daß der Unmuth des Künstlers sein Werk beeinträchtigte. An einigen Bildern vernachlässigte er die ausbedungene Vergoldung. Einen Vorwurf des Papstes über diesen Mangel beantwortete er mit der Witzrede: Er habe arme Leute dargestellt; die besäßen kein Gold. Julius II. ließ die „Burla" (wie Condivi diese Antwort nennt) ungerügt. Mit anderen Zeitgenossen betrachtete er die zweite Hälfte der Decke als nebensächliche Dekoration. „Vorfahren des Erlösers" hat man diese letzte der Lünetten-Bilderreihe benannt; aber ungeachtet der alttestamentlichen Königsnamen unter den Fenstern, stellen sie keineswegs geschichtliche Persönlichkeiten vor. „Die Armen, die Geringen, die Nothleidenden, das nach dem Messias sich sehnende Volk", konnten darunter gemeint sein und in diesem Sinne als „Vorfahren" Christi gedeutet werden. Sie scheinen willkürlich dem Skizzenbuch des Meisters entnommen, zeigen alle möglichen Scenen, die stets Schwermuth oder wirkliches Leid ausdrücken. Viele sind voll der zartesten, anmuthvollsten Schönheit, die mit der Antike oder mit Raphael wetteifert; nirgends aber verräth sich des Künstlers gewaltiger Genius so wie in den Hauptbildern der Decke.

In drei Kapiteln[1]) belehrt uns das vorliegende Buch

1) 1. An der Schwelle der Sixtina. 2. Unter dem Deckengewölbe der Sixtina. 3. Epilog zur Sixtina.

ie Entstehungsgeschichte der Decke und die in Michel-
o's Seele wirkenden Kräfte und Stimmungen, die in
zum Ausdruck kommen. — Technisch zeigen sie, daß
langelo als Bildhauer sah und malte. Die ge-
en Gestalten, welche die dekorative Abtheilung der Decke
gleichen den gigantischen seelenvollen Figuren, die er
s Grabmal erdacht hatte und zu bilden glühend er-
Seine Sehnsucht nach der Arbeit, die sein ganzes
n als Bildhauer offenbaren sollte, zeigte sich in jedem
Ignudi, Putti und Karyatiden, diesen göttergleich ge-
t Menschenleibern, welche den Bildercyklus einrahmen.
e Dekoration verschmäht der Künstler; die biblischen
n sowie die Propheten und Sibyllen hatte er gleich
nzen Anordnung frei bestimmen dürfen. Julius II.
hte es dem großen Meister nicht, als er seinen Rath,
postel zu malen, verwarf. Dem Jünger Savonarola's
as alte Testament der heilige tiefe Urquell, aus dem
pfte. Die Predigten des einstigen Lehrers hatten ihn
hingeleitet. Die erhabenen Vorgänge, die großartigen
, die bedeutenden Gestalten der Bibel entsprachen
tiefen Sinn und gestatteten ihm, die ernsten Lehren
Sündenfall und Buße, von Geisteserneuerung und
r Scheidung von Gut und Bös mit den Mitteln der
zu wiederholen, die Fra Girolamo in Flammenworten
det hatte. So geschah es, daß Michelangelo's Genius
derwillig übernommene Aufgabe doch erfaßte und sie
r Weise löste, wie kein anderer Sterblicher es ver-
hätte. Mit deu Gemälden der Sixtina erreichte er
öchste Ziel, was je der Malerei gesetzt wurde. Raphael
es bei ihrem ersten Anblick. Begeistert von ihrer
nen Schönheit rief er aus, „er preise sich glücklich in
Zeit zu leben, die einen Künstler wie Michelangelo ihm
len konnte!"

Wenn je Michelangelo den Ausruf des von ihm arg-
ich betrachteten Jünglings erfuhr, nahm er dessen

Anerkennung als etwas Selbstverständliches hin. Er selb
äußerte später: „Was Raphael wisse, habe er von ih
gelernt;“ doch neigte er sich nie wohlwollend diesem fre
willigen Jünger zu. Von Raphael's fröhlicher Sinnesa
trennte ihn seine ernste Denk- und Lebensweise, mehr no
als die Eifersucht gegen Raphael's Freund, Gönner un
Verwandten, den sorglosen, freimüthigen Bramante, d
immer eine Schaar von Jüngern, Freunden und Günstling
um sich versammelte und nach des Tages Arbeit in sein
Wohnung, dem jetzigen Convent der Penitenzieri, gastfr
bewirthete. — Michelangelo blieb bei seiner Arbeit wie i
Leben stets einsam. „Einsam wie der Henker!“ hatte ih
einst Raphael erwiedert, als der verbitterte Schöpfer d
Sibyllen diesen ob seines Gefolges verspottete. Er hät
darauf stolz antworten können, er sei einsam wie d
Herrscher! —

> . . . e ch'altro è mai
> Che solitudine l'impero? — [Silvio Pellico.]
> (Ist Herrschaft anderes als Einsamkeit?)

Weder Bramante in der glänzenden Schaar sein
Verehrer, noch Raphael inmitten zahlreicher Schüler konnt
damals ahnen, daß der einsame Mann, der ihrem Glü
grollte, derjenige sein werde, dem alle ihre Schüler s
später zuwenden würden, der einer nachfolgenden Kunstperio
kraft seines Genies die Bahn vorzeichnete. Diese Bahn muß
nothwendig abwärts gehen. Michelangelo hatte die Gren
erreicht, die bis jetzt dem schaffenden Menschengeist gesetzt i
Er ist der Vater des Barokstils geworden, welcher trotz sein
Kraft und seines Formenreichthums die Decadenz bedeut
Durch die nachfolgenden Baumeister, die schon dieser Decade
angehören, wurde Bramante's Hauptwerk, um dessen Au
führung ihn der zum Malen verurtheilte Bildhauer einst
glühend beneidet hatte, verändert und um unvergleichli
Harmonie der Verhältnisse und die tadellose Schönheit d
einzelnen Theile gebracht, diese Vorzüge am Plan Bramant

Veränderung dieses Planes hatte Michelangelo einst als
Versündigung an der Wahrheit gebrandmarkt. Dennoch
selber sich gezwungen, als er nach zwei Nachfolgern
roßen Baumeisters die Leitung übernahm, eingreifende
derungen durchzuführen und sogar Theile der von
ante fast vollendeten südlichen Tribune abreißen zu
. Er sühnte freilich diese Versündigungen, ob andere
er sie verschuldet hatten, durch den Wunderbau der
el. Sie übertrifft an Höhe und edlem Schwung der
die vom ersten Baumeister geplante und sichert der
skirche den Ruhm, die unübertroffene Kirche der
ssance zu sein; aber sie verknüpft Michelangelo's
n fester mit ihr als den des großen Urbinaten, Donato
ante. Lang nach dessen Tode fiel der Lorbeer des
uhms dem Buonaroti zu, der des älteren Meisters
so sehr beneidet hatte, und zwar gerade von dem
werk erntete er den Ruhm, das bestimmt schien, den
antes, seines ersten Baumeisters, auf alle Zeiten zu
n. Er theilte Michelangelo's einst von diesem so
beklagtes Geschick. Seine Lieblingsschöpfung wurde
nach dem genialen Gedanken des Urhebers vollendet!

Dem Titan, der den Himmel zu stürmen sucht, steht
Seraph gegenüber; mit der Kraft seiner Schwingen
t er sich rasch aber friedlich bis zum Urquell der
nheit, und bringt von dort Glanz und Licht auf die
e Erde. Wo Michelangelo kämpfte und um unverwelk-
Lorbeer rang, pflückte Raphael mit leichter Hand
nelsblumen und Früchte, beglückte mit ihnen andere
sich selbst.

Sein Name war in Rom, ja selbst in Florenz unberühmt,
der junge Raphael Santi von Urbino in die Tiberstadt
Eine Empfehlung seines Herzogs mußte ihm den Weg
Papste bahnen. Er bat um die Gunst, ein Wand-
ilde in den „obern Stanzen“ ausführen zu dürfen, wo

schon unter Bramante's Leitung berühmte Maler, w
Perugino, Sodoma, Peruzzi seit Jahr und Tag arbeitete
Ein Blick auf die Skizzen des Jünglings überzeugte d
Papst, daß dieser und kein anderer leisten würde, was
verlangte: Gemälde, wodurch die „obern Zimmer", die
zu bewohnen gedachte, an Schönheit weit überragten, w
Alexander Borgia in den „untern" Zimmern hatte schaff
lassen.

Ohne Bedenken und Rücksicht entließ Julius sofort d
Künstler, deren Werk ihm nicht genügte; er ließ zerstör
was sie bereits emsig geschaffen hatten. Die Deckenbild
blieben nur, die des neuen Meisters Pietät für den einstig
Lehrer erhalten wollte. Der Kennerblick des Papstes ha
richtig gesehen. Kein anderer als Raphael würde würd
die früheren Gemälde eines Pier della Francesca, Andr
del Castagno und anderer Meister der Frührenaissance
ersetzt haben wie Perugino's unbekannter Schüler. Mit ein
Male offenbarte er den ganzen Reichthum seiner Gaben u
zeigte sich als ersten, unübertroffenen Meister der Compositi
Nichts von Allem, was er bisher vollendet hatte, ließ e
solche Entfaltung ahnen; weder seine Grablegung noch se
Vermählung Mariä; die letztere ist ohnehin einer Compositi
Perugino's entnommen. Außer diesen beiden Bildern wa
nur jene lieblichen Madonnen von Santi der Welt gesche
worden, die heute den Schmuck der reichsten Museen bild

Hatte die Rosa mystica, die Mater delle grazie div
ihm die lichten Pforten aufgethan, wo er Ordnung, Harmon
und Maß, Schönheit, Wahrheit und Weisheit schaute,
sie von nun an seinen Schöpfungen zu Grund zu leg
In der ersten Freske der Stanzen, in der „Disput
offenbaren sich alle diese Vorzüge, die den Thron der Gott
bilden und umgeben; diese Composition gleicht allen
früheren Arbeiten Raphaels so wenig, als jenen seiner V
gänger. Selbst Masaccio läßt die Einheit der Handl
vermissen, ja Michelangelo vernachlässigte sie noch in ei

r Fresken der Sixtina.[1]) Die plötzliche Entfaltung dieses
positionstalents Raphael's grenzt an's Uebernatürliche.
Bewunderung seiner Zeitgenossen war grenzenlos. Vor
: Liebenswürdigkeit schwieg der Neid, und so konnte er
freudig weiter entfalten, wie er es von Bild zu Bild
r ersten Stanze (der Segnatura) that. Dieser Raum
bestimmt, einem geistlichen Gerichtshof zu dienen, der
unter päpstlichem Vorsitz tagen durfte. Die von Julius
hnten Privatzimmer in der Nähe sind unter späteren
auten verschwunden. Die Bestimmung der Stanze erklärt
Wahl der Bilder, die mit der Disputa, der Schule von
n, den drei Cardinaltugenden und dem Parnaß Religion,
enschaft, Recht und Dichtkunst berühren. Die vier alle-
chen Bilder der Decke betonen diesen Zusammenhang.
glicherweise sollte mit diesem Vierklang auch auf den
n Traum (oder die Utopie) der Renaissance hingedeutet
den: Weisheit (Philosophie) und Kunst der Antike mit
Tugend und Religion des Christenthums zu verbinden.

Schon 1511 konnte Julius am Anblick dieser Bilder sein
e weiden. Sie gewährte ihm Ruhe und Erquickung nach
Mißerfolgen seiner Politik und dem Verrath seines
sten Verwandten. Man erkennt jenen Meuchelmörder
Cardinals Alidosi, Francesco Maria Herzog von Urbino,
dem frauenhaft schönen Jüngling im weißen Mantel auf
r Freske der Segnatura.

Die althergebrachte Eintheilung des Wissens in Tri-
um und Quadrivium wurde von Raphael in der
chule von Athen' noch festgehalten, aber zum ersten Mal
historischen statt von allegorischen Personen ausgedrückt.
ine Compositionsgabe bekundet sich hier noch freier wie in
Disputa. Sie bleibt der Vorzug, der neben seinem wunder-

1) In Noe's Fluch, wo hinter dem schlafenden Noe der Patriarch als Weinpflanzer sich zeigt.

baren Schönheitsgefühl ihm auch von den Kritikern spä-
Tage, oder sagen wir es geradezu, der modernen Z
zugestanden werden, von ihnen, die es wagten die Be
derung wirklich kunstsinniger Zeiten „auf das rechte M
zurückzuführen. Uns genügt, daß die beiden unantastba
Vorzüge jene Schwingen sind, mit denen er sich hoch ü
Bewunderer sowohl wie über Tadler erhebt, um aus u
erschöpflichen Quellen den Wundertrank zu holen, der u
heute noch stärkt und beglückt.

Aehnlich erging es Julius II. Sein Wohlgefallen a
dem Künstler erhöhte hinwieder den Dank desselben für d
Mäcen, der ihm vertraut und ihm die Gelegenheit gab, se
Kraft zu zeigen. Ihm weihte er die Verherrlichung, de
wir schon bei den drei Bildnissen des Papstes gedach
In der Stanze Heliodors, wo Raphael zur glänzendste
Höhe gelangt ist, finden wir den Zusammenhang der einzeln
Bilder in der Persönlichkeit des Papstes und der Verher
lichung seiner Thaten. Sein Bild auf dem „Wunder v
Bolsena“ erinnert an sein hohes geistliches Amt, viellei
mit einer Allusion an Orvieto, von wo er seinen „Kreuzzu
begann. Der Dom von Orvieto wurde in Erinnerung a
das Wunder gebaut, das dem zweifelnden deutschen Priest
geworden, ihm die Gegenwart des eucharistischen Gottes z
zeigen. Ein Vergleich dieses frühen Rompilgers mit de
deutschen Mönch aus Wittenberg, der Rom besuchte als d
Kunst ihre Triumphe feierte, aber sie nicht zu würdig
wußte, sei hier nur flüchtig gedacht. Klaczko fügt ihn sein
Beschreibung dieser herrlichen Stanze des Heliodor an.

In dem Kirchenräuber, den übernatürliche Rächer a
dem Tempel jagten, muß man die von Julius aus Itali
gescheuchten „Barbaren“ erkennen; deßhalb thront er a
Beschauer der Scene auf der hohen Sedia. Der aus Fess
befreite Petrus weist von selbst auf den einstigen Cardin
von St. Pietro in Vincoli hin, der aus den Fallstricken d
Gegner Erlösung fand, wie er auch in der Vertreibu

ilas die Stelle einnahm, die Raphael später, nach
lius II. Tod, dessen Nachfolger Leo X. einräumte. Dieser
llte auf dem Pferde gemalt dargestellt werden, das er
Jahr vor seiner Erwählung in der Schlacht von Ravenna
, in der er, damals päpstlicher Legat, gefangen genommen
rde. Durch diese Substituirung ist der Zusammenhang
Fresken verdunkelt worden.

Als Raphael die Stanze malte, bildete sie gleichsam
Dithyrambe, mit der er in die Jubelchöre stimmte, die
unerwarteten Erfolg von Julius II. kühner Politik feierten
d in Rom den lebhaftesten Wiederhall fanden.

Peruzzi feierte ihn gleicherweise durch seine Fresken
dem capitolinischen Palast; Michelangelo allein wollte
den freudigen Klängen keinen vernehmen, sondern endete
banger Trostlosigkeit über das Schicksal der geopferten
rentinischen Freiheit seine Fresken in der Sixtina, die
em langen Trauergesang zu vergleichen sind. In einem
dern Sinne läßt sich diese Klage als das Scheidelied
er Kunstperiode ansehen, die im Ruhmeskranz von
lius della Rovere mit unvergänglichem Glanze leuchtet
für immer mit seinem Namen verwoben bleibt.

XLVIII.

Henryk Sienkiewicz.

Henryk Sienkiewicz, der berühmteste polnische Erzähle
der Gegenwart, der bereits auf 25 Jahre reicher schöpferisch
Thätigkeit zurückblickt, den man seit etwa zehn Jahren i
Deutschland und im übrigen Westeuropa mit Ehren nenn
dessen Roman „Quo vadis?" zu einer Weltberühmthe
wurde, Henryk Sienkiewicz war besonders in den letzte
Wochen des Jahres 1900, da die Polen darangingen, sei
fünfundzwanzigjähriges Dichterjubiläum zu feiern, ein viel
genannter Mann. Der Jubilar ist ein geborner Littaue
1846 zu Wola Okrejska geboren, verlebte er unter ver
blichenen Wappenschildern, zwischen romantischen Erinnerunge
an die einstige Größe alter Adelsgeschlechter seine Jugen
Hierauf machte er seine Studien an der Hauptschule vo
Warschau, ohne sich dann einem bestimmten Fache ode
einem bürgerlichen Lebensberufe zuzuwenden. Seitdem Sien
kiewicz diese Schule verließ, ist er einzig nur Schriftstelle
Die meiste Zeit seines Lebens verbringt er auf Reisen. S
durchwanderte er schon in den siebziger Jahren verschieden
Gebiete Amerikas und schrieb von Californien aus sei
„Reisebriefe" an die „Gazeta Polska" unter dem De
namen „Litwos". Diese Schilderungen lenkten zuerst di
Aufmerksamkeit auf das eigenartige Talent und ließen di
bedeutende Zukunft ahnen. Ein scharfes Auge für die Din

der Welt, treffendes Urtheil, ein frischer Humor und flotter Stil fesselten die Leser. — Außer den europäischen Ländern besuchte Sienkiewicz auch Afrika. Reiselustig sind die polnischen Schriftsteller der letzten Jahrzehnte fast allesammt. Wie jener Polenflüchtling Lenaus durchirren sie Länder und Städte und tragen ihren vaterländischen Schmerz auf allen Wegen mit sich herum. Kurze Zeit war Sienkiewicz Redakteur des „Slovo" in Warschau, und leider auch nur kurze Zeit währte das Glück seiner Ehe an der Seite einer geistvollen Frau, die dem Ruhelosen Ruhe und Sammlung brachte und mit schönstem Antheil und sorglicher Liebe sein dichterisches Schaffen umgab.

Nach den „Reisebriefen" erscheinen zuerst verschiedene kleine Dichtungen, Dorfgeschichten, Novellen und Skizzen, die das moderne Leben Polens nach verschiedenen Richtungen beleuchten. Berühmt wurden davon die Novelle „Zersplittert" (1872), ein Bild aus dem Kiewer Studentenleben, sowie die darauf folgenden „Dorfgeschichten" und „Hanna". Den Uebergang zu den großen historischen Romanen vermitteln die kleineren um 1880 erschienenen historischen Erzählungen: „Selim Mirza", „Durch die Steppen", „Tatarenjoch". Durch diese kleineren Werke hatte sich Sienkiewicz schon einen geachteten Namen unter den polnischen Schriftstellern geschaffen, wenn auch die Adelspartei auf die stark demokratisch angehauchten Schilderungen des polnischen Volkselends mit ärgerlichen Blicken sah.

Als gewaltiger und angesehener Meister der polnischen Erzählungsliteratur erscheint aber unser Romancier gleich nach dem unerwarteten Erscheinen seiner großen historischen Romantrilogie „Mit Feuer und Schwert", „Die Sturmfluth" und „Pan Wolodjowski", die zwischen 1884 und 1888 entstand. Seit dem raschen glänzenden Erfolge dieses und der folgenden Romane unseres Autors machte sich die vornehme Lesewelt Polens allgemach von der Alleinherrschaft des französischen Romanes los. Das Aufsehen,

welches das neue Werk machte, war ungeheuer. „Seit der Zeit, da Mickiewicz seinen ‚Pan Thaddäus' geschrieben, riß man einander nicht wieder ein polnisches Buch so aus den Händen, las man in Polen keines mit so allgemeiner Theilnahme, wie die letzten beiden Erzählungen Sienkiewicz's" (Dzieduszycki). Nach Vollendung dieses umfangreichen Cyklus wendet sich Sienkiewicz der modernen Welt zu, um ihr gelungenes Conterfei in den Romanen „Ohne Dogma" (1890) und „Familie Polaniecki" (1894) zu entwerfen. Als dies geschehen, lenkt die Phantasie des Dichters abermals in die Vergangenheit zurück. Der nächste Roman heißt: „Quo vadis?" (1895) und diesem folgten in den letzten Jahren „Die Kreuzritter", das bedeutendste literarische Ereigniß von 1900 in der polnischen Literatur.

Die Popularität, die Sienkiewicz jetzt in seiner Heimat genießt, ist eine fabelhafte. Am besten bezeugt uns dies die Thatsache, daß die Verehrung des Dichters einen Ausdruck fand, wie er in der polnischen Literatur bisher unerhört ist. Von den Verehrern und Lesern des Dichters wurden Sammlungen eingeleitet, die ein so günstiges Ergebniß hatten, daß das Rittergut Oblegorek bei Kielce in Russisch-Polen angekauft werden konnte. Diese Besitzung mit Schloß und schönem Park erhielt Sienkiewicz als Geschenk zu seinem 25jährigen Schriftstellerjubiläum. Oblegorek ist nämlich der alte Familiensitz der Sienkiewicze. Es kam jedoch das Gut, als die Familie in mißliche Vermögensverhältnisse gerieth, unter den Hammer. Unser Dichter verlebte noch seine früheste Kindheit auf diesem Edelsitze. Das Jubiläum selbst ward in Warschau in glänzender Weise nach einem großartigen Programme gefeiert. Die hervorragendsten Vertreter der polnischen Kunst und Literatur, des polnischen Hochadels, Festtheilnehmer aus Rußland und Deutschland erschienen. Der Dichter selbst verfaßte aus Anlaß dieses Jubiläums ein Lustspiel: „Sagloba als Brautwerber", so daß der höchst gelungene polnische Fallstaff, der uns aus „Mit Feuer und

Schwert" so wohl bekannt ist, nun mit seinen Aufschneidereien, seiner Feigheit und seinem Glücke auch lustig über die Bühne spaziren wird. Ebenso erscheint in Warschau eine Sammlung der humoristischen Jugenderzählungen. So sehen wir heute Sienkiewicz wie einen ruhmgekrönten Triumphator auf dem polnischen Parnaß und noch wächst sein Ansehen und seine Popularität von Tag zu Tag.

Unter den ersten Schriften Sienkiewiczs verdient die Novelle „Zersplittert" noch heute unser Interesse und unsere Beachtung, eine Erzählung, welche ein packendes Bild des Kiewer Studentenlebens in kräftigen Farben zeichnet. Der Dichter hat sich hier rückhaltlos dem Naturalismus verschrieben. Tabaksqualm, Trinkstubenatmosphäre, ein unklares Weben stürmischer Gedanken, Hoffnungen und Träume in jugendlichen Köpfen. Und zwischen Elend, Arbeit und Studium glühend leidenschaftliche Liebe, welche das Gemüth desjenigen mit Vernichtung bedroht, der sich ihr ohne Vorbehalt hingibt. Diese modernen jungen Männer der Universitätsstadt, denen die höchsten Lebensfragen nur wie ein unklarer Traum vor der Seele schweben und die daher höchstens eine unbestimmte Sehnsucht nach deren Lösung empfinden, verbrauchen ihre beste Lebenskraft gerne auf der Jagd nach Frauenliebe, die ihnen dann doch wie ein Vogel entfliegt und ihre Kraft „zersplittert" zurückläßt. Es erregt berechtigtes Staunen, in wie klaren Linien und mit welcher Sicherheit der junge Dichter schon hier zu erzählen weiß.

Noch kecker und kräftiger als in der Studentengeschichte greift Sienkiewicz in seinen „Dorfgeschichten" zu. („Kohlenskizzen" heißen sie im Original). Da läßt er uns einen Blick in das unsäglich traurige polnische Bauernleben thun, das er in lapidaren, kräftigen, holzschnittmäßigen Zügen schildert. Das gedrückte, verachtete, arme Landvolk in seiner Hilflosigkeit, wie es nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Polen und Rußland leibte und lebte, wie es von

den Juden ausgesogen, von den Adeligen verhöhnt und geknechtet, von den Geistlichen nicht wirksam berathen und von gewissenlosen verbrecherischen Gemeindeschreibern mißbraucht und in den Staub getreten wird: ein Bild voll Anschaulichkeit und scharfer Ironie, das unwillkürlich aufreizend wie eine revolutionäre Rede auf den Leser wirkt. Der Dichter schaltet mit den Mitteln realistischer Detailmalerei in kühner und höchst unbefangener Weise und er thut dabei auch seiner übermüthigen Subjektivität nicht den geringsten Zwang an. Er redet und witzelt dazwischen, er wendet sich mit Anreden an den Leser, er wählt die tollsten sprechenden Namen, wie „Gemeinde Schafskopf", „Gemeinde Eselsfeld" u. s. w. Der ausgesprochene demokratische Geist, der in diesen Blättern grollt, veranlaßte den Dichter auch, in anderen Schriften jener frühen Zeit mit seiner Feder den Armen und Bedrängten zu Hilfe zu kommen und diese in rührenden Typen abzuschildern. „Janko der Musikant", „Um's Brod", „Aus dem Tagebuche eines Posener Lehrers" u. a. gehören hieher.

Sehr beliebt ist von den kleineren Erzählungen des Autors wegen ihrer anmuthigen Frische die flott und leidenschaftlich erzählte Liebesmär von „Hanna", die vor allem für das jugendkräftig aufstrebende Talent des Dichters Zeugniß gibt. Eine Kraft und Fülle durchströmt das Büchlein, welches durch das ebenso gemüthliche wie anschauliche Genrebild des „alten Dieners", eines echten altpolnischen Typus, eröffnet wird, um dann im raschen stürmischen Zuge die verhängnißvolle Geschichte einer Liebe ihrer Endschaft zuzuführen. Das Motiv bildet die Liebe zweier junger Studenten, die um die Neigung der herrlichen Hanna werben, und wie ein schwüles Gewitter bricht der Sturm der Leidenschaften los. Mit liebenswürdiger Kunst und tiefer Wärme malt der Dichter die Tage der ersten Liebe, in denen „das Glück ein unendliches scheinet". Er findet die treffendsten Worte für den süßen Rausch der Seele ebenso wie für die verzehrenden Qualen der Eifersucht und Rachsucht in ihrer dämonischen Furchtbarkeit.

die von der Leidenschaft ergriffenen Opfer erscheinen wie Dante's Verdammte von Feuersgluthen überströmt, aus denen es kein Entweichen mehr gibt. Liebe und Leidenschaft werden ihnen zum Eins und All. Aus Himmel und Erde vernehmen sie nichts mehr als den Widerhall ihrer glühenden Empfindung. Das Stoffliche, die äußere Handlung verzehren sich gleichsam in Stimmung und Leidenschaft. Bei dieser Liebe und ihrer hinreißenden Schilderung fühlt sich der deutsche Leser unwillkürlich an Goethes „Werther" erinnert, wenn auch das Ende dieser Novelle mit seiner wehmüthigen Entsagung von dem des „Werther" unendlich verschieden ist. Schon in diesen frühen Werken kündigt sich dem genauer Zusehenden öfters der künftige Meister an. Das fein beobachtete Neck- und Versteckspiel der Eifersucht in „Hanna" lenkt unseren Blick bereits vorwärts zu jenen Scenen der „Familie Polaniecki", wo das nämliche Motiv zu einem ausgedehnteren, künstlicheren aber auch kühleren Gemälde wird. Die Kunst der Seelenschilderung und die glücklich behandelte Ich-Form, die einen angenehmen Wechsel von Empfindung, Reflexion und Schilderung gestattet, zeigen schon den werdenden Künstler jener Seelenanalyse und Darstellungsart, die im großen Roman „Ohne Dogma" zur Vollendung kommt. Wie in den besprochenen Erzählungen das Bauern- und Studentenleben, schildert Sienkiewicz in andern seiner kleinen Werke das Künstlerleben bald ernst bald humoristisch. Gar manche feine Bemerkung über künstlerisches Schaffen und über die Beurtheilung künstlerischer Werke liest man in der heiteren Geschichte: „Die Dritte". Schon vor acht Jahren schrieb R. Löwenfeld über diese kleineren Werke Sienkiewiczs das zutreffende Urtheil: „Alle Schichten des Volkes beobachtet er mit großer Schärfe. Der Faustkampf des Bauern, wie das geistige Ringen der höchsten Civilisation; oberflächliche wie tiefe, mächtige Naturen, heitere, erregbare, wie innere, der Reflexion zugeneigte Charaktere bieten seiner Phantasie die greifbare Grundlage, und der Mannigfaltigkeit der Menschen

und ihrer Eigenthümlichkeiten entspricht der mit höchster Kunst behandelte Stil".

Um 1880 versucht sich Sienkiewicz, wie bereits erwähnt, auch in kleineren historischen Erzählungen: „Selim Mirza", „Tatarenjoch" u. s. w. Die polnische Kritik und selbst hervorragende Vertreter derselben wußten diesen Versuchen nicht viel Gutes nachzusagen. Ja man sprach dem Autor die Begabung für historische Dichtungen einfach ab. Welche Ueberraschung mußte es daher für Kritik und Publikum sein, als in den ersten Achtziger Jahren der Dichter plötzlich mit der monumentalen Romantrilogie: „Mit Feuer und Schwert", „Sturmfluth", „Pan Wolodjowski" erschien und die wildbewegten Kriegszeiten Polens im 17. Jahrhundert mit einer unerhörten Kraft und Anschaulichkeit seinen Landsleuten vor die Seele zauberte. Die Phantasie aller Leser füllte sich bald mit den gewaltigen Scenen aus den Kosaken-, Schweden- und Türkenkämpfen jener furchtbar bewegten Zeiten. Eine Welt voll großer und seltsamer Romantik thut sich auf. Wie packt den Leser gleich im Anfange von „Feuer und Schwert" die fremdartige Poesie des russischen Steppenlandes. Ein wundersames Land, halb in Schlaf versunken, aber doch voll Spuren früheren Lebens. Süßer, warmer Lebenszauber entfaltet sich, wenn der Frühling seine tausendfältige Blumenpracht über die ungemessenen Weiten hinbreitet und alle Stimmen voll Fröhlichkeit dareinklingen läßt. Durch Lenz und Blüthenfülle stürmt heute ein einsamer Reiter mit einem liebeheißen Herzen, morgen eine Kosakenbande und aufständische Bauern. Ja bald wälzt sich ein Heer von Hunderttausenden wie ein alles ertödtender Feuerstrom durch die erst noch so friedlichen Lenzgefilde. Scenen voll düsterer unheimlicher Großartigkeit bauen sich vor der Phantasie des Lesers auf, wenn der Dichter die furchtbaren Gewalten des aufständischen Bauern- und Kosakenheeres mit dem polnischen Adelsheer zusammenprallen läßt. „Feuer und Schwert" wüthen um die Wette. Das ganze

Steppenland ist in wilder Bewegung. Das Unheil bricht so plötzlich herein, daß die Menschen die Wirklichkeit kaum fassen können. Die Einen erstarren vor Entsetzen, Andere werden wahnsinnig und prophezeien den jüngsten Tag und die Ankunft des Antichrist.

„Alle Bande der Gemeinschaft, alle menschlichen und Familienverhältnisse lösten sich. Alle Gewalt hörte auf, die Unterschiede zwischen den Menschen waren geschwunden, die Hölle hatte alle Verbrechen von den Ketten gelöst und sie auf die Welt losgelassen, damit sie sich dort nach Herzenslust tummelten: Mord, Raub, Treubruch, viehische Gewaltthaten, bestialische Wuth waren an die Stelle der Arbeit, Ehrlichkeit, des Glaubens, des Gewissens getreten. Es schien, als sollte die Menschheit von nun an nicht mehr durch das Gute, sondern durch das Böse leben; als wären die Herzen und Geister umgewandelt und hielten für heilig, was früher für ehrlos galt. Die Sonne beleuchtete nicht mehr die Erde, denn der Rauch brennender Städte verhüllte sie und in der Nacht leuchtete statt der Sterne und des Mondes der Feuerschein der Flammen. Städte, Dörfer, Kirchen, Höfe, Wälder gingen in Flammen auf. Die Menschen hörten auf zu sprechen, sie seufzten nur oder heulten wie die Hunde. Das Leben hatte den Werth verloren". Dies gibt ungefähr den düsteren Zeithintergrund an, vor welchem sich die Schicksale der Hauptpersonen in der Romantrilogie abspielen.

Kampf um Kampf, Abenteuer um Abenteuer wälzen sich wie ein Strom dahin und die führenden Helden verschwinden zuweilen länger als billig aus den Augen des Lesers. Im allgemeinen versteht es Sienkiewicz jedoch mit vortrefflicher Kunst durch geschickten Wechsel von Einzel- und Massenscenen durch geschicktes Hervorrücken der Helden im rechten Augenblicke, wenn eine Massenscene uns schon zu ermüden droht, angenehmen Rhythmus in das Ganze zu bringen. Viele und lange Berichte begegnen uns: aber mit großer Gewandtheit legt sie der Dichter den Mithandelnden in den Mund und indem er dem Leser alles durch das Medium des erregten,

theilnehmenden, liebenden oder hassenden Berichterstatters zeigt, gewinnt der breite Bericht selbst Leben und Leidenschaft und nimmt den Leser gefangen, ehe sich dieser besinnt. Auch das Unheil, das die „bête humaine“ in so wilden Zeiten anrichtet, bleibt uns nicht erspart. Allein der Dichter beleuchtet nur auf Augenblicke die schaurigen Abgründe menschlicher Schlechtigkeit. Selbst die schrecklichen Kampf- und Mordscenen werden durch Gemüths- und Stimmungsmomente zugleich gemildert und poetisirt. Ein Kunstgriff, den wir an Shakespeares und Schillers Schlachtscenen ja auch beobachten. Man sagt, Shakespeare gehöre thatsächlich zu Sienkiewicz's Lieblingsdichtern. Es fehlt auch nicht an Nachwirkungen der Shakespearelektüre in den Romanen. Der Leser erräth recht bald, daß der Prahlhans und Feigling Sagloba, der sich durch sein Glück und seine unbesiegbare Schlauheit aus allen Schwierigkeiten zieht, ein direkter Abkömmling des vortrefflichen Sir John Fallstaff ist. Es wäre nicht schwer, noch manch anderes zu finden, was an den größten Briten erinnert. Die Art, wie Sienkiewicz die Poesie des Aberglaubens oder den Contrast zwischen Mensch und Natur zu tiefen Wirkungen verwerthet, zeigt, wie er sich an der Kunst des größten Dramatikers selbständig zu schulen wußte. Außer Walter Scott und den russischen Erzählern ist auch Goethe's „Wilhelm Meister“ in dieser Erzählungskunst ein wenig wirksam.

Geringer als die Gestaltung des Milieu, der Massen und Begebenheiten ist die Kunst anzuschlagen, die sich bei Sienkiewicz in der Charakterdarstellung zeigt, wie bereits die polnische Kritik betonte. Bei ihm gibt es keine complicirten, räthselhaften, „problematischen“ Naturen. Skrzetuski und Helena sind liebe romanmäßige Menschen. Interessanter ist Bohun, die fleischgewordene Romantik der Steppe. Ansprechende Gestalten sind aber immerhin die Sagloba, Jeremias, Chmielnitzki, Kmicic, Bilewitsch, Wolodjowski sowie verschiedene Frauen. Bohun, Kosaken und Tataren sind mit

r Steppenheimat dichterisch in Einklang gebracht, wie
a Böcklins Fabelthiere und Seeungeheuer mit ihrem
lde oder ihrem feuchten Elemente gleichsam zu organischer
heit verwachsen. Man mag im Einzelnen dies und jenes
wenden, das Eine bezeugt der erste große Romancyklus
jedem Kapitel: Sienkiewicz kann erzählen. Dafür war
sein Publicum auch so dankbar. Denn wie ein moderner
mer zeigt sich auch dieser große Fabulirer gerne jedwedem
uem „ausbreitend buntfarbigen Fabelteppich".

Neben den naturalistischen Experimentalroman trat
anderthalb Jahrzehnten der psychologische Roman.
en Emil Zola feierte man Paul Bourget. Während die
turalisten unermüdlich das großstädtische Elend in allen
chattirungen malten, alle Wunden und Schwären des
dernen gesellschaftlichen Lebens in ihrer Dichtung bloß-
en, sehnten sich bald wiederum Dichter und Leser vom
chlichen hinweg nach dem Persönlichen, von der äußeren
welt, dem „Milieu" hin nach der feinen, schwebenden, in
n Lichtern der Stimmung spielenden Innenwelt des
tigen Culturmenschen. So wurden die Roman- und
vellendichter bald zu psychologischen Analytikern und sie
gliederten trotz berufseifrigen Psychiatern das seelische
nd des modernen Menschen. Bourget z. B. will in seinen
ays, Novellen und Romanen eine Darstellung der „vie
rale" seiner Zeit geben, eine „psychologie vivante" des
dernen Decadenten entwerfen. Ein solcher echter Moderner
bei ihm immer schwächlich und angekränkelt, bei Huys-
ns, einem anderen berühmten Pariser, gar pervers und
b verfault. So werden alle Bücher dieser Männer und
es Gefolges in Deutschland und Skandinavien zu Diagnosen,
seelischen Krankheitsgeschichten. Da wird uns mit minu-
er Deutlichkeit und Raffinirtheit gezeigt, wie das ererbte
nke Nervensystem, ferner eine verfehlte Erziehung und
lich die manigfaltigen Faktoren des naturwidrigen vor-

nehmen Gesellschaftslebens lähmend und zerstörend auf d
geistigen Organismus des Betroffenen eindringen, und w
dann nach dem vollständigen moralischen Bankbruche ei
grenzenlose Leere und Oede im Herzen dieser kläglich
„Helden" sich aufthut. Der Mangel jeder sicher leiten
religiösen Welt- und Lebensanschauung, der Zweifel an je
höheren menschlichen Ziel treiben den Unglücklichen zu ein
düsteren Pessimismus hin. Eine freudige Hingabe an d
Leben und an seine edlen Aufgaben kennen diese Mensch
nicht mehr. Das einzige Idol solcher nervenschwach
Jammerseelen ist ihre eigene unendlich werthvolle Pers
lichkeit Als richtige Kinder des kritischen und wissensch
lichen Säculums sind diese Verfallsmenschen auch unerbittl
genaue Beobachter ihres eigenen Innenlebens. Die rastl
Selbstbelauschung wird ihnen zu krankhafter Nothwendig
und vergällt ihnen jeden Augenblick. Das Einzige, w
einen solchen Schwächling noch auf eine Zeit lang galvanis
ist der erotische Rausch, der bei den Huysman'schen Mensch
noch dazu die krankhaftesten Formen annimmt. Nach d
schwülsinnlichen Liebesraserei jäher Zusammensturz, trostlo
Stimmung des vanitas vanitatum, Selbstmord. Dies
ungefähr der Heldentypus, wie ihn Bourget und seine Schü
geschaffen.

Die Menschen, welche Sienkiewicz in seinen Jugend
werken schilderte, waren trotz der Nothdurft des Lebens, d
sie oft tief zu Boden drückte, gesunde, kräftige Arbeitsmensch
Auch der ungestüme Frühlingssturm der Liebesleidensch
der die Studentenerzählungen durchbraust, zeugt noch v
einem Fond unverdorbener Lebenskraft. Und gar die Held
des großen historischen Romancyklus, diese ganzen od
halben Barbaren, was sind das nicht für thatenlustige, v
wegene Kerle aller Art, erfüllt von einer derben robust
Lebensfülle. Und die christlichen Polenritter jener Zeit
eine hinreißende Vaterlandsliebe, auch religiöser Opferm
ohne gleichen zu den kühnsten Thaten auf. Mit „Oh

ogma" führt uns der Dichter in eine vollständig ver-
derte Welt. Nachdem Sienkiewicz seine Phantasie an
nen kräftigen Gestalten aus alter und neuer Zeit ersättigt
tte, wurde er, wie es scheint, der Sachendarstellung und
r üppigen Farbenfreude auf einige Zeit müde und er machte
e Schwenkung der westeuropäischen Literatur mit; es reizte
ch ihn die Zeichnung des complicirten modernen Nerven-
nd Seelenlebens. Das gleichzeitige Beispiel Frankreichs
nd des Nordens war ohne Zweifel dabei von Einfluß. Die
ussen Tolstoi und Dostojewski waren schon früher beim
sychologischen Roman angelangt.

Der Bourget-Typus, den wir oben skizzirten, fehlt
atürlich auch in Wirklichkeit auf den polnischen Adelshöfen
icht. Der vornehme reiche Junker, der Erbe einer mehr
der weniger verfeinerten adeligen Lebenskunst, der talent-
olle Dilettant mit den vielversprechenden Fähigkeiten, der
uch in allen Fragen moderner westeuropäischer Cultur Be-
cheid weiß, dem es sein Reichthum gestattet und seine
Willensschwäche versagt, daß er sich einer fruchtbaren ernsten
Thätigkeit widme, der Mann, auf dessen Seele der Mehlthau
eständigen Philosophirens und Zweifelns liegt: dieses kränk-
iche Gewächs des 19. Jahrhunderts heißt bei Sienkiewicz
eon Ploszowski und ist der Held des Romanes „Ohne
Dogma".

Die äußere Handlung ist von einer ungewöhnlichen
Einfachheit. Das Motiv ist jenes des „Werther": Liebe
ur Frau eines Anderen. Nachdem der willensschwache Leon
us lauter Zweifelsucht und Energielosigkeit sich die Hand
er lieblichen Aniela verscherzt und diese aus Gram über die
Vernachlässigung von Seiten Leon's einen philisterhaften,
äßlichen Kaufmann geheirathet hat, verfolgt der liebessieche
eld die Frau, die übrigens ihre Liebe zu ihm noch im
erzen trägt, täglich und stündlich mit seinen versteckten und
ffenen Werbungen. Es beginnt für Beide eine Zeit der
usgesuchtesten Seelenqualen. Die Frau, welche fest und

kindlich an ihren christlichen Grundsätzen hängt, ist gewissenhaft und pflichttreu. Ihr Gatte erschießt sich aus Verzweiflung über mißglückte Speculationen. Aniela stirbt bald nach der Schreckenskunde. Leon, der erst noch jubelte über das winkende Glück, knickt zusammen wie ein gebrochenes Rohr und beschließt, dem geliebten Weibe in den Tod zu folgen.

Mit großer Geschicklichkeit weiß Sienkiewicz seinen Leon Ploszowski gleich Anfangs so zu charakterisiren, daß es überzeugend erscheint, wenn er alles, was ihn irgend berührt, ausführlich schildernd seinem Tagebuche anvertraut. Es bereitet diesem Helden eine besondere Wollust, seinen inneren Vorgängen mit immer wachem Blicke zu folgen und sich über diese Erlebnisse in beständiger Reflexion Rechenschaft zu geben. Und selbst wo diese Selbstanalyse schmerzt, ist sie ihm Bedürfniß. Es ist im übrigen der bereits bekannte Typus des talentvollen Dilettanten, des wißbegierigen jungen Mannes mit philosophischen und künstlerischen Neigungen, der aber bei allen Fähigkeiten fast keinen Willen besitzt und kaum je daran denkt, sein Pfund im Dienste einer ernsten Sache nutzbar zu machen. „Genie ohne Portefeuille" nennt der Dichter diesen Typus. Dieser nervöse Selbstbeobachter verbucht auf's genaueste auch jede Wahrnehmung über seinen höchstentwickelten Skepticismus, der ihn soweit führt, daß er am Zweifel selbst zweifelt. „Die Menschen sind immer subjektiv, vornehmlich wenn sie an allen objektiven Wahrheiten zweifeln". Leon betrachtet sich und andere mit einer hysterischen Scharfsichtigkeit, er sieht die Haare, Stirne und Wimpern der Geliebten und ebenso genau das Spiel des Sonnenlichtes im Zimmer, er spürt dem eigenen Pulsschlag nach und jedem leisen Hauche, der Freude oder Trauer weckend über sein Gemüth zieht. So ist dieser Mann immer zugleich Schauspieler und Zuschauer. Er ärgert sich über sich selbst, über seine Schuld und Thorheit, findet aber bald im nächsten Augenblick wieder alles naturnothwendig. [illegible]

s alles zu erklären, aber nirgends Rath zu schaffen.
s Einzige, was diese flügellahme Seele in Bewegung
gt, ist die Liebe. Von ihr einmal ergriffen, vermag Leon
wenig wie Goethe's Werther daran zu denken, daß es
er der Erotik auch noch andere wichtige Dinge auf der
lt gebe. Jeder Pulsschlag und jeder Gedanke ist schließlich
mehr einer weichlichen vita contemplativa amorosa
idmet.

Es ist kein Widerspruch gegen diese Gefühlsschwelgerei,
n gleich neben ihr immer eine kühle, kritische Reflexion
t. Dies gehört zum innersten Wesen dieses Mannes.
s ewige Grübeln über die eigenen Gemüthserlebnisse
stößt daher in diesem Falle nicht gegen das Goethe'sche:
ilde Künstler, rede nicht". Für den Charakter und Ein-
ck des Buches scheint mir diese Eigenheit des Helden
sentlich bestimmend. Alle Empfindungen und selbst die
denschaftlichsten Wallungen nehmen erst ihren Weg durch
n zweifelnden und krittelnden Kopf Leon's, bevor er sie
s Tagebuch schreibt. So gewinnt der Stil von innen
raus etwas Zurückhaltendes, Gedämpftes, „Marmorkaltes".
ch die gefährliche Erotik verliert bei dieser kühlen Vor-
hmheit der Darstellung jenen schwülsinnlichen Hauch, wie
n die französischen Erzähler lieben.

Die Tagebuchblätter, aus denen „Ohne Dogma" besteht,
scheinen wie zwanglose, zufällige Aufzeichnungen und gerade
dieser scheinbar willkürlichen Form birgt sich eine fein
wägende Kunst. Künstlerisch ist die Auswahl des Wesent-
chen, künstlerisch die Anordnung von Parallelen und Con-
asten, künstlerisch berechnet erscheint die Wahl verschiedener
ittel, um den Charakter des Helden zu beleuchten und um
in Schicksal immer sicherer und unabwendbarer heranreifen zu
ssen (Lektüre, Personen, Natur). Es ist nicht uninteressant,
i der Krankheitsgeschichte dieses modernen, ästhetisirenden
rnehmen Nichtsthuers auf den „Werther" zurückzublicken,
orin der geniale junge Goethe vor 130 Jahren einen

ähnlichen Krankheitsprozeß mit den glänzendsten Mi
seiner Poesie gestaltete. Wir sehen ähnliche Motive, äh
technische Kunstgriffe, sogar verwandte Gedankenreihen (
über den Selbstmord). Wie Werther seine Stimmung
die Homer- und Ossianlektüre kennzeichnet, so ist Plosz
ein fleißiger Hamletleser und er spart nicht mit Citaten
diesem Drama. Alleinherrschaft des Gefühles und rel
Haltlosigkeit im polnischen wie im deutschen Romane.
doch ein bezeichnender Unterschied zwischen heute und
18. Jahrhundert. Werther sieht noch in Gott einen
reichen Vater", er hofft zum himmlischen Vater zurückzuk
der moderne Schwächling Leon aber ist ein vollendeter Zw
geworden, er ist jenseits von Gott und Gut und
angelangt und eigentlich nur zu schwach, um rechtsch
schlecht zu sein. Wie Goethe durch die gesunde G
Lottens dem Leser die Krankhaftigkeit seines Helden
Bewußtsein bringt, so hat Leon Ploszowski eine G
spielerin in der pflichttreuen, gewissenhaften und
muthigen Aniela, die schlicht und gläubig ihren christ
Grundsätzen folgt und dabei selbst in höchster Gefahr
Sicherheit nicht verliert. Sie zeigt auch dem Leser
Abstand gesunder christlicher Sittlichkeit von dem Thun
krankter „Culturmenschen", die zwar „ohne Dogma
unbegrenzter Freiheit zu leben, „sich auszuleben" suchen
dabei die hilflosesten Sklaven jeder Leidenschaft, ja
Stimmung werden. Diese „Lehre" steht jedoch nic
Roman gedruckt, man liest sie nur an den Menschen
Romans und an ihren Schicksalen ab. Ein echter T
kann auch ohne moralisirende Excurse sittlich wirken
braucht nur zu „bilden" und nicht zu „reden", wer
hat zu hören, versteht ihn. Eine anheimelnde Unterhalt
lektüre ist der Roman „Ohne Dogma" übrigens nicht.
jedoch den „Geist unserer Zeit" studirt, wird dieses
zu Rathe ziehen müssen, wie man die gefühlsseligen Me
des 18. Jahrhunderts im „Werther", die Romantik
„Sternbald" u. dgl. aufsuchen muß. (Schluß fo

XLIX.

: Geschichte der italienischen Finanzwirthschaft seit 1881.

Die italienischen Ministerien, die sich der Reihe nach
isten und nur in dem einen Punkte übereinstimmten, die
künfte des Landes zu verschleudern, haben den traurigen
m, alles, was in ihrer Macht stand, gethan zu haben,
den Staatsbankerott herbeizuführen und das arme ge-
kte Volk zum Widerstand zu reizen; aber dank der Arbeit-
keit und Nüchternheit des Volkes, dank dem Unter-
nungsgeist der Industriellen hat eine Wendung zum
seren stattgefunden, haben italienische Industrie und
del solche Fortschritte gemacht, daß Italien mit den
ländern, Deutschen und Amerikanern in Wettbewerb ge-
n ist und weit entfernt, seine Maschinen, Baumwollen-,
lstoffe vom Ausland zu beziehen,. all seinen Bedarf im
nen Lande producirt und Seidenstoffe, Maschinen und
re Fabrikate ausführt.

Die italienische Industrie hatte große Hindernisse zu
winden. Manche der Rohprodukte mußten aus dem
lande bezogen werden, besonders die für die großen
iken unentbehliche Steinkohle; die Steuern waren er-
kend, die Lebensmittel infolge der Schutzzölle weit theurer
in den Nachbarländern; es hielt schwer, das nöthige
ital für Anlegung großer Fabriken zu gewinnen, denn
t nur die Kapitalisten des Auslandes, sondern auch die

Italiener selbst versprachen sich wenig Erfolg von der E
richtung von Fabriken. So kam es, daß die ersten Unt
nehmer meistens Ausländer, Schweizer, Engländer war
daß die Kapitalien vom Auslande kamen. Wie gefühl
und hartherzig diese Fabrikanten gewesen, wie sie die N
und die Unwissenheit der armen Fabrikarbeiter ausgeben
wie sie aus den hohen Schutzzöllen, durch welche die C
currenz des Auslandes unmöglich gemacht wurde, ungehe
Gewinne erzielten, wie sie durch Bestechung der Beam
faktische Steuerfreiheit erlangten, gehört nicht hieher.
ist wahrlich kein Ruhmesblatt in der Geschichte Itali
daß man die eigenen Unterthanen schutz- und rechtlos l
und die fremden Kapitalisten zur Beobachtung der Ge
der Menschlichkeit nicht anhielt. Infolge der Eigenmächtig
und Willkür fremder, namentlich englischer Gesellscha
konnte eine Reaktion nicht ausbleiben, die in ihrem Nation
gefühl gekränkten Italiener empörten sich dagegen, die Skla
und Handlanger von Auswärtigen zu sein, ihnen alle
träglichen Stellen zu überlassen und mit dem letzten B
und dem geringsten Lohn vorlieb zu nehmen, und zwan
die Arbeitgeber, die Fremden zu entlassen und Eingeborne
befördern. Sie haben ihr Ziel so ziemlich erreicht.

Der italienische Arbeiter, der infolge seiner regen Ph
tasie und seiner Liebe zur Selbständigkeit sich nur mit M
an die regelmäßige Ordnung und die stramme Disciplin
Großbetriebes gewöhnen konnte, lernte allmählich sich
festgesetzten Ordnung zu unterwerfen und steht jetzt dem
früher so weit überlegenen englischen und deutschen Arbe
wenig nach. Die wichtigste Industrie Italiens ist offen
die Seidenindustrie. Das Land producirt ein Drittel
Seide der ganzen Welt. Während man früher die Sei
cocons oder auch Seidenfäden ausführte, hat man jetzt g
Seidenwebereien gegründet, die nicht nur die inländ
Seide verarbeiten, sondern auch Cocons vom Ausland
führen. Die Seidenfärbereien Frankreichs haben an e

ärberei in Como einen mächtigen Concurrenten erhalten, abſehbarer Zeit wird ſich Italien von den Färbereien in yon unabhängig machen. Der Werth der jährlich in Italien roducirten Seidenſtoffe beläuft ſich auf 80 Mill. Mark, die usfuhr hat ſeit 1896 ſtetig zugenommen; ſie beträgt nach eltie, Statesmans Yearbook, S. 795 faſt 420 Mill. Lire. ie Seidenausfuhr iſt von 13,250,000 Lire im Jahre 1897 auf ſt 21 Millionen im Jahre 1899 und auf über 11 Millionen den erſten 7 Monaten des Jahres 1900 geſtiegen (King-ley, Italy To Day S. 144). Die Baumwolleninduſtrie jüngeren Datums, aber ihre Entwicklung iſt vielleicht noch hneller; ſie beſchäftigt bereits 80,000 Arbeiter; die Ausfuhr von 1,260,000 Lire im Jahre 1897 auf 2,280,000 Lire ſtiegen und hat in der Levante und Südamerika ein Ab-ſatzgebiet gefunden. Im Jahre 1876 producirte Italien extilien im Werthe von nur 2,000,000 Lire und war auf e Einfuhr von England angewieſen, jetzt verdrängt es die ngliſchen Waaren ſogar aus Paris.

Die italieniſchen Eiſen- und Stahlwerke haben ſich in n letzten Jahren ſo gewaltig entwickelt, daß Italien faſt ar keine Eiſen- und Stahlwaaren mehr einzuführen braucht; ſeinen Fabriken zu Terni, Savona, Pozzuoli werden anonen, Stahlplatten, Eiſenbahnſchienen, Lokomotive her-ſtellt. Die elektriſchen Maſchinen von Toſi in Legnano, on Pirelli in Mailand haben einen Weltruhm erlangt. Beide irmen haben in der Pariſer Ausſtellung die Goldmedaille halten und führen ihre elektriſchen Maſchinen in's Ausland us. Es lag nahe, daß das kohlenarme, an tiefen Flüſſen it jähem Fall ſo reiche Italien die ungeheure Waſſerkraft, ber die es verfügt, zu verwenden ſuchte und aus den neueſten rfindungen in der Elektricität Vortheil zog. Auch der Schiffsbau hat Fortſchritte gemacht, und ſeitdem ſich die egierung hat angelegen ſein laſſen, die früher ſo berühmten äfen Italiens auszubeſſern und durch Errichtung von neuen Schiffswerften zu vergrößern, iſt Ausſicht vorhanden, daß

dieselben ihre bevorzugte Stellung wieder erobern werden. Genua macht bereits jetzt Marseille starke Concurrenz und wird nach der Eröffnung des Simplon-Tunnels der erste Hafen des Mittelmeers werden.

Italien ist trotz der zahlreichen Fabriken im Norden ein Ackerbaustaat und wird es voraussichtlich bleiben. Der Werth seiner Fabrikate kommt kaum in Betracht gegen seine Bodenerzeugnisse: Weizen, Wein, Mais, Reis, Olivenöl. Für Viehzucht eignet sich Italien weit weniger, denn selbst seine fruchtbarsten Thäler haben keine Wiesen, die mit denen anderer Länder verglichen werden können, dagegen gehören die italienischen Eier zu den besten, die auf den englischen Markt kommen. Was hat die Regierung, die seit 1870 keinen großen Krieg mehr geführt, die seit mehr als dreißig Jahren ungestört die Künste des Friedens pflegen konnte, für die Hebung von Ackerbau, für die Weinkultur gethan? Wie weit hat sie die schreienden Uebelstände, über die sie selbst so oft Klage geführt hat, abgestellt? Alle Freunde Italiens sowohl als Feinde kommen darin überein, daß die savoyische Dynastie und die verschiedenen Minister, die sich nach der Reihe ablösten, weit hinter den wohlberechtigten Erwartungen zurückgeblieben sind und durch ihren Großmachtwahn, durch Aufstellung einer großen Armee und Flotte innere Reformen verhindert und den Bauernstand zur Verzweiflung gebracht haben.

Italien, sagt Professor Nitti, ist ein armes Land, sodaß es auch unter der besten Verwaltung noch arm bliebe. In der That haben frühere Schriftsteller, welche die Fruchtbarkeit des Bodens, den Reichthum an Erzeugnissen in den glänzendsten Farben dargestellt haben, übersehen, daß ein Zehntel des Landes nackter Felsen, ein Drittel gebirgig und in Folge der Beschaffenheit des Bodens und der Ausrodung der Wälder mehr oder minder unfruchtbar ist. Man kann die nackten Felsen, die aus den herrlichen Pflanzungen der Niederungen hervorragen, mit einem Todtengeripp vergleichen. Wohl

rgends hat der Landmann einen zäheren Kampf mit dem
fruchtbaren Boden geführt und demselben die kostbarsten
zeugnisse abgerungen. Der Reisende, der sein Auge an
n herrlichen Terrassen der Riviera, seinen Wein- und
livenpflanzungen weidet, hat wohl keine Ahnung, daß
ständige Mühe und Arbeit den Felsen in einen herrlichen
arten umgewandelt, daß die Küste von Sorrento mit ihren
monenbäumen früher nacktes Gestein gewesen, daß mensch-
her Fleiß den Boden herbeigeschafft hat. Was der arme
ndmann durch eigene Kraft vollbringen kann, das hat er
Italien geleistet; wenn er gleichwohl hinter dem Bauern-
nd anderer Länder zurückgeblieben ist, so tragen die
egierung und die Großgrundbesitzer die Hauptschuld. Letztere
tten dem Bauer das Beispiel einer rationellen Bewirth-
aftung geben, ersterer hätte Sparkassen gründen, das Loos
s Landmannes erleichtern und ihn gegen die Wucherer
schützen sollen. Von allem dem geschah nichts. Anstatt
n Bauern unter die Arme zu greifen, die Landtaxe herab-
setzen und zur Zeit des Mißwachses ganz nachzulassen,
statt zur Zeit der Hungersnoth und Arbeitsstockung
deutende Summen aus der Staatskasse zu bewilligen,
hmt die Regierung den Juden Shylock nach und fordert
r Pfund Fleisch. Gerade zur Zeit der allgemeinen Noth
erden die Bauerngüter versteigert und die Bewohner aus
rem angestammten Besitz vertrieben. Die Folge dieser
enso unklugen als grausamen Vertreibung der Bauern von
aus und Hof ist die Verödung des Landes, die Schwierigkeit,
e für die Feldarbeiten nöthigen Leute sich zu verschaffen,
as Zusammenströmen des Landvolkes in die größeren Städte,
as Drücken des Arbeitslohnes, die Vermehrung des städtischen
roletariats. Nach dem Census vom Dezember 1899 zählt
talien 12 Städte mit über 100,000 Einwohnern, wir nennen
ur die bedeutendsten: Neapel mit 544,057 Einwohnern, Rom
it 512,423, Mailand mit 429,162, Turin mit 359,295,
alermo mit 292,799 (Keltie, Statesmans Year Book 1901,

S. 768) und außerdem noch 11 Städte mit einer Seelenzahl von 60,000 bis 90,000 Seelen. Die Auswanderungen der letzten Jahre belaufen sich im Durchschnitt auf ungefähr 300,000 Seelen. Keltie gibt für die Jahre 1894—99 folgende Ziffern: 225,323; 293,181; 307,482; 299,855; 283,715; 308,339. Wenn es so fortgeht, werden die weniger fruchtbaren Theile Italiens in Wüsteneien verwandelt, werden Ackerbau, Weinkultur stetig zurückgehen. Der Großgrundbesitz wird nach und nach in die Hände von Wucherern und Kapitalisten gelangen, welche keinen höheren Zweck haben, als möglichst großen Vortheil aus dem Land zu ziehen, denen an der Erhaltung eines unabhängigen Bauernstandes wenig gelegen ist.

Es wäre unbillig, die Dynastie Savoyen, oder die italienischen Ministerien seit 1860 für alle die gegen die Landbevölkerung begangenen Ungerechtigkeiten verantwortlich zu machen. Die Parlamentsmitglieder und ihre Wähler, die höheren und mittleren Klassen der Städte sind ebenso verantwortlich für die bestehenden Uebelstände und haben die von weisen Staatsmännern vorgeschlagenen Reformen der Agrargesetzgebung auf's wirksamste bekämpft. In dem auf seine demokratischen Institutionen so stolzen Italien sind die Bauern und Arbeiter bis jetzt ohne Vertreter geblieben, selbst die socialistischen Abgeordneten haben kein Herz für die Arbeiterbevölkerung. Eine katholische Partei besteht noch nicht, weil gute Katholiken weder selbst wählen, noch sich in's Parlament wählen lassen. Das Landvolk hat die Begeisterung für das vereinigte Italien nie getheilt und war glücklicher und zufriedener unter der Herrschaft der bourbonischen und habsburgischen Dynastien (Lombardei, Venedig, Toskana, Modena) als jetzt, seitdem Italien eine Großmacht geworden ist. Die Revolutionäre hatten den Bauern goldene Berge versprochen, die in die neugewonnenen Provinzen geschickten piemontesischen Beamten hatten nichts Eiligeres zu thun als die bestehenden Steuern zu erhöhen und neue ausfindig zu

machen. Es ist bekannt, mit welcher Willkür und Grausamkeit alle Erhebungen zu Gunsten der alten Dynastien unterdrückt wurden, wie die Bevölkerung nur mit Widerstreben ihren Nacken unter das savoyische Joch beugte. Die italienische Regierung ist seit den 30 bis 40 Jahren ihres Bestandes in den eroberten Provinzen von Mittel- und Süditalien nicht populärer geworden, weil sie dieselben stets recht stiefmütterlich behandelt hat. So gering auch der Lohn ist, welchen die Fabrikanten des Nordens bezahlen, so findet sich doch für die überschüssige Bevölkerung eine den nöthigen Unterhalt gewährende Arbeit, während in Süditalien auch diese fehlt. Eine Bevölkerung, die auch unter den allerbesten Umständen sich die anderen Nationen unentbehrlichen Bedürfnisse versagen muß, schlecht genährt, schlecht gekleidet ist, in Hütten wohnt, die man bei uns für's Vieh zu schlecht hielte, sollte, so denkt man, steuerfrei sein, besonders da die indirekten Steuern auf Brod, Salz, Oel so hoch sind. Die italienischen Finanzminister denken ganz anders, sie haben sich von jeher durch große Findigkeit und das Geschick ausgezeichnet, die Steuern von den Schultern der Reichen auf die der Armen abzuwälzen. Die Steuern, sagt Professor Villari, sind progressiv, aber in der verkehrten Richtung, d. h. je geringer das Einkommen, desto höher die Abgaben. Nach Professor Flora entfallen 54 Procente der Gesammtsteuer auf die Armen und die Arbeiterklassen. Die Zahl der reichen Großgrundbesitzer, denen die Regierung neben anderen Vergünstigungen das durch Eindämmung des Tiber und anderer Flüsse gewonnene Land zum Geschenke gemacht, vieles Kirchengut zu Schleuderpreisen überlassen hat, sind sehr zahlreich. Die großen Fabrikanten, die Theilhaber der verschiedenen Schiffsgesellschaften haben große Reichthümer angesammelt und müßten, wenn ein gerechtes Steuersystem bestände, wenigstens drei Fünftel der Gesammtsteuern tragen, aber kein Minister wagt es, einen derartigen Gesetzesvorschlag ein-

zubringen und die Reichen nach Gebühr zu besteuern. Ein solches Verfahren würde zu einer Ministerkrisis führen.

Eine Regierung, wie die italienische, welche den Bauernstand und die niedrige Mittelklasse gegen die Uebergriffe der Reichen nicht zu beschützen vermag, welche nicht den Muth hat, ihre Beamten zur Strafe zu ziehen, welche sich vor den Kapitalisten beugt und dem Recht seinen Lauf nicht läßt, hat über sich das Todesurtheil gesprochen. Während die großen Fabrikanten Norditaliens dank der Gewissenlosigkeit der Beamten fast steuerfrei sind (King-Okey, Italy today, 139), betragen die vom Bauer zu entrichtende Landtaxe und Gemeindesteuer von 25—30 Prozent seines Reineinkommens; selbst für das Vieh, das nicht zur Feldarbeit verwendet wird, zahlt der Bauer eine besondere Steuer, die mit furchtbarer Härte und ohne Unterschied, ob die Summe groß oder klein sei, eingetrieben wird. Das Mobiliar oder die Liegenschaften der Bauern werden öffentlich versteigert, ob er mit 100 oder mit 1 Lire im Rückstande ist. Durch diese ebenso nutzlose als unkluge Grausamkeit wird der Geist der Unzufriedenheit groß gezogen, die Energie und Thatkraft gelähmt, dem dem italienischen Bauer so eigenthümlichen Landhunger Vorschub geleistet. Statt sein Gütchen zu bearbeiten, Verbesserungen einzuführen, sich von Wucherern unabhängig zu machen, sucht der Bauer immer neue Grundstücke zu erwerben und stürzt sich in Schulden. Der von Haus und Hof vertriebene Landmann wird wohl vielfach als Verwalter angenommen, hat aber das Interesse an der Arbeit verloren und ist ungehalten über seine Lage, die sich von der eines Sklaven nur wenig unterscheidet. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von der unter den Bauern herrschenden Unsicherheit und Verwirrung zu machen. Jährlich finden ungefähr 130,000 öffentl. Versteigerungen von Bauerngütern statt. Im Distrikt Sassari wurden in einer Woche 147 Güter verkauft (Monthly Review 1901, S. 84). Da die Steuern besonders in schlechten Jahren unerschwinglich sind, wechselt das Land fast beständig seine Besitzer und

wird, da die kleinen Leute nach einem oder zwei Jahren auf den neu angekauften Gütern ruinirt werden, nach und nach in die Hände der Großgrundbesitzer gelangen.

Das Unglück scheint die Bewohner von Süditalien ganz besonders zu verfolgen. Im Jahre 1878 wurde der Handelsvertrag mit Frankreich gekündet, die italienischen Weine aus Frankreich ausgeschlossen, das zur Zeit, als die Reblaus seine Weinberge verheerte, sehr viel Wein aus Süditalien einführte. Als im Jahre 1887 die Einfuhrzölle herabgesetzt und 1891 ein neuer Handelsvertrag abgeschlossen wurde, da konnte Frankreich seinen Bedarf durch die aus den französischen Colonien und aus Spanien eingeführten Weine großentheils decken. Die Reblaus und die Peronospora, die die italienischen Weinberge bisher verschont hatten, traten nun auch in Apulien und Calabrien auf und richteten großen Schaden an. Das Unglück noch zu erhöhen, wurden die Olivenhaine von einer verderblichen Krankheit angesteckt, gegen die man noch kein Heilmittel gefunden hat. Die Fliege punteruola hat manche der schönsten Olivenhaine zerstört und trotz aller Mühe und Sorgfalt hat die Verheerung immer weiter um sich gegriffen. Die Arbeiter, Pächter und Großgrundbesitzer hatten, als die Krankheit zum ersten Mal auftrat, gehofft, daß das Uebel ein vorübergehendes sein werde, und deßhalb den Muth nicht sinken lassen. Um ihre Arbeiter beschäftigen zu können, hatten letztere große Anleihen gemacht, aber nach zehnjährigem fruchtlosen Bemühen sich genöthigt gesehen, ihre Arbeiter zu entlassen. Die Regierung sah mit verschränkten Armen zu, wie die Herren und die Pächter in die größte Noth geriethen, wie sie, um dem Hungertode zu entgehen, alles was sie hatten, selbst die theuersten Familienkleinode verpfändeten oder verkauften. Was in den von der Punteruola verwüsteten Gegenden nach dem Urtheil Kundiger am meisten noth thut, ist Bewässerung des Landes. Der Fluß Sele könnte die von der Sonne ausgedörrte Hochebene in fruchtbares Ackerland verwandeln. Gerade der Süden Italiens

ist für den Anbau von Weizen ganz geeignet. Der apulische Weizen ist weit besser und zuckerhaltiger als der russische, der Ackerbau würde viel mehr eintragen als der Weinbau, besonders seit Frankreich trotz des neuen Handelsvertrags viel weniger Wein aus Italien bezieht als früher, aber die Regierung scheut die Kosten. Man spricht wohl von den Fortschritten in der Industrie und im Handel, von Reformen im Ackerbau, von dem guten Beispiel, das einige reiche Großgrundbesitzer geben, daß aber die Lage noch immer nichts weniger als rosig ist, geht aus folgenden Thatsachen hervor: Männer und Frauen arbeiten in den Rieselfeldern der Lombardei von früh bis Abend spät um einen Taglohn von 60 Centimes; in Apulien wären die Arbeiter, die früher in den Olivenhainen beschäftigt wurden, mit 30 Centimes zufrieden gewesen und erhoben sich nur gegen die Regierung, weil sie es nicht mit ansehen konnten, daß ihre Frauen und Kinder Hungers starben. Die Unruhen hätten sich durch Getreidespenden und öffentliche Arbeiten beschwichtigen lassen, die Regierung jedoch zog es vor, ihren militärischen Apparat in Bewegung zu setzen, die Arbeiter ins Gefängniß zu werfen und militärische Vorkehrung gegen die Verbreitung des Aufruhrs zu treffen. Die Bauern und selbst die Arbeiter in den Fabriken sind eine schutz- und wehrlose Heerde und konnten daher 1898 im Süden Italiens und in der Lombardei verhältnißmäßig leicht niedergeworfen werden. Die Ereignisse dieses Jahres zeigen jedoch, daß das Feuer unter der Asche glimmt, daß die sociale Gefahr keineswegs abgewendet ist.

Die Schäden des italienischen Finanzsystemes können nicht länger verheimlicht werden, das Land wird nachgerade des nur die eigenen Interessen suchenden Parteiregimes müde und verlangt nach Reformen in der Verwaltung. Die in Italien befolgte Eisenbahnpolitik gibt Anlaß zu den lautesten Klagen. Statt nach einem regelrechten Plan zu verfahren und den Zugang zu Oertlichkeiten zu eröffnen

h welche die reichen Hülfsmittel gewisser Distrikte nutzbar
cht werden könnten, baute man Eisenbahnen, die sich
nicht rentiren konnten, weil man die Wahl eines Regier=
kandidaten durchsetzen wollte. Nach einer Berechnung
King und Okey S. 278 hat der Staat die Summe von
,000,000 Mark für die Eisenbahnen ausgegeben, vom
re 1886—92 kostete der Eisenbahnbetrieb dem Staat
Jahr nicht weniger als 140,000,000 Mk., in einem
re beinahe 240,000,000 Mk. Der Werth der Staats=
bahnen wurde jüngst auf 396,000,000 Mk. berechnet,
t hat der Staat durch den Bau und die Verwaltung
Eisenbahnen nicht weniger als 2240,000,000 Mk. ver=
t. Die Regierung hat sich den Aktionären gegenüber
flichtet, fünf Procente zu bezahlen und das Deficit der
nbahngesellschaften, denen sie seine Bahnen vermiethet
durch einen Regierungszuschuß zu decken; sie muß infolge
n jedes Jahr ungefähr 32,000,000 zulegen. Sie hat
zwar das Recht der Oberaufsicht vorbehalten; aber ihre
Bestechung so zugänglichen Beamten gewähren den
atgesellschaften, welche die Staatsbahnen seit 1885 ge=
tet haben, so große Freiheit, daß ihre Controlle nur
scheinbare ist. Von Ersparnissen, von Reformen, von
nehrung des Betriebsmaterials, von der Verminderung
Beamten kann keine Rede sein. Denn die Regierung und
inzelnen Beamten denken nicht daran, das Eisenbahn=
nal, das um 16,000 reducirt werden könnte, zu vermindern,
ern freuen sich, Pöstchen für ihre politischen Freunde
nden zu haben. Die Zahl der Staatsbeamten beläuft
auf 100,000, die der Municipalbeamten auf 300,000.
Die Staatsschuld Italiens ist im Vergleiche zu dessen
squellen größer als die irgend eines anderen Landes;
elief sich im Jahre 1871 auf 6460,000,000 Mk., im
e 1899 auf 10,320,000,000 Mk. Die für die Zinsen,
Pensionen und Jahresgehälter aufgewendete Summe
f sich 1899 auf 550,000,000 Mk. (King=Okey 278).

Nach Keltie (S. 784) beträgt der Zins der consolid
Staatsschuld 472,075,126 Lire, darunter über 400 Milli
zu 5 und beinahe 60 Millionen zu 4½ Procent, der
schwebenden Schuld ungefähr 119 Mill. Lire; der Zin
für die schwebende Schuld beläuft sich auf 3—6 Proc
Flößte die Finanzverwaltung Vertrauen ein, so würde e
Herabsetzung des Zinsfußes und eine jährliche Erspar
von vielen Millionen auf keine Schwierigkeiten stoßen. We
King und Okey recht unterrichtet sind, wenn der grö
Theil der Staatsschuld in italienischen Händen sich befin
dann sind es gerade die Reichen, welche durch ihre Sel
sucht und ihren Mangel an Patriotismus die Wiederge
Italiens verhindern. Sie sind die tonangebende Macht
Parlament, sie könnten durch ein gerechtes Steuersy
dem jährlichen Deficit ein Ende machen, ihr Vaterland v
der Schmach befreien, seit Jahren weniger als jedes and
Land für Hebung von Wissenschaft und Kunst geleistet
haben. Das für gemeinnützige Zwecke angelegte Geld wür
reiche Zinsen tragen, aber infolge der Verachtung, mit d
die Reichen auf die Armen herabschauen, läßt sich sob
keine Besserung erwarten. Man hat kein Geld für die A
legung von Wasserwerken, für den Bau von Kanälen, fü
die Anschaffung von Büchern, für die Reparatur von bau
fälligen Häusern, in denen sich Archive und kostbare Han
schriften finden. Nachdem man Millionen aus dem Staatssäck
für die Verschönerung Roms, für den Bau von halbvollendete
Regierungsgebäuden gezahlt hat, fängt man zur Unzeit
sparen an. Die Erziehung wird vernachlässigt, man su
beständig die Ausgaben für die Schulen zu beschneide
Beamte, Richter werden so schlecht besoldet, daß sie sich b
stechen lassen. Man läßt die Auswanderer nach Ameri
verkümmern, man läßt nicht einmal die Schiffe inspicire
Im Jahre 1891 hatte man nicht einmal die für die Au
nahme des zehnjährigen Census nothwendige Summe, dageg
verwendet man für die Landarmee rund 320,000,000 Mar

General Pelloux hat Reduktion der Ausgaben für das Landheer versprochen. Es frägt sich, ob die Minister dieses Versprechen erfüllen werden.

Als der Staat die Güter der todten Hand einzog und die religiösen Orden aus ihren Klöstern verjagte, da versprach er, den niedrigen Weltklerus aufzubessern, den Ueberschuß der geistlichen Güter für Anlegung von Armenkassen, für Schulen und andere gemeinnützige Zwecke zu verwenden. Was geschah? Der Gehalt der Priester wurde an einigen Orten erhöht und betrug in der Regel nicht über 900 Lire, jetzt erst denkt man denselben auf 1000 Lire zu erhöhen; die wohlthätigen Stiftungen, welche der Staat nicht eingezogen, müssen 1/5 ihres Einkommens an den Staat entrichten; ebenso muß der Klerus eine Einkommensteuer bezahlen. Alle die großen Summen, die der Staat aus dem Verkauf der Kirchen realisirt hat, sind wie gewonnen so zerronnen, in dem Staatsschatz aber ist beständige Ebbe.

Nachdem man in den letzten Jahren durch geschickte Manipulationen ein Deficit vermieden hat, schließt man wieder mit einem Ausfall von 3,890,850 Lire ab. Die Hoffnungen, welche die Freunde Italiens gehegt haben, sind offenbar nicht in Erfüllung gegangen. Schon jetzt entfällt auf jeden Kopf eine Schuld von 308 Mk. 70 Pfg., ein Zins von 14 Mk. 75 Pfg. Rechnet man zu den öffentlichen Schulden die der Stadtgemeinden, welche 1897 1,202,469,375 Lire betrugen, wozu noch die der Dorfgemeinden im Betrage von 164,860,870 kommen, so wird man gestehen müssen, daß Italien den Mühlstein, der um seinen Hals hängt, nicht sobald los werden wird. In Italien werden wie in England die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer. Das sind keine gesunden Zustände. Wo die Grundlage nicht auf Recht und Gerechtigkeit ruht, da kann kein solides Gebäude aufgeführt werden, da ist ein einträchtiges Zusammengehen unmöglich. Gerade in Italien stehen sich Massen und Klassen schroffer entgegen als in irgend einem andern Land.

L.

Der englische Krönungseid seit dem Monat Februar 1

Bald nach der Thronbesteigung König Eduard
von England ist die Entstehung und Bedeutun
Krönungseides, oder der Deklaration, wie er gew
genannt wird, in dieser Zeitschrift beleuchtet worden (B
S. 465). Damals konnte aber nur der Anfang ein
wegung geschildert werden, die im Laufe der Zeit
weitere Kreise gezogen hat. Sieht man von dem s
lichen Burenkriege ab, der Englands Name bei allen C
völkern mit Schimpf und Schande bedeckt und dessen V
fälle den breitesten Raum in den Verhandlungen des Parl
und den Spalten der öffentlichen Blätter eingenommen,
zählt die Bedeutung des Krönungseides zu denjenigen F
welche auf dem für die englische Volksseele so wi
Gebiete der religiösen Interessen eine der ersten
behaupten. Kann man doch in eine Prüfung des Krö
eides unmöglich eintreten, ohne zugleich jene Kapita
zu berühren, die wie die Verfassung der anglikanischen
die Lehre von der Wesensverwandlung im Altarsakra

---

1) Diese Arbeit beruht vornehmlich auf den vorzüglichen Lei
und übrigen Darlegungen des Londoner Tablet, welc
Band und Seitenzahl, und zwar beide mit arabischen
hier angeführt wird. Auch der Month wurde benützt.

Verehrung der Heiligen, die Continuität der Staats-
che und ihre Beschützung durch den Defensor fidei, endlich
s Problem: Was ist denn eigentlich Protestantismus —
cht bloß etwa zu streifen, sondern in ihren innersten Tiefen
erfassen.

Wenn im weltumspannenden englischen Reiche die Sonne
cht untersinkt, dann muß zuerst die Thatsache betont werden,
aß die mehr als zehn Millionen Katholiken[1]) desselben
nmüthig gegen den Krönungseid mit seinen Beschimpfungen
er hehrsten Geheimnisse unserer Religion Verwahrung ein-
elegt haben. Vor allem ist Canada zu erwähnen. Am
reitag den 1. März 1901 nahm das Unterhaus in Ottawa
it 125 gegen 19 Stimmen den Beschluß an, welcher, von
Mr. Costigan eingebracht, also lautete: Die Deklaration
der Krönungseid) ist für alle Römischen Katholiken im
öchsten Grade beleidigend.[2]) Die bewährte Königstreue der
atholischen Unterthanen in Canada, die 43 Procent der
Gesammtbevölkerung der Colonie betragen, sowie derjenigen
m ganzen britischen Reiche, sollte sie schützen wider jedes
beleidigende Wort seitens des Souveräns. Nach der Auf-
fassung des Hauses müßte die Deklaration von allen für
rgend welche Mitglieder der im britischen Reiche bestehenden
Bekenntnisse anstößigen Bemerkungen gereinigt werden.[3])

---

1) The catholic Directory. London 1901, p. 68. The total catholic population of the British Empire is probably about 10 millions and a half.

2) Katholiken oder Römische Katholiken? Ueber den Sinn und Gebrauch dieser Bezeichnungen hat Cardinal Vaughan in seiner Rede zu New-castle-on-Tyne am 9. September 1901 sich verbreitet. Die protestantischen Kreise reden und schreiben „Roman Catholics". Wird diese Bezeichnung „römisch" in erklärendem Sinne gebraucht (deklarativ), so mag sie passiren; unterschiebt man ihr eine einschränkende Bedeutung, nach welcher der Katholicismus neben den Anglokatholicismus und andere Bekenntnisse gesetzt wird (restriktiv), dann ist sie abzulehnen. Tablet 98, 402.

3) Tablet 97, 361, 378.

Daß das katholische Canada seinem Instinkte nachgeben eine solche dem Geiste allgemeiner Duldung entsprech Erklärung erlassen werde, war von vornherein zu erwa Was aber bei dieser überwältigenden Kundgebung namen angenehm berührt, das ist die Thatsache, daß Anhä aller Bekenntnisse und Vertreter sämmtlicher politi Richtungen an dem Zustandekommen dieses Beschlusses betheiligt haben. Als Führer sind hervorgetreten der L der Conservativen, Mr. Borden, und der erste Berather Krone, Sir Wilfrid Laurier. Die Rede des letz war besonders wirkungsvoll wegen ihrer soliden geschichtl Ausführungen, sodann zufolge des feinen Spottes, dem er die sonderbare Zumuthung zu Paaren trieb, Behandlung der Deklarationsfrage gehöre nicht vor canadische Parlament. Wie, rief er: die Reichsregierun London hat uns soeben beglückwünscht wegen unseres schlusses, betreffend die politische Gleichstellung aller W in Transvaal, und wir sollten des Rechtes zu einer Meinu äußerung entbehren, welche die religiösen Interessen 43 Procent der ganzen Bevölkerung unserer Heimat berüh Wenn Lord Salisbury die mit ebensoviel Hartnäckigkeit Willkür von ihm beanstandete Prüfung des Krönungs Anfangs März endlich zugestand, dann haben die f losen Verhandlungen im canadischen Parlament entschei zu diesem Umschwung beigetragen.[2])

Als Hüter der heiligen Hinterlage des Glaubens t 27 Erzbischöfe und Bischöfe am 16. März 1901 erzbischöflichen Hause in Quebec zusammen und erl an Cardinal Vaughan in London ein Schreiben, in we sie dem loyalen Vorgehen Sr. Eminenz in dieser hochwich Frage ihre uneingeschränkte Zustimmung ertheilten. Eng so führten sie aus, schulde die Verbesserung der Deklar

---

1) Tablet 97, 470.

2) Tablet 97, 441: The Inquiry granted.

[..]s einen Akt verspäteter Gerechtigkeit jener Religion, deren [..]postel auf dem ganzen Rund der Erde unter Leo XIII. [..]e Thätigkeit entfalten, dessen erhabener Charakter und [..]em wahren Fortschritt zugeneigter Sinn seines Gleichen [..] der Geschichte suche. Aber auch die stetig wachsende Zahl [..]yaler Katholiken besitze ein Recht auf Beschützung ihrer [..]eligion. Und wie lasse es sich mit der Gerechtigkeit ver[..]nbaren, daß England auf Grund des Gesetzes der Eman[..]pation und anderer unter Königin Viktoria ergangener [..]estimmungen dem geringsten Unterthan ein Maß von [..]ewissensfreiheit gewähre, welches dem Träger der Krone [..]ersagt bleibe? Weit entfernt, den religiösen Frieden zu [..]einträchtigen, werde eine Verbesserung der Deklaration die [..]uhe der Bevölkerung gewährleisten und die Treue der [..]atholiken stützen.[1])

Nicht minder klar und würdig war die Sprache, welche [..]ie politische Vertretung der Insel Malta in Sachen des [..]rönungseides führte. Schon seit Jahren fühlen sich die [..]alteser gekränkt durch das Verhalten Englands in Sachen [..]er gemischten Ehen,[2]) und nicht minder durch das schroffe [..]orgehen des englischen Ministers Chamberlain auf dem [..]ebiete der Umgangs- und Unterrichtssprache.[3]) Das herrliche [..]talienische Idiom soll zu Gunsten des Englischen im Verkehr [..]er Beamten, bei öffentlichen Verhandlungen, im Unterricht [..]urückgedrängt werden. Haben bereits diese Fragen die Volks[..]eele der Malteser tief gekränkt, dann war der Krönungseid [..]rst recht geeignet, besonders lebhafte Verhandlungen im [..]esetzgebenden Rath zu erregen.[4])

Dr. Mizzi führte aus, man dürfe die jetzige Gelegenheit [..]icht ohne Verwahrung gegen die für alle Katholiken be-

1) Tablet 97, 738.
2) Civiltà cattolica 4 (1900) 70.
3) Civiltà catt. 4 (1900) 622.
4) Tablet 97, 472: The Voice of Malta.

leidigende Eidesformel vorübergehen lassen. Ohne And
gläubigen nahezutreten, lasse sich doch die Thatsache
hinwegleugnen, daß die Lehren des Protestantismus
gehende Wandlungen im Lauf der Zeit erfahren. U
weniger dürfe dem Träger der Krone die Befugniß
gestanden werden, den unwandelbaren Glauben der Katho
zu beschimpfen. Von tiefem Schmerz über den Krönung
ergriffen, halte die Malteser Bevölkerung, die sich
katholischen Glauben bekenne, es für ihre Pflicht,
Stimme zum Thron emporzusenden mit der Bitte um
änderung der Eidesformel. Cachia Zammit schilderte
bedrängte Lage des Monarchen, der beim besten Willen
ungeachtet seiner Hochachtung für die Katholiken sich
Zwange des Gesetzes habe fügen und die Deklaration
aussprechen müssen. Gegen die letztere legte Dr. Bo
als Katholik Verwahrung ein und bezeichnete sie als „un
zwecklos, gotteslästerisch und beleidigend für die Gefühle
zehn Millionen katholischer Unterthanen König Eduards
wie für diejenigen aller Christen, Schismatiker oder P
stanten, da ja auch innerhalb des anglikanischen Bekennt
wenigstens manche in diesen Lehren mit uns übereinstim
die im Eide des Königs als gotteslästerisch und fan
gebrandmarkt werden".[1] Nur ein einziger Katholik hat
dem Beschluß widersetzt, der erste Vertreter der Regie
Sir Gerald Strickland, welcher den Muth hatte, die
schrift als außerhalb der Zuständigkeit der Versamm
liegend zu bezeichnen, aber mit seinen Einwürfen nicht d
dringen konnte.[2]

Dem gesetzgebenden Rath der Insel Malta hat
Msgr. Pietro Pace, Bischof von Malta und Erzb
von Rhodus, in einem sehr lesenswerthen, durch bedeu
geschichtliche, dogmatische, politische und staatsrechtliche

---

1) Tablet 97, 472: The Voice of Malta.

2) Tablet 97, 473.

[...]isse und Erwägungen gestützten Hirtenbriefe angeschlossen, der in hohem Grade geeignet war, die Bevölkerung über den unermeßlichen Werth des katholischen Glaubens zu belehren und sie im rechtmäßigen Widerstande gegen die dermalige Fassung des Krönungseides zu bestärken.[1])

Bis weit nach Ostindien und zu den Antipoden der Südsee hat sich die von Cardinal Vaughan gegen den Krönungseid angeregte Bewegung fortgepflanzt. Dem Herzog von Cornwall und York, der im Auftrag seines königlichen Vaters Eduards VII., als Thronfolger, sämmtlichen Colonien einen Besuch abstatten, insbesondere aber das Bundesparlament der am 1. Januar ins Leben getretenen Republik Australien eröffnen sollte, wurden bei seinem Aufenthalte in Ceylon durch den dortigen Erzbischof und die katholische Bevölkerung zwei Adressen überreicht zur Bezeugung fester Unterthanentreue und gleichzeitig mit der Bitte um Verbesserung der Deklaration.[2]) Das größte Aufsehen erregte indeß die Kundgebung des Erzbischofs von Sydney, Patrick Cardinal Moran und die ihm von der Regierung ertheilte Antwort.[3]) Am 1. Mai 1901 überreichte der Cardinal dem ersten Minister des australischen Bundes im Namen und Auftrag seiner bischöflichen Mitbrüder eine Vorstellung, in der Verwahrung eingelegt wird gegen den im Krönungseid enthaltenen Vorwurf der Götzendienerei. Das sei im 20. Jahrhundert eine Beschimpfung der gesunden Vernunft, wie der Religion und „der religiösen Gleichberechtigung, welche die

---

1) Tablet 97, 629.

2) Tablet 97, 767.

3) Ueber Patrick Francis Cardinal Moran, Erzbischof von Sydney, als Oberhirt und Historiker vgl. meine Artikel im Katholik 1897. II, 50 ff., 127 ff., 215 ff. — Eine Uebersicht der Geschichte der katholischen Kirche in Australien enthält das äußerst anregend geschriebene Prachtwerk: Joseph Lauterer, Australien und Tasmanien nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert. Freiburg, Herder 1900. (M. 11.)

Bundesverfassung gewährleistet und die wir als angeborenes Recht hochhalten". Unerschütterlich ist die Loyalität unseres katholischen Volkes in Australien, „aber es duldet keine Worte der Beschimpfung gegen die Lehren des von uns bekannten göttlichen Glaubens, sie mögen kommen von einer Seite, wie auch immer". Besteht der dritte Theil des australischen Heeres aus katholischen Soldaten, dann ist zu bemerken, daß „für diese Krieger Religion, Freiheit und Loyalität Hand in Hand gehen, und daß es weder klug, noch ehrlich, noch weise ist, deren Heldenmuth und Vaterlandsliebe mit einer Beschimpfung und einer Brandmarkung ihrer heiligsten Ueberzeugungen zu vergelten".

Am 7. Juni 1901 erwiderte der Minister Barton, daß die Minister dem Vorschlage einer Abänderung des Krönungseides günstig gestimmt seien und danach handeln würden.[1]) Wie die Vorstellung des Episkopats, so ist auch die Antwort des leitenden australischen Staatsmannes der Wiederhall der kurzen, aber inhaltvollen Adresse, welche Cardinal Moran am 1. Januar 1901 dem obersten Gouverneur Lord Hopetown überreichte, und der Antwort des letzteren, worin es heißt: „Wohl kenne ich die Bemühungen, welche die Katholiken aufgewendet, damit der australische Bund in das Leben treten möchte".[2])

In den parlamentarischen Körperschaften des englischen Mutterlandes hat sich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Abänderung der Deklaration nur langsam Bahn gebrochen. Anfangs März brachte der katholische Lord Braye einen Gesetzentwurf im Oberhause ein, der maßvoll gehalten war und ohne die protestantische Thronfolge, das unantastbare Heiligthum der Mehrheit der Nation, zu berühren, lediglich die für die Katholiken

1) Der Text der Verwahrung in Tablet 97, 950 und in Civiltà cattolica 3 (1901) 636.
2) Civiltà 1 (1901) 762.

eidigenden Stellen des Eides beseitigte. Außerdem war der Bill des Lord Braye Vorsorge getroffen zur Beseitigung aller Zweifel, die seit 1867 noch hinsichtlich der Frage bestanden, ob Katholiken zu den Aemtern eines Lordkanzlers von England und eines Vicekönigs von Irland gelangen könnten. Kein rechtlich gesinnter Mann wird dem Lord diese Vorsicht übel nehmen, nachdem das Unterhaus eine dahin zielende Bill Gladstone's unter dem Drucke des conservativen Ministeriums Salisbury 1890 abgelehnt hat.[1])

Ministerpräsident Salisbury lieh seinem Bedauern über den Krönungseid Ausdruck, wie es einem Staatsmann des 20. Jahrhunderts geziemt, erklärte aber zu derselben Zeit, keine Abhilfe gewähren zu können, durchaus im Geiste seines Ahnherrn, Lord Burghley, jenes verschmitzten, grausamen, gewissenlosen Rathgebers der Königin Elisabeth, der unsägliches Elend über die englischen Katholiken gebracht hat.[2]) Am Dienstag den 19. März 1901 zog Lord Braye indeß seine Bill vorläufig zurück, angesichts der Thatsache, daß Lord Herries den Antrag auf Ernennung einer aus Mitgliedern der beiden Häuser des Parlaments zusammengesetzten Commission zur Prüfung des Krönungseides einbrachte. Wenn Lord Herries bei dieser Gelegenheit bemerkte, er wünsche vom König jede Verantwortung für die beleidigenden Worte des von demselben geleisteten Eides abzuwälzen, der Monarch habe seine persönliche Anschauung durch die leise Aussprache der betreffenden Worte zu erkennen gegeben, dann erregte diese Bemerkung um deßwillen das größte Aufsehen, weil Eduard VII. den Lord Herries erst wenige Tage vorher in Audienz empfangen hatte. Allgemein wurde angenommen, der Lord habe dem Landesherrn als Sprachrohr gedient.[3])

---

1) Tablet 97, 445.

2) Neueste Literatur: M. Hume, The great Lord Burghley. A Study in Elizabethan Statecraft. London (Nisbet) 1900.

3) Tablet 97, 474.

In der That griff der Premier Lord Salisbury den Vorschlag auf und brachte Donnerstag den 21. März den Antrag auf Bestellung des genannten Untersuchungscomitees ein.[1])

Die Wichtigkeit der Sache schien zu fordern, daß diese Untersuchungskommission aus Mitgliedern beider Häuser des Parlaments bestehen möchte. Galt es doch, eine Maßregel abzustellen, an deren Einführung vor mehr denn 200 Jahren ebenfalls die Vertreter der ganzen Nation sich betheiligt, und ist anderseits zu beachten, daß die dem Gewissen der Katholiken geschuldete Sühne von Mitgliedern beider Häuser hätte geleistet werden sollen. Zuerst kamen die Iren in Betracht. Sie fanden die Fassung der Einladung: Berathung über Maßnahmen zur Veränderung der Deklaration bei gleichzeitiger Sicherstellung der protestantischen Thronfolge durchaus ungenügend, und lehnten jede Betheiligung an den Berathungen des Comitees ab.[2]) In der That mußte es jedem Katholiken Ueberwindung kosten, das Recht auf den Besitz der englischen Krone vom Bekenntniß des Protestantismus abhängig zu machen, wenn er auch noch so sehr den ersten Theil der dem Untersuchungscomitee gestellten Aufgabe, nämlich die Abschaffung der für seine Religion verletzenden Worte des Krönungseides, billigen mußte. Aus diesem Grunde, sodann aber auch, um der Großmuth der Nation keine Schranken zu ziehen, haben die katholischen Lords, wie ihre Glaubensbrüder im Unterhause, die Bitte gestellt, man möchte ihnen die Betheiligung am Untersuchungscomitee erlassen.[3])

Jedermann begreift die zarten Rücksichten, von welchen dieses Verfahren eingegeben war. Was man schwer erfaßt, ist die betrübende Erscheinung, daß die liberale Partei der Opposition im Unterhause vom Comitee der Untersuchung

1) Tablet 97, 499.
2) Tablet 97, 499.
3) Tablet 97, 526.

eigenwillig sich fern hielt. An der verhältnißmäßig geringfügigen Frage der Erhöhung der königlichen Civilliste, welche die Steuerkraft des Landes höher spannt, trugen die Liberalen kein Bedenken sich zu betheiligen Vor der Zumuthung, zehn Millionen von Mitbürgern gegen die Beleidigungen des Krönungseides sicher zu stellen, empfanden sie ein geheimes Grauen. Auch hier empfing die alte gesicherte Anschauung, daß der Liberalismus am Uebel der Unduldsamkeit krankt, eine neue Bestätigung. Dieses zweideutige Benehmen, das die Schöpfung eines Untersuchungscomitees im Unterhause vereitelte, da nach alter Sitte in einem solchen sämmtliche politische Parteien ihre Vertreter besitzen sollen, hat in der katholischen Presse ausdrücklich,[1]) und stillschweigend auch in nichtkatholischen Blättern, insofern eine strenge Verurtheilung erfahren, als die letzteren die Berufung einer Unterhauskommission mit Freuden begrüßt hatten.[2]) Insbesondere verdient die ungeheuchelte Energie unsere Anerkennung, mit welcher der hervorragende nonconformistische Führer, Dr. Parker, für die Entfernung der für die Katholiken beleidigenden Worte aus dem Krönungseide öffentlich eingetreten ist. Den Grund der Nichtbetheiligung am Untersuchungscomitee glaubte die katholische Presse in dem Bemühen der liberalen Partei erblicken zu dürfen, in den Kreisen der liberalen Wählerschaft im Hinblick auf die bevorstehende Erneuerung des Parlaments keinen Anlaß zu Unzufriedenheit zu geben.[3]) Die Folge war, daß das Untersuchungscomitee nunmehr lediglich aus protestantischen Peers des Oberhauses bestehen mußte. Zur Ehre des Oberhauses sei hier die Bemerkung eingeflochten, daß Earl Spencer, der Führer der liberalen Lords, durchaus abweichend von seinen Collegen im Unterhause, den Marquis von Salisbury

1) Tablet 97, 648.
2) Tablet 97, 457.
3) Tablet 97, 648.

wegen Vorlegung der Erleichterungs- und Abänderungsbill öffentlich belobte.[1])

Wenn die Osterferien des Parlaments in die lebhaften Debatten in Westminster Stillstand brachten, dann gingen die Wogen der Erregung mit ungeschwächter Kraft weiter in Irland. Die Iren hätten ihr feuriges keltisches Naturell, aber nicht minder ihre altbewährte Anhänglichkeit an den katholischen Glauben verleugnet, wenn sie in der Frage des Krönungseides nicht lebhafter empfunden hätten, als ihre Glaubensbrüder in England. Von einer Reise nach Rom heimgekehrt, beklagte Cardinal Logue, Erzbischof von Armagh, öffentlich die Thatsache, daß „die nämlichen Männer als Götzendiener gebrandmarkt werden, die im beklagenswerthen Kriege in Südafrika zum Wohle des Reiches ihr Blut wie Wasser vergießen".[2]) In seinem Antwortschreiben an den Stadtrath von Dublin auf die ihm gegen den Krönungseid zugesandte Verwahrung, hat der Erzbischof Walsh von Dublin sich in den schärfsten Ausdrücken ergangen, zugleich aber betont, man dürfe über diese Frage die andern auf der irischen Heimat lastenden Mißstände nicht übersehen. Als solche bezeichnet er: die Ausplünderung Irlands durch ein falsches Steuersystem, das zu der Armuth des Landes in keinem Verhältniß stehe und Großbritannien übermäßig bevorzuge, sodann die Universitätsfrage, die zum schweren Nachtheile der Katholiken, zum Nutzen der protestantischen Minderheit und trotz aller Versprechungen der leitenden Staatsmänner bis zur Stunde ungelöst sei, ferner die gegen die katholischen Orden und die Errichtung milder Stiftungen, insbesondere Meßstiftungen, bestehenden Gesetze, endlich das Bemühen der Regierung, die den Ortsbehörden durch ein neues Gesetz gewährten Befugnisse willkürlich zu beschränken.[3])

1) Tablet 97, 820.
2) Tablet 97, 458.
3) Tablet 97, 541.

Hüben und drüben des St. Georg-Canals erfolgten die heftigsten Angriffe wider den Titel Defensor fidei, welchen die englischen Monarchen bis zur Stunde in ihrem Wappen und auf ihren Münzen führen. In der That: Blickt man auf den Ursprung desselben, so hat Leo X. ihn Heinricht VIII. am 10. Oktober 1521 verliehen, während heute Eduard VII. der Papst des Anglikanismus ist. Untersucht man den Grund der Verleihung, so liegt er in der Vertheidigung der Transsubstantiation in des Königs assertio septem sacramentorum, welche Eduard VII. im Februar 1901 feierlich abgeschworen. Allerdings hat der hl. Stuhl den Titel 1536 widerrufen, das Parlament dagegen ihn 1543 dem Monarchen bestätigt. Indeß übersehe man nicht, daß damals die bekannten sechs Artikel bestanden, welche die Lehre von der Transsubstantiation mit den schärfsten Strafen schützten.[1]) Doch ganz abgesehen hiervon muß das Recht des Monarchen zur Führung des Titels auch vom Standpunkt des Staatsrechts als zweifelhaft erscheinen. Wenn Lord Salisbury in den Debatten des Oberhauses das Gesetz von 1543 betonte, dann hat er übersehen, daß dasselbe unter Königin Maria 1554 aufgehoben und später nicht wieder eingeführt worden ist. Somit fehlte die kirchliche wie die staatliche Befugniß zur Führung des Titels, den aber deßungeachtet die Monarchen bis zum heutigen Tage gleichsam als Apanage der Krone tragen.[2]) Als vollends jeder inneren Berechtigung entbehrend erscheint der Titel bei der Frage: Cuius fidei? Der etablirten Staatskirche, oder der sie mit Hand und Fuß bekämpfenden Nonconformisten, oder gar der Katholiken, die von 1561 bis 1829 unter dem eisernen Joche der Strafgesetze seufzen mußten?

---

1) Eine auf den Handschriften des Britischen Museums in London beruhende Studie über alle mit der Verleihung des Defensor fidei verbundenen Vorgänge zu London und Rom in den Jahren 1520 und 1521 lieferte Tablet 97, 563.

2) Tablet 98, 205, 275.

Unter unsern modernen Verhältnissen mit ihrer grenzenlosen Zerrissenheit auf dem Gebiete der Religion hat der Monarch lediglich die *bürgerliche Freiheit* der in seinem Lande zugelassenen Bekenntnisse zu schirmen. In diesem wohlthuenden Lichte hat König Eduard VII. im Anfang seiner Regierung sich allen Bekenntnissen seines Landes gegenüber gezeigt. Altem Herkommen gemäß wollte er von Vertretern der einzelnen Religionsgemeinschaften *Adressen* ihrer Treue entgegennehmen. Warum nicht auch von solchen der *englischen Katholiken*, wenngleich seit König Jakob's II. Tagen kein katholischer Bischof officiell am Hofe sich zeigen durfte? In voller Uebereinstimmung mit seinem bisherigen Verhalten hat der König am Freitag den 3. Mai 1901 als Vertreter seiner katholischen Unterthanen eine Deputation empfangen, welche aus dem Cardinal-Erzbischof Vaughan, fünfzehn Bischöfen, fünfzehn Lords und dreizehn Mitgliedern des katholischen Schulkomitees bestand.[1]) Die vom Cardinal überreichte und vom König angenommene Adresse war einfach, aber kraftvoll und furchtlos gehalten. Sie betonte die Unterthanentreue der katholischen Bevölkerung, gab der Theilnahme am Heimgange der königlichen Mutter Ausdruck, wies auf die bisher den Armen und Schwachen vom Monarchen bewiesene sociale Thätigkeit hin und brachte dem König das Gelöbniß inständigen und ununterbrochenen Gebetes dar, namentlich nach der Hochmesse an jedem Sonntag. „Und wir erlauben uns, Sie zu versichern, daß keine Ihrer Unterthanen glühender oder öfter beten, damit Ihre Regierung eine lange, wohlthätige und mit allen christlichen Tugenden gezierte sein möge, damit Sie siegreich im Kriege und glücklich im Frieden sein, und damit Er, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, unsern König, die Königin und die königliche Familie in dieser Welt führen und segnen und ihnen dann die Thore

1) Die Namen der einzelnen Mitglieder im Tablet 97, 687.

es ewigen Reiches öffnen möge". In diesem Sinne lautete uch die Antwort des Königs, der das Versprechen ertheilte, Freiheit, Duldung, Frieden und guten Willen in allen Classen der Bevölkerung zu verbreiten".[1])

Während die Pall Mall Gazette bemerkte, die Adresse hätte glücklicher nicht abgefaßt werden können, glaubten andere Stimmen der Presse eine stillschweigende Versöhnung mit der königlichen Deklaration aus derselben herauslesen zu dürfen. Indeß muß auch dem oberflächlichen Beobachter klar sein, daß die Adresse nichts enthält, was mit energischer Zurückweisung der Deklaration und ihrer Beschimpfungen unvereinbar ist. Um aber jedwedes Mißverständniß zu beseitigen, hat Cardinal Vaughan ungesäumt in einem Schreiben an den Minister des Innern (Home secretary) die Stellung der Katholiken klar und bündig dargelegt.[2])

In Erfüllung des der Volksvertretung ertheilten Versprechens brachte der Ministerpräsident Marquis von Salisbury am Donnerstag den 13. Juli 1901 den Antrag auf Bestellung einer Commission ein, deren Zweck in der Aufgabe liegen sollte, „zu berichten, ob die Sprache der Deklaration sich vortheilhaft verändern ließe, ohne Abschwächung ihrer Wirksamkeit als einer Gewähr zur Aufrechthaltung der protestantischen Religion".[3]) Gleichzeitig publicirten die öffentlichen Blätter die an die Mitglieder des Parlaments in Abdruck vertheilten Formeln, nach welchen in den vornehmsten Culturstaaten die Landesherrn oder Reichslenker beim Antritt ihrer Aemter Treue und Gerechtigkeit geloben. Diejenigen für England und Schottland, welche sich an erster Stelle befinden, bekunden einen Fanatismus und eine Engherzigkeit, und neben der Beschimpfung der katholischen Religion eine brutale Rücksichtslosigkeit gegen

1) Tablet 97, 726.
2) Tablet 97, 687.
3) Tablet 97, 926.

den König selbst, der nach Ableugnung des Katholicism
sich obendrein vom Vorwurfe der Zweideutigkeit und d
geheimen Vorbehaltes zu reinigen gezwungen wird, daß m
zu dem Bekenntniß getrieben wird: England, der Hort a
Sekten- und Conventikelwesens, mit seinen zahllosen pro
stantischen Denominationen einerseits, und mit seinem au
gebildeten Monismus und Atheismus andererseits, steht d
als Muster aller Unduldsamkeit.[1])

Diese Geistesrichtung war auch dem Ergebniß der B
rathungen der lediglich aus protestantischen Lords bestehen
Commission aufgeprägt.[2]) Mit Recht erhob man den V
wurf, daß die Lords keine sachverständigen Katholik
Bischöfe und angesehene Laien, als Zeugen vernommen, b
man der Untersuchung kaum genügende Zeit gewidmet, b
die sogenannte verbesserte Formel ungeachtet einiger Milder
ungen noch Beleidigungen genug gegen die Katholiken enthal
„Selbst ein Buddhist", bemerkte die Times, „könnte di
Erklärung mit gutem Gewissen abgeben".[3]) Wenn die
Urtheil den ersten Theil der neuen Deklaration trifft, da
war im zweiten Theil die Verwerfung der „Messe und d
Anbetung der Jungfrau Maria" beibehalten. Angesich
dieses Verfahrens schloß das „Tablet" einen geistvollen Arti
mit den Worten: „Wir leben in einem freien Lande. Wün
die Mehrheit einen protestantischen König, dann mag
sich die protestantische Thronfolge sichern; aber Beschütz
des Protestantismus darf nicht verwechselt werden mit B
schimpfung des Glaubens von Millionen seiner Unterthan
durch den Monarchen beim Antritt der Regierung".[4]) I
einer würdevollen Erklärung hatte Cardinal Vaugh
für sich und seine Amtsbrüder „als Hüter der Wahrhe
der Offenbarung" bereits im Monat Juni wider

1) Tablet 97, 949.
2) Tablet 97, 940.
3) Tablet 98, 5.
4) Tablet 98, 6: The King's Declaration.

Beeinträchtigung der kirchlichen Lehre durch die Untersuchungs-Commission Verwahrung eingelegt. „Für eine Beibehaltung der Deklaration gibt es angesichts der Zersplitterung des Reiches in zahlreiche Bekenntnisse keine Entschuldigung und der Krönungseid sichert die Anhänglichkeit des Monarchen an ‚die protestantisch reformirte vom Gesetz errichtete Religion'."[1]) Aus den hochinteressanten Debatten des Oberhauses über das Ergebniß der Commission am Montag den 8. Juli heben wir hervor die Reden der katholischen Lords Llandaff und Braye, sowie die des anglokatholischen Lord Halifax.[2]) Mit Recht schrieb der hochkirchliche „Guardian", das allgemeine Urtheil gehe dahin, das Ergebniß der Thätigkeit der Commission befriedige deren Mitglieder, sonst Niemand.

Man war also auf neue Berathungen des Oberhaus-comitees angewiesen. Aus ihnen ging eine verbesserte Formel hervor, die Salisbury am 13. Juli einbrachte. Nach derselben muß der König erklären: 1) er glaube nicht an die Transsubstantiation, 2) er halte die Anrufung (invocation) der Jungfrau Maria, oder anderer Heiligen und das Opfer der Messe, wie sie heute in der Kirche von Rom üblich sind, als der protestantischen Religion zuwiderlaufend, 3) „an welche ich glaube;" 4) „diese Erklärung mache ich ohne Vorbehalt". Auch diese Deklaration unterliegt den gewichtigsten Bedenken. Zuerst betonte Lord Halifax im Lauf der Debatten des Oberhauses, die anglikanischen Bischöfe hätten in ihrem jüngsten Briefe an Leo XIII. angedeutet (implied), es gebe eine Wesensverwandlung, die Eucharistie sei etwas mehr denn eine bloße Erinnerung an das Kreuzesopfer.[3]) Wer, wie der König von England,

---

1) Tablet 98, 73.
2) Tablet 98, 74–78.
3) Tablet 98, 139. Selbstverständlich ist das ein Irrthum des edlen Lord. Vgl. meine Besprechungen dieses Briefes im Literar. Handweiser Nr. 661, Sp. 710, und der Antwort des katholischen

öffentlich und feierlich katholische Glaubenslehren ableh
muß sich die Frage gefallen lassen, ob er dieselben ken
und geprüft habe. Vielleicht wird er im Lauf der Zeit se
gegenwärtige Ueberzeugung ändern, ähnlich wie Lord Sal
bury, der jetzt offen bekannt hat, entgegen seiner vormali
Ansicht von der Anbetung der Jungfrau Marie und d
Heiligen durch die Katholiken habe er nunmehr sein
Irrthum eingesehen und erkannt, daß die Katholiken dieselb
nur verehrten.

Ihre Achillesferse endlich besitzt die neue Deklarat
in den Worten: „die protestantische Religion, an welche
glaube". Aber was ist denn Protestantismus? — das
die inhaltschwere Frage, die sich dem König vor Ableg
des Eides gebieterisch aufdrängen muß. Er wird sich an
Bischöfe seiner etablirten Staatskirche wenden und
Bischof von Worcester jene Antwort empfangen, die
der Macht eines Verhängnisses mit der Entstehung der ne
Formel zeitlich zusammentraf. Oeffentlich hat dieser Prä
erklärt: „In erster Linie weiß ich wirklich nicht, was m
unter ‚protestantischer Religion' versteht. Wohl weiß
was die christliche, buddhistische, mohamedanische Relig
bedeutet. Aber was ist die protestantische Religion?
ist sie zu finden? Welches sind ihre Glaubensartikel?
ist unbestimmt, schattenhaft, nicht greifbar. Unter e
Form besitzt der Protestantismus die mannigfachsten Va
täten. Höchstens kann man ihn als ein System bezeichn
welches den Gegensatz zum Papstthum bildet. Die v
Comitee gewählten Worte: ‚Die protestantische Religion

Episkopats von England, daselbst Nr. 680, Sp. 537. D
bleibt bestehen, daß der in anglo-katholischen Kreisen im Schw
gehende Glaube an die wirkliche Gegenwart Christi im A
sakrament bei der Frage nach der Veränderung der Deklara
in Betracht zu ziehen ist. Vgl. den Leitartikel im Tabl
484: The inner Question of the Accession Oath.

welche ich glaube setzen den Protestantismus als ein einheitliches Ganze voraus, was nicht zutrifft".[1])

Daß auf Grund einer solchen Formel keine Einheit sich erzielen ließe, haben die Verhandlungen im Hause der Lords bei der zweiten und dritten Lesung am 23. Juli und 5. August 1901 dargethan, bei welcher Gelegenheit die katholischen Lords redlich ihre Pflicht erfüllt haben. Die Schwierigkeit der Herstellung einer geeigneten Deklaration liegt weniger in der Beseitigung der gegen den Katholicismus gerichteten Angriffe, als in der Auffindung einer solchen Zustimmung zum Protestantismus, welche das Unterhaus befriedigen könnte. In Sachen der Kirchenlehre bildet das Haus der Gemeinen den obersten Gerichtshof. Zieht man bloß die Macht der Methodisten, die in demselben tagen, in Erwägung, dann haben Formeln wie „ich glaube an die Staatskirche", oder „ich glaube an die protestantische Religion" keine Aussicht auf Annahme. Und wer möchte denn auch vom protestantischen Standpunkt die Kühnheit haben, dem König von England die Annahme des Methodismus zu verargen, oder ihm zumuthen, als Haupt der englischen Kirche Lehren zu glauben, die er als Chef der presbyterianischen schottischen Staatskirche zu verwerfen hat?

Dem Ministerpräsidenten Lord Salisbury hat es in der Sitzung des Oberhauses vom 5. August beliebt, für die

---

1) Tablet 98, 122. Viel geistreicher als der anglikanische Bischof von Worcester hat diese Frage beleuchtet Franz Hettinger in seiner vorzüglichen Schrift: Die „Krisis des Christenthums", Protestantismus und katholische Kirche (Freiburg 1881, S. 11): „Findet der Protestantismus ja gerade darin seinen Beruf, das wahre Wesen des Christenthums immer reiner auszugestalten, immer vollkommener die Religion der Erlösung zu fassen . . . So ist die Unterscheidung von Idee und Erscheinung im Christenthum das Palladium des Protestantismus."

Schwierigkeiten bei der Lösung der Deklarationsfrage die Katholiken verantwortlich zu machen. Er führte aus, früher habe er geglaubt, die Katholiken würden sich mit der Beseitigung der ihre Religion beleidigenden Ausdrücke der Deklaration zufriedengeben. Aus den Kundgebungen einzelner Peers sei aber klar geworden, daß die Katholiken die Beibehaltung der beleidigenden Worte vorzögen, wenn nicht zugleich die Regierung etwas für sie Unmögliches bewilligen würde — die Beseitigung der protestantischen Thronfolge. Würde der neuen Formel die Annahme versagt, dann müsse die alte bestehen bleiben.

Mit dieser Bemerkung hat Salisbury an den englischen Katholiken schweres Unrecht begangen. Ganz abgesehen davon, daß das Londoner Tablet, als erstes publicistisches Organ der englischen Katholiken, ohne Unterbrechung den Satz vertreten, es stehe im Belieben der Nation, sich einen protestantischen König zu sichern und die katholischen Unterthanen würden ihm willig gehorsamen, hat Cardinal Vaughan in seiner großen Rede auf der Versammlung der Catholic Truth Society zu Newcastle-on-Tyne am 9. September 1901, allerdings ohne den Ministerpräsidenten ausdrücklich zu nennen, aber im nicht zu verkennenden Gegensatz zu dessen irrthümlicher Auffassung die bedeutungsvollen Worte geäußert: „Ich wünsche eine Bemerkung zu machen über die königliche Deklaration, da sie uns als britische Unterthanen und Katholiken angeht. Lassen Sie mich sofort hervorheben, daß ich gänzlich und offen die Entscheidung des Landes annehme, gemäß welcher der König ein Protestant sein muß. Ohne soweit zu gehen, daß ich davon, wie manche sagen, das Wohl des Reiches abhängig mache, bin ich davon überzeugt, daß es in der gegenwärtigen Lage des englischen Volkes, bei seinen Anwandlungen von Furcht und Verdacht, von Nutzen ist, daß der König sich zur Religion der überwältigenden Mehrheit des Volkes bekenne. Da der König außerdem Haupt der Staatskirche ist, so ist es un-

öglich, daß er etwas anderes als Protestant sei. Katho-
ken empfinden auch nicht die mindeste Schwierigkeit, einem
rotestantischen Fürsten die loyalste Unterthanentreue zu
weisen ... Und wer kann behaupten, daß die 16 Millionen
atholiken auch nur um eines Haares Breite dem prote-
antischen deutschen Kaiser weniger treu sind, als die
Millionen, die zu protestantischer Religion oder zu keinem
ekenntniß gehören?" Und nicht minder verständnißvoll
wog der Cardinal die offenkundige Thatsache, daß der
glische König kein absoluter, sondern ein verfassungs-
äßiger, an den Gang der Politik des Ministeriums ge-
undener Monarch ist, und fuhr dann fort: „In der gegen-
ärtigen Lage würde ein katholischer König eine Quelle von
Schwäche, beständiger Schwierigkeit und unsäglicher Ver-
egenheit sein".[1])

Diese mit männlicher Unerschrockenheit gegebene Er-
klärung des ersten geistlichen Würdenträgers der englischen
Katholiken wird bei Leuten von gesundem Sinne und vor
em Richterstuhle der Geschichte unendlich mehr gelten
ls die vom Minister Salisbury theils mißverstandenen,
heils übertriebenen Aeußerungen oder Andeutungen oder
Wünsche einzelner Peers, oder Adressen aus den Colonien
ur Beseitigung der protestantischen Thronfolge. Auch die
Presse hält daran fest, daß nach dem Zusammentritt des
Parlaments die Frage der Deklaration ihre Erledigung finden
muß. Cardinal Vaughan hat dem Minister Salisbury mit
Bezug auf diese Frage den Boden unter den Füßen entzogen.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1 Tablet 98, 403.

LI.

Ein theologisches Lehrbuch vom Jahre 819.

Zu den hervorragendsten und gelehrtesten Männern d
karolingischen Zeit zählt unstreitig der berühmte Hraban
Maurus. Als Sproß eines fränkischen Geschlechtes um 7
zu Mainz geboren, kam er schon früh ins berühmte, v
Apostel der Deutschen erbaute Kloster Fulda, wo dieser so g
geweilt und nach einem arbeitsreichen Leben die letzte R
gefunden hatte. Hier empfing der junge Hraban die er
später vom gefeierten Alkuin zu Tours erweiterte und v
tiefste Unterweisung in den Wissenschaften: hier war er da
selbst Jahre lang als Lehrer thätig, bis ihn 822 das V
trauen seiner Mitbrüder zur Abtswürde erhob. Seine R
gierung fiel in die schwierigsten, von furchtbaren Stürmen
schütterten Zeiten. Solange Karl des Großen starker A
noch waltete über dem mächtigen Reiche, herrschte Ruhe u
Ordnung; aber kaum war das kaiserliche Scepter seiner mü
Hand entsunken, da begannen die schon bisher nur mit Mü
niedergehaltenen unzufriedenen Elemente offen hervorzubrech
bis schließlich im fluchwürdigen Kampfe der ländergierig
Söhne wider den allzu guten Vater und nach dessen Tod
wilden Streit der feindlichen Brüder unter sich die hoffnung
vollen Errungenschaften langwieriger Culturbestrebungen
klug berechnender Politik rettungslosem Untergange zu verfal
drohten.

Es gereicht Hraban zur besonderen Ehre, daß er in die
schrecklichen Wirren fest und treu für die Vertreter der Reic

einheit, Kaiser Ludwig den Frommen und dann Lothar, einstand, womit vielleicht seine 842, nach 20jähriger, segensvoller Thätigkeit erfolgte Verzichtleistung auf die Abtswürde zusammenhängt; doch nicht lange durfte er sich der Ruhe erfreuen, da er 847 auf den erzbischöflichen Stuhl seiner Vaterstadt erhoben wurde, den er bis zu seinem Tode 856 mit Ehren innehatte.

Es ist ein schönes Zeugniß des rastlosen Fleißes Hrabans, daß er trotz dieser länderverheerenden Unruhen, die ihre Kreise bis in die weltfernste Siedelei, geschweige in ein so stattliches Stift wie Fulda warfen, trotz all der Sorgen und Arbeitslast, welche ihm die Verwaltung seines Klosters auferlegte, noch Muße zu so umfangreicher schriftstellerischer Thätigkeit fand, daß er den fruchtbarsten Schriftstellern seiner Zeit beigerechnet werden muß. Wohl das bekannteste und verbreitetste unter seinen Werken ist seine 819 vollendete und dem Erzbischofe Haistulph von Mainz gewidmete Schrift „De Institutione Clericorum libri tres". Wie er selbst erzählt, verfolgte er hiebei den Zweck, den häufigen Anfragen seiner Brüder über verschiedene kirchliche Gegenstände zu genügen und den Klerikern, die ja großentheils seine Schüler waren, seine bei verschiedenen Anlässen begehrten und gewährten Anweisungen zu einem Ganzen zusammengefaßt in die Hand zu geben. Die Schrift umfaßt drei Theile; der erste handelt von den kirchlichen Weihegraden, von der liturgischen Kleidung und von den hl. Sakramenten der Taufe, Firmung und Eucharistie; der zweite vom canonischen Stundengebet, von der Beicht, von den Fast- und Festtagen, vom Kirchengesang, von der Glaubensregel und den Häresien; der dritte führt zunächst die Anforderungen auf, wie sie an Weihekandidaten zu stellen sind, und beschäftigt sich sodann mit der Lesung und Auslegung der hl. Schrift, mit den Profanwissenschaften und ihrem Nutzen für die Kirchendiener und mit der Verkündigung des Wortes Gottes. Wie Prof. Knöpfler in seinem Vortrage auf dem Congresse katholischer Gelehrten zu München 1900 hervorhob[1]) und schon durch den Titel, den

1) Akten des 5. internationalen Congresses katholischer Gelehrten zu München. S. 279.

Hraban selbst seiner Schrift gab: De Institutione Clericorum, nahegelegt wird, war dieselbe von ihm als eine Art theologischen Lehrbuches gedacht, das bei Heranbildung der jungen Kleriker zu Fulda als Grundlage des Unterrichts dienen sollte und hier wie bald in wohl nicht wenigen anderen Klosterschulen wirklich auch gedient hat; sie bietet uns daher einen höchst dankenswerthen Einblick in den theologischen Studienbetrieb zu Beginn des 9. Jahrhunderts und verdient darum unter den sonstigen literarischen Arbeiten des Mainzer Metropoliten ohne Zweifel die Palme. Bei der regen Antheilnahme, die heutzutage schulgeschichtlichen Forschungen entgegengebracht wird, und bei der lebhaften Aufmerksamkeit, womit man die Vorbildung des jungen Klerus verfolgt und hiebei den Blick von der Gegenwart unwillkürlich auch in die Vergangenheit zurückschweifen läßt, ist es daher nur dankbar zu begrüßen, daß sich Prof. Knöpfler in München zu einer neuen Ausgabe des bisher nur in schwer zugänglichen und überdies noch recht fehlerhaften Druckwerken vorliegenden Buches entschloß.[1])

Die neue, dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Rottenburg zum 25. Priesterjubiläum gewidmete Ausgabe erscheint in recht gefälliger, handlicher Form. In der Einleitung bietet uns der Herausgeber zunächst eine gedrängte Lebensskizze des Verfassers, die in eine für diesen nicht sehr günstige Charakterisirung seiner schriftstellerischen Thätigkeit und wissenschaftlichen Bedeutung ausmündet; hieran reiht sich von selbst eine Besprechung der Schrift De Institutione im Besonderen, worauf die für die Neuausgabe benützten Handschriften und Ausgaben aufgeführt werden; beigegeben sind zwei namentlich für die

---

1) Rabani Mauri de Institutione Clericorum libri tres. Textum recensuit adnotationibus criticis et exegeticis illustravit introductionem atque indicem addidit Dr. Aloisius Knoepfler SS. Theologiae in universitate Monacensi professor p. o. Monach. 1901, Lentner (Stahl). XXIX, 300 pp. Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen Seminar München Nr. 5.

Geschichte der kirchlichen Kleidung lehrreichen, einer Pracht-handschrift des 11. Jahrhunderts aus Monte Casino ent-nommenen Abbildungen. Nun folgt der Hrabanische Text mit dem Nachweis der Citate und dem kritischen Apparat in den Fußnoten; mehrere, den Gebrauch sehr erleichternde Verzeichnisse der vom Verfasser verwertheten Bibelstellen, Schriftsteller und sonstigen Quellen, der erwähnten Eigennamen und behandelten Gegenstände bilden den Schluß. Wir zweifeln nicht, daß sich das Werk, wie es sich schon vor längst entschwundenen Jahr-hunderten des Bürgerrechtes in den Klerikerschulen erfreute, nunmehr in seiner neuen hübschen Gewandung seinen Einzug in dieselben erneuern und fleißige Verwendung zu Seminar-übungen finden werde.

Es liegt uns ferne, uns über den Inhalt des Hrabanischen Lehrbuches zu verbreiten. Wer sich durch dieses etwa zu einem mitleidigen Lächeln über die geringen Ansprüche, die im 9. Jahrhundert an die wissenschaftliche Bildung des Geistlichen gestellt wurden, versucht fühlen sollte, der dürfte jedenfalls nicht außer Acht lassen, daß der geistliche Bildungsstand unserer Tage verhältnißmäßig schwerlich als ein höherer zu be-zeichnen ist, da der Klerus damals trotz seiner bescheidenen wissenschaftlichen Vorbildung angesichts der niedrigen Bildungs-stufe der übrigen besseren und besten Kreise immer noch eine geachtete, ja überlegene Stellung einnahm, während er heut-zutage trotz seiner höheren Studien mit den anderen gelehrten Berufsklassen nur mit Mühe noch gleichen Schritt zu halten vermag, ja vielfach hinter ihnen beträchtlich zurückbleibt, so daß also auf seiner Seite in den mehr als tausend Jahren, die uns von Hraban trennen, nur ein relativer, nicht aber ein absoluter Bildungsfortschritt zu verzeichnen ist. Dagegen mögen uns einige kritische Bemerkungen, die keine Bemängelungen sein wollen, bezüglich der Knöpfler'schen Ausgabe gestattet sein.

Zunächst ist uns aufgefallen, daß der Herausgeber den Namen des Verfassers Raban schreibt, da doch dieser selbst, wie schon in den ersten Zeilen seines Buches zu lesen ist, Hraban schrieb. Wir vermögen ihm auch sehr wohl das Be-dauern nachzufühlen, daß ihm der Vorstand der Biblioteca

Laurenziana zu Florenz die Versendung des Cod. Ashburnham 9 verweigert und so die Heranziehung desselben zur Textvergleichung nicht ermöglicht hat; gleichwohl möchten wir mit dem capo bibliotecario in Anbetracht der mancherlei unliebsamen Erfahrungen, die mit dem Verschicken von Handschriften schon gemacht wurden, nicht zu strenge ins Gericht gehen und meinen. Herr Prof. Knöpfler hätte sich die Benutzung der wichtigen, noch dem 9. Jahrhundert angehörenden Handschrift nicht entgehen lassen dürfen. Als ein besonderes Verdienst des Herausgebers anerkennen wir es, daß er sich die dornenvolle Mühe nicht verdrießen ließ, überall den Quellen nachzuspüren, aus welchen der Verfasser seine Ausführungen schöpfte und die entlehnten Stellen als solche durch Anwendung eines verschiedenen Druckes kenntlich zu machen. Das Ergebniß ist in der That ein überraschendes; denn es würde, wie Prof. Knöpfler mit Recht bemerkt, nicht leicht jemand vermuthet haben, daß Hraban seine Vorlagen in einer so weitgehenden Weise geplündert habe, daß seine Schrift füglich einem aus hundert verschiedenen Stofftheilen zusammengeflickten Kleide vergleichbar ist, an welchem der Meister keinen weiteren Antheil hat, als die die einzelnen Lappen mit einander verbindende und zusammenhaltende Naht. Gleichwohl möchten wir nicht so weit gehen, mit dem Herausgeber die Behauptung aufzustellen, angesichts einer so außerordentlichen Unselbständigkeit Hrabans sei es unzuläßig, aus Stellen der Schriften Hrabans auf dessen eigene Anschauung zu schließen oder sich ein Urtheil über dessen wissenschaftliche Bedeutung zu gestatten. Denn es ist nicht bloß, wie Prof. Knöpfler selbst betont, zu berücksichtigen, daß nach der Anschauung der damaligen Zeit ein ziemlich starkes Ausschreiben von Vorgängern nichts Unehrenhaftes in sich schloß und thatsächlich viel öfter und umfassender vorkam, als bisher angenommen wurde; noch mehr fällt in die Wagschale, daß bei dem ungemein entwickelten Autoritätsgefühl der damaligen Zeit möglichste Anlehnungen an die Schriften der Väter den höchsten Vorzug und größten Ruhm eines Schriftstellers ausmachte. Fühlten sich doch jene Männer, himmelweit entfernt von der hyperkritischen Zweifelsucht und dem eitlen

Vertrauen auf das eigene Besserwissen unserer Tage, lediglich als die Schüler der großen Lehrer der Vorzeit, denen gegenüber sie ein jurare in verba magistri für heilige Pflicht hielten, so daß sie es in ihrer rührenden, liebenswürdigen, uns allerdings fast unbegreiflichen Bescheidenheit kaum wagten, einen eigenen Gedanken zu denken, vielmehr hierin eine arglistige Versuchung des bösen Feindes erblickten. Jener Zeit der innigsten, zuversichtlichsten, bergeversetzenden Glaubensstärke galt ein Wort der hl. Schrift, der Schluß eines Kirchenrathes, der Ausspruch eines hl. Vaters als die höchste, inappellable Instanz; was mit einer „Autorität" gedeckt war, das galt bewiesen und keine höhere Bürgschaft reinster unbefleckter Rechtgläubigkeit konnte es geben, als eine Erörterung in die Worte jener verehrten Lehrer zu kleiden. Daher denn auch das vielfach in pia fraus ausartende Bemühen, Meinungen oder Vorschriften, die man durchsetzen wollte, den Aposteln, den ältesten Päpsten oder Concilien in den Mund zu legen; daher die Entrüstung, ja das Entsetzen, das alle Gemüther erfaßte, wenn einzelne kühne Geister, wie der unglückliche Gottschalk und der geschmeidigere Berengar, es wagten, ihre eigenen Wege zu gehen, obgleich doch auch sie ihre Sonderlehren in das Gewand des christlichen Alterthums zu hüllen sich genöthigt sahen.

Demselben Zuge der Zeit folgte Hraban, wenn er sein Lehrbuch aus den zahllosen Fäden zusammenwob, die er aus den Werken der Väter gezogen hatte; er mochte sich dazu um so mehr verpflichtet fühlen, als er zur Zeit der Abfassung noch einfacher Mönch war, dessen Wort wenig Anspruch auf Beachtung hatte und nur geringe Gewähr kirchlicher Rechtgläubigkeit bot. Deshalb sagt er denn auch in seiner Widmung an Haistulph: „Ich vertraue auf Gottes allmächtige Gnade, daß ich in Allem den katholischen Glauben und Sinn festgehalten, denn nur von mir, nicht aus mir ist es vorgebracht (nec per me quasi ex me ea protuli); vielmehr bin ich, mich an die Autorität der Vorfahren anlehnend, in allem ihren Spuren gefolgt" (S. 3). Und doch darf man sich nicht verleiten lassen zu glauben, dieser enge Anschluß an die Lehre der Alten habe bei Männern wie Hraban jede eigene

Auffassung, jede subjektive Empfindung und Meinung völl erstickt. Blieb es doch immer Sache des einzelnen Schriftsteller aus der Masse des ihm zur Verfügung stehenden patristisch Materials gerade diejenigen Stellen auszuwählen, in welchen den entsprechendsten Ausdruck seiner eigenen Ansichten und B strebungen fand; es gilt hier der Satz: quod quis per aliu dicit ipse dicit. Und wie leicht war es, durch eine bezeichnent kaum ins Auge fallende Auslassung oder Einschaltung, du eine scheinbar ganz unbedeutende stilistische Aenderung eine in der Vorlage ausgesprochenen, nicht ganz entsprechenden G danken eine bestimmte Schattirung, eine beabsichtigte Färbu zu geben! Wir glauben demnach allerdings, daß Hraban f seine Ausführungen, so sehr dieselben auch aus allen möglich Quellen zusammengestoppelt sein mögen, gar wohl vera wortlich zu machen ist. Bei alldem hindert uns jedoch nich mit Prof. Knöpfler anzuerkennen, daß eine genaue kritis Ausgabe der Werke des gefeierten Mainzer Metropolit wünschenswerth wäre.

Schnitzer.

LII.

Zur Ordensgeschichte.

2. O. Braunsberger: Das Ordenswesen im 19. Jahrhundert.

Wie wir dem Vorwort entnehmen, war es eine Art unfreiwilliger Muße, welche der Verfasser nach Vollendung des dritten Bandes seiner großen Sammlung der Canisiusbriefe benützte, um vorliegende Schrift zu Stande zu bringen.[1]) Sie schildert in zwei Büchern 1) die Zerstörung des katholischen Ordenswesens im 19. Jahrhundert, sodann 2) innerhalb der nämlichen Periode den Aufbau des Ordenswesens. Im zweiten Buche wird zunächst die Wiederbelebung älterer Orden, sodann das Entstehen neuer Congregationen und kirchlicher Vereine dargelegt. Damit noch nicht zufrieden gestellt, faßt Braunsberger diesen nämlichen Gegenstand in „Errichtung und Ausbau des Ordenswesens in einzelnen Ländern" noch weiter unter einem neuen Gesichtspunkte, dem der Statistik, auf und hat damit ein Werk geliefert, dem wir etwas Aehnliches nicht an die Seite zu setzen haben. Im edelsten Sinne des Wortes besitzt die Schrift den Charakter der Allgemeinheit. Neidlos hat Braunsberger in der ganzen katholischen Welt Um- und Rundschau gehalten, kein Land ist übergangen. Und so ist ein Material zusammengeflossen und einheitlich gestaltet worden, das uns mit Staunen erfüllt, aber nicht minder das Gefühl der Dankbarkeit erregt. Sodann ist auch der jüngsten Vereinigungen gedacht, die auf kirchlichem Boden erwachsen sind und in das behandelte Thema einschlagen. Schon die bedeutende Erweiterung der Ordensliteratur, welche hier dargeboten wird, muß als hoher Gewinn betrachtet werden. Eben nach Ausgabe des Buches ist in dieser Zeitschrift (Bd. 128, 130) das neueste

---

1) Rückblick auf das katholische Ordenswesen im 19. Jahrhundert. Von Otto Braunsberger. S. J. Freiburg, Herder. 1901. 8°. VIII, 228 S. M. 3

klassische Werk über die katholische Kirche auf den Philippine
zur Anzeige gebracht worden, welches bei einer zweiten Aufla
vom Verfasser ohne Zweifel benützt werden wird. Vermi
haben wir auch einen Hinweis auf die Akten und Dekrete de
1899 in Rom gefeierten Plenarconcils der Bischöfe des late
nischen Amerika, mit denen sich ein Artikel in Heiner's Arch
für katholisches Kirchenrecht 81 (1901) 38—63 eingehe
befaßt.

Als bewährter Geschichtsforscher steht der Verfasser d
Thatsachen mit tiefer Ruhe gegenüber, wenngleich sie an viel
Stellen geeignet sind, den innern Menschen zum Knirschen
bringen. Nie wird etwas behauptet ohne Angabe der Quelle
Tua res agitur — haben die einzelnen Orden gedacht, an der
Vertreter der emsige Verfasser sich um Mittheilungen gewend
hat. Dieselben wurden schnell befriedigt und besitzen den Wer
authentischer Kundgebungen. Sehr verständnißvoll wurden b
weilen bei bedeutenden neuern Congregationen von Männe
wie von Frauen kleine Miniaturbildchen der Stifter od
Stifterinen eingelegt. Mit welcher Liebe, Hingabe, Genauigk
im Detail der Verfasser gearbeitet, deß zum Beweise sei n
Bayern angeführt. Amerika, Asien, das neue Commonweal
von Australien, die Inseln der Südsee — kurzum die gan
katholische Welt ist nach den neuesten Aufstellungen behande
In der Abtheilung „Errichtung und Ausbau des Ordenswese
in einzelnen Ländern" beginnen die Zahlen zu herrschen. S
besitzen hohe Bedeutung nicht bloß in der pythagoräisch
Philosophie und in den mathematischen Wissenschaften, sonde
auch in der Kirchen- und Ordensgeschichte.

Würdig des Ganzen ist auch die entsprechende Schluß
betrachtung, in welcher aber Lacordaire mit Unrecht 18
im Gewande eines Dominikaners erscheint, da er erst a
9. April 1839 in Rom das Ordenskleid empfangen hat. M
Recht stellt sich der Verfasser hier auf die geistesmächtig
Schreiben Leo's XIII. an Cardinal Gibbons in Sachen d
Amerikanismus, und an den Präsidenten der französisch
Republik Mr. Loubet in Sachen des Ordensgesetzes. D
Schluß bildet ein vorzügliches Register von 20 Seiten.

LIII.

Deutschlands Antheil an der Jubiläumswallfahrt im Jahre 1900.

Indem unser hl. Vater Leo XIII. am 24. Dezember 1899 die goldene Jubiläumspforte wieder öffnete, knüpfte er an eine Tradition an, die schon seit 1825 unterbrochen war. Nicht ohne Bangen schauten manche selbst unter den einsichtsvollen Katholiken dem Jubiläumsjahre entgegen. Würden sich die großartigen Kundgebungen des Glaubens und der Anhänglichkeit an den Nachfolger des hl. Petrus, an denen die früheren Jubiläen so reich waren, wiederholen? Die Lage des Papstes war im Vergleiche zu früher eine so veränderte; früher ein unabhängiger Fürst, war er heute ein Gefangener in seinem Palast. Welche Stellung würde die italienische Regierung den Jubiläumswallfahrten gegenüber einnehmen? In der Thronrede war zwar das Versprechen gegeben worden, man wolle dem Jubiläum nichts in den Weg legen; man mußte ja auch wenigstens den Schein wahren und der Welt zeigen, daß der Papst trotz allem was man sagt, kein Gefangener ist. Außerdem wäre es thöricht gewesen, den Goldstrom, den die Hunderttausende von Pilgern mit sich bringen mußten, abzulenken oder zu verstopfen. Aber so ganz ohne Furcht war man doch nicht.

Ein kurzer Blick auf das Ergebniß zeigt aber zur Genüge, daß trotz der schwierigen Lage des hl. Vaters, trotz

der großen Pariser Weltausstellung, welche auf unsere materialistisch gesinnte Zeit eine gewaltige Anziehungskraft ausübt, trotz mancher anderer Uebelstände, der Erfolg des Jubiläums großartig gewesen ist. Hunderttausende frommer Pilger hat dasselbe nach Rom gezogen und eine Bewegung hervorgerufen, welche wieder einmal bewiesen hat, wie lebensfrisch der Katholicismus dasteht, welch eine Weltmacht er ist.

Als vor Beginn des Jubeljahres das internationale Comitee mit den beiden großen italienischen Eisenbahngesellschaften in Verhandlungen trat, um für die in Gruppen reisenden Pilger Fahrpreisermäßigungen zu erlangen, mußte es für 250,000 Pilger verbürgen und eine Caution von 300,000 Lire stellen, welche den Gesellschaften anheimfallen sollte, falls die angegebene Zahl von Pilgern nicht erreicht würde. In den ersten Monaten wußten die liberalen Blätter in der That von dem fiasco solenne des anno santo viel zu berichten, aber als im April und Mai die großen Pilgermassen sich in die ewige Stadt ergossen, da schwand bald jede Furcht, und die in Aussicht genommene Zahl dürfte schon im ersten Halbjahre erreicht worden sein. Ueber die Resultate des ganzen Jahres hat man die verschiedensten Angaben gemacht. In manchen Blättern wurde die Gesammtzahl aller Pilger auf 800,000 angegeben. Das ist offenbar übertrieben. Man macht sich im gewöhnlichen Leben keinen Begriff, was eine solche Volksmenge zu bedeuten hat. Wenn man bei derartigen Anlässen mit runden Zahlen zu operiren anfängt, so schießt man gar bald über die Wahrheit hinaus, wie jeder bestätigen kann, der einmal Festberichte aufmerksam verfolgt hat. Andere Angaben sind sicher wieder zu tief gegriffen. So erfährt man aus dem sonst zuverlässigen Zeitlexikon: „Am 12. Januar (!?) wurde die porta santa feierlich vermauert. Ueber die Zahl der während des Jubeljahres nach Rom gekommenen Pilger wird mitgetheilt: Mit 163 Pilgerzügen sind ungefähr 200,000 Personen eingetr
Aus eigener Initiative (sic!) haben ungefähr 100,000

hrt nach Rom gemacht. Für den Peterspfennig sind
Millionen Francs eingegangen".[1]) Wie es sich in Wirk-
keit damit verhält, wird man wohl erst erfahren, wenn
offizielle Bericht vollständig vorliegen wird.[2]) Man wird
r nicht allzuweit von der Wahrheit sich entfernen, wenn
n die Zahl der Pilger auf 400—500,000 abschätzt.
eressant ist ein Vergleich mit den Ergebnissen früherer
biläen. Im Jahre 1600 sollen gegen 3 Millionen Pilger
ommen sein, 1675 1½ Millionen. Im Vergleich zu diesen
hlen, denen gegenüber übrigens ein bischen Skepsis an-
racht ist, scheint die Besuchsziffer im Jahre 1900 gering,
onders wenn man bedenkt, welche Umwälzung der Ver-
rsverhältnisse seither eingetreten ist. Im Jahre 1725
r die Zahl der Wallfahrer nur 400,000 und 1775 war
noch viel geringer. 1825 ist unsere Zahl sicher auch
t erreicht worden und im Vergleich zu diesen Zeiten
ten wir einen Fortschritt zu verzeichnen.[3])

Zu dieser großartigen Völkerwanderung haben alle
tionen beigetragen; aus allen Ländern waren sie zusammen-
römt: hier am Grabe des Apostelfürsten reichten sie sich
derlich die Hand und begrüßten sich als Kinder einer
tter, fürwahr ein erhebendes Bild der Einheit und Katho-
ität unserer Kirche. Die Theilnahme der einzelnen Nationen
r aber aus leicht begreiflichen Gründen eine verschiedene.
Mehrzahl aller Pilger, vielleicht über ¾, hat natürlich
lien gestellt. Die geographische Lage Roms mitten in

1) Zeitlexikon Januar 1901. S. 59 s. v. Heiliges Jahr.

2) Cronistoria dell'anno santo. Roma, tipografia Vaticana. Das Werk ist auf drei Bände berechnet; bisher ist der erste erschienen.

3) Vergl. über die früheren Jubiläen die interessante Schrift von de Waal: Das heilige Jahr in Rom. Geschichtliche Nachrichten über die Jubiläen mit besonderer Rücksicht auf deutsche Erinnerungen. 2 Auflage Münster i. W. 1900.

Italien und die günstige Fahrgelegenheit erklären das h
reichend. Zugleich kann man aber auch daraus ersehen, w
tief der Glaube in den breiten Schichten des italienisch
Volkes trotz mancher bedenklicher Zeichen noch wurzelt. V
Auslande hat wohl die österreichisch-ungarische Monarc
das größte Contingent gestellt. Ueber den Antheil Deutsch
lands soll im Folgenden einiges gesagt sein.

Bei den früheren Jubiläen hat Deutschland stets gr
Schaaren frommer Pilger nach der ewigen Stadt entsan
Eine gewisse Wanderlust ist den Deutschen von jeher ei
gewesen, aber nach der ewigen Stadt zog sie doch stets
besonderer Trieb; sie wollten die hl. Stätten sehen, wo e
die Apostelfürsten und so viele andere Heilige gewan
hatten, an ihren Gräbern ihre mächtige Fürbitte anru
und aus dem Gnadenschatz der Kirche an der Quelle se
schöpfen. Mit welch heiligem Eifer bei den Jubiläen früh
Jahrhunderte die Deutschen nach Rom wallfahrteten,
kann man in der schon angeführten schönen Schrift
Msgr. de Waal nachlesen. Auch im Jahre 1900 haben
sich ihrer Vorfahren würdig gezeigt und sind im Vergleich
anderen Nationen in verhältnißmäßig hoher Anzahl zu
Gräbern der Apostelfürsten gezogen. Eine genaue Liste der
Deutschland im Jahre 1900 ausgegangenen Pilgerzüge
ihren Theilnehmern ist noch nicht veröffentlicht worden. V
G. Weber in Freiburg i. Br. hat in seiner, im Auftr
des Centralcomitees für die Generalversammlungen
Katholiken Deutschlands herausgegebenen Schrift [1]) versu
eine Statistik der deutschen Rompilger zu geben. Er bri
folgende Zusammenstellung (S. 145):

---

1) Die deutsche Jubiläumswallfahrt nach Rom im heiligen Ja
1900 von G. Weber, Vikar an der St. Urbanuskirche
Freiburg i. Br. Freiburg. In Commission des Chari
verbandes. 1901.

3	Freiburger Pilgerzüge	1700	Pilger
1	Berliner Pilgerzug	385	"
7	Kölner Pilgerzüge	4000	"
6	Bayerische Pilgerzüge	3432	"
2	Württemberger Pilgerzüge . .	600	"
1	Elsässer Pilgerzug	493	"
2	(?) Lothringer Pilgerzüge . .	266	"
		10876	Pilger.

Diese Liste hat Prälat Bellesheim auch in seinem ffatz: Rom im Jubeljahre 1900, im „Katholik" abdrucken len.[1]) Diese Statistik ist aber nicht völlig zutreffend und arf der Vervollständigung. Ich möchte versuchen, etwas auere Angaben über die Zahl der aus Deutschland ichsdeutschland) stammenden Pilger zu liefern, d. h. der-igen Pilger, die in geschlossenen Zügen nach Rom ge-men sind, denn die Zahl derjenigen, die einzeln die llfahrt gemacht haben, entzieht sich vorläufig jeder Be-nung, sie mag aber auch nicht gering gewesen sein. Ich ze mich bei meinen Angaben auf persönliche Aufzeichnungen, ich in Rom gemacht habe, auf Nachrichten von Pilgern für einige Züge auf Zeitungsnotizen. Für einige hlen kann ich nicht ganz sicher einstehen, ich habe sie einem Stern versehen. Ich befolge die chronologische henfolge, nach der Zeit der Ankunft der Pilger in Rom.

1) Oberschlesier. Ankunft in Rom 7. März. Führer: Pfarrer C. Nerlich aus Deutsch-Piekar. Zahl 426.
2) Stuttgarter. Ankunft gegen Ostern. Zahl: 62.
3) Freiburger. Ankunft in Rom 2., 3. u. 4. Mai. Führer: Geistl. Rath Dr. Lorenz Werthmann in Freiburg i. Br. Der erste Extrazug bestand vorwiegend aus Norddeutschen, der zweite aus Süddeutschen. Ein kleinerer Zug Schlesier schloß sich ihnen an. An dem Pilgerzug nahmen auch Theil der Erzbischof von Freiburg, die Bischöfe von Fulda und Limburg und der Weihbischof von Münster, Max Graf von Galen. Zahl im Ganzen: 1226.

1) Der Katholik, Juniheft 1901. S. 517.

4) Bayerischer Pilgerzug. Ankunft in Rom 4. Mai. Führer: Msgr. Baumgarten in München. Zahl: 732.
5) Ein oberschlesischer Pilgerzug, meist aus polnisch sprechenden Pilgern bestehend, hatte sich dem von Krakau ausgehenden österreich-polnischen Zuge angeschlossen. Ankunft in Rom 5. Mai. Zahl: 508.
6) Elsässer: Ankunft in Rom 9. Mai. Zahl: 493.
7) Pilgerzug aus Posen-Gnesen. Ankunft in Rom 12. Mai. Zahl: 340.
8) Kölner Tertiarier. Ankunft in fünf Zügen vom 19. bis 23. Mai. Führer Dr. Rody. Zahl im Ganzen: 2523.*
9) Breslauer Tertiarier. Ankunft in Rom 19. Mai. Führer: Franziskanerpater Desiderius; Zahl: 519.
10) Lothringer. Ankunft in Rom 8. Juni. Führer: Canonikus Collin aus Metz. Zahl: 266.
11) Am 3. September trat der internationale Congreß katholischer Studenten zusammen, unter denen gegen 100 Reichsdeutsche waren.
12) Berliner Pilgerzug. Ankunft 17. September. Führer: Dr. Stephan und Dr. Hille. Zahl: 385.
13) Herbstpilgerzug der Kölner Tertiarier. Ankunft 21. bis 22. September. Zahl 697.
14) Der deutsche Pilgerzug in's hl. Land traf in Rom ein am 26. September. Zahl: 500.
15) Württemberger. Ankunft in Rom 27. Sept. Führer: Professor Dr. Miller in Stuttgart. Zahl: 507.*
16) Bayerische Tertiarier. Ankunft 4. Oktober. Zahl: 1664.
17) Bayerischer Nationalpilgerzug. Ankunft 4. Oktober. Zahl 1000.* Bei diesen zwei bayerischen Pilgerzügen waren auch der Erzbischof von Bamberg und die Bischöfe von Augsburg und Würzburg zugegen.
18) Herbstpilgerzug der Freiburger. Ankunft 18. Oktober. Führer Dr. Lorenz Werthmann. Zahl: 463.

Die Summe aller Pilger aus Deutschland beträgt also 12,411. Wie man sieht, kann man mit Befriedigung auf die Theilnahme Deutschlands an der Jubiläumswallfahrt 1900 blicken. „Dieses Ergebnisses", sagt Bellesheim sehr schön,

llen wir uns freuen, zugleich aber uns hüten, dasselbe
nüber anderen katholischen Völkern in einseitiger Weise
ubeuten".[1]) Ja man kann sich darüber freuen, denn
Betheiligung ist doch ein Zeichen, daß der Geist des
ubens, der einst zu den Kreuzzügen begeisterte, noch in
n tausend Herzen fortglüht. Es ist auch ein Beweis,
h innige Hingabe an den apostolischen Stuhl überall
scht, denn der Wunsch, den hl. Vater einmal zu sehen
ihm zujubeln zu dürfen, war gewiß für Alle ein mäch-
Sporn, der sie antrieb, die Schwierigkeiten und Un-
n einer solchen Reise auf sich zu nehmen. Denn eine
gnügungsreise war es wahrlich nicht. Dem Geiste der
he und den Ermahnungen des hl. Vaters entsprechend
die Romfahrt vor allem eine Wallfahrt. Für Zerstreuung,
Besichtigung der profanen Kunstwerke und der sonstigen
kwürdigkeiten Roms war im Programm äußerst wenig
vorgesehen. Auch die Unkosten der Reise waren trotz
großen Fahrpreisermäßigung für bescheidene Börsen
erhin bedeutend und unter den vielen tausend Pilgern
gar mancher, der sich das Reisegeld im Schweiße seines
esichtes hatte zusammensparen müssen. In früheren
rhunderten hatte die Mildthätigkeit der Päpste und
mer Privatpersonen in Rom eine Reihe Anstalten ins
n gerufen, in welchen die Pilger Unterkunft und Ver-
gung fanden. Die Leistungen dieser Anstalten bei früheren
iläen waren wirklich großartig. So wurden im Hospiz
a santissima Trinità dei Pellegrini, welches der heilige
lipp Neri 1548 gründete, im Jubeljahre 1600 gegen eine
e Million Wallfahrer beherbergt und beköstigt; im Jahre
5 betrug ihre Zahl 218,796. Diese frommen Stiftungen
mit vielen anderen Schöpfungen der christlichen Nächsten-
e der Gier Neu-Italiens zum Opfer gefallen und der
e Papst, der selbst auf die Almosen der Christenheit

[1]) Katholik l. c. S. 517.

angewiesen ist, war nicht in der Lage, seine dürftigen Kinder aufzunehmen. Die Pilger waren meistens auf sich selbst angewiesen, indessen fanden doch beständig mehrere Tausend für eine ganz geringe Entschädigung in dem eigens vom hl. Vater eingerichteten Hospiz von S. Martha, das freilich zu beschränkten Raum bot, Kost und Obdach. Ein deutsches Comitee, an dessen Spitze die beiden verdienten Msgr. Nagl und de Waal standen, hatte sich gleich bei Beginn des Jubeljahres gebildet, um für Unterkunft und Führung der deutschen Pilger zu sorgen; und daß bei den deutschen Pilgerzügen Alles so gut von statten ging, das verdankt man nicht zum geringsten Theil der umsichtigen Sorgfalt dieses Comitees.

Unter den Pilgern selbst waren alle Stände, alle Alters- und Berufsklassen vertreten. Der hohe Adel und der einfache Fabrikarbeiter, Geistliche und Laien, Beamte, hervorragende Parlamentarier, Professoren und schlichte Bauersleute trafen sich da als lebendiger Beweis, wie katholische Gesinnung und katholisches Leben in allen Gesellschaftsklassen zu Hause ist. Was neben der verhältnißmäßig hohen Zahl die deutschen Pilger auszeichnete, war die musterhafte Ordnung mit der sie überall auftraten, sowie ihr herrlicher Gesang; die feierlichen Weisen der deutschen Kirchenlieder erregten bei den Italienern, wie überhaupt bei allen Ausländern die größte Bewunderung.

Gewiß, zurückschauend auf das Ergebniß der römischen Jubiläumswallfahrt, dürfen wir noch einmal feststellen, daß das katholische Deutschland mit seiner Antheilnahme zufrieden sein kann. Sein Eifer bei dieser „heiligen Völkerwanderung" rechnet nicht nur zu jenen herrlichen Kundgebungen katholischer Frömmigkeit, deren es namentlich in den letzten Jahrzehnten so manche aufzuweisen hat; er ist auch ein würdiger Abschluß seiner Geschichte im verflossenen neunzehnten, und ein glück- und segenverheißendes Omen zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.

J. P.

LIV.

Zur Geschichte der Protestantisirung Mecklenburgs.

II.

In Mecklenburg ging die lutherische Bewegung zunächst nicht von den Fürsten aus, sondern von den Städten und vom Adel. Wie äußerte sich aber vor allem die Theilnahme der Laien an der religiösen Neuerung? Ein protestantischer Forscher, der Schweriner Archivrath Lisch, bemerkt bezüglich der ersten Jahre der religiösen Wirren: „Um diese Zeit äußerte sich die allgemeine Theilnahme der Laien, von Adel und Bürgern, an der Reformation in Mecklenburg durch die — Zurückhaltung der Zinsen und Pächte von den geistlichen Kapitalien und Gütern! Dies ward allerdings bedenklich.“ [1])

„Auf ganz revolutionäre Weise ging man dabei zu Werke“, schreibt ein anderer protestantischer Forscher über den Anfang der Neuerung in Mecklenburg. „Adel und Städte verweigerten der Geistlichkeit und den kirchlichen Stiftungen die schuldigen Zehnten, Zinsen und Pächte für die Kirchengüter in ihrem Besitz“. [2]) Die beiden Herzoge Heinrich und Albert von Mecklenburg vermittelten wohl im Jahre 1526 einen Vergleich zwischen Geistlichen und Welt-

1) Jahrbücher f. meckl. Geschichte XII, 242.

2) C. Hegel, Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum Jahre 1555. Rostock 1856. S. 88.

lichen. Allein „es halfen nicht Vergleiche und Klagen
Es ging in dieser Zeit bei weitem der größere Thei
später erworbenen geistlichen Vermögens, welches in P
händen war, spurlos verloren; den großen Grundbesi
Klöster, welcher meist von den Landesherrn gekommen
nahmen diese bald darauf wieder an sich und suchte
feste Vermögen der Pfarren bei Zeiten möglichst zu rett

Was man von der französischen Revolution gesag
daß sie vor allem eine translation de propriété gewes
gilt demnach einigermaßen auch von der kirchlichen Revol
in Mecklenburg.

Recht lehrreich in dieser Hinsicht ist besonder
Handlungsweise des Adels im Klützer Distrikt.[2]) Der
Adel dieses Distrikts war gegen Ende des Mittelalter
Lübecker Geistlichkeit verschuldet. Schon lange vor L
Auftreten hatten die adeligen Herren mehrmals sich gew
die Zinsen zu bezahlen. Als nun die religiösen Wirren
brachen, beeilten sie sich, neugläubige Prediger in den D
anzustellen. „Der Adel benützte ohne Zweifel die re
Bewegung, um sich zum Theil von seinen drückenden Sc
ohne große Anstrengung zu befreien". Daß manche B
mit der Neuerung keineswegs einverstanden waren,
man aus einem Briefe des Bischofs von Ratzeburg
Ende 1529 den Herzogen von Mecklenburg meldete, e
Bauern aus verschiedenen Pfarreien des Klützer Di
bei ihm gewesen; „dieselben hätten sich über ihre P
beklagt, daß sie mit der lutherischen Ketzerei die Gem
verdürben, und gesagt, so sie einen Verlaub hätten,
ihre Pfarrer nicht lebendig vom Predigtstuhl kommen".
die gewaltthätigen Junker bekümmerten sich wenig u
Klagen des Bischofs und der Bauern. Der Distrikt
protestantisch. Daß aber hier bei der Einführung des

1) Lisch, Jahrbücher XII, 243.
2) Vgl. Lisch, Jahrbücher XVI, 57 ff.

tantismus religiöse Gründe nur eine geringe Rolle gespielt
haben, ergibt sich unzweifelhaft aus dem späteren Betragen
der Klützer „Reformatoren". „Der Adel des Klützer Orts
scheint sich die Reformation fernerhin nicht sehr zu Herzen
genommen zu haben". Die Visitationsberichte vom J. 1535
enthalten nur Beschwerden der protestantischen Prediger
über die vom Adel ausgeübte Bedrückung. „So beginnt
und endet die Reformation im Klützer Ort mit Güter-
entziehung durch den Adel. Außer den Zinsen, Zehnten
u. s. w. hielt der Adel auch alle die zahlreichen Güter
der Vikareien und anderer geistlichen Stiftungen, die nicht
bestimmt zu den Einkommen der Pfarren gehörten, zurück,
und auch die Pfarren verloren nicht unbedeutend". [1])

In den Städten Deutschlands herrschte am Ausgange
des Mittelalters eine große Unzufriedenheit mit den socialen
Verhältnissen. Diese Unzufriedenheit, welche sich vornehmlich
gegen den Klerus und die regierenden Geschlechter kundgab,
und der revolutionäre Geist, der die niederen Volksschichten
erfüllte, war einer der Hauptfaktoren, welche bei der Ein-
führung der neuen Lehre in den Städten wirksam gewesen
sind. Alle Unzufriedenen schlugen sich sofort auf die Seite
der lutherischen Prädikanten und zeigten sich nur zu sehr
bereit, den alten Cultus mit Gewalt abzuschaffen. Wie es
in revolutionären Zeiten immer der Fall ist, so machten
auch in jenen Tagen ruhige und besonnene Mahnungen
wenig Eindruck auf das Volk, man hörte viel lieber die
polternden Deklamationen der neuen Prediger, welche alles,
was bisher als heilig gegolten, in den Schmutz herabzogen.
Treffend sagt hierüber Janssen: „Unzweifelhaft gab es in
den Städten und in den fürstlichen Gebieten unter Herrschenden
wie Gehorchenden, Gebildeten wie Ungebildeten, manche auf-
richtige Anhänger der neuen Glaubenssätze. Aber wie wenig
ein wirklich religiöses Bedürfniß, religiöse Innigkeit und

1) Lisch, Jahrbücher XVI, 80.

sittlicher Ernst bei der großen Menge sowohl in den ober
als in den niederen Ständen die bewegende Kraft war
der Einführung des ‚Evangeliums‘, zeigte sich in dem roh
wüsten und gewaltsamen Treiben, womit besonders in
Städten diese Einführung verbunden war. Die neu a
gerufene ‚evangelische Freiheit‘ wurde zur Unterdrück
aller Gewissensfreiheit benutzt: Achtung vor der Ueb
zeugungstreue der Andersdenkenden war nirgends v
handen“.[1])

Dies gilt auch von den Städten Mecklenburgs.
im Jahre 1528 einige Bürger von Friedland, wo si
in den Jahren 1525—1526 allerhand aufrührerische A
tritte stattgefunden hatten, bei Herzog Heinrich von Meckl
burg um einen lutherischen Prediger anhielten, schrieb
Magistrat an den Fürsten: Es seien nur etliche Leute
geringem Vermögen, „welche lose Gesellschaft von den An
knechten bei sich hätten“ und in ihrer Petition mehr Stim
aufzeichneten, als sich für die Neuerung erklärt hätten.
Rath ersuchte daher den Herzog, die Stadt „bei dem al
Herkommen“ bleiben zu lassen und keinen neuen Predi
einzusetzen, „angesehen, daß in wenigen oder keinen Städt
wohin solche Prediger gekommen wären, Gehorsam
Eintracht geblieben sei.“[2])

Typisch für die Art und Weise, wie die religiöse Neuer
in manchen Städten den Sieg davontrug, ist die Einführ
des Protestantismus in Rostock, der vornehmsten St
Mecklenburgs. Die große Majorität der Rathsherren,
auch die besseren Familien wollten von der Neuerung nic
wissen. Um so kühner trat die radikale Partei, geführt
dem Syndikus Johann Oldendorp, für das „Evangeliu
in die Schranken. Um einen Aufruhr zu verhüten, mah

---

1) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. Bd. III. 18. A
1899. S. 26.

2) Lisch, Jahrbücher XII, 150 f.

Frühjahr 1531 der Magistrat die Geistlichen, im Gottes-
nste Aenderungen einzuführen; er könne den gewaltsamen
ßen Haufen, so erklärte er dem Klerus, nicht mehr auf-
ten. Herzog Heinrich ließ jedoch den Geistlichen sagen,
sollten die alten Ceremonien keineswegs fallen lassen;
chehe ihnen etwas darüber, so müßte er der Gewalt mit
walt steuern. Was geschah nun aber? Am Palmsonntag
31 stürmten wohl 250 „Martinianer" auf das Rathhaus,
der Absicht, es niederzubrechen und die Fahne des Auf-
rs zu erheben. Da gab der eingeschüchterte Rath nach
ließ in den Pfarrkirchen eine neue Kirchenordnung ein-
ren. So ist der Palmsonntag 1531, bemerkt hierzu der
cklenburger Forscher Lisch, „der eigentliche Reformationstag
stocks".[1]) Allerdings! Aber dieser „Reformationstag" war
leich ein „Revolutionstag".

Bald nachher wurde der katholische Gottesdienst auch
den Klöstern abgeschafft; zudem wurde den treu gebliebenen
nwohnern „bei schwerer Strafe" verboten, in den um-
enden katholischen Ortschaften der hl. Messe beizuwohnen;
Karthäusern wurde in der Osterzeit 1532 untersagt, die
te Beichte zu hören und ihnen die hl. Communion zu
nden.[2]) Solche Verbote wurden wiederholt erlassen.

---

1) Jahrbücher XVI, 9 ff.

2) Gryse, Historia Slüters. 13b. K2b. Bezüglich des Verhaltens der treugebliebenen Katholiken den Neuerern gegenüber spricht Schnell (67) von „Nachstellungen mit Gift und abergläubischen Zaubermitteln"; „die in ihrem Bestand bedrohte katholische Geistlichkeit hat darin alles nur Erdenkbare versucht und erprobt, wacker unterstützt von denen, die ihrer geistlichen Bearbeitung sich willig unterwarfen". Schnell kann hier nur die angebliche Vergiftung Slüters, des ersten lutherischen Predigers in Rostock († 1532), im Auge haben. Nun aber hat der Rostocker Archivar Koppmann (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock I, 36 ff.) schon vor zehn Jahren nachgewiesen, daß von einer Vergiftung Slüters keine Rede sein könne. „Jedes unbefangene Urtheil wird . . . Protest gegen die Vergiftungs-

„Nachdem (im Jahre 1534) noch sehr viele Bürg
dem Papstthum beipflichteten“, erzählt Gryse, „
hat E. E. Rath zur Beförderung der evangelischen Le
den 10. Sonntag nach Trinitatis (1534) folgendes Man
von den Kanzeln ablesen lassen: E. E. Rath zu Rost
gebeut ernstlich, daß niemand ihrer Bürger oder Bürgerin
oder auch derselben Mägde, Gäste und Gesinde gehe o
fahre nach Bistow, Marienehe oder Kessin oder an ein
andern Ort um Rostock gelegen, Messe zu hören, bei Stra
von 10 Gulden, darin derselbe verfallen sein soll“. „Hie
durch“, meint Gryse, „sind ihrer unzählig viele beleh
worden, die noch den Papst im Herzen sehr lieb geh
haben“.[1])

So leicht war jedoch der Katholicismus nicht au
zurotten. Derselbe Gryse berichtet, daß „noch im Jahre 15
ihrer viele aus den Geschlechtern allhier des Papstthu
Freund gewesen sind“.[2]) Daß noch im Jahre 1563
Rostock viele Männer und Frauen, namentlich aus den vo
nehmeren Familien, „papistisch“ gesinnt waren, bezeugt e
anderer Rostocker Prediger jener Zeit, Lucas Bacmeiste
der auch von katholischen Geistlichen erzählt, welche
Privathäusern und Klöstern heimlich Messe lasen.[3])

geschichte erheben“. Was die „abergläubischen Zaubermi
betrifft, so beruht diese Beschuldigung auf der Aussage, die n
„mittels Anwendung der Folter“, wie Koppmann (S. 45) bem
aus einem unglücklichen „Zauberer“ herausgepreßt hat.
diese nichts weniger als zuverlässige Aussage vom Jahre 15
beruft sich Schnell auch S. 59, um zu beweisen, daß der Kle
„am Vorabend der Reformation“ der Zauberei huldigte.

1) Gryse. Historia Stüters. L 1. L 2a.

2) Gryse. P 2a.

3) Bacmeister, Historia Ecclesiae Rostochiensis: „Eod
tempore (1563) cum multi adhuc in urbe essent papisti
erroribus et superstitionibus dediti viri et matronae, et qui
ex primariis familiis, aliqui etiam supererant sacrificuli c
Bei E. I. de Westphalen, Monumenta inedita re
germanicarum. Lipsiae 1739. I, 1615. Vgl. auch S. 1

Zu Rostock bestanden in der zweiten Hälfte des 16. Jahr-
hderts noch drei Klöster, die sich unter den schwierigsten
rhältnissen erhalten hatten; zunächst das Dominikaner-
ster.[1]) Ein Theil der Predigermönche hatte wohl mit dem
ior Cornelius von Sneek die Stadt verlassen, nachdem
en 1533 die seelsorgerische Thätigkeit verboten worden
r; doch blieben mehrere im Kloster zurück. Der letzte
ior, Hermann Otto, starb im Jahre 1575.[2]) Kurz
her, im Jahre 1572, war auch der letzte Rektor der
über des gemeinsamen Lebens, Heinrich Arsenius, als
apist" gestorben.[3])

---

1) Auch in Wismar, der andern mecklenburgischen Hansestadt, erhielt sich das Dominikanerkloster bis 1564, wie sich aus folgendem Schreiben des Wismarer Superintendenten Johann Wigand an den dortigen Rath ergibt: „E W. Diener hat mich ehegestern berichtet, daß der Prior (der Dominikaner) aus Befehl des Raths zu mir kommen sollte; aber hierauf thue ich E. E. Rath berichten, daß er nicht gekommen. Soviel geben die Leute auf E. E. Rath, weil sie sehen, daß sie nicht gestraft werden. Wohlan, wird er oder jemand anders, wenn unbekehrte Leute (d. h. Katholiken) sterben, läuten, Gott im Himmel zum Hohn und Spott, so muß man sehen, was darin zu thun. E. E. Rath wird es als Christen abschaffen. Den gottlosen Prior und den Pulsanten halte ich für verflucht, bis sie sich bekehren. Gott wird sich nicht verspotten lassen, sagt Paulus. Hiemit Gott befohlen, in Wismar, den 12. Februar 1564". Schröder, Kirchenhistorie des evangelischen Mecklenburg. II, 466. Der Rath wagte nicht, dem Drängen des unduldsamen Zeloten länger zu widerstehen; noch im Jahre 1564 wurde das Kloster aufgehoben. Vgl. C. F. Crain, Die Reformation in Wismar. Wismar 1841. S. 47.

2) Koppmann, Geschichte der Stadt Rostock. S. 99. Schnell (179) schreibt irrig, daß die Dominikaner 1565 „wieder anfingen, in der Hansestadt sich einzunisten". Aus den bei Schröder (I, 338, 490; II, 145, 271, 474) abgedruckten Urkunden hätte er sich von dem Fortbestand des Klosters nach 1533 überzeugen können.

3) Schröder III, 118. Schnell (173) schreibt in Bezug auf Arsenius: „Niemand wagte, den würdigen Mann mit der tiefen

Noch im Jahre 1563 hielten die Cistercienserin
Rostock an dem alten Glauben fest, trotz aller Versuch
zum Abfalle zu bewegen.[1]) Sie wollten nicht „mein
geachtet werden, hatten die frommen Klosterfrauen
erklärt. Und als man ihnen einen lutherischen Pr
aufdrängen wollte, da „sind die Nonnen", wie der Pr
Gryse nach seiner Art erzählt, „hierüber rasend to
worden und haben sich angestellt, als wenn sie der
christische Teufel leibhaft besessen hätte; haben angef
auf dem Chor unter der Predigt zu singen und zu k
daß der Prediger übertäubet worden und seine Predi
anstehen lassen müssen".[2])

Für die Rostocker Klöster war es ein Glück, da
nicht unter der unmittelbaren Oberhoheit der Herzog
Mecklenburg standen, da sie sich sonst nicht so lange hät
halten können. Unter den beiden Brüdern Albrecht (†
und Heinrich († 1552) hätten sie allerdings nich
fürchten gehabt. Anfangs zeigte sich zwar Herzog Al
ebenso wie sein Bruder, der Neuerung günstig gesinnt
1525 stellte er sich jedoch auf die Seite der Kath
weßhalb neugläubige Zeitgenossen ihn einen „Apostat
wahren Evangeliums" nannten.[3]) Sein Ehrgeiz w
dessen viel stärker als seine Liebe zur Kirche. In der
rischen Hoffnung, die dänische Königskrone zu erlange
pflichtete er sich 1534, in Dänemark und Schweden „
Wort und Evangelium rein, lauter und klar wider a

---

stillen Trauer anzutasten und zu verletzen". Thatsäch
Arsenius mehr als einmal von den lutherischen Prädikan
der Kanzel herab verunglimpft worden, wie der Rostocker
Bacmeister als Ohrenzeuge berichtet: „Id quod ipse i
in concionibus audivi". Bei Westphalen I, 1562.

1) Bacmeister, bei Westphalen I, 1645.

2) Gryse, Historia Slüters. K 2 a. H 4 a.

3) Vgl. Lisch, Jahrbücher XXII, 15; G. Waitz, Lübe
Jürgen Wullenweber. Berlin 1855. II, 66

ründeten Lehren der Papisten und anderer Schwärmer
ermengt predigen und halten zu lassen, und was dem
gegen gar und ganz abschaffen“ zu wollen. Auch in
zug auf Mecklenburg sagte er zu, „daß er seinem lieben
uder Heinrich gleichförmig predigen lassen und alle Miß-
uche ganz und gar abschaffen wolle“.[1])

Albrecht selbst blieb zwar katholisch und ist auch als
tholik gestorben; aber durch den für einen katholischen
rsten schmählichen Vertrag vom Jahre 1534 hatte er sich
Rechtes begeben, fürderhin dem neuerungssüchtigen Vor-
en seines Bruders Heinrich Einhalt zu thun. Letzterer
zte längere Jahre hindurch eine schwankende Haltung.
r griff bald in diesem, bald in jenem Sinne ein, und
schließlich die Dinge gehen, wie sie eben gingen“.[2])
s ergibt sich besonders aus seiner Haltung in der Rostocker
gelegenheit. Den lutherischen Prediger Joachim Slüter,
die Abschaffung des katholischen Gottesdienstes eifrigst
rieb, beschützte er, während er die altgläubigen Geistlichen
ahnte, die Ceremonien nicht fallen zu lassen; sollten sie
halb beunruhigt werden, so würde er, versprach er ihnen,
Gewalt mit Gewalt steuern. Als aber gleich nachher
katholische Gottesdienst gewaltsam unterdrückt wurde,
der Herzog die Dinge gehen, wie sie eben gingen.
schon er auch anderswo im Fürstenthume lutherische
ediger begünstigte,[3]) so hielt er doch selber am katholischen

---

1) Schnell 92. Unerklärlich ist es, wie angesichts eines solchen Verraths an der katholischen Sache Schnell behaupten kann, Herzog Albrecht habe sich „in der dänischen Sache als überzeugten Katholiken bewiesen“. Mit Unrecht wird auch (S. 69, 81, 126) behauptet, daß Albrecht bei Beginn der lutherischen Wirren keine schwankende Haltung gezeigt habe und „Zeit seines ganzen Lebens ein aufrichtiger Katholik“ gewesen sei.

2) Koppmann, Geschichte der Stadt Rostock. S. 132.

3) Indem Herzog Heinrich lutherische Prediger begünstigte und anstellte, hat er sich lediglich, meint Schnell (71), nach den Reichs-

Gottesdienste fest. Noch an Weihnachten 1532 empfing er die hl. Communion nach katholischer Weise; im folgenden Jahre betheiligte er sich zum ersten Male an der lutherischen Abendmahlsfeier. Seine von jetzt an entschiedenere Parteinahme für die neue Lehre ist wohl dem Einflusse seines Sohnes Magnus, des eifrig lutherischen Administrators des Bisthums Schwerin, zuzuschreiben.[1])

Im Jahre 1535 ließ Herzog Heinrich durch zwei lutherische Prediger in einem Theile des Landes eine Kirchenvisitation anstellen. Die Visitatoren sollten den papistischen Pfarrern „ernstlich befehlen", von ihrem Irrthum abzustehen und das Wort Gottes lauter und rein zu predigen.[2]) Eine zweite Visitation fand in den Jahren 1541—1542 statt. Dabei stellte sich heraus, daß noch zahlreiche Geistliche und Laien katholisch gesinnt waren.[3]) Damals „war das Land zu einem nicht geringen Theile noch gut römisch".[4])

Da Herzog Heinrich gegen jene, welche ihrem Glauben treu bleiben wollten, keine Gewaltmaßregeln anwendete, so

---

tagsabschieden von 1523 und 1524 gerichtet, welche befahlen, „das Wort Gottes predigen zu lassen". Schnell hat jedoch einen wichtigen Zusatz ganz übersehen: es solle das Wort Gottes gepredigt werden „nach der Auslegung der von gemeiner Kirche angenommenen Lehrer" (Janssen. Bd. II 18. Aufl. S. 295, 356), also in katholischem Sinne. Irrig behauptet auch Schnell, der Speyerer Reichstagsabschied von 1526 „enthalte die gesetzliche Grundlage der Ausbildung der deutschen Landeskirchen". Daß diese ehemals von Ranke vertretene Ansicht unhaltbar sei, wird heute allgemein, auch von den protestantischen Historikern, wie Kluckhohn, Friedensburg, Baumgarten, Möller-Kawerau, Bezold, anerkannt. Vgl. Janssen Bd. III. 18. Aufl. S. 53 ff.

1) So Schnell, Jahrbücher LXIII, 197.
3) Lisch, Jahrbücher VIII, 37 ff.
2) Schröder I, 359 ff. Vgl. besonders 382, 408, 427, 429.
4) So Schnell, Das Bekenntniß des Herzogthums Mecklenburg, Kaiser Karl V. 1549 überreicht. Leipzig 1899. S. 17.

ird wohl die neue Lehre in den 40er Jahren keine große ortschritte gemacht haben. Der Landtag von 1549 lehnte war einstimmig, mit Ausnahme von drei Geistlichen, das aiserliche Interim ab und erklärte, bei der evangelischen Lehre bleiben zu wollen. Da jedoch die Adeligen, welche hren Eifer vor allem durch Einziehung der geistlichen Güter bethätigt hatten, „den weit überwiegenden Theil der Stände bildeten" und die Bauern keine eigenen Vertreter hatten, so wird man aus dem Landtagsbeschlusse von 1549 nicht auf die Gesinnung der Gesammtbevölkerung schließen dürfen. Auch die Vertreter der Städte erklärten sich 1549 für die Neuerung; und doch lebten zu Rostock in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wie wir oben gesehen haben, noch zahlreiche Katholiken. Die treugebliebenen Katholiken durch Zwang dem Luthertum zuzuführen und den Katholicismus in Mecklenburg auszurotten, war dem Herzog Johann Albrecht I., dem Sohn Herzog Albrechts, vorbehalten.

Kaum hatte Herzog Heinrich im Februar 1552 die Augen geschlossen, als Johann Albrecht sich beeilte, schon im März desselben Jahres eine ganze Anzahl Klöster einzuziehen. Der Hauptzweck der so schleunig ausgeführten Confiscation war offenbar der, Geld durch diese Maßregel zu erlangen. Der verstorbene Herzog Albrecht hatte, als bittere Folge seines abenteuerlichen Feldzugs nach Dänemark, seinen Söhnen eine Schuldenlast von 300,000 Gulden hinterlassen. Nun aber hatte sich Herzog Johann Albrecht mit Moritz von Sachsen und andern verschworen, im Vereine mit dem König von Frankreich, zum Schutz der „deutschen Libertät", den Kaiser zu überfallen; er hatte sogar seinen Bruder Christoph als Geisel nach Paris geschickt. Der König von Frankreich hatte wohl, gegen Abtretung der zum Reiche gehörigen Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun, den deutschen Bundesgenossen eine namhafte Geldunterstützung zugesagt. jedoch das französische Geld zur Kriegführung nicht nügte, so ließ Johann Albrecht mehrere Kirchen und

Klöster ihres Gold- und Silberwerks berauben, „um Sold für die Reiter zu schaffen“,[1]) eine Gewaltthat, worüber sich sowohl sein Bruder Ulrich, der dabei leer ausging, als die Stände, welche sich wohl in die Beute gern getheilt hätten, bitter beklagten.[2]) Johann Albrecht ließ dem unzufriedenen Bruder antworten: „So viel sei es nicht, als man behauptete; denn den größten Theil hätten die Mönche zuvor beseitigt. Was an Silber aus fünf oder sechs Klöstern genommen worden, denn in den andern wäre es noch vorhanden, das könnte man von dem Münzmeister, der es empfangen und verarbeitet habe, leicht erfahren“.[3])

Herzog Ulrich, der sich über das kirchenräuberische Vorgehen seines Bruders beschwerte, war zu solcher Klage kaum berechtigt, da er selber keine reinen Hände und kein reines Gewissen hatte. Um zum Bischof von Schwerin gewählt zu werden, hatte er 1550 kein Bedenken getragen, sich in der Wismarer Dominikanerkirche von einem katholischen Bischof die niederen Weihen ertheilen zu lassen; bei seiner Wahl hatte er sich auch unter Eid verpflichtet, „den Ritus und die Ceremonien der katholischen Kirche zu wahren“. Bald nachher entpuppte er sich aber als Lutheraner und trat als Begünstiger der neuen Lehre auf. Schon im März 1552, zur selben Zeit, wo sein Bruder die Klöster beraubte, ließ er aus der hl. Blutskapelle in Schwerin die besten Meßgewänder, alle silbernen Bilder und Gefäße wegnehmen und zu Geld machen.[4]) Sein Bruder konnte ihm später vorhalten lassen: „Was er, Johann Albrecht, an Silber aus-

---

1) Diesen Zweck gibt auch Schnell (155) zu, was ihn jedoch nicht hindert, einige Seiten weiter in Bezug auf Johann Albrecht zu schreiben: „Der Landesfürst bot seine Hände nicht zur Beförderung des Kirchenraubs dar“ (169).

2) Vgl. die Klagen bei F. W. Schirrmacher, Johann Albrecht I. Wismar 1885. I, 207, 221, 255.

3) Schirrmacher I, 218.

4) Schnell 174.

rchen und Klöster gebracht, das wäre mit Ulrichs Wissen
id Willen geschehen, und habe Herzog Ulrich noch viel
:hr aus dem Dome von Schwerin an sich genommen;
ßterer habe zudem die Unterhaltung der Kirchen und Schulen
seinem Stifte vernachläßigt und die reichen Einkünfte der
omkirche zu weltlichen Zwecken verwendet".[1]) So be-
juldigten sich die beiden Brüder gegenseitig des Kirchen-
ubs!

Mit der Einziehung der Klöster begnügte sich Johann
lbrecht nicht. Noch während des reichsverrätherischen Feld-
igs gegen den Kaiser erließ er im April 1552 von Augs-
irg an seine Räthe in Mecklenburg eine Verordnung, worin
ihnen befahl, sie sollten eine Visitation anstellen, „die
bgötterei und papistischen Diener allenthalben abschaffen
id die reine göttliche Lehre und christliche Ceremonien auf-
hten".[2]) Nach der Veröffentlichung des Interims hatte
r lutherische Herzog den Kaiser gebeten, ihn bei seinem
lauben zu lassen; „denn es muß ja, wie die Schrift zeuget
jeder seines Glaubens leben".[3]) Für seine katholischen,
iterthanen wollte aber Herzog Johann Albrecht die Glaubens-
iheit, die er für sich und seine Glaubensgenossen in Anspruch
hm, nicht gelten lassen. In der Kirchenordnung, die er
52 in Wittenberg drucken ließ, heißt es bezüglich der
lichten der weltlichen Obrigkeit: „Dieselbe soll alle äußerliche
kannte Abgötterei (d. h. den katholischen Gottesdienst),
uberei, Ehebruch, Gotteslästerung, öffentliche Ketzerei ab-
un und strafen, dagegen rechte Lehre von Gott pflanzen
ssen und helfen erhalten, nach Deuter. 7: Ihr sollt die
bgötter vertilgen, ihre Altäre einreißen".[4]) „In göttlicher

1) Frank, Altes und neues Mecklenburg X, 119, 121.
2) Lisch, Jahrbücher VIII, 52 ff.
3) Schnell, Das Bekenntniß des Herzogthums Mecklenburg. S. 39.
4) Mecklenburger Kirchenordnung vom Jahre 1552. Bl. 62 b.

Schrift steht geschrieben", erklärte seinerseits Herzog Ulrich im Jahre 1578, „daß die Regenten aus Gottes Befehl haben abgeschafft die Abgötterei, Baalspfaffen und andere Greuel, welches alles Gott wohlgefallen hat, und kann also hieraus geschlossen werden, daß eine jegliche ordentliche Obrigkeit Papst in ihrem Lande ist und Macht hat, das Böse in geistlichen sowohl als in weltlichen Sachen abzuschaffen".[1])

Nach diesen unduldsamen Grundsätzen, für die man sich nicht etwa auf die mittelalterliche Praxis, sondern auf die hl. Schrift berief, wurde im Herzogthum Mecklenburg verfahren. Schon im Jahre 1552 wurden katholische Geistliche, welche die neue Lehre nicht annehmen wollten, genöthigt, „ihren Stab weiter zu setzen".[2]) Anläßlich einer neuen Visitation im Jahre 1557 schärften beide Herzoge Johann Albrecht und Ulrich den Visitatoren ein, „den Mönchen und papistischen Lehrern anzuzeigen, daß sie sich sollten alsobald aus unserm Lande begeben; wenn wir sie nun darüber befinden, wollen wir sie am Leibe strafen lassen".[3]) Im Jahre 1560 wurde die lutherische Kirchenordnung durch ein besonderes Mandat eingeschärft; den Widersetzlichen wurde die Strafe der Landesverweisung angekündigt.[4])

In dem Bestreben, den Katholicismus auszurotten, waren die beiden Herzoge Johann Albrecht und Ulrich voll

---

1) Franck XI, 27.

2) Franck IX, 267; Schröder II, 34.

3) Schröder II, 172.

4) Schnell, Mecklenburg im Zeitalter der Reformation. S. 17[illegible]. Ueber die Standhaftigkeit der Klosterfrauen in Dobbertin vgl. den Aufsatz von J. v. C. in der Wissenschaftlichen Beilage der Germania, Nr. vom 17. Juni 1897, nach der ausführlichen Darstellung von Lisch, Jahrbücher XXII, 101 ff. Der mecklenburgische Prediger Heinrich Schreiber (Johann Albrecht I. Halle 1899. S. 30. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 64) hat nur Worte der Anerkennung für die „Entschiedenheit", mit welcher Johann Albrecht glaubenstreue Frauen zum Abfall nöthigen wollte.

ommen einig; dagegen lagen sie fortwährend miteinander
Streit wegen Regierungs- und Geldangelegenheiten. Einen
ankapfel bildeten besonders die Klöster, welche Johann
lbrecht im Jahre 1552 eingezogen hatte. Auf die That-
ache hinweisend, „daß die Einkünfte der fürstlichen Kammer
urch Einziehung der Klöster sich vermehrt hätten“, forderte
lrich die Hälfte der eingezogenen Kirchengüter.[1]) Anderer-
eits klagte auch der Adel, daß die Klöster zu fürstlichen
emtern gemacht und deren Güter mit Beeinträchtigung
er dem Adel zustehenden Gerechtigkeit eingezogen worden
ien.[2])

Schließlich wurde zwischen den hadernden Parteien eine
ereinbarung getroffen. In dem 1556 zu Ruppin ab-
eschlossenen Vertrage ward bestimmt, daß drei Klöster für
ie Jungfrauen beider Stände des Landes reservirt, alle
nderen Klöster aber zwischen den beiden Herzogen vertheilt
erden sollten, welche davon jährlich 3500 Gulden zur Er-
altung des Consistoriums, der Universität und der Schulen
zugeben hätten. Für Kirchen- und Schulzwecke wurde
mnach „von dem eingezogenen Reichthum nur die arm-
lige jährliche Rente von 3500 Gulden ausgesetzt“.[3])

Durch den Vertrag von Ruppin, bemerkt ein Mecklen-
rger protestantischer Theologe, „ward dem Grundsatz der
ecklenburger Kirchenordnung von 1552 und 1554, der sich
allen späteren wiederholt, daß die Kirchengüter der Kirche
d ihren Zwecken verbleiben sollten, in sehr augenfälliger
eise widersprochen“.[4]) Heißt es doch in der Kirchenordnung
n 1552:

---

1) Franck X, 9.
2) Schirrmacher I, 272.
3) Hegel, Geschichte der mecklenburgischen Landstände. S. 133.
4) J. Wiggers, Geschichte der drei Mecklenburgischen Landes-
klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz. Rostock 1848. S. 74.

„So viel Kirchengüter unter dieser Herrschaft sind, Stifte, Klöster, Präbenden, will die Herrschaft dieselbigen nicht zerreißen lassen, sondern dazu erhalten, daß nach Gelegenheit der Städte und Dörfer, daraus der Universität und den Kirchen mit gutem Rath Zulage verordnet werde. Denn dieses ist christlich und den geschriebenen Rechten gemäß, daß diese Gaben, die vor Zeiten zu Erhaltung der christlichen Aemter gedacht sind, noch zu Erhaltung christlicher Lehre, Kirchen, Schulen und Hospitäler angewandt werden". Deßhalb „will die Herrschaft die Stifte und Klöster nicht zu sich ziehen, sondern allein zu Hilfe der Kirchen, Studien, Consistorien, Ordination und Visitation beisammen erhalten".[1])

Daß dies Versprechen bezüglich der Verwendung der Kirchengüter von den Herzogen nicht eingehalten wurde, liegt offen am Tage. Schon oben ist bemerkt worden, wie die beiden herzoglichen Brüder sich selber gegenseitig des Kirchenraubs beschuldigten. Es ist denn auch von jeher protestantischerseits anerkannt worden, daß, wie manche andere Fürsten, so auch die Herzoge von Mecklenburg die Kirchengüter sich angeeignet haben. Erst in neuester Zeit hat man sich veranlaßt gefühlt, Johann Albrecht, den Ausrotter der katholischen Kirche in Mecklenburg, von aller Schuld rein zu waschen. „Wo sollte man den Muth hernehmen", schreibt Schirrmacher, „das Lob der Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, das Johann Albrecht von seinen Zeitgenossen so allgemein (?) gespendet worden ist, aufrecht zu erhalten", wenn es wahr wäre, daß er trotz der feierlichsten und wiederholten Betheuerung, wie sie die von ihm erlassenen mecklenburgischen Kirchenordnungen vom Jahre 1552 ab enthalten, es wolle seine Herrschaft die Kirchengüter, so viel ihrer wären, für Kirchen und Schulen verwenden, nur einen Theil der eingezogenen Güter für kirchliche Zwecke angewiesen habe.[2])

---

1) Mecklenburger Kirchenordnung. Bl. 133 b, 134 b.
2) Schirrmacher I, 332.

„Es ruhte auf allen eingezogenen Gütern“, sagt seinerseits Schnell (176), „das fürstliche Versprechen und die Verpflichtung, sie nur zum Nutzen der Kirche zu verwenden. Es erledigt sich hiermit der oft gehörte und geltend gemachte Vorwurf, als ob die Fürsten und Stände in der Reformation Kirchengüter der Kirche entzogen und reiche Erbschaft an sich gerissen hätten“.

Der betreffende Vorwurf würde sich allerdings von selbst erledigen, wenn — Versprechen und Halten nicht zweierlei wären.

Wie leicht insbesondere Johann Albrecht über Versprechen sich hinwegsetzte, beweist dessen Verhalten gegen seine katholisch gesinnte Mutter Anna von Brandenburg. Im Jahre 1549 war durch Vermittlung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg ein Vertrag zu Stande gekommen, nach welchem die verwittwete Herzogin die zwei Aemter Lübz und Kirwitz Zeit ihres Lebens besitzen und nach ihrem Gefallen regieren sollte. Der Religion halber sollte sie „unbetrübt und ungehindert bleiben“ und dieselbe „nach Ordnung der kaiserlichen Majestät, der Reichsabschiede und sonst nach ihrem besten Rath und Verstande, wie sie es vor Gott und jedermann zu verantworten verhofft, halten“, auch allein Macht haben, in ihren Aemtern vacante geistliche Lehen zu besetzen. Zehn Jahre später ließ Johann Albrecht, während einer Abwesenheit der Herzogin, in den zwei Aemtern die „Abgötterei abthun und Mönche und Pfaffen hinwegschaffen“. „Der Schritt des Herzogs war freilich gewaltthätig“, bemerkt hiezu der protestantische Forscher Lisch.[1]) So hielt Johann Albrecht vertragsmäßige Versprechen! Und wie ist denn Herzog Ulrich seinem eidlichen Versprechen, im Stifte Schwerin den katholischen Gottesdienst aufrecht zu erhalten, treu geblieben? Und was besonders die Verwendung der Kirchengüter betrifft, wurde ihm nicht von

1) Lisch, Jahrbücher XXII, 24 ff.

seinem eigenen Bruder, der selber Kirchen und Klöster beraubte, „um Sold für die Reiter zu schaffen", vorgeworfen, daß er die Einkünfte der Schweriner Domkirche zu weltlichen Zwecken mißbrauche?

Unter solchen Umständen sollte man sich nicht so laut auf „fürstliche Versprechen" berufen.

Daß die in der Kirchenordnung übernommene Verpflichtung, die eingezogenen geistlichen Güter nur zum Nutzen der Kirche zu verwenden, nicht eingehalten und daß nur ein geringer Theil der kirchlichen Einkünfte zu kirchlichen Zwecken verwendet worden sei, wurde im 16. Jahrhundert in Mecklenburg allgemein anerkannt, sowohl von dem Volke und den Predigern, als von den Landständen und den Fürsten selbst.

Als im Jahre 1568 die Kirchenvisitatoren den Versuch machten, die Privatleute, welche sich des Kirchenguts bemächtigt hatten, zur Wiederauslieferung desselben zu bewegen, wurden sie häufig an die Landesfürsten verwiesen, welche noch weit größere Präbenden und Kirchengüter an sich gerissen hätten; die Visitatoren sollten nur diese erst wieder fordern und zurückbringen, dann wollten sie auch wohl mit sich handeln lassen! [1])

Im Jahre 1572 richtete der Superintendent von Güstrow, Conrad Becker, ein Bittgesuch an die Fürsten, um sie zu ersuchen, die Prediger nicht zu den Steuern heranzuziehen; er berief sich darin nicht bloß auf die „gar alten Privilegien, wie solche in göttlichem und geistlichem Recht bestätigt", sondern auch auf den Umstand, „daß die Stifte und Klöster, davon den armen Predigern hätte sollen Zulage geschehen, nun hinweg sind". [2])

Wie die Prediger klagten, daß die Klostergüter „hinweg", d. h. der Kirche entrissen seien, so klagten auch die Adeligen

1) Boll, Geschichte Mecklenburgs I, 208.
2) Schirrmacher II, 293.

ſer die Einziehung der Kirchengüter. Im Jahre 1563
chteten ſie an die Herzoge die Bitte, daß einige Stifte zum
eſten des Adels wieder hergeſtellt werden; „denn nun
üßten ſie ihre Kinder in die Fremde auf die Fleiſchbank
hicken; kämen ſie wieder nach Hauſe, ſo müßten ſie Hungers
erben, weil alle geiſtlichen Güter und Commenden, wovon
nſt der Dürftige unter dem Adel gelebt, nun eingezogen
ären.“ [1])

Sie wollten alſo, daß die eingezogenen Stifte wieder
s Verſorgungsanſtalten ihrer nachgeborenen Söhne ein=
richtet würden. Andererſeits ſprach der Roſtocker Profeſſor
avid Chyträus den Wunſch aus, Stifte und Klöſter
llten nicht eingezogen, ſondern in entſprechender Weiſe zum
ttzen der Kirche reformirt werden. Bitter klagte er, daß
manche Fürſten die Stifte und Klöſter an ſich reißen oder
ihre Höflinge verſchenken, ſtatt dieſelben in den Dienſt
r Kirche zu ſtellen. [2]) Zwar nennt er die Mecklenburger
irſten nicht mit Namen; daß er ſie aber mit andern bei
nen Klagen im Auge hatte, kann keinem Zweifel unter=
gen. Denn Johann Albrecht und Ulrich hatten ja die
tifte und Klöſter nicht reformirt, ſondern einfach ein=
zogen und mit den fürſtlichen Kammergütern vereinigt, ſo

1) Franck X, 128.

2) Chytraeus, Prooemium Metropolis. 1582. D 3a. Die Stifte waren wohl in Verfall gerathen, „nec vero propterea in universum delenda et extirpanda sunt et ab harpiis aulicis diripienda et devoranda, quod summo cum gemitu et dolore omnium piorum a multis nostra aetate factum videmus; sed emendatis et sublatis abusibus ad primam institutionem et usum ecclesiae Christi utilitati servientem, quantum omnino fieri potest, revocari debebant“. Vgl. E 3a: „Id exemplum reformationis utinam principes quidam imitari mallent, quam praetextu Evangelii episcopatus suarum ditionum et collegiorum ac coenobiorum reditus ad se rapere vel aulicis harpiis diripiendos concedere“.

daß sie selbst die Theilnahme derselben an der Landeshilfe verweigerten

Am 24. März 1568 ließen sie auf dem Landtag zu Güstrow den Ständen erklären, daß die Klöster und Stifte zu Kammergütern gemacht und daher von der Leistung der Landeshilfe befreit wären.[1] Die Forderung, daß die eingezogenen Stifte und Klöster steuerfrei bleiben sollten, wollten jedoch die Stände nicht anerkennen;[2] sie weigerten sich auch zur selben Zeit, die landesherrlichen Schulden zu übernehmen,[3] da „durch die Einnahme der geistlichen Güter das Haus Mecklenburg an Einkommen merklich gesteigert worden". Diesen Ablehnungsgrund suchte der herzogliche Kanzler Husan mit folgender Bemerkung zu entkräften: „Ihrer Fürstlichen Gnaden Vorfahren hätten die geistlichen Güter auch gehabt und J. F. G. müßten davon jährlich 32,000 Gulden zu frommen Zwecken liefern".[4] Hiermit ward von dem Vertreter der Herzoge ausdrücklich anerkannt, daß sie nur einen Theil der eingezogenen Güter zu frommen Zwecken verwendeten.

Demnach sind den „kirchenräuberischen Adeligen und Städten", deren „Habsucht an die Fersen der neuen Lehre sich heftete",[5] auch die Mecklenburger Fürsten beizuzählen.

Im Jahre 1554 hatte Herzog Ulrich, der damals mit

---

1) Spalding, Mecklenburger öffentliche Landesverhandlungen. Rostock 1792. I, 29.

2) Doch bezeugen auch die Stände, daß die Kirchengüter zu Kammergütern gemacht worden wären. Im Jahre 1572 hielten sie den Fürsten vor, daß diese die Stifte und Klöster „für sich inne haben", daß sie dieselben „gänzlich für ihre fürstlichen Kammergüter eingezogen haben". Schröder III, 112, 129.

3) Damals beliefen sich die fürstlichen Schulden auf mehr als 500,000 Gulden. Vgl. Schirrmacher I, 356.

4) Lisch, Jahrbücher VIII, 95.

5) So Schnell 126.

nem Bruder Johann Albrecht zerfallen war, gegen eine
ue Steuerforderung geltend gemacht: Von den Unterthanen
en bereits vielfältige Steuern zur Abtragung der väter-
hen Schulden gewährt worden; sein Bruder habe auch so
el Kleinodien aus Klöstern und Stiften an sich gebracht
d daraus Geld münzen lassen, daß er sie damit hätte ab-
gen können.[1]) Allein trotz der ihm zugefallenen reichen
ute befanden sich die Finanzen des Herzogs Johann
brecht stets in großer Bedrängniß, besonders da zu den
terlichen Schulden noch die großen Ausgaben für den kost-
eligen Krieg vom Jahre 1552 gekommen waren. Um die
were Schuldenlast zu tilgen, mußte sich der Landtag zu
schiedenen „in Mecklenburg zuvor unbekannten Steuern"
schließen.[2]) Dies war um so bedenklicher, als im Laufe
s 16. Jahrhunderts die Verarmung des Landes fort-
ährend zugenommen hatte. Am Ausgange des „Reformations-
talters" bot denn auch Mecklenburg sowohl in religiös-
tlicher als in volkswirthschaftlicher Hinsicht ein überaus
ibes Bild dar.

Dr. N. Paulus.

(Schlußartikel folgt.)

---

1) Schirrmacher I, 255.
2) Schröder II, 113.

LV.

Henryk Sienkiewicz.

(Schluß.)

Im Romane „Ohne Dogma" verspricht einmal Sn
tinski Leon seinem Freunde, er wolle ihn mit verschieden
Menschen aus dem Mittelstande bekannt machen, die we
an überfeinerter Cultur, noch an Dilettantismus oder U
wissenheit kranken, er wolle ihn mit Menschen zusamm
bringen, „die stramm arbeiten und genau wissen, was
wollen". Ziemlich dasselbe thut Sienkiewicz im Roman, d
ein ergänzendes Gegenstück zur Schilderung des zerbrechlich
unbrauchbaren, kranken Decadenten schafft, in „Famil
Polaniecki", worin der gesunde, kräftige Theil d
arbeitenden Bürgerstandes zu seinem Rechte kommt.
Deutschland hatte einst Julian Schmidt die Parole au
gegeben: „Der Roman soll das Volk da suchen, wo es
seiner Tüchtigkeit zu finden ist: nämlich bei der Arbeit"
Gustav Freytag hielt sich an dieses Wort und schrieb
„Soll und Haben". Wie Freytag weiß auch Sienkiew
den schlichten alltäglichen Ereignissen des städtischen Famili
lebens die ihnen innewohnende Poesie zu entlocken.
alltägliche Wirklichkeit mit ihrer Liebe und ihrem Haß,
ihren mannigfaltigen Bestrebungen und Zufällen wird
in einem breiten Bilde entfaltet. Die Aristokraten
nicht ausgeschlossen, aber die tüchtige, brave Gedieg

mittleren Stände ist es, welche die Sympathie des
hters genießt.
Stanislaus Polaniecki's Erlebnisse bilden den Faden,
dem sich die zahlreichen Bilder polnischen Gesellschafts-
ens abwickeln. Mit den Geschicken Polaniecki's sind nämlich
h die Freuden und Leiden eines zahlreichen Verwandten-
Freundeskreises verknüpft und innerhalb dieses Rahmens
t der Dichter das moderne Thun und Lassen in behaglicher
scher Breite unserem Blicke vorüberziehen. Seine Phan-
ie zeigt da wieder ihren ganzen Reichthum. Denn nicht
ß das gewöhnliche Romanthema von Liebe und Heirath
ımt zur poetischen Durchführung, auch Muttersorgen und
fmännisches Geschäftsgetriebe, guter und schlimmer Wett-
r, Kampf und Streit der Männerwelt, das Schalten und
lten der Frauen, sowie die „schönen Feste des Nichts-
ins" der glücklichen Reichen finden ihre Stelle. Krankheit,
auer und Thorheiten, Klatschsucht und Bosheit, goldechte
eue, daneben leichtsinniger Betrug und Verrath: mit einem
orte, das ganze bunte Getriebe der „besseren" Gesellschaft
: polnischen Großstadt thut sich auf. Der Menge der
otive entspricht eine große Zahl geschickt und scharf ge-
chneter Charaktere, in deren Schicksalen sich jene zahl-
chen Motive anschaulich verkörpern. Da zieht uns vor
em Polaniecki an, der energische, arbeitsame, ideen- und
ojektenreiche Vertreter des Unternehmerthums, dessen
arakter sich in großen Stürmen und Prüfungen und
rch die echte Liebe zu einem edlen Weibe zu ruhiger
ierer Männlichkeit entwickelt. Andere treffliche Charakter-
ofe sind der Advokat Maszko, ein egoistischer Rechner und
chterner Geschäftsmensch, der immer mehr zum spekulirenden
enteurer wird, der alte polnische Edelmann Plawicki, ein
ler Schwächling voll Standesdünkel, im übrigen ein harm-
er Geck und posirender Schauspieler, dann der moderne
niker, Kunstschwärmer und clownhafte Sonderling Bukacki,
wunderliche religiöse Schwärmer Waskowski. An Goethes

Tasso erinnert in manchen Zügen der schönheitselige, nervö
Poet Zawilowski, dessen Gegenbild der schöne, wohlfrisi
Hohlkopf Kopowski darstellt. Wenn wir noch des Male
und Frauenkenners Swirski gedenken, des schlauen ironisch
Betrachters des modernen Lebens und seiner conventionell
Lügen, so ist die Reihe der interessanten Männergestalt
noch nicht einmal erschöpft. Ihnen stellt sich eine Grup
trefflich gezeichneter Frauen an die Seite. Wir freuen u
an den ideal edlen Bildern einer Marynia und Emilie so
an dem lieblichen Kinde Littka, das sich wie Goethes Mign
in hoffnungsloser Sehnsucht verzehrt und wie ein flüchtig
Sonnenglanz in wehmüthiger Schönheit entschwindet. D
dunklen Hintergrund für diese engelgleichen Frauen bild
Erscheinungen wie die Damen Osnowski und Bronicz.

Hie und da begegnen wir einem poesievollen Landschaft
bilde, das der Dichter glücklich in die Erzählung einfüg
wenn auch die Natur in diesem Buche im allgemeinen wenig
beachtet wird, als in anderen Werken des Autors. Scha
platz der Handlung sind zum großen Theil Warschau u
die polnischen Landgüter. Andere Scenen spielen jedoch au
in Reichenhall, in Venedig und Rom. Indem wir n
nebenbei erwähnen, daß die Composition auch hier wie
den übrigen Romanen durch Contrastscenen und Contra
figuren sich wirksam belebt, sei dagegen mit Nachdruck a
den Optimismus der Gesammtauffassung hingewiesen, der
wohlthuend berührt, wenn wir aus der Atmosphäre pes
mistischer Krankheitsgeschichten kommen. Es ist dieß e
schöner Glaube an das Edle im Menschen, der bei Sie
kiewicz im letzten Grunde christlicher Ueberzeugung und de
Vertrauen auf die noch immer lebendig wirkenden Idea
des Christenthums entspringt. Besonders am Schlusse d
Werkes tritt der Contrast zwischen der hohlen „Lebenslüge
auf welche die meisten christusfremden Menschen unse
Gesellschaft ihr Dasein gründen, und der gesunden, dauernd
Glück gewährenden Lebenswahrheit deutlich und ergreife

eraus. Ich kann allerdings die Bemerkung nicht unter-
rücken, daß in der Charakterwandlung Polaniecki's die
eligiöse Frage nach meinem Gefühl deutlicher gelöst werden
ollte. Verschiedene Male wird die Erwartung erweckt, daß
as religiöse Moment für den Helden wichtig werden könnte,
nd am Schlusse entschlüpft uns das ganze Motiv. Ebenso
väre ein rascheres Fortschreiten des Confliktes nach der
Mitte des Romans ein Vortheil für das Buch. Die leichte,
vornehme und kühle Erzählungsweise, die wir in „Ohne
Dogma" kennen lernten, beherrscht auch dieses Werk.

Nachdem sich Sienkiewicz so in zwei umfangreichen
Werken mit dem Leben der Gegenwart auseinandergesetzt
atte, betrat er wieder jenes Gebiet, auf dem er seine ersten
orbern geerntet, das des historischen Romans, um hier
eue und rauschendere Triumphe zu erleben. 1895 erschien
Quo vadis", der Roman, welcher jetzt einen Weltruf
enießt und fast in alle Culturſprachen übersetzt ist. Er
ehört, wie man aus einer Statistik des „Litterarischen Echo"
rsieht, auch zu den meistgelesenen Büchern. Die gewaltige
Dichtung ist ein Werk, das einen hohen und strengen Maß-
ab der Kritik verträgt, und wir gehen gewiß nicht irre,
venn wir es den bedeutendsten Erscheinungen der letzten
Zeit beizählen. Es ist bekannt, wie viele Dichter es bereits
nternahmen, die neronische Zeit dichterisch zu bewältigen.
Quo vadis" führt uns gleichfalls in das Rom Neros, und
hne falsche Phraseologie wird man zugeben müssen, daß
ich dieses Buch neben seinen Vorgängern nicht bloß sehen
assen darf, sondern daß es dieselben in mancher Hinsicht
lle zusammen übertrifft. Der Roman hat seine eigenen
Vorzüge. Während z. B. W. Walloth in den Erzählungen
us der römischen Kaiserzeit seine ganze feine Kunst darauf
erwendet, complicirte morbide Seelen der Verfallsepoche
is in ihre letzten Winkel zu entschleiern und alle ihre
Regungen mit sorgsamer, feinfühliger Feder zu zeichnen,

treten im Buche des polnischen Dichters mehr die w
bewegenden Mächte jener Uebergangszeit ins Spiel.
diese concentrirt sich unsere Aufmerksamkeit nachhaltiger
auf die Einzelerscheinungen. Die gewaltigen Massens
tragen es auch hier über die Individualitäten davon,
in den ersten großen historischen Romanen. Die b
ringenden Mächte der neronischen Zeit sind natürlich
wankende Koloß der römischen Heidenwelt mit ihren w
Greueln und wahnsinnigen Orgien, mit dem feinen
curäischen Luxus und einer erschreckenden sittlichen
rottung, deren lebendigen Typus Nero und seine ihm
bürtige Höflingsschaar vortrefflich repräsentirt, und das G
bild dieser sinkenden Welt, das Christenthum mit s
heroischen jugendlichen Kraft und Begeisterung, voll wu
samen Ernstes und zugleich voll friedlicher sonniger Heite
Wir fühlen die große Befreiung der damaligen Mensc
aus den dumpfen Kerkern geistigen Elends mit. Die me
haft componirten großen Bilder des römischen Straßenleb
Neros Palastfest, besonders der furchtbare Brand R
und die Cirkusfeste auf der einen Seite, auf der and
die nächtlichen Christenversammlungen in den öden Arenc
der Campagna, wo der hl. Petrus predigt, dann die fu
baren Kerker- und Todesscenen erfassen den Leser mit
Gegenwart und Anschaulichkeit, daß er wie ein Mitlebe
mit den Menschen jener tieferregten Zeit hofft und b

Es braucht bei einem Dichter wie Sienkiewicz wohl
ausdrücklich erwähnt zu werden, daß diese farbenprächt
Bilder aus dem Rom der Cäsaren nicht bloß in die
zählung eingeschoben sind, um dem Leser culturhisto
Belehrung zu bieten, sondern sie sind immer enge mit
fortschreitenden Handlung verknüpft und haben diese zu
läutern und zu begründen. Im Aufbau wie in der D
führung des Einzelnen dieser gewaltigen Schilderungen
der Verkettung der Ereignisse, die eine Welt voll Leben
Bewegung uns zeigen, leistet diese Erzählungskunst Staun

rthes. Hernach erst interessiren uns die einzelnen Menschen, als typische Vertreter der Anschauungen jener Zeit aus n Massen heraustreten. Es soll damit aber noch nicht agt sein, daß die Kunst der Charakteristik in „Quo vadis“ a gering zu achten sei. Im Gegentheil, gar mancher ave Romanschreiber könnte noch mit den Nebenfiguren dieses ches Staat machen. Die Gestalt Neros ist von einer ßartigen Wirkung und Petronius von einer Lebendigkeit, selbst dem literarischen Feinschmecker behagen muß. Chilon, gellinus, Poppäa und andere aus Neros Gesellschaft vernen unser Interesse. Desgleichen übertrifft die Darstellung inneren Umwandlung des Vinicius, der unter hartem mpfe der christlichen Wahrheit theilhaft wird, die Kunst manchér vielgelesener Autoren. Und wer die Schwierigten bedenkt, die sich der Ausführung einer Figur wie der s hl. Petrus entgegenstellen, wird auch hier dem Dichter ne Achtung nicht versagen, selbst wenn ihn nicht alles an eser Romangestalt befriedigt. Außerdem bewegt sich noch Heer von Nebenfiguren durch den Roman, die alle wieder re Erlebnisse haben und in das Bild des Ganzen einordnet sind. Wenn der Leser darauf achtet, welch verlungenes Gewebe von Ereignissen der Dichter zum gelossenen Ganzen ordnet, so wird er ebenso oft über den erschöpflichen Reichthum dieser Phantasie wie über die nstlerische Sicherheit erstaunen. Es ließen sich Abhandlungen hreiben über die Technik dieses Romanes, über die Art, ie der Erzähler die Phantasie des Lesers Schritt für Schritt rwärts leitet, wie er die Kolossalscenen (Brand Roms) in heile zerlegt und mit einem leichten, wie zufälligen Rückblick ieder zum Ganzen zusammenfaßt, wie der Dichter durch inke am rechten Orte Kommendes ahnen läßt und motivirt, der wie er die großen Licht- und Schattenmassen zu wirkmem Contrast gegeneinandersetzt. Sogar kleine, symbolistisch meinte Lichteffekte fehlen nicht ganz, und die epigrammatisch gespitzten Kapitelschlüsse zeigen, wie Sienkiewicz von guten

Dramatikern auch für den Roman zu lernen weiß. Sch
daß der Schluß des Romanes nur so lose angehängt wu

Diese verschiedenen Andeutungen über die Kunst, die
„Quo vadis“ liegt, mögen zeigen, daß es sich hier nicht
eine ausgeschüttete Fülle römischer Alterthümer handelt,
eine culturgeschichtliche Abhandlung in Romanform, son
daß es dem Autor um die Erfüllung künstlerischer Forderu
zu thun war. Obwohl der Dichter Seelenregungen,
gierden und Bestrebungen ohne Zahl und zugleich eine M
Einzelheiten des äußeren Lebens beim Studium der römi
Kaiserzeit erlauschte, so werden sich trotzdem wenige St
im Buche finden, wo der Archäologe den Dichter schäd

Eines sei dieser Charakteristik noch nachdrücklich
gefügt: das Gemälde der neronischen Zeit ist kein Buch
Kinder und unreife Leute, wiewohl Sienkiewicz die Sympt
der niedergehenden antiken Cultur viel zurückhaltender
handelt, als andere Schilderer dieser Zeiten. Auch
anderen Werke unseres Autors verlangen meist ernste
denkende Leser, andere würden weder zur Kunst noch
reichen Inhalt derselben die richtige Stellung gewin
Wer mit seiner Phantasie nicht am Einzelnen haftet, son
die Dichtung als Ganzes erfaßt, wird unschwer den he
Ernst eines Buches wie „Quo vadis“ empfinden.

Nachdem sich einmal Sienkiewicz gerade durch s
historischen Romane großes literarisches Ansehen erwor
hat, ist es nur begreiflich, daß man in Polen wie ausw
einem neuen Werke dieser Art mit Spannung entgegens
So stehen augenblicklich die „Kreuzritter“ im Mittelpu
literarischer Discussion. Sie erschienen schon von 1897
in einer Warschauer Wochenschrift und Ende 1900 in B
form. Heute gibt es bereits 2 deutsche Uebersetzungen.

Den historischen Hintergrund der Dichtung bilden
erbitterten und blutigen Kämpfe des deutschen Ordens
den Polen um 1400. Seit 1225 hatte sich dieser Ri

den in Preußen festgesetzt und Schritt für Schritt sich
mer neue Landstriche gewonnen. Burgen und Städte
hoben sich auf seinem Gebiete und unter harten, wechsel-
llen Kämpfen wurden christliche Religion und Cultur
ter die wilden Stämme jener Lande gebracht. Nachdem
das Kriegsglück endgiltig für die deutschen Ritter ent-
ieden, entwickelte sich im fernen Osten Deutschlands ein
ichtiger, kühn organisirter Ordensstaat, ein Staat „betender
tter und kämpfender Mönche“, wie wir ihn kaum je in
r Weltgeschichte wieder finden. Freilich gegen Ende des
. Jahrhunderts begann auch schon der Niedergang dieser
istlich-weltlichen Macht. Vor allem schwand jene innere
benskraft, die der Orden bisher aus seiner strengen
isciplin und aus seinem idealen Opfermuthe geschöpft
itte, sichtlich dahin. Die erste böse Frucht dieses inneren
iechthums war die furchtbare Niederlage des Ordens in
r Schlacht bei Tannenberg 1410.

Dieses Ereigniß bildet den Schluß und Höhepunkt des
omanes „Die Kreuzritter“. Von den ersten Kapiteln an
hwebt eine umheimliche Spannung über beiden Gegnern
id langsam, aber unaufhaltbar sieht man das Verhängniß
m Ordensstaate näher schreiten. In verschiedenen Scenen
ird uns die innere Morschheit dieser äußerlich noch glänzenden
lacht enthüllt. Es berichtet uns auch, wie erwähnt, die
eschichte von einer Abnahme der inneren Lebenskraft,
ährend gleichzeitig Polen unter Wladislaw Jagiello kräftig
ifwärts strebte. Bei Sienkiewicz, der sonst keineswegs als
deutschenhasser auftritt, scheint hier allerdings die national-
olnische Auffassung die Schatten im Bilde der deutschen
litter stärker als nöthig ins Dunkle getrieben zu haben.
ist, Betrug, Heuchelei, Meuchelmord, Frauenraub und
rauenmord, Ueppigkeit und Grausamkeit, mit einem Worte,
n Uebermaß von Schlechtigkeit herrscht unter den Ordens-
ittern. Während selbst einem polnischen Schurken der Eid
och heilig ist, ist der Eidbruch für einen Kreuzritter eine

selbstverständliche Sache. Auf deutscher Seite nur selten ein
kleiner Lichtschimmer, auf polnischer Seite dagegen so un-
endlich viel Licht und Herrlichkeit, daß ich manchmal schon
an den Contrast der römischen Teufel und altgermanischen
Engel in den Romanen unseres Professors Felix Dahn
denken mußte.

Seien wir indeß ob dieser patriotischen Stimmung bei
Polen, die uns in den „Kreuzrittern" hie und da unbehaglich
wird, nicht blind und ungerecht gegen die künstlerischen Vor-
züge des Romans. In das Milieu der spätmittelalterlichen
Zeit, die mit ihren Gefahren und Grausamkeiten, mit ihrer
Farbenfreude, mit ihrem Aberglauben und ihrer religiösen
Begeisterung unsere Phantasie ganz seltsam in ihren Bann
zieht, versetzt der Erzähler die abenteuerlichen Erlebnisse
seines Helden Sbisko. Ein Mann zwischen zwei Frauen
ist das Hauptmotiv. Wir begleiten den Helden auf seiner
Fahrt zum Krakauer Königshof, auf gefährlichen Jagden,
in den Krieg, auf Abenteuern im Feindesland. Wir nehmen
Theil an seiner hellen Liebesfreude und an seiner düsteren
Verzweiflung. Neben der Hauptperson sehen wir wieder
eine stattliche Zahl von Nebenpersonen mit ihren mannig-
fachen Erlebnissen. Hier wie in anderen Fällen sind die
Charaktere der Nebenfiguren zum guten Theil interessanter
als der etwas musterknabenhafte Hauptheld. Sbisko's er-
Braut Danuscha ist ein ähnlich liebliches ätherisches Weib
wie Litka in „Familie Polaniecki". Auch Danuscha ist zu
zart und mimosenhaft für dieses rauhe Erdenland. Um
prächtiger, frischer und lebenglühender ist die zweite Geliebte
und spätere wackere Ehegesponsin des Helden, die Amazone
Jagienka gerathen. Jurand, die schreckliche Geißel der Kreuz-
ritter, ist jener überlebensgroße, gewaltige Held, dem wir
schon in früheren Romanen unseres Autors begegnen. Sbisko's
biederer Oheim Macko, sein treuer Knappe Hlawa, ein ver-
dächtiger wandernder Reliquienhändler gehören zu den m
gelungenen, markanten Charaktertypen dieser Dichtung.

ird bei der Darstellung von meist primitiv empfindenden
Menschen natürlich wenig psychologisch gegrübelt. Schwert-
hlag und Lanzenstoß, höchstens wenige schlichte Worte ver-
athen uns das Innere dieser Naturmenschen. Umso reifer
tfaltet sich wiederum die unermüdliche Fabulierlust unseres
ichters und seine Freude an farbenprächtigen, anschaulichen
Massenbildern. Die Scenen in Krakau, die Jagdschilderungen,
e Darstellung der ordensritterlichen Macht und Pracht in
Marienburg und vor allem das gewaltige Schlachtbild am
chlusse zeigen, daß der Schilderer des neronischen Roms
och auf seiner früheren Höhe steht. Das dramatisch Bewegte
nd Pathetische ist noch immer seine Stärke, wie die fesselnden
urandscenen beweisen, während uns die Vermählung und
er Tod Danuscha's durch eine schlichte reine poetische
Stimmung entzücken. Auch die leichtbewegliche Phantasie,
it welcher sich Sienkiewicz in den vergangenen Zeiten
leichsam heimisch macht, ist ihm treu geblieben, und so gelingt
s ihm denn auch, den Leser mit leichter Hand in jene
Zeiten und Verhältnisse einzuführen, ohne einen besonderen
elehrten historischen Aufwand zu machen. Denn so un-
rschöpflich die Phantasie dieses Erzählers sich im Erfinden
euer Möglichkeiten bethätigt, so unermüdlich ist seine artistische
Gewandtheit in der Darstellung.[1]) — —

Die großen historischen Romane Sienkiewiczs, die wir
esprachen, sind wohl im Stande, uns eine bessere Meinung
on diesem Zweige der Erzählungskunst beizubringen, als die
naturalistischen Kunstrichter der letzten Zeit wollten, welche
en historischen Roman meist kurzweg verwarfen. Die alten

---

1) Bei Niederschrift dieser Zeilen geht die Nachricht durch die Zeitungen, daß Sienkiewicz bereits wieder an einem historischen Roman arbeite, dessen Mittelpunkt König Johann Sobieski bilden soll. Die Nachrichten von den hohen Summen, welche englische und amerikanische Verleger schon für das Uebersetzungsrecht bezahlen, sind wohl geeignet, für das kommende Werk Stimmung zu machen.

Zustände, Anschauungen und Empfindungsweisen lägen
ferne von uns ab — sagen sie — daß sie der mod
Dichter unmöglich richtig sehen und ergreifen könne.
culturhistorischen Excurse, welche zum Verständniß n
wendig werden und welche der Dichter als unliebsame Ur
brechung zwischen die lebendige Handlung einschalten n
seien nur dazu angethan, das Kunstwerk zu schädigen.
Einwände treffen jedoch nur jene historischen Romane
denen eine „spannende" Geschichte dazu dient, culturhistor
Belehrungen zu verzuckern und bequeme Menschen anzulo
denen auch schon ein populär wissenschaftliches, cul
historisches Buch zu große Anstrengung verursacht. So
Lehrbücher in Romanform sind sehr nützlich, vielleicht
entbehrlich, allein sie sind darum noch keine Kunstw
Wenn dagegen ein wirklich berufener Dichter einen Stoff
vergangener Zeit poetisch belebt oder — was dasselbe is
eine dichterisch empfundene und gestaltete Handlung in a
Costüm kleidet, wenn es seiner lebendigen Intuition geli
mit den Gestalten ferner Jahrhunderte förmlich eins
werden, dann ist sein Kunstwerk um gar nichts ger
werthiger, als wenn er den Stoff der nächsten Gegen
entnommen hätte. Es hat daher gar keinen Sinn, ei
Dichter bei seiner Stoffwahl zeitliche Grenzen setzen
wollen. C. F. Meyers historische Novellen sind doch so
dichterische Kunstwerke, als etwa die Novellen Paul He
die in einem modernen Kurorte spielen. Und gerade an
Kunst Sienkiewiczs kann man auch vortrefflich erfahren,
eine kräftige Dichternatur mit historischen Neigungen in se
fremdartigen Zeiten wie zu Hause sein und von den lä
entschwundenen Menschen und Gesinnungen unbefan
anschaulich erzählen kann, so daß nichts von geleh
Rohstoff innerhalb des Romanes übrig bleibt.

Der historische Roman scheint nach der bisherigen
wicklung des Dichters zu schließen, Sienkiewiczs beson
Stärke zu sein, obschon ihm andere Gebiete, wie unsere

zeigten, auch gar nicht fremd sind. Man nannte
ne Dogma" den besten psychologischen Roman der
Literatur und diesem Werke tritt das breite zeit-
Gesellschaftsbild „Familie Polaniecki" nicht un-
zur Seite. Und wenn wir uns noch der Erstlings-
ren Werke erinnern, in denen verschiedene Probleme
faßt werden, so müssen wir billig staunen über die
weglichkeit dieses Erzählers, über seine Vielseitigkeit
wahl und Darstellungsweise. Stets hat er die
tilistischen Mittel zur Hand, ob er farbenprächtige
er Außenwelt entwirft, ob er geheime seelische
verfolgt. Er zeigt sich bald ernst und pathetisch,
t humoristisch, bald scharf ironisch. Vieles Lob
enkiewicz für seine fein gezeichneten Frauencharaktere
tadelt dabei höchstens, daß er nie „über das Mittel-
usgehe" und nicht ähnliche wirre, kranke Geschöpfe
olnischen Schlössern aufsuche, wie sie Ibsen auf die
llt. Vielleicht schickt sich eben eines nicht für alle.
i es einem Dichter gelingt, das edle reine Gemüth
äglichen" Frauen mit echter Poesie zu verklären, so
r dies um so verdienstlicher, je öfter dies schwächeren
mißlingt, die in ihren Romanen wohl steife, pseudo-
e Tugendpuppen, aber nicht lebendige Menschen
im Stande sind. Unser Romandichter zeichnet sich
reifen Werken durch einen ruhigen objektiven Blick
schen und Dinge aus. Das stark demokratische
ner Jugenderzählungen verglühte zwar bald, aber
re Dichter wird darum kein einseitiger, exclusiver
. Seine Sympathien gehören stets dem Gesunden,
, Lebensfähigen, mag er es auf dem Adelshofe, im
use oder in der armen Bauernhütte finden. Sien-
ebt eine objektive leidenschaftslose Darstellung der
gen und Menschen. Es begegnen bei ihm keine
en religiösen und moralischen Erbauungsreden,
r ernste, echt religiöse Menschen. Daher erscheint

er den einen zu wenig religiös und andere ärgern sich über den „muffigen Duft“ seiner Frömmelei. Die ersten verlangen zu viel von einer Dichtung, die letzteren können es überhaupt nicht vertragen, daß ein Dichter unserer Tage einen religiösen Charakter ernst behandelt und nicht ironisch karikirt. Die vollendete Form, die Gewandtheit in der Erzählungstechnik, die Sienkiewicz von seinen einheimischen und fremden Vorgängern überkam, verleiten ihn manchmal, sich allzu sorglos der Schablone zu überlassen. Es ereignet sich aber selten. Für gewöhnlich entspricht der vollendeten Darstellung auch ein bedeutender Inhalt.

Polen darf stolz sein auf seinen berühmten und immer noch schaffensfrohen Jubilar. Das 19. Jahrhundert hat dem Lande auf politischem Gebiete nichts als Unglück gebracht, es brachte ihm aber daneben als Trost eine blühende Poesie, in welcher die Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit, die Schmerzen über die Leiden des Vaterlandes, die Liebe zur Heimat und die Zukunftshoffnungen einen schönheitverklärten Ausdruck fanden. Dieser kräftige vaterländische Geist beherrscht am Anfange des Jahrhunderts die Poesien des größten polnischen Dichters Adam Mickiewicz, der nämliche Geist lebt am Schlusse des Jahrhunderts noch in den Werken des größten polnischen Erzählers Henryk Sienkiewicz.

Graz. Dr. Johann Nauſtl.

LVI.

Bibelstudien in Mainz.

Die Geschichte der mittelalterlichen Exegese ist in der neueren katholischen Literatur recht stiefmütterlich behandelt worden. Für die patristische Zeit besitzen wir eine stattliche Reihe von historisch-exegetischen Arbeiten und von Monographien, in welchen auch die exegetische Methode der Väter und Exegeten zur Erörterung gelangt. An solchen Vorarbeiten fehlt es für das Mittelalter noch allzusehr. Man begnügt sich im Allgemeinen mit der traditionell gewordenen Anschauung, daß das frühere Mittelalter in der Exegese lediglich die dicta patrum wiederholte, und das spätere daneben noch scholastische Distinctionen zur Anwendung brachte. Schanz weist aber (Kirchenlexikon IV², 1114) schon mit Recht darauf hin, daß die Exegese im 14. und 15. Jahrhundert doch nicht unerhebliche Fortschritte gemacht habe. Es wird indessen noch Vieles in Einzelforschungen geleistet werden müssen, ehe eine gründliche und umfassende Geschichte der Exegese im Mittelalter geschrieben werden kann. Das eine darf aber jetzt schon als festgestellt betrachtet werden: das Bibelstudium wurde im Mittelalter mit größtem Eifer betrieben, ja mit relativ größerem wie heute. Das bezeugen schon die zahlreichen Commentare, welche in Drucken vorliegen; hunderte von Bänden biblischer Commentare aber schlummern noch ungedruckt in den handschriftlichen Schätzen der Bibliotheken. Das bekundet der Studiengang auf den

Universitäten, nach welchem der Erklärung der hl. Schrift viel Zeit gewidmet wurde. Endlich bezeugen das die mittelalterlichen Predigten. Ob sie Homilien oder thematische Predigten waren, in allen bekundet sich eine Belesenheit in der heiligen Schrift und eine Gewandtheit in deren Gebrauche, die man jedem heutigen Prediger nur wünschen kann. Es wäre darum eine dankenswerthe Aufgabe für einen jungen Theologen, die Grundsätze und die Methode der mittelalterlichen Exegese in der Literatur, auf dem Lehrstuhl und auf der Kanzel darzustellen. Hoffentlich findet sich auch ein solcher für diese freilich schwierige und mühsame Arbeit. Die theologischen Fakultäten sollten bei der Ausschreibung von Preisaufgaben die Geschichte der mittelalterlichen Exegese mehr berücksichtigen und auch die Görres-Gesellschaft und die Leo-Gesellschaft könnten etwas nach dieser Richtung hin thun. Denn die Erforschung und Darstellung der Geschichte der mittelalterlichen Exegese hat eine unschätzbare apologetische Bedeutung und wird überzeugend darlegen, wie unbegründet und lächerlich der Vorwurf ist, daß die Bibel vor Luther ‚unter der Bank gelegen' habe.

Für Mainz entkräftigt diesen Vorwurf der hochverdiente Erforscher Mainz'scher Geschichte und Literatur Franz Falk in seinem neuesten Buche über Mainzer Bibelstudien[1]) vollständig. Er zeigt, wie seit den Tagen des hl. Bonifatius in Mainz die hl. Schrift nicht nur in Ehren gehalten, sondern auch studirt, und wie nach Erfindung des Buchdrucks von Mainz aus die hl. Schrift in lateinischer und deutscher Sprache verbreitet wurde. Vom Codex Fuldensis bis zur 42zeiligen lateinischen Bibel Gutenbergs — wie viele tausend Hände haben sich in dem Abschreiben der

---

1) Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibeldrucke in Mainz vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart von Professor Dr. Franz Falk, Archivar des Bisthums Mainz. Mit Abbildungen. Mainz 1901. F. Kirchheim. 8°. VIII u. 336 S. (Preis 4,50.)

Bibel ermüdet! Falk hat mit der ihm eigenen Forscherliebe und seinem Finderglück eine lange Reihe von Bibelhandschriften und Bibelcommentaren gefunden, die ihren Ursprung in Mainz haben. Und das war nicht leicht. Denn die reichen Schätze der Mainzer Bibliotheken, der Dombibliothek, der Bibliotheken der Stifte St. Alban, St. Stephan, St. Victor und der anderen zahlreicher Klösten sind in den Wirren des dreißigjährigen Krieges und der französischen Revolution in alle Welt zerstreut worden. Was sich in der Mainzer Stadtbibliothek erhalten hat, ist ein winziger Theil der Bücherschätze, welche Mainz vor der sogen. Reformation barg. Wie Falk in seinem Buche über die Mainzer Dombibliothek die versprengten Schätze derselben nachweist, so führt er hier auf, was die Bischöfe, das Domkapitel, die Klöster und die seit 1477 bestehende Universität für die Bibel und deren Erklärung geleistet haben.

In dem zweitem Buche liefert Falk einen sehr dankenswerthen, vieles Neue bietenden literarhistorischen Ueberblick über die Leistungen der Mainzer auf dem Gebiete der Exegese seit 1450. Zunächst behandelt er die lateinischen Bibeldrucke, deren 3, wenn nicht 4, bis 1472 aus Mainz hervorgingen. Im 16. Jahrhundert beschenkte Mainz das katholisch gebliebene Deutschland mit der Dietenberger'schen Bibelübersetzung (1534), dem Erasmus'schen neuen Testamente und verschiedenen exegetischen Arbeiten und Hilfsmitteln. Auf der Mainzer Domkanzel legten Nausea und Johann Wild (Ferus) die hl. Schrift im katholischen Sinne aus. Auch im 17. Jahrhunderte behauptete Mainz seine hervorragende Bedeutung für die Bibelstudien. Die katholische Mainzische Bibel, welche auf Veranlassung des Erbischofs Johann Philipp Grafen Schönborn 1662 gedruckt und unzählige Male neu aufgelegt wurde, eroberte den katholischen Leserkreis Deutschlands und ist erst durch die Allioli'sche Uebersetzung verdrängt worden. An der Mainzer Hochschule docirten hervorragende Exegeten aus dem Jesuitenorden,

darunter der literarisch sehr fruchtbare Nikolaus Serarius. Auch im 18. Jahrhundert stellte die Gesellschaft Jesu der Mainzer Hochschule angesehene Exegeten, von welchen Goldmann sich bleibende Verdienste um die exegetische Einleitungswissenschaft erwarb. Diesen exegetischen Ruhm konnte aber die nach der Aufhebung des Ordens im Sinne der damaligen Aufklärerei reconstruirte theologische Fakultät nicht behaupten. Johann Caspar Müller docirte an der Hochschule und auf der Kanzel des Domes, die zu diesem Zwecke mit einem Stuhle versehen werden mußte, Exegese nach der neuen Richtung, und der Kapuziner und Illuminat Norbert Nimis verbreitete Schriftkenntniß im aufklärerischen Sinne. Am bekanntesten ist von den letzten Theologen der Mainzer Universität Isenbiehl durch seine Auslegung von Js. 7, 14 (‚Ecce virgo concipiet') geworden. Ehe noch diese Neologen in Mainz docirten, waren zwei treffliche Bibelwerke gedruckt worden, in Mainz die Bibel von 1705, welche sich durch gute Sprache auszeichnet, und in Frankfurt a/M. die Prachtbibel des Erzbischofs Philipp Carl Grafen Eltz mit den trefflichen Kupferstichen Merians (1740).

Der neueren Zeit widmet Falk auch einige Blätter. Im Verhältnisse zu den sonstigen Leistungen des Mainzer Seminars sind dessen exegetische Arbeiten minder bedeutend. In jüngster Zeit wird aber auch auf diesem Gebiete in Mainz tüchtig gearbeitet. Man darf auch nicht außer Betracht lassen, daß Mainzer Lehrer in hervorragender Weise an den im ‚Katholik' publicirten Arbeiten betheiligt waren und noch sind.

Diese wenigen Notizen und der kurze Ueberblick mögen genügen, um auf den reichen Inhalt des Falk'schen Buches aufmerksam zu machen, welches der Exeget, der Historiker und der Bibliophile mit großem Nutzen lesen wird.

Gmunden. Adolph Franz.

LVII.

Schweizerbrief.

(Volksschule und Bundessubvention. Civilgesetzbuch. Organisation der schweizerischen Katholiken.)

Den 5. Oktober 1901.

Es sind vor allem drei wichtige Fragen, welche gegenwärtig die Schweizer Katholiken beschäftigen. Die erste betrifft die Unterstützung der Volksschule durch den Bund. In katholischen und gläubig protestantischen Kreisen herrscht großes Mißtrauen gegen diese Unterstützung. Schon im Jahre 1882 wurde der erste Versuch einer solchen Einmischung des Bundes nach dem Plan des nun verstorbenen Bundesraths Schenk von der großen Mehrheit des Schweizervolkes zurückgewiesen. Seither tauchte das Begehren der eidgenössischen Schulsubvention immer wieder auf.

Im Juni l. Js. legte Bundesrath Rüchet einen Entwurf vor. Art. 1 bestimmt, daß der Bund den Kantonen Subventionen bewilligt, um sie in ihrer Aufgabe, für einen genügenden Primarschulunterricht besorgt zu sein, zu unterstützen. Art. 2 besagt, die Bundesunterstützungen dürfen nur für die staatliche Volksschule verwendet werden. Art. 3. Die Bundesunterstützungen dürfen keine Verminderung der ordentlichen Ausgaben der Kantone, wie sie in den letzten fünf Jahren im Durchschnitt bestanden, zur Folge haben. Art. 4. Als Grundlage für die Bestimmung des jedem Kanton zukommenden Antheils dient die Kopfzahl der Wohnbevölkerung gemäß der letzten Volkszählung; diese Unterstützung wird berechnet zu [illegible]0 cts. auf den Kopf der Bevölkerung. Art. 5. Organisation

und Leitung der Primarschulen verbleiben den Kantonen. Es steht jedem Kanton frei, die Bundesunterstützung zu verlangen oder auf sie zu verzichten. Art. 6. Der Kanton, welcher auf die Unterstützung Anspruch erhebt, hat dem Bundesrath zur Prüfung und Genehmigung einen Verwendungsplan zu unterbreiten. Art. 7. Der Bundesrath wird die nöthigen Vollziehungsbestimmungen erlassen. Art. 8. Nach Ablauf der erstmaligen fünfjährigen Periode hat die Bundesversammlung das Recht, die Höhe des Betrages der ordentlichen Unterstützung neu zu bestimmen. Art. 9. Referendumsvorbehalt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der gegenwärtige Entwurf zu einer Vorlage betreffend Subventionirung der Volksschule mehr Vertrauen einflößt als der frühere. Gleichwohl stehen auch ihm noch schwere Bedenken entgegen. Eine erste Frage ist: Hat der Bund die Mittel zur Finanzirung der Vorlage (2¼ Millionen Franken), und wenn er sie nicht hat, woher nimmt er sie? Daß er diese Mittel zur Zeit nicht besitzt, zeigen die eidgenössischen Rechnungen. Sodann kann die vorliegende Motion gar nicht erheblich erklärt werden ohne Partialrevision der Bundesverfassung. Der Bund besitzt zwar eine sehr ausgedehnte, aber keine primäre Souveränität, d. h. die Ausschlag gebende Hoheit des Bundes tritt nicht von vornherein überall da ein, wo die Verfassung über einen Punkt schweigt, sondern die Kantone regieren überall da, wo die Verfassung nicht dem Bunde das ausdrückliche Recht hiezu verleiht. (Art. 3 der Bundesverfassung lautet: „Die Kantone . . . üben als solche alle Rechte aus, welche nicht der Bundesgewalt übertragen sind".) Der Bund hat gemäß Art. 42 der Bundesverfassung bestimmt umschriebene Einnahmequellen, und er darf diese nur verwenden zur Erfüllung seiner verfassungsgemäßen Staatsaufgaben. Jeder Budgetposten muß auf einem Gesetz und jedes Gesetz auf verfassungsgemäßen Unterlagen ruhen. Sonst haben wir mittels des Budgets und der Nachtragscredite die Allgewalt der Bundesversammlung. Im Art. 27 der Bundesverfassung ist ausdrücklich gesagt, daß die Kantone, also nicht der Bund, für genügenden Primarunterricht zu sorgen haben. Der Bund besitzt auf dem Gebiete des Schulwesens nur vier erschöpfend aufgezählte Einzelbefugnisse.

ie Bundesversammlung war als eidgenössischer Verfassungs-
th gemäß den gedruckten Protokollen sich bewußt, daß die
nanzielle Unterstützung der Volksschule durch den Bund ver-
ssungsgemäß speziell geschaffen werden müßte. Bundesrath
chenk stellte im Dezember 1877 einen bezüglichen Antrag.
ieser Antrag wurde vom Nationalrath mit großem Mehr ab-
lehnt und im Ständerath wurde er nicht mehr aufgenommen.
Wenn die Bundesbehörden das Bundesgeld beliebig verwenden
nd für alle beliebigen Zwecke Ausgaben dekretiren können, so
aben wir die absolute Souveränität des Parlamentes. Die
Subventionirung der Volksschule ist also nur möglich durch
ine Partialrevision der Bundesverfassung. Und sie darf drittens
ur geschehen unter voller verfassungsmäßiger Wahrung
er Kantonalsouveränität. Nur dann werden die Katho-
iken und die conservativen Protestanten dafür zu haben sein.
Warum sollte man die Sache nicht so normiren können, daß
von den Einnahmen des Bundes jährlich eine gewisse Quote
den Kantonen als Eigenthum zugesichert wird, etwa ein
Franken per Kopf der Bevölkerung, unter dem Vorbehalt, daß
diese Einnahmen ohne Minderung der bisherigen Leistungen für
die Volksschule verwendet werden müssen? Wenn man wirklich
nichts anderes bezweckt, als der Schule und dem Lehrpersonal
zu helfen, dann kann man auf diesem Boden helfen. Das
nicht näher ausgeführte eidgenössische Aufsichtsrecht betreffend
Verwendung der Bundesgelder führt zu jährlichen Berichten
und Begehren und früher oder später zur Einmischung
bezüglich der Lehrmittel und der Lehrkräfte. Dann
verlieren die Kantone auf dem Gebiete der Schule allmählig
ihre Hoheitsrechte, und damit das letzte gesetzgeberische Boll-
werk. Wir erhalten dann einen kleinen Einheitsstaat an der
Stelle eines durch individuellen Reichthum starken Bundesstaates.

Der zweite Gegenstand ist die Schaffung eines neuen
Civilgesetzbuches. Die schweizerische reformirte Prediger-
gesellschaft und der schweizerische Katholikenverein haben in Sachen
der Ehe eine Eingabe an das eidgenössische Justiz- und Polizei-
departement gemacht. Es wurden darin verschiedene Begehren
betreffend das persönliche Eherecht und die außerehelicht Vater-
schaft gestellt und zwar theils von beiden Initiativkommissionen,

theils vom Katholikenverein allein. Was die Eheschli
angeht, stellen beide Instanzen den gemeinsamen Antrag
Alter für die Ehemündigkeit solle für männliche Person
20 Jahre und für weibliche auf 18 Jahre erhöht w
wobei aber der Katholikenverein, gestützt auf das Kirche
sowohl wie im Interesse der Sittlichkeit, diese Forderung
als ausnahmslose Regel anerkennen will. Betreffend Ehe
als Ehehinderniß stellen Predigergesellschaft sowohl als K
likenverein den Antrag, der Art. 119 möge einen Zusa
halten, dahingehend: „Die Eheschließung ist verboten zw
einem wegen Ehebruch geschiedenen Ehegatten und seinem
schuldigen, wenn im Scheidungsurtheile dieser Ehebruch
Scheidungsgrund bezeichnet und der, mit welchem der Ehe
stattgefunden hat, mit Namen als Mitschuldiger genannt
Damit soll dem haarsträubenden Zustande ein Ende ge
werden, wobei der Ehebruch als Mittel zur Scheidung
um die gewünschte Andere heirathen zu können. In Bezu
die Ehescheidung gehen beide Theile einig darin, daß di
stehende eidgenössische Ehegesetzgebung die Ehescheidung vi
leicht genommen habe, und daß die letztere zu erschwere
Auch darin sind sie einig, daß in den Fällen, in dene
Ehegatten nicht mehr mit einander auskommen, der Richter v
nur auf Trennung von Tisch und Bett erkennen soll. Betre
den unheilvollen Art. 164 d. h. Ehescheidung wegen
Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse, beantragen die Kath
richtigerweise zunächst Streichung des ganzen Artikels;
das nicht belieben, vereinigen sie sich mit den Anträge
Predigergesellschaft, wonach „eine solche Scheidung von
Aufstellung weiterer spezieller Thatbestände abhängig zu m
sei". Beim Abschnitt „Trennung von Tisch und Bett" l
der gemeinsame Vorschlag: „Auf Scheidung darf nur er
werden, wenn der Zweck der Ehe völlig vereitelt und kei
Aussicht auf Wiedervereinigung der Eheleute vorhande
gleichviel ob ein Ehegatte oder beide die Scheidung verlan
In Bezug auf Wartefristen wird folgender Antrag ge
„Wird die Ehe geschieden, so hat der Richter dem ode
schuldigen Ehegatten die Eingehung einer neuen Ehe für

artefrist von wenigstens einem bis höchstens zwei Jahren zu
tersagen."

Was das Kapitel „außereheliche Vaterschaft" anbetrifft,
rd vorgeschlagen: „Der Vater hat wenigstens bis zum
. Lebensjahre die vollen Kosten für des Kindes leiblichen
bensbedarf, Erziehungskosten und Berufsbildung zu tragen.
er Betrag dieses Unterhaltungsgeldes ist nach den Ver-
ltnissen der Mutter zu bestimmen; in Berücksichtigung der
ermögensverhältnisse und der Anwartschaften des Beklagten
nn das Gericht auch höhere Beträge auferlegen. Der Beklagte
vor der Mutter und den mütterlichen Verwandten zum
nterhalte des Kindes verpflichtet". In Abs. 2 ist beizufügen:
Wenn das Kind nach erreichter Mündigkeit wegen körperlicher
er geistiger Gebrechen fortdauernd außer Stande ist, sich
lbst zu erhalten, läuft die Unterhaltungspflicht bis zur Be-
digung dieses Zustandes weiter." Was die Ansprüche der
lutter betrifft, wird verlangt: „Schadloshaltung für die
lutter und zwar Ersatz der Geburtskosten und der Kosten des
llen Unterhaltes der Mutter während mindestens je vier
Wochen vor und nach der Geburt des Kindes." Als weiterer
bsatz wird verlangt: „Ein Verzicht auf den Unterhaltsanspruch
r die Zukunft ist nichtig. Eine Vereinbarung zwischen dem
ater einerseits und der Mutter, dem Kind oder dem gesetz-
chen Vertreter der beiden anderseits, über den Unterhalt für
e Zukunft oder über eine an Stelle des Unterhaltes zu ge-
ährende Abfindung kann vom Klagberechtigten als unverbindlich
ehandelt werden, wenn sie nicht in jeder Beziehung die ober-
ormundschaftliche Genehmigung erhalten hat."

Mit diesen Forderungen stellt sich die Eingabe an die
Seite jener Frauenbewegung, die von den Berner Frauen aus-
egangen ist und an deren Spitze die ersten Frauen aller
onfessionen der Schweiz stehen. Die Anträge verfechten Angel-
unkte in der modernen Frauenbewegung überhaupt, welche
it Ueberresten einer gewissen sclavischen Stellung des Weibes
ufräumen will.

Sehr zu wünschen wäre — und das wird auch in der
Eingabe der Katholiken betont —, daß die bürgerliche und die
rchliche Eheschließung wohl auseinander gehalten und zum

Schlusse des Eherechtes eine Bestimmung aufgenommen werde, ähnlich wie § 1588 B. G. B.: „Die kirchlichen Verpflichtungen in Ansehung der Ehe werden durch die Vorschriften dieses Abschnittes nicht berührt."

Endlich steht gegenwärtig die Organisation der schweizerischen Katholiken im Vordergrunde. Der „Piusverein", gegründet am 21. Juli 1857 in Beckenried, gab sich neue Statuten und den Namen „Schweizerischer Katholikenverein". Früher mehr mit den Werken der Charitas sich befassend, will der neue Verein alle katholischen Interessen und Bestrebungen in unserem Vaterlande in den Kreis seiner Thätigkeit einbeziehen; am 1. Sept. 1899 wurde ein eigener Geschäftsführer gewählt, der für die äußere Ausbreitung und innere Bethätigung des Vereins zu wirken hat. Gegenwärtig zählt der „Schweizerische Katholikenverein" 31,000 Mitglieder, und es steht zu hoffen, daß die Zahl sich noch bedeutend vermehre. Vor allem wäre zu wünschen, daß der neben dem „Katholikenverein" bestehende „Katholische Männer- und Arbeiterverein" mit dem ersteren zu einem großen, starken Verbande könnte vereinigt werden. „L'unité fait la force". Das wissen die gegnerischen Vereine. Darum haben soeben die Socialdemokraten und Grütlianer, die bis jetzt getrennt marschirten, sich zu einem Verein zusammengethan. Sollte das wirklich bei den Katholiken nicht auch möglich sein?

Auch die verschiedenen Veranstaltungen zum Schutze der Mädchen haben nun einen großen Verein gegründet unter dem Namen: „Internationaler katholischer Mädchenschutzverein". Am 2. und 3. Oktober l. Js. fand unter dem Ehrenpräsidium von Bischof Haas in Luzern die Generalversammlung statt mit sehr zeitgemäßen Verhandlungen über Bahnhofmission, Gründung von Heimen, Arbeiterinenpatronat, Affichen in den Eisenbahnwagen 2c. Für die Zwecke des Mädchenschutzvereins erschien eben ein Büchlein „Reiseführer für Mädchen" von dem rühmlich bekannten Volksschriftsteller Wetzel (Dorn, Ravensburg). Die Jünglinge und Gesellen sind ebenfalls in Diöcesan- und Centralverbänden organisirt. Immer enger schließen sich die Katholiken aneinander, je mehr die

irche bekämpft wird. Die Graßmannbroschüre hat gewiß
nter den jungen Leuten, die sie massenhaft kauften, viel Unheil
estiftet. Die Broschüren eines altkatholischen Pfarrers Dr. Weiß
nd des altkatholischen Bischofs Dr. Herzog gegen die göttliche
insetzung der Beicht haben vielleicht manchen ohnehin schwachen
nd wenig unterrichteten Katholiken noch mehr im Glauben
eschwächt. Aber die herrlichen Vertheidigungsschriften, ins-
esondere von Bischof Dr. Augustinus Egger von St. Gallen,
füllten die Katholiken mit neuer Begeisterung für die hl. Kirche.
rotestversammlungen wurden abgehalten, Sympathieadressen
n den Bischof gesandt. Der St. Gallische Katholikentag in
Gossau, am Pfingstmontag, war bis jetzt der besuchteste. Und
e Versammlung des Katholikenvereins in Beckenried, am
3. und 24. September, zeigte eine außerordentliche Theilnahme
nd Begeisterung der Katholiken. Altkatholiken und Protestanten
rbeiten in brüderlicher Eintracht gegen die Katholiken. Je
ehr der Protestantismus an innerem Gehalt verliert, desto
ehr ist er besorgt, seine Leute durch den Kampf gegen die
tholische Kirche zusammenzuhalten.

Mit anerkennenswerther Offenheit stellte der protestantische
rediger Altwegg in Sitterdorf bei Anlaß der Versammlung
es „Religiös-liberalen Vereines des Kantons St. Gallen“ in
ennwald, vom 29. September l. Js., die drei grundlegenden
ätze auf: „Euer Christus ist nicht der Gottessohn, ruft man
on vielen Seiten der Reform entgegen. Allerdings, es ist
ahr, er ist in unserer Auffassung nicht der Gottessohn im
bernatürlichen Sinn; Christus ist uns Mensch, nicht all-
egenwärtiger, allwissender, allmächtiger Gott! Und er ist
uch nicht der Erlöser, heißt es wiederum. Warum soll er es
cht sein? Wie niemand vor und niemand nach ihm hat er
r Menschheit gezeigt, daß Gott der Allgütige und Allerbarmer
t: das ist unsere Ueberzeugung, unser Glaube. Von diesem
tandpunkte aus müssen wir protestiren dagegen, daß die Er-
sung immer noch identisch sein soll mit all den dogmatischen
lut- und Sühnetheorien. Aber ihr glaubt auch nicht an den
ferstandenen Christus, so heißt es endlich noch. Es ist wahr,
gen wir wiederum, wir haben die persönliche Auferstehung
cht nöthig als Erweis seines göttlichen Wesens und Wirkens“.

Das ist klar genug. Da bleibt vom Christenthum nicht mehr viel übrig. Dafür donnerte Pfarrer Schelling bei der „Evangelischen Synode des Kantons St Gallen“, am 17. Juni l. Js., in seiner Predigt gegen die katholische Kirche. „Ein ganz ähnliches Bild“, sagte er, „wie das Judenthum zur Zeit des Paulus, bietet uns der Katholicismus in seiner heutigen Gestalt, in welcher er — noch mehr als in den Tagen der Reformation — eine arge Trübung des evangelischen Christenthums darstellt . . . Der alt' böse Feind (das Papstthum), von dem schon unser Luther gesungen, ist noch immer auf dem Plan; er steht uns noch immer unbezwungen gegenüber und nicht minder als in den Tagen der Reformation gilt heute von ihm das Wort: Groß Macht und viel List sein grausam Rüstzeug ist, auf Erd' ist nicht seinesgleichen . . . Weil es so steht, so sei es ferne von uns, dem gegenwärtigen Ringen nach Freiheit (in der katholischen Kirche) thatlos zuzuschauen und mit verschränkten Armen abzuwarten, wie weit die Tapferen, die dem Wahlspruch ‚Los von Rom‘ zu folgen gewillt sind, an ihrem Orte es bringen mögen. Nein! da sind auch wir zum Mitkämpfen berufen. Da ist auch uns ein heiliger Kampf verordnet 2c.“

Sammlungen für die Los von Rom-Bewegung sind deßhalb überall im Gange. Aber all' diese Dinge können nur dazu dienen, auch die lässigsten Katholiken aus dem Schlafe aufzuwecken, sie zu stärken und zu einen, so daß auch die Katholiken der letzten Berggemeinde zu einem Vereine sich organisiren und dem großen Verbande „Katholikenverein“ sich aggregiren. L'unité fait la force!

LVIII.

Der Scheidungsproceß in Oesterreich mit specieller Berücksichtigung Böhmens.

Aus Oesterreich, anfangs Oktober.

Seit dem Jahre 1867 ist das Reich der Habsburger in zwei selbständige Staatswesen geschieden, in das Königreich Ungarn und in ein Staatsgebilde, das officiell unter dem Titel: „Die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder" figurirt, gewöhnlich aber mit dem Namen Cisleithanien bezeichnet wird. Zum Königreich Ungarn gehört aber nicht bloß das eigentliche Ungarnland, sondern auch das Großfürstenthum Siebenbürgen und die „Königreiche" Croatien und Slavonien, Länder, welche einmal zum Machtbereich der St. Stephanskrone zählten und deßhalb von den Ungarn als ihr „Eigenthum" reklamirt wurden. Das heutige Königreich Ungarn umfaßt mehr als die Hälfte des Flächenraumes des Kaiserstaates, 325,324 Q. Klm., aber nur eine Bevölkerung von etwas über 19 Millionen Individuen. Cisleithanien dagegen hat auf seinen 300,013 Q. Klm. über 26 Millionen Einwohner, ungerechnet die Bevölkerungsziffer von Bosnien und Herzegowina, die, weil immer noch Occupationsgebiete, staatsrechtlich noch nicht der Krone der Habsburger zugeschrieben werden können. Zu Cisleithanien gehören 2 Königreiche (Böhmen und Galizien), 1 Erzherzogthum (Nieder- und Oberösterreich), 5 Herzogthümer

(Schlesien, Steiermark, Kärnthen, Krain, Salzburg), 2 Graf-
schaften (Mähren und Tirol) und noch einige andere „Länder“.
Dieses Staats- oder Staatengebilde ist einzig in seiner Art.
Acht verschiedene Nationalitäten wohnen in demselben; er
hat sein eigenes „Reichs“-Ministerium und seinen eigenen
„Reichs“-Rath, in welchem die 8 Nationalitäten mit ihren
8 verschiedenen Sprachen gemeinsamen Rath pflegen sollen.

Diese merkwürdige Staatsconstruktion haben wir zwei
Deutschen zu verdanken, Bismarck und Beust. Der Preuße
Bismarck mit seiner Blut- und Eisenpolitik hat uns aus
Deutschland hinausgeworfen und Bande zerrissen, an denen
eine tausendjährige Geschichte gewoben hatte; und der Sachse
Beust hat das Zerreißen fortgesetzt, indem er das „frei-
gewordene“ Oesterreich in zwei Theile zerschlug.

Kurz bevor wir mit Beust beglückt wurden, hatten wir
unseren Belcredi. Das war ein österreichischer Staats-
mann, wie Oesterreich ihn braucht. Er kannte die Geschichte
seines Vaterlandes, kannte dessen eigenthümliche Verhältnisse
und Bedürfnisse. Er wollte auch die Monarchie reconstruiren,
aber in anderer Weise, als Beust nach ihm that. Sein
Plan war: Erhaltung des Einheitsstaates, aber
auf einer solchen Grundlage, daß die einzelnen Länder und
Nationen Spielraum genug hätten, sich in ihrer Eigenart
zu entwickeln und zu entfalten; an eine Sonderstellung
Ungarns dachte er nicht. Doch hatte er keine Zeit, seinen
Plan zu verwirklichen. Es kam das unglückliche Kriegs-
jahr 66. Belcredi mußte gehen, Beust trat an seine Stelle.
Dieser rieth dem Kaiser, die Ungarn durch Gewährung der
vollen staatlichen Autonomie zufrieden zu stellen und sich
zum Könige von Ungarn krönen zu lassen. Das letztere
geschah am 6. Mai 1867. Jetzt waren freilich die Ungarn
zufrieden, aber auch der Sieg der Revolution ent-
schieden. Was die immer zur Rebellion geneigten calvi-
nischen Magyaren in 1848 nicht erreichen konnten, das warf
ihnen Beust in den Schooß. Seitdem ist unser theures

esterreich auf einem falschen Geleise, auf dem, menschlichem
rmessen nach, schwere Katastrophen kaum ausbleiben werden.
Ob Beust sich dessen bewußt war, mag dahin gestellt
eiben. Sicher schwebte ihm der Gedanke vor, Neuösterreich
if die Magyaren und die Deutschen zu stützen. Für die
lagyaren schuf er darum das Königreich Ungarn und für
e Deutschen Cisleithanien. Die Magyaren kamen auch
irklich ans Ziel. Ihre Herrschaft in Ungarn ist jetzt eine
ollständige. Regierung und Reichstag dienen ausschließlich
ren Zwecken. Schon die Verschiebungen der Bevölkerungs-
ffer der in Ungarn wohnenden Nationalitäten sind nicht
ne Interesse. Während bei Beginn des 19. Jahrhunderts
Umfange des heutigen Königreiches Ungarn das magya-
che Element nur 36% der Bevölkerung ausmachte, gegen-
er 34% Slaven, 16,2% Rumänen und 13% Deutschen,
aben heute die Slaven nur noch 27,7%, die Rumänen
1,5%, die Deutschen 11,6%, die Magyaren dagegen sind
if 44,8% gestiegen (ca. 8,600,000). Das 1883 erlassene
chulgesetz, das für alle Staats-, Gemeinde- und Privat-
Mittelschulen (Gymnasien) das Magyarische als Unterrichts-
rache vorschreibt, mußte natürlich der Magyarisirung aller
inder der St. Stephanskrone einen neuen Impuls geben.
Eine ähnliche Herrschaft, wie den Magyaren in Ungarn
igefallen ist, sollten nach den Absichten Beust's die Deutschen
Cisleithanien haben. Das neue „Reichs"-Ministerium
urde ihnen ausgeliefert, die Wahlordnung für den neuen
Reichs"-Rath für sie so zugeschnitten, daß sie die Majorität
dem neuen Parlamente erhalten mußten. Alles schien
if's beste eingeleitet zur Aufrichtung der deutschen Vor-
errschaft in Cisleithanien. Aber es kam anders. Und
aran waren die Deutschen selbst schuld. Folgend ihren
sephinisch-kirchenfeindlichen Instinkten glaubten sie ihre
errschaft nicht besser sichern zu können, als dadurch, daß
e über das Concordat herfielen, den Juden und Logen-
üdern zu lieb interconfessionelle Gesetze votirten, Schule

und Kirche auseinander rissen und andere Heldenthaten moderner Cultur verübten.

Damit aber haben sie dem tief eingewurzelten conservativen Sinne des österreichischen Volkes schwere Wunden geschlagen. Die ihrer Kirche noch treu ergebenen deutschen Bevölkerungsschichten in den Alpenländern fühlten sich tief verletzt. Mit Widerwillen und Abscheu sahen sie auf das culturkämpferische Treiben ihrer deutschen „Mitbrüder", und kündigten ihnen die Gefolgschaft. Dagegen den slavischen Parteien, denen nichts ferner lag, als Culturkampftreiberei nach preußischem Muster, traten sie freundlich gegenüber. Wenn deßhalb die aus den Alpenländern stammenden Deutschconservativen auf dem Gebiete der Politik mit den Slaven Fühlung suchten und im Parlamente vielfach mit ihnen cooperirten, so haben die Deutschliberalen am wenigsten das Recht, sie darob zu verketzern und sie des Verrathes am Deutschthum zu bezichtigen. Hätten die Liberalen ihre nichtsnutzige brutale Kirchenstürmerei gelassen, hätte die innerösterreichische Politik sehr wahrscheinlich einen anderen Gang genommen. Jedenfalls ständen wir heute nicht vor einem arbeitsunfähigen Parlamente und vor dem Kriege Aller gegen Alle.

Aber auch abgesehen von den Fehlern der Deutschliberalen war die Aufrichtung der deutschen Vorherrschaft in Cisleithanien und die Ausgestaltung dieses Staatsgebildes zu einem Einheitsstaate nach ungarischem Vorbilde so wie so ein unmögliches Ding. Daß die nichtdeutschen Elemente Cisleithaniens das ihnen zugedachte deutsche Joch ruhig hinnehmen werden, war um so weniger zu erwarten, als sie mit ihrer Bevölkerungsziffer den Deutschen weit voraus sind. Im Jahre 1800 hatten innerhalb der Grenzen des heutigen Cisleithaniens die Deutschen noch 39 % der Gesammtbevölkerung, gegenüber 57 % Slaven, 3 % Italiener und 1 % Rumänen; heute haben sie nurmehr noch 36,2 %, während die Slaven insgesammt auf

1 % gestiegen sind[1]) — den 9,500,000 Deutschen stehen jetzt 15,750,000 Slaven gegenüber. Diese Slavenmacht in einen deutsch-österreichischen Einheitsstaat zwängen wollen, ist Widersinn. Wenn Beust das nicht einsah, so ist das ein Zeichen, daß er Land und Leute von Oesterreich nicht kannte; und wenn die Deutschliberalen glaubten, ihren Einheitsstaat mit Gewaltmitteln und gar mit freimaurerischen Culturkampfgesetzen aufrichten und aufrecht erhalten zu können, so werden sie jetzt wohl von diesem Wahne geheilt sein. Die deutschliberale Politik hat in Oesterreich gründlich Fiasko gemacht.

Wie stolz waren sie nicht, die Deutschliberalen, auf ihr interconfessionelles Schulgesetz! Heute noch ist es ihnen ein „Juwel" in der österreichischen Gesetzgebung. Und auch jetzt, in ihren Wahlreden und Wahlaufrufen zu den bevorstehenden Landtagswahlen schwören sie Stein und Bein, an der „freien Schule" nicht rütteln lassen zu wollen. Und doch — welche Ironie des Schicksals — hat gerade dieses Schulgesetz oder vielmehr die durch dieses Gesetz begründete Neuschule wesentlich dazu beigetragen, den Weg zur deutschen Vorherrschaft zu versperren. Die Neuschule verfolgt ja wesentlich irdische Erziehungszwecke; höhere oder gar übernatürliche Ideale, wie sie die Religion lehrt, sind ihr fremd; der vermittelnde und versöhnende Geist der Kirche kann in ihr nicht zur Geltung kommen. Das Wissen wurde gesteigert, den Gewinn aber hatte nur der extreme Nationalismus. Durch die Erziehungsarbeit der Schule ist das nationale Bewußtsein bei den Slaven in ungeahnter Weise in die Höhe gegangen. In dem Maße aber wie dieses stieg,

---

1) An diesen 61 % participiren die Czechen mit 23,9 % (fast 6,000,000), die Polen mit 16,1 % (4,230,000), die Ruthenen mit 13,4 % (3,530,000), die Slovenen mit 4,8 % (1,270,000) und die Serbo-Croaten mit 2,8 % (750,000). Vgl. Hickmann, Geogr.-stat. Atlas von Oesterreich-Ungarn, 1900.

sanken naturgemäß die Chancen der Deutschen, mit i
Plänen durchzudringen.

Aus dem erstrebten Einheitsstaate Cisleithanien,
dem Vorbilde Ungarns, ist nichts geworden, und wird
nichts werden.

Ebenso wenig wird aber auch aus dem Einheitss
Böhmen etwas werden, wie die Czechen ihn wollen.
erstreben mit aller Gewalt die Wiederaufrichtung des
Königreiches Böhmen. Und zwar aus einem dopp
Grunde; einmal, um gegen die Hegemoniegelüste der Deut
besser geschützt zu sein, und zweitens, um gegen die Un
nicht zurückzustehen. Wenn die Herstellung der St. Steph
krone möglich war und von der Dynastie gewährt w
warum sollte die St. Wenzelskrone nur eine histor
Antiquität sein und bleiben. Und sie weisen hin auf
glorreiche Geschichte, auf die großen Opfer an Gut
Blut, welche sie im Laufe der Zeiten der Dynastie und
Reiche gebracht haben, weisen hin auf ihre hohe Cultur
materiellem wie geistigem Gebiete und auf die unbestreitb
Verdienste, welche sie sich um die Hebung der Wohl
Gesammtösterreichs erworben haben. Und nicht nur
Forderung der Billigkeit, behaupten sie, sei die Wi
herstellung Böhmens, sondern auch eine Forderung der
rechtigkeit, denn die Uebergabe der böhmischen Lä
an die Krone Habsburg sei seinerzeit nur unter dem
behalte geschehen, daß die Sonderstellung Böhmens
bleibe. Dem gegenüber wird freilich geltend gemacht,
Böhmen durch das hochverrätherische Treiben seiner Gr
bei der Thronbesteigung Ferdinands II. sein Recht
Sonderstellung verwirkt habe und daß darnach die H
burger Dynastie ganz nach ihrem freien Ermessen und
dünken die Verfassung des Landes Böhmen bestimmen kö
und kann. Es unterliegt darum gar keinem Zweifel, da
neue österreichische Verfassung auch für Böhmen Rechts
hat, und unverständlich ist es, wie man die Forderung

lbständigen böhmischen Staatswesens immer wieder als eine
echtsforderung hinstellen kann, der sich Reich und Dynastie
igen müßten, wenn sie keine Ungerechtigkeit auf sich sitzen
ssen wollten.

Uebrigens waren die Czechen einmal nahe daran, ihre
olitischen Sonderbestrebungen mit Erfolg gekrönt zu sehen.
871, unter dem Ministerium Hohenwart, erlangten sie
uf dem Landtage die Ermächtigung zur Bildung eines Aus-
husses, dem die Aufgabe zufiel, über eine neue Verfassung
ir das „Königreich Böhmen" im Verein mit Regierungs-
ertretern Berathungen zu pflegen. In 18 Fundamental-
rtikeln wurde die neue Verfassung formulirt. Böhmen
hielt darin volle Selbständigkeit seiner Verwaltung unter
nem dem Landtage verantwortlichen Hofkanzler; zugleich
urde ausgemacht, daß auf einem „Krönungslandtage"
e 18 Fundamentalartikel als eine Art magna charta
ierlich bestätigt werden sollten. Wie zu erwarten, protestirten
e Deutschen in Böhmen sowohl wie in den anderen Kron-
indern Oesterreichs gegen diese Sonderstellung Böhmens
it aller Macht. Doch würde dieser Protest seinen Zweck
rfehlt haben, wären nicht die Magyaren zu Hilfe gekommen.
iese fürchteten, die in Ungarn lebenden 5 Millionen
laven könnten, gereizt durch die Erfolge ihrer czechischen
onnationalen, gegen die St. Stephanskrone rebelliren.
hr Anwalt, der hochvermögende Ministerpräsident Graf
ndrassy, machte den Kaiser auf die drohenden Gefahren
ifmerksam. Die Folge war, daß Hohenwart die parlamen-
rische Behandlung der „Fundamentalartikel" fallen lassen
nd selbst — gehen mußte.

Seitdem wagte keine österreichische Regierung mehr, der
rage der Wiederaufrichtung des Königreichs Böhmen ernstlich
iher zu treten. Wohl ließ sich der Pole Badeni ver-
iten, dem staatsrechtlichen Postulate der Czechen auf Um-
egen entgegenzukommen. Er gab für die „Länder der
t. Wenzelskrone" eine Sprachenverordnung hinaus, kraft

der alle, also auch in ganz deutschen Bezirken fungirende
deutschen Beamten zur Kenntniß des czechischen Idioms ver-
pflichtet wurden. Die darüber ausgebrochenen Obstruktions-
stürme im Wiener Parlamente sind aber noch in viel
frischer Erinnerung, als daß wir darauf hier näher einge-
sollten. Die durch einen Machtspruch der Krone veranlaß-
Zurücknahme der unglücklichen Sprachenverordnung hat d
Deutschen nur halb beruhigt; das tiefe Mißtrauen gegen d
Czechen mit ihren staatsrechtlichen Tendenzen ist geblieb

Wie die Deutschen auf ihr „deutsches" Cisleithani
verzichten müssen, so müssen auch die Czechen die Hoffnu
auf Wiederherstellung des Königreichs Böhmen fahren lass
Sie sind selbst zu schwach, diese Wiederherstellung zu
zwingen; und Niemand ist, der für sie die Kastanien aus d
Feuer zu holen Lust und Kraft hätte. Trotzdem verschwin
ihr „Böhmisches Staatsrecht" nicht aus ihrem politisc
Programm. In ihrer Agitation für die gegenwärti
Landtagswahlen spielt es wieder eine hervorragende Ro
Und wer es am rücksichtslosesten betont, ist des lautes
Beifalls sicher. Dieses starre Festhalten an einem für
Deutschen unerträglichen Postulate wird von dieser S
mit der Gegenforderung erwiedert: Gesonderte sta
liche Administration der Czechen und Deutsch
in Böhmen, soweit es der Einheit dieses Kronlan
und den Gesammtinteressen Oesterreichs nicht widerstreite
Ohnehin hat das unaufhaltsame Vordringen des czechisc
Elementes in deutschen Bezirken schon längst bei der deutsc

---

1) Die Bevölkerung Böhmens beläuft sich nach der neuesten Zähl
auf rund 6,300,000 Individuen, so daß also den 2,300,000 Deut
4 Millionen Czechen gegenüberstehen. Beide Nationali
leben übrigens nicht durcheinander, sondern nebenein
bis auf geringe Ausnahmen. Während das czechische Ele
die Mitte und den Osten besetzt hält, wohnen die Deutsche
compakten Massen längs der Gränze, besonders im Norden
Sachsen hin.

völkerung das Verlangen nach gesetzlicher Sicherung des
tschen Besitzstandes wachgerufen.[1])

Der Versuch, den der gewandte Ministerpräsident
a f f e 1890 unternahm, den deutsch-czechischen Streit im
ne der Deutschen in etwa zu schlichten, wäre beinahe
lückt. Sein Ansehen, das er bei den Czechen genoß,
mochte diese, unter Beiseitelassung ihres principiellen
tsrechtlichen Standpunktes und unter Anerkennung der
tsächlichen Verhältnisse, mit den Deutschen behufs Herbei-
rung der geforderten administrativen Zweitheilung Böhmens
Unterhandlungen sich einzulassen. Man verständigte sich
r folgende Punkte:

1. Der Landesschulrath und Landesculturrath ist in
e czechische und deutsche Sektion zu trennen; 2. die Volks-
len der Minoritäten sind auf den Landesfonds zu über-
men; 3. die Bezirke der Gerichts- und Kreisämter sind
art umzugestalten, daß sie, soweit möglich, nur Gemeinden
selben Nationalität umfassen; nebstdem ist das Oberlandes-

1) Ein Beispiel dieses für die Deutschen bedenklichen Vordringens bietet die Landeshauptstadt P r a g. Seit der Aera des Jung-czechenthums sind die früheren doppelsprachigen Straßentafeln spurlos verschwunden, und alles Bemühen deutscherseits sie wiederzurückgestellt zu sehen, war vergeblich; Prag sei eine c z e c h i s c h e Stadt, hieß es, und der czechische Charakter müßte ihr auch im Aeußeren aufgedrückt werden. Wiewohl nun die Deutschen in Prag auf ca. 16 Procent zurückgegangen sind, sind sie immer noch durch ihre Steuerkraft, ihre sociale Stellung, ihre Schulen u. s. w. von großer Bedeutung für die Stadt. Die czechische Stadtverwaltung hat ihnen wohl noch das Recht zum Steuerzahlen gelassen, sie aber des R e c h t e s be-r a u b t, sich in hergebrachter Weise nach d e u t s c h e n Straßen-tafeln in der Stadt zu orientiren. Diese Behandlung in Prag läßt die Deutschen so ungefähr ahnen, was ihnen blühen wird, wenn die Czechen einmal Herren im ganzen Lande sind. Sie werden dann die Consequenzen des Gesetzes der Majorität ziehen und die Deutschen behandeln, als ob sie Fremdlinge im Lande wären, oder nur Bürger zweiter Klasse.

gericht in Prag in einen czechischen und deutschen Senat zu theilen und sind für die czechischen und deutschen Gerichte besondere Personal- und Disciplinarcommissionen zu bilden; 4. ist die Sprachenverordnung von 1886, wonach in ganz Böhmen alle czechischen Eingaben ohne deutsche Uebersetzung direkt czechisch erledigt werden sollen, aufzuheben; 5. soll die Kurie der Großgrundbesitzer beibehalten werden, dagegen aber sollen an die Stelle der Kurien der Land- und städtischen Wahlbezirke die zwei neuen Kurien der Abgeordneten der böhmischen und deutschen Wahlbezirke treten; außerdem soll jede dieser drei Kurien das Vetorecht besitzen und zwar in Fragen der Verfassung, des Gebrauches der Sprache im öffentlichen Leben bei autonomen Behörden und denjenigen Bildungsanstalten, welche nicht ausschließlich einer Nationalität gewidmet sind. Das waren die Vereinbarungen, die berühmten „Wiener Punktationen", und alle dabei betheiligten Parteien verpflichteten sich, für die gesetzliche Fixirung dieser Vereinbarungen in loyaler Weise einzutreten.

Doch das so hoffnungsvoll begonnene Friedenswerk ward durch die Jungczechen muthwillig zerstört. Diese waren, weil damals nur schwach im Landtage und Reichsrathe vertreten, zu den Ausgleichsverhandlungen nicht zugezogen worden. Sie rächten sich nun damit, daß sie gegen die „Wiener Punktationen" eine beispiellose Hetze ins Werk setzten. In ihrer Presse, besonders in den einflußreichen „Národni Listy", in Volksversammlungen wiegelten sie das czechische Volk bis in die tiefsten Tiefen seines nationalen Empfindens auf, indem sie es glauben machten, daß seine nationalen Interessen von der Regierung, wie von der altczechischen Partei verrathen worden seien. Wohl gelang es im Landtage, die Abmachungen bezüglich der nationalen Scheidung des Landesculturrathes und Landesschulrathes zum Gesetze zu erheben; alles andere jedoch mußte unter den Tisch fallen. Die conservativen Altczechen und conservativen Großgrundbesitzer waren durch die jungczechische Hetze zu

hr eingeschüchtert, als daß sie es wagten, für die Wiener
ereinbarungen weiter einzutreten. Genützt hat den Alt-
echen diese Schwäche nichts. Bei den nächsten Landtags-
nd Reichsrathswahlen verschwanden sie doch vollständig von
r politischen Tribüne.

Der Sieg der Jungczechen und die ihnen zugefallene
ührung der czechischen Nation war für Böhmen ein Ver-
ngniß. Die jungczechische Devise: „Erst Anerkennung des
hmischen Staatsrechtes durch die Deutschen, dann erst
usgleich", ist zur Devise des ganzen czechischen Volkes ge-
orden. All sein politisches Denken und Fühlen ist davon
einflußt. Jede andere Devise dünkt ihm als nationale
chmach. Den Deutschen aber gilt die Sicherung ihrer
eimatsrechte in Böhmen durch Aufrichtung einer
ational getrennten staatlichen Administration
s die erste und wichtigste nationale Pflicht und als die
nditio sine qua non eines friedlichen Zusammenlebens
it den Czechen. Wie der Widerstreit dieser diametral sich
genüberstehenden Gegensätze gelöst werden könne, ist das
eheimniß der Zukunft.

Das Streben nach nationaler Scheidung der staatlichen
erwaltung hat bei den Deutschböhmen die Frage geweckt,
es nicht gut wäre, wenn auch die Verwaltung der kirch-
chen Angelegenheiten in einer die nationalen Verhältnisse
rücksichtigenden Weise geordnet würde. Die mehr als
Millionen zählenden deutschen Katholiken Böhmens werden
oßentheils von Priestern czechischer Nationalität pastorirt.
n normalen ruhigen Zeiten hätte dieses natürlich nichts zu
deuten, vorausgesetzt, daß diese Geistlichen der deutschen
prache vollkommen mächtig sind. Ob es Czechen oder
eutsche sind, welche der deutschen Bevölkerung das Evan-
lium verkünden und die Gnadenmittel spenden, ist für die
rche irrelevant. Ihr genügt, daß alle ihre Priester ihre priester-
hen Pflichten erfüllen. Anders aber liegt die Sache in Zeiten
tionaler Wirren und Kämpfe, zumal in einem Lande wie

Böhmen, wo die jungczechische Idee von den „deutschen Fremdlingen“ beim czechischen Volke allgemein geworden und in Folge davon das deutsche Mißtrauen gegen alles Czechische schier unüberwindlich geworden ist. Daß dieses Mißtrauen wenigstens vor dem Pfarrhause Halt mache, wäre ja sehr zu wünschen, ist aber leider nicht der Fall. Unsere Deutsch-Böhmen sind nicht solche Idealisten, daß sie in einem czechischen Priester nur die priesterliche Würde beachteten. Und daß gerade in Böhmen die Abfallsbewegung so traurige Triumphe feiern konnte, hat nicht zum wenigsten seinen Grund darin, daß die deutschen Priester fehlen und die alldeutschen „Los von Rom“-Hetzer davon Anlaß nehmen konnten, die katholische Kirche der Förderung der slavischen Interessen und der Vernachlässigung des Deutschthums zu beschuldigen.

Gewiß sind es nicht Feinde der Kirche, welche für die deutschen Pfarreien deutsche Priester verlangen. Im Gegentheil erscheinen sie gerade als die wahren Freunde der Kirche; und sie sind es, welche den Geist der Kirche haben, der ja ein Geist der Schonung und der Klugheit ist, und der nichts anderes sucht, als die Erhaltung und Auferbauung des Reiches Christi.

Man sage nicht, die Deutschliberalen verlangten deutsche Priester nur aus politischen Parteizwecken, um den „Czechismus“ von Deutschböhmen fern zu halten. Das mag richtig sein. Aber hier kommt es zunächst nicht darauf an, welche Zwecke die Liberalen verfolgen, sondern was der Kirche frommt. Und daß unter den heutigen Verhältnissen in den deutsch-böhmischen Pfarreien die Interessen der Kirche besser durch deutsche als durch böhmische Priester gewahrt werden können, ist für jeden selbstverständlich, dessen Blick nicht durch nationalen Chauvinismus getrübt ist.

Deutscherseits glaubt man, daß dem schon seit Jahren bestehenden großen Mangel an deutschen Priestern dadurch am sichersten gesteuert würde, daß die deutschen Bezirke eine

eigene Diöcesanverwaltung erhielten; dadurch wären diese gezwungen, selbst mit mehr Interesse und Energie für die Deckung des Bedarfes an deutschen Priestern sich einzusetzen. Man denkt an die Neuerrichtung einer Diöcese Eger, welcher die 11 deutschen Vikariate (Dekanate) der Erzdiöcese Prag, mit 180 Pfarreien und ca. 1/2 Million Seelen, und einige deutsche Vikariate der angrenzenden Diöcese Leitmeritz zuzuweisen wären. Die übrigen deutschen Vikariate des Leitmeritzer Sprengels könnten eine eigene Diöcese bilden, die neue Diöcese Leitmeritz; die jetzt zu Leitmeritz gehörenden czechischen Vikariate könnten mit einigen czechischen Vikariaten der benachbarten Königgrätzer Diöcese zur Neubildung einer rein czechischen Diöcese, etwa mit dem Sitze in Kuttenberg, zusammengelegt werden.

Daß vorstehender Calcül keine müßige Phantasie ist, sondern eine Sache mit sehr realem Hintergrunde, bezeugen die immer wieder auftauchenden Zeitungsmeldungen, nach denen die Errichtung zweier neuer Diöcesen in Böhmen an den competenten Stellen in Wien sowohl wie in Rom ernstlich in Erwägung gezogen werde; und zwar solle dabei vor allem mehr die Erwägung mitspielen, daß die Verwaltung der böhmischen Riesendiöcesen vereinfacht und die Arbeitslast der Bischöfe verringert werden müßten. Gerade die Diöcesen Prag, Leitmeritz und Königgrätz sind wahre Riesen-Diöcesen: Prag hat fast 2 Millionen, Leitmeritz und Königgrätz jede gut 1 1/2 Million Seelen. Ob die am 8. September im Prager Dome gethätigte Consekration zweier Weihbischöfe für die Erzdiöcese Prag, des deutschen Domherrn Dr. Frind und des czechischen Domherrn Dr. Krásl, mit der beabsichtigten Neueintheilung der kirchlichen Verwaltung Böhmens in Verbindung zu bringen sei, entzieht sich bis jetzt der Oeffentlichkeit.

Nicht zu verwundern ist, daß die Nachricht von einer möglichen Scheidung der kirchlichen Verwaltung in Böhmen

nach der Nationalität den liberalen Jungczechen sta
Nervenzucken bereitet hat. Ihr Hauptorgan, die Náro
Listy, brachte dagegen sofort einen geharnischten Prot
artikel, an dessen Schluß es hieß:

„Wir warnen den römisch-katholischen Episkopat Böhm
so lange es Zeit ist, auf das nachdrücklichste, in Sachen
kirchlichen Verwaltung mit der Geduld des czechischen Vo
zu spielen. Die bisherige Politik des römisch-katholis
Episkopates, überall den Feinden unserer Sprache zur H
schaft zu verhelfen, könnte schlimme Folgen haben, denn
‚Los von Rom' führt nicht bloß ein Weg, es führen i
mehrere Wege. Mögen der Episkopat und Herr von Kö
dies nicht vergessen."

Nun, eine solche anmaßliche Sprache nach Husi
manier sind wir bei den „freisinnigen" Jungczechen gewöh
Sie wollen nur herrschen. Kirche und Religion müs
sich ihren herrschsüchtigen Plänen unterordnen, anson
schauen sie nach dem — griechisch-russischen Schisma a
Zu verwundern ist dieses, wie gesagt, bei den ju
czechischen Husschwärmern nicht. Aber daß auch in Kre
des czechischen Klerus gegen die geplante Neuordnung
kirchlichen Verwaltung in ziemlich schroffer Weise Fr
gemacht werde, darauf war man nicht gefaßt. Die Pr
„Politik", ein Altczechenblatt, wußte vor einigen Ta
von einer Versammlung czechischer Geistlichen zu berich
auf der gegen die Theilung der Diöcese nach nation
Rücksichten eine Resolution gefaßt worden sei, mit
Drohung: „Die czechische Geistlichkeit rüstet
einem Massenproteste gegen diese Zweitheilu
welche in direktem Widerspruche zu den Grundsätzen
katholischen Kirche steht, die befiehlt, die Nationen eina
zu nähern, aber nicht sie von einander zu reißen."

Sollte eine solche Kundgebung wirklich im Inter
der Kirche sein? Und sollte die geplante Zweitheil
wirklich den Grundsätzen der Kirche widersprechen? E

das der Fall, dann hätte der hl. Wolfgang seiner Zeit gewiß nicht das Böhmerland aus dem Regensburger Diöcesanverbande ausscheiden und den neuen Bischofssitz in Prag gründen lassen. Ueber dem „Nähern der Nationen" steht der Kirche die Rettung der Seelen. Darum: Schiedlich-friedlich, wenn's nicht anders geht.

LIX.

Aphorismen zur Lebensweisheit.

Der moderne Mensch, hineingestellt in das ruhelose geschäftige Treiben der Gegenwart, durch Arbeit und Gesellschaft allseitig in Anspruch genommen, findet kaum Zeit, einen Augenblick sich auf sich selbst zu besinnen. Und doch kann er die mahnende Stimme seines besseren Ich auf die Dauer nicht übertäuben und wird gezwungen, über Zeit und Zweck seines Daseins nachzudenken. Dazu dürfte ihn besonders anregen ein neues Buch von Prof. Dr. C. Hilty: „Für schlaflose Nächte".[1]) Hilty ist besonders durch seine drei Bücher: „Glück" in weitesten Kreisen bekannt geworden. Seine Welterfahrung und Menschenkenntniß, seine umfassende Belesenheit, seine ideale Weltanschauung, seine warme Hochschätzung des Christenthums, seine eigenartige und überraschende Verwerthung der ewigen Wahrheiten der hl. Schriften des alten und neuen Testamentes machen die Lektüre seiner Schriften zu einer Quelle der Erhebung und des Trostes. Man tritt daher mit freudiger Erwartung dem neuen Buche Hiltys entgegen und findet sich wahrlich nicht getäuscht. Der Glaube an Gott und Christus,

---

1) Leipzig und Frauenfeld 1901. kl. 8° u. 349 S. (Preis 4 M.)

Materialismus, Monismus, Pantheismus, Darwinismu
Agnosticismus, Pessimismus, Spiritismus, Socialismu
Philosophie und Theologie, Theologie und Christenthu
Naturwissenschaft und Religion, die Gnade Gottes und d
Verkehr mit Gott, die Nachfolge Christi und wahre Frömmi
keit, Erschütterungen des Glaubens und Heiligkeit, die Leid
der Guten und Gottes Führung, Himmel und Hölle, Geb
und Abendmahl, der Gedanke an den Tod, zahlreiche Schri
stellen des alten und neuen Testamentes — sind die Thema
welche Hilty Anlaß geben zu tiefsinnigen, ernsten und ge
vollen Betrachtungen. Aber nicht bloß Fragen der Religi
und Metaphysik beschäftigen ihn, ebenso werthvolle Gedank
finden wir bei ihm über die Fragen des täglichen Leben
über Gesundheit und Krankheit, über Neurasthenie, üb
Glück und Unglück, über Armuth und Elend, über U
gerechtigkeit, Verfolgung und Demüthigung, über Schm
und Freude, über Furcht und Sorge, über Gefühle u
Stimmungen, über innere Kämpfe und inneren Fried
über Pflicht und Entsagung, über Arbeit und Erholun
über Lebensgenuß und Lebensüberdruß, über Egoismus u
Selbstlosigkeit, über Haß und Liebe, über Freundschaft u
Feindschaft, über Schweigen und Reden, über Wahrheit u
Lüge, über Beleidigung und Verleumdung, über Neid u
Zorn, über Verzeihung und Rache, über Kleinmuth u
Hochmuth, über Eitelkeit und Popularität, über Geselligk
und Einsamkeit, über Liebe und Ehe, über Liebenswürdigk
und Vertrauen auf Menschen, über Verbrechernaturen u
Himmelsnaturen, über gute und schlechte Lektüre Ei
reiche Fülle anregender Gedanken! Hilty ist Protestan
und zwar ist sein Standpunkt nicht der des orthodox
Protestantismus. Gleichwohl wird auch der Katholik d
neue Buch des Autors wegen der herrlichen Gedanken u
Erbauung lesen und immer wieder von neuem zu dies
Laienbrevier zurückkehren. Wir lassen einige Stellen folg
Der Leser mag dann selbst urtheilen

„Suche beständig in großen Gedanken zu leben und
s Kleinliche zu verachten; das führt, im allgemeinen ge-
rochen, am leichtesten über die vielen Beschwerden und Kümmer-
sse des Lebens hinweg. Der größte und zugleich allgemein
zlichste Gedanke ist jetzt der Glaube an Gott in der Form
s Christenthums."

„In schweren Angelegenheiten suche zuerst das auf, was
bei des Dankens werth ist, und danke dafür aufrichtig.
as gibt dem Gemüthe die ruhigere Stimmung, in welcher
ch das Uebrige erträglicher erscheint. Allmählig kann das
rch beständige Uebung zu einer guten Gewohnheit werden,
das Leben sehr erleichtert. Wenn man sich ganz in Gottes
ührung begeben kann, so bekommt man eine edle Gleich-
ltigkeit gegen sehr Vieles, was das Leben hauptsächlich er-
wert und was wir mit unserem beständigen Sorgen doch
cht ändern können. Dieser „leichte Sinn" setzt aber voraus,
ß man fest an Gott glaubt und alle seine Gebote wichtig
nmt."

„Ein schönes Wort eines ganz materialistischen Philosophen
ht dahin, daß man sich jedes Elends, das man sieht,
ämen sollte. Es ist dies auch das natürliche Gefühl un-
rdorbener und nicht in Reichthum oder Armuth hartgewordener
rzen. Dieser unangenehmen Empfindung wegen vermeiden
er viele den Anblick des Elends, und es ist eines der aller-
ößten Verdienste des heutigen Socialismus, daß er dieß beinahe
möglich gemacht hat."

„Die Mehrzahl der Menschen flieht beständig die Arbeit
d sucht einen Ersatz für ihre Resultate in Kapitalansammlung,
nnexionen, bequemen Lebensstellungen, d. h. in Anstrengung
derer für sich, zu gewinnen. Sie befinden sich aber nicht
ser dabei, als bei der Arbeit, und sind viel abhängiger.
enige begreifen das frühzeitig genug, wählen aus freien
tücken die Arbeit und sind dadurch die einzigen freien Menschen
r Welt."

„Das Glück des Lebens besteht nicht sowohl darin, wenig
er keine Schwierigkeiten zu haben, sondern sie alle siegreich
d glorreich zu überwinden."

„Der Grund, warum manche ganz ausgezeichnete Menschen

doch, wenn sie gestorben sind, sehr wenig vermißt werden und manche ganz einfache wohl, ist der, daß die Einen Kinder des Trostes gewesen sind, bei denen man „Frieden" fand, die Andern nicht."

„Ueber erlittenes Unrecht nachzusinnen, ist immer schädlich und meistens unnütz dazu. Das Beste ist, den Gedanken rasch abzuschütteln und sich durch ihn nicht entmuthigen zu lassen. Ganz aufrichtige Menschen werden auch meistens im Stillen bekennen müssen, daß sie noch immer über Gebühr geschätzt werden und weniger zu leiden haben, als sie es verdienen."

„Wenn man einmal fest an Gottes Führung und Hilfe in allen Lebenslagen glauben kann, und das, was im Ev. Joh. XV, 7 steht, öfter thatsächlich erfahren hat, dann verschwindet das Schwerste, was es auf Erden zu ertragen gibt, Sorge und Furcht, ganz von selber, und alle Schwierigkeiten des Lebens werden zu bloßen Uebungen dieses Glaubens, welche mit Sieg enden, der das lebhafteste Glück der Erde ist."

„Sei nur immer etwas Rechtes und Gutes; sie finden es schon heraus; es fehlt der Welt gar nicht an Klugheit. Die meisten der „Verkannten" sind es gar nicht, die übrigen nicht auf lange Zeit. Auf immer, das kommt nicht vor. Ich kenne wenigstens kein Beispiel dafür in der Geschichte, und habe im Leben nie eines gesehen."

„Populär und allgemein beliebt ist nur, wer ein ganz kleines Wenig über dem Niveau der Gesellschaft steht, in welcher er lebt. Diese Menschen haben während des Lebens die größte Wirkung und die größte Summe von persönlichem Glück. Aber nach dem Tode ist es anders; da ist ihr Lohn dahin."

„Etwas, was manchen sehr wackeren Leuten spät, oder auch gar nie aufgeht, ist, daß man nicht bloß brav, sondern auch liebenswürdig sein muß. Daher gibt oft die Welt den liebenswürdigen Leuten, die gar nicht brav sind, den Vorzug vor den größten Tugendmustern."

„Gegen heimliche Neider, deren es viele gibt, ist die beste Abwehr die, immer wieder neues Gute zu produciren. Dann stürzen sie sich schließlich in ihr eigenes Schwert, oder

gehen wenigstens still auf die Seite, wie der Teufel im Buche Hiob, von dem man gar nichts mehr hört, nachdem seine Bemühungen fruchtlos gewesen sind. Nur dem einen weicht man nicht aus, wenn man auf die Kritik wenig achtet: für hochmüthig gehalten zu werden, und manchmal ist sogar ein Körnchen Wahrheit darin."

„Wenn etwas eine Pflicht ist, so muß man gar nicht mehr fragen, ob man es thun solle oder nicht; damit fängt schon der Verrath an, und Gründe, seine Pflichten, selbst die offenbarsten, nicht zu thun, sind stets ‚wohlfeil wie Brombeeren'."

„Das Geheimniß der Religion ist sehr einfach in der Theorie: An Gott wirklich glauben und darnach leben. Aber die Ausführung ist schwerer. Daran studiert die Christenheit schon seit 1900 Jahren und kommt damit nicht recht zu Stande. Tausende von Gelehrten schon versuchten es zu lehren und kamen damit selbst nicht zurecht."

„Die wahre Heiligkeit besteht darin, Gottes Willen stets, gern, mit Leichtigkeit, so quasi selbstverständlich zu thun und zu leiden. Jede andere Heiligkeit ist eine unechte."

„Das ist die höhere Lebensklugheit, die auf das Ende einer Sache sieht, statt auf den scheinbaren Augenblickserfolg, und von der ein englischer Vorläufer der Reformation sagt: ‚I trowe, that in the end truth will conquere'."

„Neutral muß man in Geisteskämpfen niemals bleiben; wohlwollend und verständnißvoll gegen den Gegner kann man fast immer sein."

„Geben lernt man, wie viele große Dinge, nur durch Uebung. Dann aber wird es eine der größten Lebensfreuden."

„Unter dem Titel Wissenschaft geht oft das einfältigste und unwahrste Zeug von der Welt spazieren, und alle, die es nicht verstehen, ziehen eine Zeit lang ehrerbietig den Hut vor ihm ab."

„Man muß sich ernstlich vorsetzen, alle Geschöpfe möglichst wenig zu plagen, wo immer man es vermeiden kann, das ist mehr werth, als alle unsere positive Wohlthätigkeit."

„Ueberall für die Wahrheit mit Liebe einzustehen, das

ist eigentlich das Problem unseres thätigen und täglichen Lebens."

„Das Christenthum ist überhaupt kein unpraktischer Idealismus, sondern im Gegentheil der allein ausführbare und der wirksomste Idealismus, den es gibt. Das ist seine dauernde Bedeutung in der Welt."

„Man würde sich vielleicht nie mehr über einen Menschen heftig erzürnen, wenn man den Tag zum voraus genau kennte, an dem er eine Handvoll Staub sein wird."

„Ich habe oft in meinem Leben Zeiten gehabt, in denen ich zu einem Menschenverächter hätte werden können; daß ich es nicht geworden bin, ist jedenfalls nicht meiner Bekanntschaft mit den oberen Schichten der menschlichen Gesellschaft zu verdanken gewesen, sondern umgekehrt der Einsicht in das Leben und die Denkungsart der kleinen Leute."

Man sieht, das Büchlein spricht für sich selbst. Es verbreiten, heißt einer idealen Weltanschauung Vorschub leisten.

Würzburg. Dr. Remigius Stölzle.

LX.

Herder's Conversationslexikon in neuer Auflage.

Die lexikalische Bearbeitung aller Gebiete des menschlichen Wissens hat im letzten Jahrhundert einen unerhörten Aufschwung genommen. Wir erinnern nur an die bis jetzt auf ca. 90 Bände angeschwollene „Allgemeine Encyklopädie" von Ersch und Gruber, an die 15 Auflagen des Brockhaus'schen, die 7 Auflagen des Meyer'schen, die 5 Auflagen des Pierer'schen, die 3 Auflagen des Manz'schen Conversationslexikons mit ihren 12 bis 18 umfangreichen Bänden, nicht zu sprechen von den vielen Lexika für die Specialwissenschaften, wie Theologie, Pädagogik, Staatswissenschaft u. s. w.

Die neuen Auflagen von Brockhaus, Meyer und Pierer
isen in Bezug auf Darstellung und Ausstattung gegen die
iheren Auflagen einen ganz gewaltigen Fortschritt auf. Am
inzendsten steht wohl Meyer da, der in seinen 18 Bänden,
en mit ca. 1000 Seiten, eine Unmasse des Wissens aus
en möglichen Gebieten in schöner entsprechender Form dar-
tet, nebst 11,600 Abbildungen im Texte und 1188 Bilder-
eln, Karten und Plänen. Das obengenannte Manz'sche
xikon mit seinen 12 Bänden, das einzige auf katholischem
andpunkt stehende größere lexikalische Werk, hat es leider
er die dritte Auflage (1865—1873) nicht hinausgebracht;
d da eine Neuauflage mit einer ähnlichen Ausstattung, wie
erer und Meyer sie haben, ausblieb und überhaupt nicht zu
varten stand, haben Brockhaus, Pierer und Meyer auch im
holischen Deutschland den Bedarf vielfach decken müssen.
er keines von ihnen kann einem katholisch denkenden und
holisch fühlenden Leser genügen. Die in ihnen zum Ausdruck
nmende Welt- und Lebensauffassung ist eine ihm fremde,
ligion, Philosophie, Geschichte finden in ihnen eine Dar-
llung, die der objektiven Wahrheit nicht entspricht und darum
rführt, vieles, was dem deutschen Katholiken lieb und werth
, wird übergangen. Am annehmbarsten ist noch Pierer, der
specifisch religiös-katholischen Dinge in einer Weise bespricht,
lche vortheilhaft absticht gegen das seichte Räsonnement, in
n sich Meyer gefällt.

Angesichts dessen kann es nur mit Freuden begrüßt werden,
ß Herder in Freiburg sich endlich dazu entschlossen hat,
n katholischen Deutschland ein Conversationslexikon zu liefern,
, wurzelnd „in dem festen Boden der christlichen Welt-
chauung" und entsprechend den „riesenhaften Fortschritten
d den täglich sich steigernden Anforderungen der Zeit, die
nnigfaltigen Gebiete des Lebens und Wissens" in gedrängter,
r doch eine sichere Orientirung nicht schädigender Kürze zur
rstellung bringen soll.

Dieses neue Herder'sche Lexikon führt sich als dritte
flage ein. Aber nur deßhalb, weil Herder schon zweimal ein
nversationslexikon herausgegeben hat; das erste Mal 1853
1857 in fünf Bänden und das zweite Mal 1875 bis 1879

in vier Bänden. Das neue Lexikon ist ein ganz selbständiges vollkommen neues Werk, nach Inhalt und Form, wie das im August zur Versendung gekommene Probeheft überzeugen konnte. Es wird 8 Bände umfassen; und da jeder Band 55 Bogen bekommen soll, wird der Band dem Bandumfange des Meyer'schen Lexikons nicht viel nachstehen. Zudem wird das Werk reich illustrirt werden. Ein dem Probeheft beigefügtes Verzeichniß zählt nicht weniger als 60 Karten und Stadtpläne auf, welche dem Werke beigegeben werden und „in ihrer Gesammtheit einen abgerundeten Atlas darstellen sollen; deßgleichen werden 93 Textbeilagen (Statistiken 2c.) und 55 Bildertafeln — 17 davon in Farbendruck — „allgemein Wissenswertheres in übersichtlichen Gruppirungen oder ausführlicheren Schilderungen" zur Darstellung bringen. Die Karten, Bildertafeln und Textbeilagen, welche das Probeheft bringt, sind außerordentlich gefällig, genau und deutlich ausgeführt, so daß wir uns der angenehmen Hoffnung hingeben dürfen, aus dem um das katholische Deutschland ohnehin so hochverdienten Herder'schen Verlage bald ein Werk zu bekommen, auf das wir stolz sein können und welches uns der Nothwendigkeit überhebt, nach Werken zu greifen, die unserem Denken und Empfinden ferne, wenn nicht gar feindlich gegenüberstehen.

Das Probeheft verspricht, daß vom Oktober ab jeden Monat 2—3 Hefte erscheinen werden, jedes zum Preise von 50 Pf. Wird dieser Erscheinungsmodus eingehalten, werden wir in etwa 6 Jahren im Besitze des ganzen Werkes sein. Die bekannte Energie der Herder'schen Officin bürgt dafür, daß wir nicht getäuscht werden.

P. Dom. Petry O. S. B.

LXI.

Zur Geschichte der Protestantisirung Mecklenburgs.

III. (Schluß.)

„Sogleich die Zeit, welche auf den Tod Johann Albrecht's † 1576) folgte", schreibt ein protestantischer Autor, „war ür Mecklenburg eine sehr trübe, indem Schwäche und Finanz- oth der Regenten, Betrügerei und Ränkemacht der Beamten as Land, bevor noch die Schrecken des 30jährigen Krieges ereinbrachen, in große Noth und Verwirrung stürzten".[1]) Daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Klagen über „zunehmende Verarmung" sich mehrten, hebt auch Schnell 285) hervor. Obgleich die „ungeheuren Anforderungen der ömischen Kirche an die Steuerkraft des Landes" (Schnell 44) chon längst aufgehört hatten, war doch die Noth sowohl in en Städten als auf den Dörfern fortwährend größer ge- vorden. Im Jahre 1589 klagten die Stände auf einem Landtage zu Sternberg: „Das Land hätte schon öfter uner- hörte Steuern aufgebracht; die Armuth wäre dadurch an en Bettelstab gekommen; die Stände wären erschöpft; die Edelleute wollten gern ihre Güter und die Bürger ihre Häuser, Aecker und Wiesen verkaufen, könnten aber keine Käufer finden. Sie hätten des Herzogs Johann Albrecht Aemter insgesammt von Schulden befreit, er habe sie aber

1) Boll, Geschichte Mecklenburgs. II, 2.

wieder aufs Neue versetzt. Je mehr die Stände gegeb
je weniger hätte es den Fürsten geholfen; der Mangel
immer größer geworden.“ [1])

„Was die Städte betrifft“, schreibt ein Mecklenbur
Forscher über die Zustände am Anfange des 17. Jahrhunde
„so waren die an der See, wie Rostock und Wismar, du
auswärtige Zufälle von einer Zeit zur andern sehr um
Nahrung gekommen, hatten sich auch durch inwendige
ruhen selbst geschwächt und war insonderheit Rostock du
die vielfältig wiederholten Strafen (als Folgen eines Stre
mit den Herzogen) sehr erschöpft worden.“ [2]) Schon
Jahre 1573 hatten die Vertreter Rostocks auf einem La
tage erklärt, ihre Stadt sei dermaßen in Schulden vert
und versoffen, daß sie leider nicht wüßte, wie sie dersel
je erledigt werden sollte. Zum Beweise, wie ausgemer
die Bewohner Rostocks seien, wollten sie nur anführen,
kürzlich um ihrer Armuth willen sich zwei Eheleute zugl
erhängt hätten. [3]) „Der Hausstand ist voll Sorge und
Elend“, klagte 1588 der Rostocker Prediger N. Gry
„daß mancher lieber todt als lebendig zu sein begehrt.
„Zu dieser Zeit“, klagte seinerseits der Rostocker Su
intendent S. Pauli, „ist es eine harte Frage, ob es r
sei, daß so große unleidliche Accise, welches Wort mir
meiner Jugend ganz unbekannt gewesen, hin und her,
Wasser und zu Lande aufgesetzt und fast immer gestei
wird; daß den Städten und oft auch denen von Adel i
Privilegien nicht gehalten, sondern genommen werden,
die Bauern müssen täglich zu Hof dienen, wo ihnen nicht
essen und zu trinken gegeben wird und sie dergestalt

---

1) Franck, Altes und neues Mecklenburg. XI, 64.
2) Franck XII, 6.
3) Schirrmacher, Joh. Albrecht I. 1, 742.
4) Gryse, XX Hochnödige Bothpredigten auer den Prop
Jonam. Rostock 1588. B 4 b.

emergelt werden, daß sie oft kein Brod im Hause und kein
utes Kleid an ihrem Leibe haben."[1])

Wie in Rostock, so klagte man auch in andern Städten
iber große Schulden und drückende Armuth. Im Jahre
572 hielt die Stadt Güstrow den Herzogen vor: „Die
uten Vermögens geachtet würden, ließen des Abends im
Finstern das Brod vor den Thüren durch ihre Kinder
etteln" Die Fürsten gaben die wenig tröstliche Antwort:
„Die Armuth sei den bisherigen theuren Zeiten zuzumessen
ind fände sich nicht allein in Güstrow, sondern auch in
indern Städten."[2])

Die Lage der Bauern war „noch weniger glänzend",
ils jene der Stadtbewohner.[3]) Durch die neueren Forsch-
ingen hat sich herausgestellt, „daß der Stand der Bauern
m Mittelalter bis in das 16. Jahrhundert viel zahlreicher,
reier und selbständiger war, als in den folgenden Zeiten".[4])
Im Laufe des 16. Jahrhunderts verschlimmerte sich in der
That das Loos der Bauern in augenfälliger Weise. Schließlich
wurde ihnen auf einem Landtag zu Güstrow i. J. 1607
das letzte Recht genommen. Durch landesherrliche Ent-
scheidung wurden die Bauern für bloße Colonisten erklärt,
welche auf Verlangen ihre Aecker an den Grundherrn ab-
treten müßten, selbst wenn sie seit unvordenklichen Zeiten im
Besitze der Güter gewesen seien. Die wohlhabenden Bauern
verwandelten sich allmählich in arme Leibeigene, mit welchen
die adeligen Grundherren wie mit Pferden und Kühen
Handel trieben.[5])

---

1) Pauli, Auszug aus der Postill. Magdeburg 1584. S. 495.
2) Franck X, 219.
3) Schnell 285.
4) Lisch, Jahrbücher XV, 76.
5) Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes VIII, 199 f.,
wo auch die einschlägige Literatur angegeben ist.

Wie die volkswirthschaftlichen Verhältnisse, so waren auch die religiös-sittlichen Zustände gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Mecklenburg nichts weniger als erfreulich. Unzweifelhaft hat es damals manche lutherische Prediger gegeben, welche ihrem Berufe treu nachkamen; „aber mit der Mehrzahl scheint es traurig bestellt gewesen zu sein.“[1]) „Viele Mitglieder der Geistlichkeit“, heißt es in einem Visitationsprotokoll v. J. 1568, „seien höchst nachlässig in ihrem Amt und grenzenlos unwissend. . . Sie gingen mit ihrem eigenen Leben leichtfertig um und gäben ihren Gemeinden groß Aergerniß mit Säuferei und anderer gleicher Unordnung“.[2]) Der Schweriner Archivrath Lisch kommt durch seine Forschungen zu dem Resultat, „daß es erschrecklich zu sehen sei, welche Menge wilder und untüchtiger Prediger im letzten Viertheil des 16. Jahrhunderts in Mecklenburg auftauchten und wie eine nicht geringe Anzahl derselben ein wahres Landstreicherleben geführt habe.“[3])

„Und ist nun hieraus wohl zu errathen“, klagt ein Visitationsbericht v. J. 1568, „was bei solchen Lehrern für Schüler und Zuhörer aufwachsen; daher man denn großen Jammer erfährt bei alten und jungen Leuten an vielen Orten. Etliche wissen gar nichts vom ganzen Katechismus, etliche können ihre 10 Gebote nicht, können nicht beten, viel weniger wissen sie vom christlichen Glauben oder andern Artikeln einigen Bericht zu thun . . . Da nun solcher grober und schrecklicher Unverstand in der Lehre vorhanden ist, ist ferner leichtlich abzunehmen, was für ein christlicher Wandel und gottseliges Leben daraus erfolgen müsse. . . Die Sünde öffentlichen Ehebruchs, der Hurerei und Unzucht geht dermaßen im Schwange, daß man zu Sodoma und Gomorra nicht wohl mag greulichere Exempel erfahren haben“.[4]) Daß „das Laster

1) Boll I, 248.
2) Boll I, 252.
3) Lisch, Jahrbücher XVIII, 159.
4) Boll I, 254. 344.

Mägdeschänderei und sonst alle Laster der Hurerei übernehmen", bezeugt auch der Wismarer Magistrat in einer rdnung v. J. 1568.[1]) Ebenso klagt die herzogliche zeiordnung v. J. 1572, „daß leider in unsern Landen viele Unzucht einreißen."

„In der That", bemerkt hierzu Schnell (292), „die lichen Zustände waren durch die Reformation t gebessert. . . Dieselbe Erfahrung des Verfalls der lichkeit ist auch in andern deutschen Ländern gemacht. Reformation ist eben nicht Sittenreform in erster Linie, ern religiöse Reform gewesen. Die Reformatoren fragten : Welche Werke muß ich thun? sondern: Wie erlange inen gnädigen Gott? Zudem barg das alte Kirchen- n, so verfallen es war, doch immer noch eine Menge relativ sittlichen Mächten in sich, die das Volk wenigstens rlich in Zucht hielten. Als dieses mit einem Schlage iel und seine Macht über die Gemüther verlor, mußte etwas Neues an seine Stelle treten. Der Polizeistaat te wohl schrecken aber nicht bessern. Letzteres konnten die neuen sittlichen Mächte, die durch die Reformation erschlossen werden und in Wirklichkeit treten mußten. n aus dem rechten Glauben mußte das rechte sittliche n erst fließen. Das ist auch geschehen." Und im Anffe an Uhlhorn ruft dann Sch. triumphirend aus: „Aus Reformation ist eine neue Sittlichkeit erblüht, und die er, die es annahmen, hat das von Luther gepredigte ngelium auch auf eine höhere Stufe des sittlichen Lebens

[1]) Crull, Jahrbücher LVIII, 56. Kurz vorher hatte der Magistrat einen verheiratheten Prediger, der mit der Wittwe eines anderen Predigers sträflichen Verkehr hatte, ausgewiesen. Crull (S. 50 ff.) schildert diesen ärgerlichen Vorfall als „concretes Beispiel des wüsten Lebens und Treibens, welches derzeit neben peinlicher Strenge und leidenschaftlicher Parteinahme in Sachen des Glaubens, wie allermeist in Deutschland, so auch . . . in Mecklenburg herrschte."

erhoben." Worin diese höhere Sittlichkeit besteht, sa
Sch. nicht; ebensowenig erklärt er, warum „die neuen si
lichen Mächte, die durch die Reformation erst erschloss
werden mußten", in dem ersten Jahrhundert nach Luthe
Schilderhebung nicht in Wirklichkeit getreten sind. De
daß die sittlichen Zustände von 1517 bis in das 17. Ja
hundert hinein nicht gebessert worden sind, gibt ja S
selber zu.

Mit der wachsenden Unsittlichkeit war auch eine Z
nahme verschiedener Criminalfälle verbunden. Im Ja
1566 beklagte Herzog Johann Albrecht „die erschreckli
Zunahme von Mord und Todtschlägen, selbst unter V
wandten".[1]) Zwei Jahre später äußerte der herzogli
Fiscal Dr. Behm auf einem Landtage zu Wismar: „D
Morden will fast eine unstrafbare Gewohnheit werde
Todtschläge und Ehebrüche bleiben der Geschenke und d
Privatpersonen Einmischung wegen ungestraft".[2]) Aehnl
klagte i. J. 1609 Herzog Karl, daß „viele Todtschläge u
andere hochsträfliche Gewalt bei Tag und Nacht committ
und geübt werden, also daß fast unter den barbarisch
Völkern dergleichen zu dieser Zeit nicht gehöret worden"

Es wird oft auf den Aberglauben und den allzu groß
Wunderglauben hingewiesen, der gegen Ende des Mittelalte
im katholischen Deutschland sich kund gab. Dieser Mißsta
wurde aber von den Neuerern nicht beseitigt, im Gegenth
er wurde noch erheblich gesteigert. Wie in andern Gegend
Deutschlands, so herrschte auch in Mecklenburg in der zwei
Hälfte des 16. Jahrhunderts ein „ungemein groß
Wunderglaube".[4]) Die neuen Wunder waren manchm

1) Schirrmacher I, 560.
2) Jahrbücher VIII, 99.
3) Boll I, 280.
4) Schnell 289.

höchst merkwürdig, wie das folgende, welches 1594 in der Kirche zu Moisall sich ereignete. Aus dem Pfeiler des Predigtstuhls sah man in der Zeit vom 1. bis zum 16. Juni eine Hand mit einem Angesicht hervorwachsen. Das Angesicht, welches ganz „aufgeblasen" war, sah wie ein „Türkenkopf" aus. Der Prediger des Ortes, Leonhard Freundt, unterließ nicht, in einem Gedichte, das 1594 zu Lübeck erschien auf die „Mahnung Gottes" aufmerksam zu machen:

Es stellet uns für der getreue Gott
Viel wunderlich Ding an manchen Ort,
Am Himmel und auf Erden.
Doch achten's die Menschen gar für ein Spott;
Was kann doch Guts draus werden.
Man sieht jetzt, wie man Gottes Wort
Verachten thut an allen Ort.

Gott, der diese Verachtung nicht länger dulden will, eilt nun zum jüngsten Gerichte.

Dieweil aber solches soll bald geschehen,
Läßt Gott solche Zeichen und Wunder sehen.[1])

Fort und fort wiesen die Prediger auf die vielen Wunder hin, die Gott täglich vollbringe, um die Leute zur Buße zu mahnen.

„Mit was Wunder hat sich doch dies Wunderjahr angefangen", schrieb der Rostocker Prediger Gryse i. J. 1588; „wer weiß, was noch für Wunder geschehen werden, ehe es zum Ende kommt? Oder so die Welt noch länger steht, wer weiß, was für große Wunder in den nächstfolgenden Jahren sich begeben werden? Was für Wunder im Anfange des Jahres im Königreich Polen und an vielen Orten sich begeben haben, ist öffentlich bekannt. Aber was will man viel schreiben und sagen von den Wundern Gottes! Man achtet ihrer leider nicht groß, dieweil sie so häufig geschehen".[2])

1) Jahrbücher XXII, 63 ff.
2) Gryse, Bothpredigten. A 4 b. A 5 a.

Mit dem maßlosen Wunderglauben verband sich ein nicht minderer Teufelsglaube. Johann Herrmann, Prediger zu Oster in Mecklenburg, ließ 1569 eine Zeitung ausgehen über eine „wahrhaftige und erschröckliche Geschichte", die sich am 24. Juni 1569 in Oster zugetragen hatte. Es heißt darin: Im genannten Dorf ist ein gar böses verfluchtes Weib gewesen, welches allezeit mit gar großem Fluchen und Schwören von Morgens an bis in die Nacht hinein Gott beleidigte. Da die gottlose Frau dies eine Zeitlang getrieben, hat sie sich in ihren bösen Flüchen mit Leib und Seel dem Teufel ergeben, und daß sie sein Eigen sein wolle; er solle nur kommen und sie geschwind holen. Darauf hat wirklich der Teufel mit großem Geschrei und Brüllen sie in die Höhe und um das Dorf herum mit gar großem Geschrei und Wehklagen geführt und endlich von einander in vier Stücke zerrissen und diese Stücke auf die vier Straßen zu einem Gedächtniß geworfen. Ein jeder, der vorübergezogen ist, hat solches gesehen und ist darob erschrocken. — Der Holzschnitt stellt den Teufel dar, wie er das Weib in die Höhe führt; rechts wirft er die Eingeweide des Weibes auf die wohlbesetzte Tafel des Schultheißen, mit dem der Prediger wohl nicht auf gutem Fuße lebte.[1])

Daß bei solchem überspannten Teufelsglauben der Hexenwahn die ausschweifendsten Orgien feiern konnte, ist leicht erklärlich, namentlich wenn man das damalige barbarische Gerichtsverfahren mit in Betracht zieht. Wohl kamen in Mecklenburg schon vor der Kirchenspaltung Hexenverbrennungen vor. Doch waren es trotz des Hexenhammers und der Hexenbulle Innocenz VIII., auf die man in neuester Zeit so großes Gewicht legt, nur ganz vereinzelte Erscheinungen. „Entschieden überhand aber nahmen die Hexenprozesse in Mecklenburg zuerst in der zweiten Hälfte

1) Jahrbücher XXII, 267.

des 16. Jahrhunderts.[1]) „Systematisch betrieben wurden sie erst seit dem Jahre 1562, als die in jenem Jahre erlassene mecklenburgische Polizeiordnung dieselben nicht blos feierlichst sanktionirte, sondern auch anbefahl".[2]) Es heißt nämlich in derselben:

„Uns kommen Klagen vor, daß in unsern Fürstenthümern sich große Aergernisse und Mißbräuche göttlichen Worts durch Zaubern, Beschwören und teuflisches Wahrsagen zutragen, dadurch unsere Unterthanen zu Abgötterei, Aberglauben und Schaden geführt werden. Demnach ordnen und wollen wir, da jemand, wes Standes der wäre, sich des Wahrsagens oder anderer Zauberei befleißigen und dadurch den Leuten Schaden und Unglück zufügen würde, daß derselbige mit dem Feuer gestraft werden soll."[3])

Auch in der Polizeiordnung von 1572 ward dieser Befehl mit denselben Worten wiederholt. „Damit begannen nun die Hexenprozesse planmäßig".[4]) Besonders einige kleine Landstädte bethätigten die furchtbarste Hexenverfolgung. Auch in Rostock kamen zahlreiche Fälle vor; im August und September 1584 wurden hier nicht weniger als 17 Hexen und ein Zauberer verbrannt.[5])

Das Unwesen nahm um so mehr zu, als gelehrte Leute es vertheidigten. Obschon der Rostocker Professor der Rechte J. G. Gödelmann gegen die Hexen milder gesinnt war, als manche seiner Zeitgenossen, so war er doch der Ansicht, „daß die Obrigkeit auch nicht den geringsten Grad des Aberglaubens oder der Hexerei ungestraft lassen müsse, und daß man den Abfall von Gott und die durch Zauberei verursachte Verletzung des Nächsten mit Feuer und Schwert

---

1) Gloeckler, Jahrbücher XV, 137.
2) Boll 1, 295.
3) Schröder II, 318.
4) Schnell 290.
5) Boll 1, 286 ff.

strafen könne und müsse".[1]) Viel rücksichtsloser als Gödelmann trat der Rostocker Prediger Gryse gegen die Hexen auf. In seiner Laienbibel [2]) v. J. 1604 schildert er ausführlich im 23. Kapitel „das zauberische Wesen der teuflischen Blasebälge", der Hexen und Zauberer. „Alle diese zauberischen Dinge", fügt Gryse bei, „habe ich, der ich wegen meines Amtes oft mit vielen Zauberinnen, wenn sie zum Feuer verdammt waren und gerichtet werden sollten, habe umgehen müssen, zum Theil von diesen gehört, zum Theil auch von Richtern und Gerichtsschreibern, welche die Folter anwendeten, glaubwürdig erfahren." Die Folter, bemerkt Gryse im 89. Kapitel, ist das letzte und beste äußerliche Mittel, die Wahrheit zu erforschen. Wohl müsse man die Folter umsichtig gebrauchen; namentlich solle man es bei Leuten, die von Natur kleinmüthig und furchtsam wären, damit nicht zu weit treiben. Gegen solche Leute aber, die von Natur giftig, halsstarrig und frevelhaftig bös und hart wären, „sonderlich gegen die Zauberer und Hexen", brauche man keine solche Rücksicht zu nehmen.[3])

Auf solche Autoritäten gestützt, folterte und brannte man denn auch ununterbrochen weiter, und vielleicht hängt es mit dem Erscheinen der Schrift Gryse's zusammen, daß 1604 im ganzen Lande eine grausame Hexenverfolgung stattfand.

Mit der Ueberhandnahme der Hexenprozesse war eine andere sehr bedenkliche Erscheinung verbunden: die Zunahme der Melancholie und der Selbstmorde. Daß in ganz Deutschland die religiöse Neuerung im 16. Jahrhundert eine Zunahme der Selbstmorde und der Melancholie

---

1) Boll I, 287.
2) Laien Bibel. Rostock 1604. Vgl. über dies Werk Wiechmann, Mecklenburgs altniedersächsische Literatur. III, 7 ff.
3) Boll I, 288 ff.

Gefolge gehabt hat, wird durch zahlreiche Zeugnisse dar-
han.[1]) Dieselbe Erscheinung tritt uns auch in Mecklen-
g entgegen. Im Jahre 1563 veröffentlichte der Rostocker
:diger Joachim Schröder eine Schrift, deren Titel
n bezeichnend genug ist: „Trost und Freude für die er-
ockenen und traurigen Gewissen und Herzen der frommen
:isten von wegen der vorgehenden Zeichen des jüngsten
ges. . . Item von Traurigkeit, Angst und Bangigkeit,
nit viele Leute in diesen letzten betrübten und greulichen
ten hart beschwert und angefochten werden, daß sie schier
zweifeln und verzagen, wie man sich gegen die halten
."[2]) In dieser Schrift, deren Inhalt während der
ventszeit 1562 auf der Kanzel vorgetragen worden war,
ärte Schröder unter anderm (Bl. 49):

„Viele habe ich nun binnen 40 Jahren, dieweil ich, un-
rdig, bei dem Kirchenamt gewesen bin, gekannt, die in so
oße Anfechtung des leidigen Teufels und in so große Traurig-
und Verzagung gefallen und gerathen sind, daß sie sich
hen selbst erwürgt, im Wasser ertränkt, mit Messern durch
Kehle zu Tod gestochen oder sonst greulich umgebracht."
Es sind viele betrübte Herzen", klagte einige Jahre später
anderer Rostocker Prediger, „zu diesen betrübten Zeiten
l Angst und Traurigkeit".[3])

Wie anderswo, so hielt man auch in Mecklenburg die
berhandnahme des Trübsinns für ein Anzeichen des herein-
echenden letzten Gerichtes. Zum Beweise, daß
: jüngste Tag „hart vor der Thüre sei", erwähnt der
ostocker Superintendent Simon Pauli, nebst andern

1) Vgl. meine zwei Abhandlungen über den Selbstmord und die Melancholie im 16. Jahrhundert, in der Wissenschaftlichen Beilage zur Germania Nr. 1 vom 1. Oktober 1896 und Nr. 18 vom 4. Februar 1897.

2) Vgl. Wiechmann II, 46 ff.

3) Gryse, Bothpredigten. Q 8 b.

Vorboten, die weit verbreitete Angst und Bangigkeit, die besonders daraus entstehe, „daß viele durch der Lehrer Gezänk und Disputiren irre gemacht werden, daß sie nicht wissen, was sie glauben und welchem sie beipflichten sollen."[1]) Es sind viele fromme Herzen in unsern Kirchen, welchen sehr bange hierum ist, daß sie nicht, wie sie anzeigen, glauben können, als wolle ihnen Gott gnädig sein und sie gerecht und selig machen." Zudem „verschmachten die Menschen vor Furcht der Dinge, die noch kommen sollen. Denn dieweil sie sehen den großen Uebelstand in der Welt, so immer zunimmt bei allen und noch zu großem Unglück weiter aussieht, fürchten sie sich und verschmachten vor Furcht, wo es hinaus will und was noch zuletzt daraus werden könne".[2])

Die fort und fort wiederholte Ankündigung des nahen Weltendes mußte bei ängstlichen Leuten die Bangigkeit noch vermehren. Im engsten Anschlusse an Luther, „den letzten Elias, so vor dem jüngsten Tag vorhanden", wie Gryse den Wittenberger Neuerer nennt,[3]) waren die protestantischen Prediger Deutschlands darin einig, daß der jüngste Tag vor der Thüre stehe.[4]) „Daß der jüngste Tag nun bald vor der Thüre vorhanden ist, daran zweifelt kein gottesfürchtiger Mensch", erklärte Gryse i. J. 1588. Alle Zeichen seien erfüllt, insbesondere sei auch „der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens, das antichristische Papstthum genugsam geoffenbaret." Zudem sei die Bosheit der jetzigen

---

1) In Mecklenburg waren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Streitigkeiten zwischen den Predigern fortwährend an der Tagesordnung. Vgl. Boll I, 227 ff.; B. Lesker, Aus Mecklenburgs Vergangenheit. Regensburg 1880. S. 63 ff.

2) Pauli, Auszug aus der Postill. S. 16 f.

3) Gryse, Historia Slüters. F 4a.

4) Ich habe hierüber aus allen Gegenden Deutschlands eine Unmasse von Zeugnissen beisammen.

Welt so groß, daß sie Gottes Gericht, „sonderlich den
üngsten Tag“ herabfordert. Wohl gibt es manche, die
lche ernste Gedanken aus dem Sinne schlagen; allein „gar
bel und sehr unrecht thun diejenigen, die den jüngsten Tag
en sichern Weltkindern wohlfeil geben, indem sie sprechen,
werde noch lange nicht kommen und er sei noch nicht so
hr nahe, als man davon schreibt und predigt. Hätten
ir, denken und sagen sie, so lange so viele rothe Gulden
nd weiße Thaler zu zählen, wir wollten uns nicht reicher
ünschen.“ „Aber gerade das ist mit ein gewisses Kenn-
ichen, daß der jüngste Tag bald erfolgen werde“.[1] „Wenn
n Gläubiger“, bemerkte Gryse 1593 in einer Widmung an
e Herzoge von Mecklenburg, „nur ein wenig in der
tzigen Welt umsieht und deren Zustand erwägt, so schließt
daraus, daß jetzt die allerletzte Zeit der Welt gar kurz
or dem jüngsten Tag sein möchte“.[2])

Drastischer als Gryse schildert der Rostocker Super-
tendent Pauli das Herannahen des Weltendes:

„Es scheinet die Sonne nicht mehr so hell und klar, wie
och vor wenigen Jahren geschehen ist, sondern nimmt ab, wie ein
ter Mensch, welchem Gesicht und Kräfte vergehen; daher wir auch
lten einen rechten warmen Sommer mehr haben. Es läßt
ch die Sonne auch selten sehen, sondern wickelt sich in die
Wolken, auf daß sie, als der Welt fürnehmstes Auge, nicht
irfe ansehen die Bosheit, so auf Erden geschieht.“ „Es sind
ich fast stetige Regen, als weinte der Himmel wegen der
gegenwärtigen Bosheit und des zukünftigen Unglücks.“ Es
mmen außerdem allerhand „wunderliche Dinge“ vor. „Wer
it jemals gedacht, daß die Luft so oft voll Feuer gewesen
nd der Himmel wie ein Feuerofen gebrannt, wie nun die
ichsten Jahre her geschehen ist, zu einer Anzeigung, daß der
err Christus zum jüngsten Gericht kommen und den Himmel

---

1) Gryse, Bothpredigten. A 3. A 4.
2) Gryse, Historia Slüters. Widmung.

anzünden will." Was aber noch bedenklicher ist, „der Himmel hat sich, wie die Mathematici schreiben und wissen, etliche tausend Meilen, wie ein altes Gebäu, das fallen muß, herunter gelassen und stellet sich, als werde er bald in einen Haufen fallen." Dies alles beweise, „daß der jüngste Tag hart vor der Thüre stehe." Vor dem Weltende werden aber noch schreckliche Strafgerichte hereinbrechen. „Weil unsere Leute durch die vielen herrlichen Predigten, die ihnen geschehen, nicht allein sich nicht bessern, sondern noch dazu täglich schlimmer werden, so müssen leider, ehe noch der jüngste Tag kommen wird, schwere und schreckliche Strafen Deutschland und andere Länder treffen".[1])

Doch genug der verzweifelnden Klagen und der düsteren Prophezeiungen! Das Urtheil, welches jüngst ein protestantischer Historiker über ganz Deutschland gefällt hat, trifft auch für Mecklenburg zu: „Das ausgehende 16. Jahrhundert führte ein politisch und geistig gebrochenes, sittlich verwildertes, dogmatisch verknöchertes Geschlecht einer fast beispiellosen Zerstörung entgegen".[2])

Dr. N. Paulus.

---

1) Pauli, Auszug aus der Postill. S. 15 ff. 833.

2) Fr. v. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890. S. 872.

LXII.

Der erste österreichische Klerustag.

Aus Oesterreich.

Das „österreichische Problem“ beschäftigt fort und fort berufene und unberufene Sprecher und Schreiber fast noch mehr außerhalb Oesterreichs als innerhalb der schwarz-gelben Pfähle. Jedes Ereigniß wird daher scharf beobachtet, das irgendwie geeignet erscheint, Licht über die verworrenen nationalen und religiösen Verhältnisse zu verbreiten. Verdientermaßen wird zu solchen Vorkommnissen die Versammlung von etwa 400 Priestern aus allen Kronländern gerechnet, die am 29. August in Wien zur Berathung über die gegenwärtige Lage des Klerus abgehalten wurde. Würde nicht die eigenartige Versammlung an sich die Blicke des Beobachters der Zeit auf sich ziehen, so müßte die fortdauernde Aufregung in der öffentlichen Meinung dieselben darauf lenken. Im Wiener „Vaterland“ besprach noch am 20. September ein Theilnehmer die mannigfachen Urtheile über diese Tagung. Wie wenig mit diesem besonnenen und gediegenen Artikel die Discussion darüber geschlossen ist, zeigte die Rede des Canonicus Schöpfleuthner von St. Stephan in der „Reunion“ vom 4. Oktober, worüber die „Reichspost“ unterm 6. Okt. (Nr. 230) ausführlich Bericht erstattete. Auch die Worte dieses Herrn, der als einer der tüchtigsten und thätigsten Geistlichen von Wien wohlverdienten Ruf besitzt, lassen noch

manche Frage offen, die klare Antwort erheischt. Es war eben volle und reine Wahrheit, was so oft in dieser Versammlung gesagt wurde, daß hauptsächlich die Noth der Zeit den Klerustag zusammengerufen hat. So lange nun die Nothstände nicht beseitigt werden, die auf dieser Priesterversammlung eine scharfe, zum Theile ganz neue Beleuchtung erhalten haben, werden die dort geäußerten Gedanken privatim und öffentlich, zustimmend und ablehnend weiter erörtert werden.

Hierbei kommen aber nothwendig die gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Oesterreichs überhaupt in ihrer Grundlage zur Sprache. Nicht „eine Revolution in der Kirche" ist die Priester-Versammlung von Wien gewesen, wie ein österreichischer Minister sich geäußert haben soll; wohl aber trug dieselbe einen eigenthümlichen und außerordentlichen Charakter, der ihr durch den Kampf gegen die revolutionären Elemente in Oesterreich aufgedrückt worden ist. Die Stellung des Klerustages zum Episcopate war eine eigenthümliche, zum zum Theil sonderbare; das Verhältniß des Klerus zum Staate und den Regierungsorganen trat in greller Beleuchtung zu Tage; wie viel der sociale Einfluß der katholischen Geistlichkeit auf die verschiedenen Klassen der österreichischen Bevölkerung zu wünschen übrig läßt, aber auch wie unersetzlich dieser Einfluß für das österreichische Staatsgebilde ist, das ergab sich aus den Verhandlungen mit aller nur wünschenswerthen Klarheit. Demnach läßt sich die Bedeutung des ersten österreichischen Klerustages nicht leicht überschätzen. In der nachfolgenden kritischen Berichterstattung wollen wir die angedeuteten einzelnen Punkte etwas ausführen und so einen Beitrag zur Beleuchtung „des österreichischen Problems" überhaupt liefern.

„Es zeigte sich klar und deutlich, daß sich die Priesterschaft Oesterreichs bei den dermaligen ernsten Verhältnissen

as Wort des göttlichen Heilandes erinnerte ,Ut sint
', und daß sie festhaltend am Wahlspruche des gegen-
gen Trägers der Habsburger Krone ,Viribus unitis,
fen will mit Gott für Glaube, Kaiser und Vaterland.
rängte und drängt die katholischen Priester Oesterreichs
Einigkeit und zum festen Zusammenhalt und zwar nicht
zur Einigkeit untereinander, was immer für einer Nation
ngehören, sondern auch zur Eintracht mit den
höfen und dem Volke". — Diese Sätze des Be-
rstatters für das Wiener „Vaterland" vom 20 Sept.
258) charakterisiren richtig die Verhandlungen des Klerus-
. Der Versammlung im Ganzen sowie den einzelnen
nehmern würde nicht geringes Unrecht zugefügt werden,
ihre kirchliche Treue oder ihr ernstes priesterliches
)tbewußtsein in Zweifel gezogen würde. Was indeß
ndeten Anstoß bereitet hat, sind einzelne Stellen aus
ersten Theile des Referates, womit der verdienstvolle
ilt der katholischen Sache, Prälat Dr. Scheicher, die
andlungen des Tages eingeleitet hat. In diesem wenig
nirten ersten Referate, das „die ideale Seite" des
nstandes beleuchten sollte, finden sich unklare und son-
ire Aeußerungen, die allerdings geeignet waren, einen
nstigen Eindruck hervorzurufen, und welche die väterliche
nung wohl begründen, die der Papst in seiner Antwort
das Huldigungstelegramm deutlich genug hat einfließen
n.[1]) Ein gewisser Takt fehlt schon in den Einleitungs-
en, worin der Klerustag mit „den Zusammengängen der
tel in den Actus apostolorum" und den Bischofs-
renzen so ziemlich auf eine Stufe gestellt wird. Viel
r und richtiger hätte der Unterschied zwischen den auto-

Spe autem nisus fore, ut clerus semper devotus existat atque fortiter, suaviter aeque ac prudenter agat his difficillimis temporibus Beatissimus Pater toto ex corde imploratam apostolicam benedictionem impertiri dignatus est.

ritativen Berathungen der lehrenden Kirche und der Zusam-
menkunft von priesterlichen Mitgliedern der hörenden Kirche,
die sich aus eigenem Antriebe unter außergewöhnlichen Ver-
hältnissen zum Klerustage versammelt hatten, betont werden
sollen. Man braucht ferner nicht an der Gewohnheit des
shocking-Rufes zu leiden, um an dem Satze der Einleitung
Anstoß zu nehmen: „Es ist selbstverständlich, daß dabei (bei
den Zusammenkünften der Apostel) nicht allein gebetet worden
sein wird, daß Gedankenaustausch und Berathungen mit
Uebungen der Frömmigkeit verbunden gewesen sind“. — Was
dies allzu selbstverständlich ist, brauchte es nicht gesagt oder
wenigstens nicht so gesagt zu werden. Für den Klerustag
aber hätte sich aus dieser Selbstverständlichkeit eine stärkere
Betonung des übernatürlichen Momentes in den Kämpfen
und Leiden der Kirche ergeben sollen, die dem ganzen Ein-
leitungsreferate allzusehr fehlt. In der herrlichen Rede,
worin der alte deutsche Kämpe Nicola Racke unlängst in
Dortmund die neuesten Angriffe auf die Kirche mit besonderer
Rücksicht auf Oesterreich zurückgewiesen hat, kommt auch die
schöne Stelle vor:

„Vielleicht ist der neue Kampf, den die Wetterzeichen uns
verkünden, eine Mahnung, daß es Zeit ist, wieder einmal
Gewissenserforschung zu halten, ob wir alle noch der
Fahne treu geblieben sind, welche in schwerer aber ruhmreicher
Zeit unsere großen Führer, ein Mallinckrodt und Ketteler, uns
vorangetragen haben, ob die Ideale noch nicht verblaßt sind
und ob an Stelle des Opfermuthes, der Selbstverleugnung
und der Principientreue nicht etwa allzuviel Diplomatie und
menschliche Schwachheit und Berechnung getreten ist. — Gewiß
wir müssen auch die mehr materiellen Mittel, die uns zu Gebote
stehen, anwenden, um das Ziel zu erreichen, das uns gesteckt
ist; wir haben das Recht und die Pflicht, darauf zu dringen
und dahin zu arbeiten, daß den Katholiken auf politischem und
socialem Gebiete diejenige Stellung eingeräumt werde, auf die
wir so gut wie jeder andere Anspruch haben. Es ist eine
Ehrensache für uns, daß wir in Wissenschaft und Kunst

n Mann stellen und hinter niemandem zurückstehen — aber
müssen wir uns wohl hüten, anzunehmen, als ob diese
e der alleinige oder auch nur bevorzugte Prüfstein für
Göttlichkeit, Wahrheit und Existenzfähigkeit des Katholi-
us seien. Wenn das der Fall wäre, dann wäre
r Glaube kein göttlicher, kein übernatürlicher.
eicht täusche ich mich — aber mir will es scheinen,
auch in unseren Reihen die übernatürlichen
toren zu wenig in Betracht gezogen werden, als
ei uns die Zahl derer sich mehre, welche die Rückständigkeit
Nichtrückständigkeit der katholischen Kirche nach dem Pro
atz der Millionäre, Professoren, Landräthe und Minister,
vir aufzuweisen haben, zu beurtheilen allzuleicht versucht
Für uns muß das Wort gelten: ‚Das Eine thun und
Andere nicht lassen‘. ‚Bet' und arbeit', dann hilft Gott
t‘. Beten wir, als ob das Gebet nur allein
en könne, und arbeiten wir, als ob das Gebet
nicht in die Wagschale fiele“.

Wir weisen den Gedanken ab, als ob Herr Prälat
icher die übernatürlichen Faktoren, das Gebet, das ge-
ige Leiden, die Ascese überhaupt für seine Person nicht
gend schätzte. Allein in seinem Referate, das allein
hier beschäftigt, sind dieselben denn doch zu kurz ge-
nen. Der Redner hat den Priestern zwar auch eine
sterforschung empfohlen und eine reformatio in capite
membris gewünscht. „Wir müssen ideell, wenn wir die
der Zeit heilen wollen, mit uns Priestern selbst zuerst
ngen“. Seine diesbezüglichen Wünsche hat Dr. Scheicher
„den richtigen Reformkatholicismus“ bezeichnet und dieses
t „ein mit Unrecht übel angesehenes“ genannt. Wrder
der Wahl dieses Wortes noch in der Andeutung des
enstandes der Reform ist indeß der Redner glücklich ge
n. Seine aufrichtigsten Freunde, die zu seiner Ver-
digung aufgetreten sind, haben angegeben, was Dr.
eicher mit diesem Aufruf zur Selbstreform hätte sagen
len, was er aber unter Beiseitelassung der übernatür-

lichen Faktoren eben nicht gesagt hat. Die bereits erwähn
Rede des Canonicus Schöpfleuthner, die den Begriff „Reform
katholicismus“ zum Gegenstande hatte, liefert uns die Be
weise für vorstehende Behauptung. Zuerst hatte die anti
semitische Correspondenz „Austria“ einen entstellten Berich
der Schöpfleuthnerischen Rede gebracht, die den Redner zum
schroffen Gegner des Klerustages stempelte. Die „Reichspost“
(Nr. 229) hat unter der richtigen Voraussetzung, daß es
sich um eine Entstellung handle, den Bericht der „Austria“
bezw. die angeblichen Worte des Canonicus Schöpfleuthne
glossirt. Zu den Worten, wonach der Redner unter de
Hinweis auf die josephinische und lutherische „Reform“ de
Scheicher'schen „Reformkatholicismus“ abgewiesen haben sol
macht die „Reichspost“ die Bemerkung: „Wie aber war
mit der Reformation des Klerus durch den hl. Ignatiu
den hl. Karl Borromäus und den sel. Canisius?“ In sein
eigenen Berichtigung der Austria-Correspondenz bestäti
Canonicus Schöpfleuthner zur Rechtfertigung des Scheicher
schen Referates die Auffassung der „Reichspost“. „
arbeitete“, lauten die Worte Schöpfleuthners, „auch d
Klerus an seiner Reform und machte darum Exercitien.
Es ist also das Wort Reform kein verwerfliches Wort; au
das Wort Reform an Haupt und Gliedern darf nicht kurzw
zurückgewiesen werden.“ — Zu unserm größten Bedauer
müssen wir jedoch sagen, daß diese Rechtfertigung „d
Reformkatholicismus“ des Scheicher'schen Referates leid
nicht rechtfertigt. Auch wir hätten sehnlichst gewünscht, d
der Referent auf die reformatorischen Exercitien des heilig
Ignatius hingewiesen hätte, um „in aller Priester Herz
wirkliche Liebe zum Berufe, Heiterkeit des Geistes und Z
friedenheit, rechten Ernst und ein Durchdrungensein von d
objektiven Nothwendigkeit und inneren Wahrheit der do
matischen und moralischen Einrichtungen“ hervorzurufen.
der Betrachtung de duobus vexillis, die wohl den Höh
punkt des Ignatianischen Exercitiencurses bilden, wird d

ercitanten schließlich die Bitte in den Mund gelegt: ut
o recipiar sub vexillo Christi domini nostri et primum
summa paupertate spirituali et si divinae maiestati
acuerit, et me eligere ac recipere voluerit, non minus
iam in paupertate actuali; secundo in tolerandis oppro-
iis et iniuriis ad magis in illis Christum imitandum
mmodo possim eas tolerare absque ullius peccato et
sgustu suae divinae maiestatis. Daß diese Bitte mit den
erathungen des Tages über den Rechtsschutz und die
aterielle Nothlage des Klerus in naher Beziehung steht,
d daß ein unzufriedenes Priesterherz unter diesem vexillum
n Frieden, Geist und Begeisterung wiederfinden kann, wird
an zugeben müssen. Hier haben wir reformirenden Katho-
ismus, wie die zweideutige Mißbildung „Reformkatho-
ismus" schließlich auch gedeutet werden kann.[1]) Allein zu
nem solchen Ignatianischen bezw. christlichen und katholischen
riestergebet gibt das Referat des Klerustages kaum eine
nregung. Die Zuhörer desselben werden vielmehr an-
leitet die Nothstände des Seelsorgeklerus außerhalb des
genen Herzens zu suchen: 1) in dem „decidirt nicht evan-
lischen Verhältniß von Vorgesetzten und Untergebenen",
s zu „einem Verhältniß von Herr und Knecht, von Ge-
eter und Ministranten" geworden sein soll; 2) in den
ührern, „denen man zwar gehorcht, die man aber nur
legentlich von Gratulationsreden liebt, bei Toasten hoch-
ätzt und in Blättern als nicht ersetzlich bezeichnet, welche
chöfliche Subvention haben oder deren Leiter sich für den
lor violascus interessiren"; 3) in „dem künstlichen Auf-
ppeln zukünftiger Musterkandidaten in der Abgeschlossenheit

1) Die Wiener „Deutsche Zeitung" vom 8. Oktober Nr. 10692 in dem Artikel: „Msgr. Schöpfleuthner gegen Prälat Scheicher" macht sich freilich über „die entsagungsvolle Ascetik" lustig und bekundet dem Referenten des Klerustages eine Sympathie, die demselben bedenklich vorkommen muß.

der Knabenseminarien“; 4) in „der Zunahme von Klo
brüdern und Klosterschwestern, welch letztere wenigstens
verkennbar von Tag zu Tag wachsen“; die Freude über
Zunahme ist dem Referenten eine hypothetische; 5) in „v
Vorgängern des heutigen Klerus, die ihre Aufgabe zu
müthlich genommen, sich vor der Macht zu widerstand
zurückgezogen haben und die, wenn sie streng sein wol
grob und herrschsüchtig dem gemeinen Volke gegen
waren“.

Diese Anklagen, die wir mit den eigenen Worten
Redners angeführt haben, waren nicht geeignet, die T
nehmer am Klerustag zu wahrem reformatorischem
und Eifer anzuspornen. Zweifelsohne konnten auch
Verhältnisse in den angeführten kirchlichen Anstalten
Einrichtungen zur Sprache gebracht werden. Keine
aber durfte dies in der Form einer einseitigen, ja ungere
Bekrittelung wie im genannten Referate geschehen.
wirkliche oder angebliche Mängel der Erziehungsmetho
den Knabenseminarien sind angeführt worden, sonder
Seminarien überhaupt sind mit wegwerfenden Ausdr
behandelt worden. Das ganz unmotivirte Bedauern übe
Zunahme der Klosterfrauen stimmt auffallend mit der un
lichen und leichtsinnigen Aeußerung des bekannten Verfa
des „Reformkatholicismus“ überein, die derselbe in se
Buche „Keuschheitsideen“ (S. 178) über die hl. Th
sich erlaubt hat. Ein Theil der Theilnehmer des Klerust
hat seinen Unwillen über diese Stellen des Referates
dem Berichterstatter des „Vaterland“ also geäußert:
wurde widersprochen, wiederholt widersprochen — die Be
haben eben nicht jedes Wort wiedergegeben. Zudem
nicht jedes Schweigen als Zustimmung angesehen wer
Ein anderer Theil der Versammlung, für den sich P
Scheicher in diesem Referate „in seiner ganzen Größe g
hat“, ist in seiner Methode der bitteren Bekrittelung
Verhältnissen, die zum Theil außerhalb seiner Comp

iegen, nur bestärkt worden. Am deutlichsten zeigt sich aber er Irrweg, auf den sich die Worte des reformeifrigen Reerenten begeben haben, durch einen Vergleich desselben mit en Thaten eines wirklichen Reformators des österreichischen Klerus. Ein solcher ist soeben dargestellt worden in der geiegenen historischen Leistung: „Roman Sebastian Zängerle, Fürstbischof von Seckau“ 1771–1848.[1]) Fürstbischof Zängerle and eine durch den Josephinismus zerrüttete Diöcese mit inem sittlich herabgekommenen Säkular- und Regularklerus vor. Als er nach unsäglichen Mühen und beständigen Kämpfen mit der Staatsomnipotenz seinen Hirtenstab niederlegte, war ie Diöcese und zuerst der Klerus umgewandelt. Als eines er ersten Mittel seiner Reform wird berichtet die Berufung von streng observanten Karmelitinen und Karmeliten. Ueber ie Einführung der letzteren, die Zängerle selbst vorgenommen atte, äußert er sich vertraulich in einem Schreiben: „Weil ieser Orden sehr genau an der religiösen Observanz festhält und contemplativ lebt, so sprach ich über den Werth des eschaulichen Lebens ohne mindesten Rückhalt; denn die Welt muß wissen, daß ohne Meditation auch der Christ icht vorwärts kommt, weil unser Gottesdienst innerlich st“. In eben diesem Geiste hat in unseren Tagen P. Albert M. Weiß O. Pr. im 5. Bande seiner Apologie zum Theil echt scharfe Worte über die Nothwendigkeit der Reform der Ordensleute geschrieben und dabei auch an den Episcopat einschneidende Worte gerichtet. Die uralte katholische Tradition, welche diese beiden Reformatoren vertreten, sticht sehr ab von dem Referate des Klerustages. Einen Höhepunkt n dem Wirken des Fürstbischofs Zängerle bildete die Erichtung des Knabenseminars im Jahre 1842. In dem beeisterten Schreiben, das er aus diesem Anlasse an seinen Klerus richtete, sagt der im Kampfe erprobte, welterfahrene

1) Zumeist nach Archivalien dargestellt von Dr. P. Bonifatius Senzer O. S. B. Graz. Styria 1901.

Geistesmann u. a.: „Wenn Ihr, Ehrwürdige Brüder, diese ernsten Wahrheiten, welche die Erfahrung der neueren Zeit nur zu oft bestätigt hat, unbefangen bei Euch erwäget, so werdet Ihr nicht blos die hohe Wichtigkeit der Knabenseminarien zugestehen, sondern auch bedauern, daß dergleichen Anstalten nach dem Wunsche und Befehle der Kirche nicht schon längst und überall gegründet sind“.

Daß die Vertheidigung des unglücklichen Wortes „Reformkatholicismus“ durch Dr. Scheicher nicht gelungen ist, haben soeben Dr. Bumüllers „Freie deutsche Blätter“ dargethan, die sonst einer Reform im Scheicher'schen Sinne das Wort reden.

Würden somit die Verhandlungen des Klerustages genau im Sinne der bisher besprochenen Aeußerungen des einleitenden Referates verlaufen sein, so wäre die scharfe Bezeichnung der Versammlung als „unklerikal“ nicht ganz unbegründet. Allein abgesehen davon, daß die erwähnten Aeußerungen auf mannigfachen Widerspruch stießen, trugen die Besprechungen der Versammelten zum Zwecke, einen genügenden Rechtsschutz für den Klerus zu begründen, der Los von Rom-Bewegung wirksam zu begegnen und die materielle Lage des Klerus zu verbessern, im Ganzen einen würdigen Charakter. Die hierauf bezüglichen ausgezeichneten Aeußerungen des Referenten, die wir unten noch zu erwähnen haben, konnten auch nur allgemeine Zustimmung finden. Ein Hauptpunkt indeß, den wir des Weiteren ins Auge zu fassen haben, ist die Stellung des Klerustages zum Episcopate.

Vorbereitet im weiteren Sinne war die Versammlung durch die lobenswerthen freien Dekanats- und Pastoral-Conferenzen, die in der letzten Zeit in verschiedenen Diöcesen in Uebung gekommen sind. Daß solche freundschaftliche Zusammenkünfte zum confraternellen Gedankenaustausch über gemeinsame Leiden und Pflichten an und für sich keiner speciellen Erlaubniß bedürfen, insoferne nicht sichere Pflichten

wie die der Residenz damit in Widerspruch gerathen, dürfte unbedenklich zuzugeben sein. Faßt man den Klerustag als eine solche freie Conferenz in erweiterter Form auf, so kann die größere Zahl der Versammelten allein keineswegs die Nothwendigkeit einer bischöflichen Versammlung mit sich bringen. Leider hat es Prälat Scheicher versäumt, wie bereits hervorgehoben wurde, diesen eigenthümlichen Charakter der Versammlung und ihren Unterschied gegenüber den autoritativen kirchlichen Zusammenkünften zu betonen. Allein auch unter dieser Voraussetzung ließen es die Art der Berufung durch ein eigens dazu bestimmtes Comitee, die Wichtigkeit der vorausbestimmten Berathungsgegenstände, das öffentliche Auftreten in der Reichshauptstadt mindestens dringend gerathen erscheinen, den Ordinarius von Wien vor jedem weiteren Schritte von dem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, sei es auch nur in der Form einer Bitte um den Segen dazu.

Die von der „Reichspost“ (vom 8. Oktober Nr. 231) gebrachten Gründe nehmen der Unterlassung dieser Bitte um Gutheißung der Tagung nicht das Befremdliche. Der Gang der Verhandlungen hat auch deutlich eine bestimmte Differenz zwischen den betreffenden Rednern und dem Episcopate dargethan. Die Scheicher'schen Worte über das Verhältniß zwischen „oben und unten, Herren und Ministranten“, die allzusehr die klerikale Ehrfurcht zurücktreten lassen, mögen hierbei ganz außer Betracht bleiben.

Sowohl bezüglich des nöthigen Rechtsschutzes wie der Bekämpfung der Los von Rom-Bewegung zeigten die Reden eine gewisse Unzufriedenheit mit dem Zögern des Episcopates und demgemäß ein Drängen zu größerer Energie.

„In jeder Diöcese muß ein Rechtsschutzverein gegründet werden, und über diese Diöcesangründungen muß sich das Dach des Centralverbandes spannen. Mit einer bloßen bischöflichen städtischen Hinterstübelconferenz ist uns nicht geholfen. Wenn es nicht weiter fehlen würde, so hätte uns niemand so zahlreich hier zusammengebracht“.

Diese Worte des energischen Pfarrers Hartmann aus Vorarlberg bestätigen obige Wahrnehmung doch wohl ohne jeden Commentar. Ein Theilnehmer aus Triest berichtete über die Gründung eines Priestervereins, der den Namen des hl. Paulus trägt und den Rechtsschutz der Priester des Küstenlandes anstrebt.

„Wir haben", sagte der Redner, „um die Bewilligung zur Gründung des Vereins zu haben, die Statuten an alle Bischöfe des Küstenlandes geschickt. Nachdem uns aber keine Antwort zugekommen ist, so haben wir geglaubt, daß die Herren damit zufrieden sind."

Durchweg zeigen sich die Redner bei der Versammlung bemüht, die Ehrfurcht gegen die Autorität zu wahren; gleichwohl sind es harte Worte, die der Pfarrer von Aspern zur Begründung der Nothwendigkeit der Selbsthilfe vorbrachte:

„Ich habe in einer Zeitung gelesen, daß auf einer Vorstadtbühne ein Theaterstück aufgeführt wurde, worin ein Offizier eine etwas zweifelhafte Rolle spielt. Das Kriegsministerium hat sofort die Abstellung der Sache veranlaßt. Sind denn wir Seelsorger nicht auch soviel werth wie die Offiziere? Ich bin zu dem Gedanken gekommen, daß wir eine Deputation zum Justizminister schicken sollen. . . . Wir sollten an die Ordinarien herantreten, daß sie das Berichtigungsverfahren von selber einleiten, weil sie unsere Priesterehre schützen müssen. Die Ordinarien thun das aber nicht. Es ist überhaupt nicht einmal constatirt, daß eine solche Berichtigung als die einer öffentlichen Behörde angesehen werden würde. Ich bin zum Mitbruder Dr. S. gegangen; wir haben Statuten ausgearbeitet und dieselben an die Bischofsconferenz geschickt; da liegen sie noch. Ich erlaube mir unabhängig vom Rechtsschutzverein eine Resolution zu beantragen, dahin gehend, daß im Namen des Klerustages an die hohe Regierung, besonders an das Justizministerium herangetreten wird, daß wir unterstützt werden."

Dieselbe Klage ließ ein Grazer Pfarrer in seine Schilderung der unglaublichen Beförderung der Los von Rom-Bewegung durch den Stadtrath von Graz einfließen.

„Da sollen wir doch", ruft er aus, „Remedur schaffen können; vielleicht könnte der Klerustag das richtige Wort finden, an der rechten Stelle diese Klage vorzubringen. Wir in Graz haben vergebens drei Petitionen ad episcopum gerichtet. Man hat uns mündlich hie und da gesagt, es geschieht das Nöthige; der Episcopat in Wien hat sich an das Ministerium gewendet, und nachdem der Wiener Episcopat beim Ministerium nichts vermochte, hat unser episcopus gesagt: So kann ich auch nichts thun. Wir müssen nach oben hin Remedur schaffen; wir sind schon mobil, aber oben ist nur ein liebliches Säuseln".

Es ist wohl klar, daß die österreichischen Bischöfe zu solchen Aeußerungen nicht werden schweigen können. Die bloße Sendung von Eingaben und Vorstellungen an das Ministerium kann unmöglich als genügend angesehen werden. Nachdem der Minister v. Körber die hochverrätherische und kirchenfeindliche Bewegung öffentlich mit verletzender Gleichgiltigkeit als ungefährlich hingestellt hatte, obgleich die Gefahr noch mehr für den Bestand des Reiches als für die Kirche mit Händen zu greifen ist, können die Bischöfe sich schwerlich von einem öffentlichen Auftreten nach oben hin und gegenüber dem Volke dispensiren.

Nach den obigen Mittheilungen aber erklärt sich das im Wiener „Vaterland" (Nr. 258) veröffentlichte Urtheil bezüglich des Klerustages: „Es sich läßt nicht leugnen, daß das Schweigen des Episkopats gegenüber dem v. Körberschen Worte vom 3. Juni mit dazu beigetragen hat, einer solchen unberufenen Versammlung die Wege zu bereiten." Andererseits bleibt zu bedenken, was auf dem Klerustage wenig oder gar nicht erwähnt worden ist, daß die schwierige Lage der Bischöfe und ihre Schritte zur Beseitigung der Uebelstände der Oeffentlichkeit sich großentheils entziehen und ihr entzogen bleiben müssen. Daß kirchlicherseits gegenüber der Los von Rom-Bewegung alle möglichen und geeigneten Maßregeln getroffen worden seien, wird schwerlich behauptet

werden können. Ein Aktions-Comitee in jeder Diöcese war und ist eine Nothwendigkeit, das für Belehrung des Volkes durch öffentliche Vorträge überall dort sorgt, wo die Apostaten ihre Thätigkeit entfalten. Der Seelsorge-Klerus kann auf der Kanzel allein unmöglich die aufgezwungene Polemik leisten. Von einer Ausnützung der Gelegenheit zur positiven Arbeit ist bisher allzuwenig zu merken gewesen. Hoffentlich gelingt es dem vereinten Episkopate, mit Ausscheidung alles Bedenklichen die gesunden Gedanken des Klerustages in Thaten umzusetzen. —

Der dunkelste Schatten fällt jedoch durch die Erörterungen des Klerustages auf die österreichischen Staatsorgane und die Beamtenwelt. Die Vertreter des Klerus aus allen Kronländern klagen über die unglaublichen rohen Beleidigungen, welchen die Priester sich ausgesetzt sehen, und über den Mangel an Schutz, den sie als Staatsbürger hiergegen seitens der staatlichen Organe genießen. Im Zusammenhange hiermit steht die direkte oder indirekte Beförderung der Los von Rom-Bewegung und des „Brückenschlagens nach Deutschland“ durch die k. k. Beamten. Neu allerdings ist dieses Klagelied nicht. Am lautesten würden wohl die schwer geprüften österreichischen Bischöfe dasselbe singen können, wenn nicht die Hoffnung, durch geduldiges Ertragen und schonende Nachsicht mehr zu erreichen, sie davon abhalten würde.

Die öffentliche Verbrennung des Hirtenbriefes des Fürstbischofs von Brixen seitens der „Scherer“-Leute, die sog. Protestversammlungen gegen die Katholikentage von Leitmeritz und Olmütz haben in jüngster Zeit der staunenden Welt gezeigt, was im „katholischen“ Oesterreich möglich ist. Der berechtigten Nothwehr in dieser Beziehung hat dann auch Prälat Dr. Scheicher in seinem Referate herrliche und kräftige Worte geliehen, die wohlthuend von den früher erwähnten Aeußerungen abstechen. Ganz energisch ist der

Redner hier für die Rechte der Kirche eingetreten, was die „Freien deutschen Blätter“ leider zu wenig beherzigt haben. Für Oesterreich wenigstens hat Dr. Bumüller von den Leuten wenig oder nichts zu fürchten, die „mehr von den Rechten der Kirche als den Pflichten der Religion zu wissen scheinen.“ Die sonst so wackere „Reichspost“ (Nr. 231) hätte gerade diesen Artikel nicht zum Anlaß einer Empfehlung der „Freien deutschen Blätter“ nehmen sollen, da sie doch sehr wohl weiß, daß in Oesterreich die Pflichten der Religion der sog. Intelligenz und insbesondere den höheren Staatsbeamten deshalb so unbekannt sind, weil dieselben großentheils von den Rechten der Kirche wenig wissen oder nichts wissen wollen.

„Zwei anscheinende Widersprüche“, so hat Dr. Scheicher richtig die Beschränkung der Rechte der Kirche geschildert, „betrachte ich als den Höhepunkt der feindlichen Bestrebungen. Die erste ist die Thatsache, daß der Staat, die weltliche Behörde, in der unbestrittenen Lage ist, in unserer Kirche viele hervorragende, beziehungsweise materiell bessere Stellen mit den Männern ihres Vertrauens zu besetzen, daß sie weiter die Diener der Kirche insgesammt im staatlichen Interesse zu oft sehr zeitraubenden und mühevollen Diensten heranzieht, daß sie aber von Selbstschutz und Selbständigkeit der Kirche dann redet, wenn Atheisten und Antichristen den praktischen Versuch machen, kirchliche Personen im Kothe zu begraben. Das zweite contradictum, das die Logik der Zeit verträgt, besteht darin, daß man Gewissensfreiheit, Freiheit der Ueberzeugung für Juden und Heiden proklamirt, beides aber verleugnet, wenn das katholische Bekenntniß in Frage kommt. Zu den unbegreiflichen Thatsachen gehört auch die, daß jedes Prakticiren in religiöser Beziehung Klerikalismus genannt und als solcher verhöhnt und verfolgt wird.“

In dem zweiten, durchweg gelungenen Theile seines Referates über die materielle Lage des österreichischen Klerus hat Dr. Scheicher die Ungerechtigkeiten des Staates und die Verletzungen des ius canonicum ziffernmäßig beleuchtet.

Kurz und bündig ist hiermit die Lage der katholischen Kirche in Oesterreich geschildert. Die famose Erklärung des Ministerpräsidenten Dr. v. Körber, die den 3. Juni 1901 verewigt hat, ist die deutlichste Bestätigung dieser Worte. Sie steht freilich im auffallendsten Gegensatze zu den mannhaften, echten Habsburger-Worten, die der Thronfolger Franz Ferdinand bei der Uebernahme des Protektorates des „Katholischen Schulvereins" sprach. Bis heute ist die Nachricht noch nicht widerrufen, daß Dr. v. Körber den Radikal-Deutschen freie Hand für ihren „organisirten Landes- und Hochverrath", wie Dr. Lueger die „Los von Rom-Bewegung" in einer öffentlichen Versammlung vom 3. Oktober genannt hat, gelassen hat. Demgemäß behandeln auch die k. k. Staatsbeamten die Abfallsbestrebungen. Auf dem Klerustage ist das doppelte Maß, womit die österreichische Beamtenschaft durchschnittlich die Strömung gegen Rom einerseits, die Vertheidigung der Kirche andererseits behandelt, durch Beispiele beleuchtet worden. Ein Berichterstatter meldete:

„Der Stadtrath von Graz ist, sobald jemand mit einer Austrittserklärung kommt, voll Coulancen; ein Name und einige Daten ohne Dokumente sind völlig genügend, wenn Ferk dahinter steckt. Sobald sein Name unterschrieben ist, ist die Coulance von Seiten des Stadtrathes fertig. Mir ist es in 32 Fällen vorgekommen, daß ich Daten richtig stellen mußte. Ich habe mich energisch an den Stadtrath gewendet, daß rechtens geschehen solle. Es wurde mir auch einigemal Recht gegeben, aber dabei hieß es, bei der Menge von Uebertritten könne man nicht alles so genau nehmen. Ferk hat schon gedruckte Formulare und legt die Sachen vor. Wenn ein umgekehrter Fall (Conversion) vorkommt, dann wird bei der Behörde gleich gesagt: Was fällt Ihnen denn ein? Sie sind ja bis jetzt gewissermaßen auf der Höhe der Zeit gestanden; Sie sehen ja die Strömung gegen Rom."

Der in diesem Berichte genannte Ferk ist ein ehemaliger Franziskaner, der um heirathen zu können, in Graz zum

olicismus apostasirte. Die von ihm geschlossene
ßte freilich nach österreichischem Gesetze für ungiltig
werden. Vor seinem Abfalle hat dieser Mann nichts
was irgendwie die Aufmerksamkeit verdient oder auf
ogen hätte. Nach seinem Abfalle wurde er seitens
ngebenden Intelligenz in Steiermark wie eine Autorität
lt. Der Stadtrath von Leoben stellte ihm sofort
athhaussaal zur Abhaltung eines altkatholischen
ienstes zur Verfügung.[1]) Das doppelte Maß der
hischen Staatsanwälte und Censurbeamten fällt noch
die Augen. Auf der Olmützer Protestversammlung
der fanatische Dr. Eisenkolb Einrichtungen und Ge-
der katholischen Kirche öffentlich gemeinem Spotte
en, ohne daß ein Staatsanwalt ein Wort sagte.

rte und peinliche Wachsamkeit dagegen wandte der
eamte auf, als der Redemptorist P. Hamerle die
ngen des reichsdeutschen protestantischen Pastors
ich um die Abfallsbewegung in Steiermark in einer
ire beleuchtete.[2]) Letztere durfte nur nach Confiskation
Stellen weiter verbreitet werden, worin der Zustand
rotestantismus nach öffentlich bekannten That-
geschildert wird. Es lohnt sich, die confiscirten
selbst kennen zu lernen. Die erste davon unter dem
ort: „Evangelischer Volksbetrug" lautete: „Es kommt
och besser. Wurde doch gelehrt, der Pastor dürfe
d auf das apostolische Glaubensbekenntniß ablegen
ie Prediger- oder Pastorenstelle übernehmen, wenn

gl. aus der Sammlung zeitgemäßer Broschüren, welche die
Styria" in Graz herausgibt, Nr. 7: „Der abgetrumpfte Herr
erk oder Was ist der Altkatholicismus?" und Nr. 8: „Ferk
nd die Arbeiter." 1901.

er neue Don Quixote und dessen Knappe Sancho Pansa.
r. 9 der „Sammlung zeitgemäßer Broschüren". Graz, Styria.
901.

er auch nicht mehr an den Inhalt desselben glaube. Ja man könne selbst noch dem christgläubigen Volke die christlichen Wahrheiten predigen, wenn man auch den Glauben an dieselben ganz aufgegeben habe. Kann die Heuchelei weiter getrieben werden?" — An einer zweiten Stelle hatte der Verfasser den Brief aufgenommen, den mehrere sächsische Pastoren unterm 28. August 1869 an den Bischof Martin von Paderborn gerichtet hatten. Aus diesem wortgetreuen Briefe hat die österreichische Censur die Schilderung Berlins in religiöser Beziehung gestrichen. Der Staatsanwalt hat diese Confiskation bestätigt. Es steht also urkundlich fest, daß österreichische Beamte Thatsachen, die für den Protestantismus und für die Stadt Berlin belastend sind, in Oesterreich nicht bekannt werden lassen, während Wiener Zeitungen die schmutzigsten Erdichtungen, worin Kaiser Joseph II. als gemeiner Schürzenjäger geschildert wird, unbeanstandet in Feuilletons verbreiten dürfen, die allein vom sittenpolizeilichen Standpunkte aus confiscirt werden müßten [1])

Wenn hiernach Jemand von einer weitverbreiteten Decadenz des österreichischen Beamtenstandes in religiöser und patriotischer Beziehung redet, so wird er nicht der Verleumdung beschuldigt werden können. Kein Kenner der österreichischen Verhältnisse wird in Abrede stellen, daß von den akademisch gebildeten Beamten Oesterreichs höchstens 5 Prozent ihre religiösen Pflichten, welche die Kirche fordert, erfüllen, und daß treue Katholiken, die ihr Christenthum bethätigen, unter den österreichischen Beamten ehrenvolle Ausnahmen sind. Die „Ostdeutsche Rundschau" hat soeben mit großer Zuversicht behauptet, daß viele Beamte auf die Stunde des Abfalles harren, und hiermit hat das Abfallsorgan ausnahmsweise einmal die Wahrheit gesprochen. Es

---

1) Vergl. „Reichspost" Nr. 225 über den Roman des illustrirten „Extrablatt": „Kaiser Josephs letzte Liebe."

t daher ein trauriges aber bedenkenswerthes Wort der Salzburger „Katholischen Kirchenzeitung" vom 4. Oktober 1901 (Nr. 78): „Oesterreich geht an der Kurzsichtigkeit, Gutmüthigkeit und Unfähigkeit seiner Staatsmänner zu Grunde. Herr v. Körber ist der Typus des Staatmannes, wie er nicht sein soll."

Diese Verhältnisse müssen berücksichtigt werden, um eine gewisse Berechtigung des Klerustages und die Bedeutung desselben zu verstehen. Es war ein Tag der Nothwehr, der sich für seine Berechtigung auf den Kaiser Franz Joseph I. selbst berufen kann. An der Versammlung betheiligte sich auch der Cooperator Dr. Künzer von Aussig, zu dem der Kaiser in Prag die Worte gesprochen hat: „Es ist schrecklich, wie man unsere katholische Kirche verfolgt, aber man muß dagegen kämpfen". Als der Redner diese Worte zugleich mit der namhaften Spende des Kaisers für den Kirchenbau in Aussig mittheilte, erschallten die begeistertsten Hochrufe, die in der Versammlung gehört worden sind. Bisher hat für viele geistliche Herren in Oesterreich auch an maßgebenden Stellen nicht der Wahlspruch „Man muß kämpfen" gegolten, sondern „Friede um jeden Preis". Die Klagen, die auf dem Klerustage über zu große Lässigkeit des Klerus gegenüber den Feinden der Kirche und des Reiches, sowie über den Optimismus bei Beurtheilung der Los von Rom-Bewegung gehört wurden, waren nur zu begründet. Immer noch glaubten manche Führer im Kampfe, es könne ein Bruch mit dem Liberalismus vermieden werden, von dem die österreichische Regierung durchsäuert ist. Hoffentlich hat der Klerustag diesem Glauben ein Ende gemacht.

Die geschilderte Stellung der staatlichen Bureaukratie in Oesterreich gegen den Klerus, die unter der Maske offizieller Höflichkeit mehr noch als offen die kirchlichen und religiösen Interessen schädigt, ist ein altes Erbtheil. In der bereits erwähnten neuen Biographie des Fürstbischofs Roman Zängerle

von Seckau liefert das Kapitel: „Vertheidigung der kirchlich Gerechtsame“ den Schlüssel zum Verständniß für viele Vo kommnisse der Gegenwart. Indeß genügen diese Ueber lieferungen des Josephinismus nicht, um die heutige ant irchliche Strömung in Oesterreich zu begreifen, wovon d Intelligenz überhaupt ergriffen ist. Vielmehr muß die Haup schuld hiervon den Schulverhältnissen Oesterreichs zugeschrieben werden, was zwar schon oft und laut genug auch von Seite der österreichischen Bischöfe geschehen, am Wiener Hofe abe immer noch nicht gehört oder in Erwägung gezogen word ist. Danach ist auch die Stellung des österreichischen Kler zu den gebildeten Kreisen und sein Einfluß auf das Vol insbesondere auch auf die nationalen Differenzen zu b urtheilen. Auf dem Klerustage hat der Referent Dr. Scheich bezüglich dieses Punktes die wahren Worte gesprochen: „Da katholische Priesterthum muß natürlichen Nachwuchs haben und es rekrutirt sich auch immer leicht aus einer gläubige Volksmasse, soweit der Priesterstand ein hochgeachteter i Hat die Volksmasse nicht mehr die Eignung der Gläubigkei bringt sie keine jungen Idealisten mehr hervor, achtet si das Christenthum gering, dann steht es so, wie wir e gegenwärtig beklagen“. Nicht geringes Unrecht war es indeß daß der Referent im Zusammenhange mit diesen Worten di Knabenseminarien als entbehrliche „Surrogate“ für de natürlichen Nachwuchs des Klerus bezeichnete, anstatt di Gründe anzugeben, warum die Staatsgymnasien, und zwa die deutschsprachigen an erster Stelle, wenige oder keine Can didaten für das Priesterthum liefern. Die Knabenseminarien würden zwar nicht im Gegensatz zu den Staatsanstalten, sondern vielleicht im Anschluß an dieselben wesentlich ebenso wünschenswerth sein wie heute, auch wenn die staatliche Gymnasien der Mehrzahl nach nicht von antichristliche Geiste beseelt wären. Während in Deutschland noch imme ein guter Procentsatz der Abiturienten die katholischen Gym nasien mit dem Entschlusse Theologie zu studiren verläß

en die interconfessionellen Schulgesetze Oesterreichs die
telschulen zu Anstalten gestaltet, auf denen systematisch
katholische Glaube, ja die religiöse Ueberzeugung über-
pt untergraben wird. In den lehrreichen Artikeln, worin
nz Stauracz „die Entwicklung der christlich-socialen Partei
deren Hausfeinde" in der „Reichspost" (Nr. 221 ff.)
dert, sind die Minirarbeiten des Unglaubens und der Feinde
terreichs neuerdings in Kürze geschildert. Nach diesen
nkundigen Thatsachen würde die Scheidewand zwischen
sogen. österreichischen Intelligenz und dem Klerus auch
n bestehen, wenn letzterer aus lauter apostolischen Muster-
stern bestände. Ja die Anfeindung derselben würde
leicht noch wachsen. Die volle Wahrheit hat Prälat
eicher in den Worten seines Referates gesprochen: „Der
allsgeist feiert seine Triumphe. Der Priester oder Ordens-
nn, der seiner beschworenen Pflicht treu bleibt, heißt
kaler Dummkopf und schlechter Kerl; wer zum Apostaten
unken, wird zum Engel des Lichtes umgemodelt Die
ster guter Disciplin sind Brutstätten der ‚Liguori-Moral‘;
enigen jedoch, welche der Judenpartei Wahlzutreiberdienste
leisten sich entschließen würden, können potatores und
nicatores in Liebe umfangen, sie blieben luciferi, Licht-
ger höchsten Werthes". Weil es aber so ist, kann die
sichtige Methode jener vom reinsten Eifer beseelten Geist-
en in Oesterreich noch weniger wie in Deutschland die
tige sein, die solche Gebildeten durch möglichste Zurück-
ung aller ernsten religiösen Forderungen gewinnen und
en durch Rosegger- und ähnliche Culte nahekommen wollen.
: großen Mehrzahl der Gebildeten hierzulande fehlt leider
nöthige Ernst, der für die Religion am wenigsten ent-
rlich ist. Die aus den Zeiten des Glaubens ererbte, echt
holische Heiterkeit und Gemüthlichkeit des Lebens ist nach
Verluste des religiösen Ernstes in mehr oder minder
e oder feine Genußsucht degenerirt. Höchst lehrreich in
er Beziehung ist der Vergleich, den der Direktor und

Schulinspektor Hans Trunk aus Graz, auf Grund ei
Studienreise durch Deutschland, zwischen den österreichisch
und deutschen Volksschullehrern gezogen hat.[1]) Der kei
wegs „klerikale" Verfasser, der das aufrichtige Streben
kundet, die österreichische Schule aus Vaterlandsliebe vor
zubringen, schreibt: „Bei der österreichischen Lehrerschaft
das Interesse für Pädagogik im allgemeinen nicht in
hohem Grade vorhanden, als es zu wünschen wäre.
beweisen zunächst die Verhandlungen der Lehrervereine,
denen materielle Fragen meist einen sehr breiten Raum
nehmen, während von Pädagogik ziemlich selten die
ist" (S. 240). „Schließlich sei noch erwähnt, daß mir
Lehrerschaft im allgemeinen genügsamer vorkam, als
österreichische, namentlich spielt der Sport dort ein
viel untergeordnetere Rolle als in Oesterreic
An den deutschen Lehrern ist mir aber auch eine gewisse
Schwerfälligkeit, ein zähes Festhalten am Alten aufgefallen"
(S. 244). Diese Worte sind von den Gebildeten überhaup
richtig. Schwerlich kann es in einem Lande mehr behördlich
genehmigte Vereine blos zum Zwecke der Unterhaltung und
des Vergnügens geben als in Oesterreich. Auch die Los von
Rom-Bewegung ist für die meisten nur eine Art Sport.
Auch der beredteste Prediger ist diesen Menschen langweilig,
sobald er mit apostolischem Ernste Selbstüberwindung fordert.
Daher kommt es, daß sich unter den Tausenden, welche der
Sturm der Los von Rom-Bewegung längstverdorrten Aesten
gleich vom Baume der Kirche losgeschüttelt hat, auch keine
einzige Persönlichkeit findet, die durch würdevollen Charakter
imponirte. Rosegger's „Himmelreich" mit seiner verschwom-
menen Naturschwärmerei und Liebesduselei ist ihr Glaubens-
bekenntniß.

---

1) Eine Schulreise und was sie ergeben hat. Erlebnisse und Be-
trachtungen. Graz. Leuschner & Lubensky. 1899.

Solchen Leuten gegenüber kann der österreichische Klerus nur durch verdoppelten Ernst und ascetische Einkehr in sich selbst seine Stellung behaupten. Diese Einkehr wird zunächst den nationalen Zwist überwinden helfen. Der Klerustag hat den freilich längst bekannten Weg gezeigt, wie die nationale Aufregung zu besänftigen ist. Selbst über kleinliche nationale Interessen erhoben, hat der Klerus trotz der verschiedenen Sprachen eine erhebende Einmüthigkeit gezeigt und so die Bürgschaft gegeben, daß er auch das Volk zur Eintracht führen würde, wenn ihm der Einfluß darauf nicht entzogen wäre. Die liberale österreichische Regierung hat aber durch die interconfessionellen Gesetze das Ansehen des Klerus degradirt, und das Volk den nationalen und ungläubigen Hetzern ausgeliefert. Sie erntet jetzt den Sturm, den sie kurzsichtig gesäet hat.

Es erübrigt aber auch, daß der Klerus die Parteizerwürfnisse, welche in politischer und socialer Beziehung die Conservativen und Christlich-Socialen immer noch scheiden, überwinden helfe. Hoffentlich übt gerade bei denen, die das heilige Wort „Autorität" immer im Munde führen, die Autorität des Heiligen Vaters die erwünschte Macht aus, der kürzlich ein ernstes Schreiben an den Fürsterzbischof von Salzburg und die Fürstbischöfe von Tirol mit der Mahnung, den Parteihader zu beseitigen, gerichtet hat. Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß an dem Hader in Südtirol die größere Schuld auf seiten der ehemaligen katholischen Volkspartei liegt. Soeben hat der christlich-sociale Bürgermeister von Wien Dr. Lueger aus religiösen Motiven eine frevelhafte Herausforderung zum Duell zurückgewiesen. Ob dieser religiöse Muth seine katholische Ueberzeugung denjenigen Geistlichen endlich verbürgen wird, deren Vertrauen auf den katholischen Ministerpräsidenten Badeni nicht erschüttert wurde, als derselbe zum Aergernisse für die ganze christliche Welt den Raufhandel mit dem Abgeordneten Wolf annahm? —

Es ist leider auch wahr, daß unter jenem Theile des Kle
das Verständniß für den Ernst der Lage und die
sprechende Rührigkeit am meisten zu wünschen übrig l
dem das bloße Wort „Christlich-social“ trotz seiner Sank
durch den Papst ein Gräuel oder wenigstens verdächtig
Hier muß zuerst Wandel geschaffen werden. Dann
die auch auf dem Klerustage wiederholte, dringende
um allseitige Förderung der guten Presse endlich ein
gehört werden. Der Klerus, der auf die Regierung
zum Theil auch den Adel bisher noch immer zu viel
gebliche Hoffnung gesetzt hat, wird selbst arm den Ar
das Evangelium predigen und durch eifrige Pflichterfül
aus dem Kerne des christlichen Volkes sich die Stütze
bauen, auf die er nächst Gott allein vertrauen kann.

Gewiß liegt für die gegenwärtige kirchenfeindliche
das Heilmittel nicht in Redensarten über die Schlechti
der Welt. Allein das bleibt eine traurige Wahrheit,
der Geist der Welt im schlimmsten Sinne die öffent
Meinung in Oesterreich beherrscht, und hiergegen verm
nur diejenigen siegreich anzukämpfen, die vollen Ernst
dem Worte des Apostels der Liebe machen: „Das ist
Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube.“
diesem Glauben ist die Mahnung des weltüberwinde
Weltapostels an alle Christen, zunächst aber an die Pri
geflossen: „würdig zu wandeln der Berufung, mit der
berufen seid, mit aller Demuth und Sanftmuth, mit L
muth einander tragend in Liebe, bestrebt die Einheit
Geistes zu bewahren im Bande des Friedens“ (Ephes. 4, 2
In seinem herrlichen Commentare zum Epheserbriefe
der kürzlich auf den Stuhl von Passau erhobene Bi
Henle diese Stelle zutreffend also umschrieben: „
Hauptwerth der Demuth (wofür der christliche Geist sich
eigene Wort ταπεινοφροσύνη geschaffen hat) ist in der
sinnung, in dem Geringdenken von sich selbst und

ohne jeglichen Anflug erheuchelter Selbstunterschätzung. Was aber diesem Geringdenken einen festen Halt gibt, das ist die Ueberzeugung von seiner vollen Wahrheit und eben aus dieser fließt jenes sanfte Wesen, welches mit den Fehlern des Nächsten gerade so wie mit den eigenen rechnet und das Wort der Entschuldigung, das man so gerne für sich bereithält, ebenso gerne für andere gelten läßt. Das ist jenes milde Wesen, das dem Uebelwollen nur mit der Waffe ruhiger Zurückhaltung entgegentritt, nicht aus stolzer Verachtung, sondern weil es der besseren Einsicht der Zukunft vertraut. Diese weise Reserve fließt zusammen mit dem Dulden und Geduldern. Da diese Gesinnung nicht selten mit schweren Opfern erkauft wird, so erfordert sie Muth, dauernden Muth, und eben hierin, in dieser muthvollen Ausdauer liegt ihre Auszeichnung und nach dieser wird sie auch benannt — *μακροθυμία*." —

Hierin liegt Alles, was der österreichische Klerus, der niedere wie der hohe, der Säkular- wie der Regularklerus braucht: Keine Selbstunterschätzung, sondern Muth, Opfermuth, muthvolle Ausdauer — *μακροθυμία*.

LXIII.

Das Wesen des Christenthums nach Harnack.

Das Buch Harnacks „Das Wesen des Christenthums" hat ein großes Aufsehen erregt, ein größeres als es eigentlich nach seinem wissenschaftlichen Werthe verdient hätte. Gerade weil es auf wissenschaftlichen Aufbau und Umrahmung verzichtete, schreckte es das Publikum nicht ab, bestach aber zugleich durch den Namen des Verfassers, der in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang hat. Von einem Manne, der als Dogmenhistoriker, wie man wußte, allen Problemen der christlichen Urzeit mit Gründlichkeit nachgegangen war, erwartete man eine gründliche Belehrung und hatte ein Recht dazu.

Befriedigt, innerlich befriedigt wird das Buch aber kaum viele haben. Alle Gewandtheit der Sprache, aller Reiz geistvoller Auffassung, all der Ernst der Gesinnung, alle Würde der Auffassung, deren sich Harnack befliß, kann über die innere Hohlheit nicht hinwegtäuschen. Denn vom ganzen Christenthum bleibt nichts anderes übrig, als ein Körnlein, ein kleiner Brosamen: das Bewußtsein, daß wir Kinder Gottes sind. Neben diesem einen Satze tritt alles in Hintergrund, was wir über Gott, über unsere Seele und unser Wesen durch Christus erfuhren, und kann nach Harnack vor einer geläuterten Erkenntniß nicht Stand halten. Von Sünde und Gnade, von Schuld und Errettung, von

geheimnißvollen mystischen Beziehungen zwischen Gott und der Seele, von Gnadenmitteln weiß das geläuterte gereinigte Evangelium neuester Auflage nichts. Daß Werke, Bußwerke, Askese hier keinen Raum finden, ist beinahe selbstverständlich. Das reine Evangelium älterer und neuerer Auflage stimmt darin überein.

Alles was über jenen einen Kerngedanken hinausgeht, muß als Verirrung erscheinen. Streng genommen darf nicht einmal jener eine Gedanke als bindender Lehrsatz festgehalten werden; denn jede feste Lehre widerspricht der Freiheit des Christenmenschen; für ihn gilt nur, was er unmittelbar erlebt und empfunden hat. Alles Lehrhafte und alles Anstaltliche muß folgerichtig vom Uebel sein. Demgemäß betrachtet Harnack schon die Festsetzung bestimmter Lehren im 2. Jahrhundert, die Einrichtung einer Kirche als Anstalt durch Ausscheidung eines Klerus und Feststellung von Sakramenten als einen Abfall. Im Verlaufe der Zeit wurde der Abfall immer stärker, in der griechischen Kirche erstarrte der Geist zu Formen und Zeichen, in der römischen Kirche gar zu einem juristischen politischen Zwangssystem: das Reich Gottes wurde hier zu einem Weltreich und einem Kirchenstaat, worin sich das alte römische Reich fortsetzte. Von dieser Verzerrung des christlichen Gedankens rettete die Welt die Reformation.

Wir sehen, die Entwicklung der Kirche wird schlimm genug beurtheilt; diese Beurtheilung ist aber nichts besonders neues. Neu ist nur das auffallende Zugeständniß, daß trotz aller Verzerrung und Veräußerlichung doch noch viel christlicher Geist sich erhalten hat. Es liegt ein unversöhnlicher Widerspruch in dieser Mischung von Lob und Tadel, aber es mag immerhin anerkannt werden, daß Harnack ohne Furcht vor dem Vorwurf des Widerspruchs mit dem Lobe nicht gegeizt hat. Er spricht mit einer Wärme nicht nur von der alten und griechischen Kirche, sondern auch von der römischen, die wahrhaft erquickt, und weiß so viel zu rühmen

und dieses Lob so geistreich zu wenden, daß die Apologeten diese Sprüche sich nicht entgehen lassen werden. Zum Schlusse weiß er auch an der Lichterscheinung der Reformation vieles zu tadeln, so daß das Gleichgewicht nicht allzu stark verletzt wird.

So geistreich nun alles im Einzelnen ausgeführt ist, sieht man wohl, daß es nicht befriedigen kann, daß es nicht eigentlich befreit und luftreinigend wirkt. Dem Unglauben muthet das Buch doch zu viel zu, bleibt zurück hinter dem, was Strauß und Renan zum Genusse boten. Dem Gläubigen aber bietet es zu wenig. Trotz aller Ausschmückung und Verklärung vermag das Christusbild Harnacks nicht emporzuheben Es soll nicht gesagt werden, daß auf diesem Grunde, auf so engem Raum eine Erbauung nicht möglich sei. Was noch möglich ist, das zeigt Naumann in den Hilfeandachten. Es ist wahrhaft rührend, mit welcher Zähigkeit auch das verblaßte Christusbild festgehalten wird, und es ist bewundernswerth, mit welcher Energie aus den wenig übrig gebliebenen Gedanken Lebenswahrheiten entwickelt werden, wie aus Kieseln Funken geschlagen werden. Aus den Sprüchen Jesu leuchten ganz überraschende Lichtblitze. Man sieht, wie noch im verdünnten Christenthum Lebensquellen sprudeln.

Aber wirklich kernhaftes Christenthum ist es eben nicht, es fehlt das rechte Mark, der eigentliche Lebenssaft. All' das geistreiche Spiel mit Gedanken vermag den Versuchungen und Nöthen des Lebens nicht Trotz zu bieten. Um Sünder zu bekehren, um Lasterhafte in der Versuchung zu stärken, um Schuldbeladene aufzurichten, um das Elend zu lindern und in verdüsterte Seelen Trost zu bringen, müssen stärkere Triebfedern wirken. Hier auf dem praktischen Gebiete ist die richtige Probe für eine Theorie, hier liegt der Beweis des Geistes und der Kraft.

Der praktische Beweis muß freilich auch theoretisch unterstützt und ergänzt werden, und in diesem Sinne ist jede

Widerlegung falscher Lehre und jede Vertheidigung der wahren Lehre willkommen zu heißen. Die christliche Wissenschaft war immer bemüht, dieser Aufgabe zu genügen. Die Angriffe der Gegner haben zum Theil herrliche Widerlegungen hervorgerufen, ich erinnere nur an die Schrift Hanebergs gegen Renan und Hettingers gegen Strauß. So zeigt sich auch jetzt die christliche Wissenschaft gegen Harnack auf der Wache, nur scheint mir, daß die bisherigen Arbeiten nicht auf jener Höhe stehen, wie sie etwa die Schrift Hanebergs einnimmt. Mit großem Scharfsinn und großer Klarheit erledigt Georg Rheinhold in seiner Schrift „Das Wesen des Christenthums, eine Entgegnung auf Harnacks gleichnamiges Buch" (Stuttgart, Roth) seine Aufgabe. Sehr gut werden hier die Widersprüche Harnacks aufgedeckt, namentlich die Kette von Widersprüchen, die in seiner Auffassung der verschiedenen Stadien kirchlicher Entwicklung zu Tage treten, worauf schon das Motto: et non erat conveniens testimonium eorum Mark. 14, 50 hindeutet. Aufgefallen ist mir aber, daß der Satz Harnacks: „das Urchristenthum mußte zu Grund gehen, damit das Christenthum bliebe" (S. 9) vom Verfasser nicht verwerthet wurde; eben in diesem Satze widerlegt Harnack sich selbst, das von ihm construirte Wesen des Christenthums, die Urform des Christenthums am allerbesten. Damit gesteht Harnack selbst ein, daß sein Christenthum nicht lebensfähig gewesen wäre; ob es aber heute lebensfähiger wäre als damals, kann billig bezweifelt werden. Die Schrift ist überhaupt nicht erschöpfend, was sich freilich damit entschuldigen läßt, daß sie sonst zu sehr angewachsen wäre. Man empfindet hier eben den Mangel, daß die Dogmengeschichte Harnacks noch keinen ernstlichen Versuch der Widerlegung hervorgetrieben hat. Dann ginge eine Widerlegung der neuesten Schrift viel leichter und es wäre nicht nöthig, wie Reinhold thut, immer wieder hervorzuheben, daß die Aufstellungen Harnacks räthselhaft, unverständlich, unbegreiflich klingen. Um einen

Gegner zu widerlegen, muß man sich auf seinen Standpunkt zu versetzen wissen, sonst bleibt die Auseinandersetzung auf die Gegner wirkungslos. Doch scheint das der Verfasser nicht beabsichtigt zu haben, vielmehr will er blos Zweifelnden einen Weg weisen und denen, die mit den Kniffen der Gegner nicht bekannt sind, die Abwege aufdecken. Zu diesem Zweck ist die Arbeit mehr als ausreichend.

Viel unbedeutender ist das offene Sendschreiben von Hermann Schick: „Ist das Wesen des Christenthums von Harnack in 16 Vorlesungen wircklich das Wesen des Christenthums?" (Regensburg, Wunderling.) Schick befaßt sich ausschließlich mit der Behandlung der Bibel durch Harnack und zwar vom orthodox protestantischen Standpunkt aus. Die Grundlage, von der er ausgeht, ist eine sehr schwankende, die persönliche Erfahrung. Sie lehrt ihn, daß die Bibel Gottes Wort, daß Christus Gottes Sohn ist, daß es Wunder gibt; aber eben seine Erfahrung hat Harnack zu anderen Schlüssen geführt. Bezeichnend ist der Satz: „Der alt- und neutestamentliche Kanon ist da, er ist abgeschlossen, Gott hat sein Siegel darauf gedrückt, und nun können auch die Pforten der Hölle nichts ausrichten gegen dieses Grundbuch der christlichen Religionen". Aber wer sagt ihm, daß gerade diesen Büchern Gott sein Siegel aufgedrückt hat? Wer kann dem Zweifelnden Gewähr leisten? Hier müssen objektive Mächte die subjektiven Erfahrungen ergänzen. Ich möchte die subjektive Erfahrung nicht gering schätzen, sie ist doch zuletzt das Entscheidende. Was nicht innerlich erlebt, durchdacht, durcharbeitet ist, bleibt dem Menschen immer äußerlich und ist eine Form ohne Inhalt. Aber so nothwendig als ein Inhalt ist auch eine Form, das Subjektive muß in dem Objektiven einen Halt finden. Der Verfasser fühlt das selbst, wenn er Harnack anredet: „Stehen Sie durch Ihre Gottesgemeinschaft mit Ihrer Kirche in einem innigen Zusammenhang, so spiegelt sich das alles auch in allen Ihren Studien und deren Resultaten ab, während bei

zweifelhafter oder geradezu feindlicher Stellung alles ganz anders entgegenkommt, aussieht und beurtheilt wird" (S. 12).

Eine Autorität muß es also geben, aber auch Harnack wird eben sagen, eine Autorität, wie sie die protestantische Kirche sich anmaßt, sei eine kümmerliche Dublette der katholischen Autorität, und er hat ohne Zweifel Recht, mag sich Schick auch drehen und wenden!

Grupp.

LXIV

Zum Kapitel der Rückständigkeit.

(Zuschrift von einem alten Freunde der „Blätter.")

Die Rückständigkeit der Katholiken in geistiger, politischer und wirthschaftlicher Hinsicht ist ein sehr beliebter Vorwurf, den die Widersacher der Kirche unermüdlich ausbeuten, täglich im Munde führen. Die „Köln. Zeitung" bearbeitete denselben kürzlich (4. August) in längern Spalten, faßte so ziemlich Alles darin zusammen, was den Katholiken vorgeworfen wird, weßhalb davon hier gleich ein Haupttheil Platz finden mag:

„Es ist gewiß kein Zufall, daß fast alle großen Denker und Dichter Deutschlands seit der Reformation Protestanten waren, und daß auch die Zahl der großen Gelehrten, Erfinder und Entdecker in Europa und Amerika während der letzten Jahrhunderte auf protestantischer Seite bedeutend größer war als auf der katholischen. Und ebensowenig scheint es mir ein Spiel des Zufalles zu sein, daß im Rathe der Völker seit geraumer Zeit die protestantischen und nicht die katholischen Mächte die tonangebende Rolle spielen. Wohin die strenge Durchführung des katholischen Autoritätsprinzips im Volks- und Staatsleben führt, das zeigen uns Italien und Oesterreich, noch auffallender aber Spanien und Portugal sowie die mittel-

und südamerikanischen Republiken; was sich dagegen auf Grund der protestantischen Lebensauffassung erreichen läßt, das kann man an Preußen, England und Nordamerika erkennen. Der strengkatholische Gelehrte darf bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten nur zu solchen Ergebnissen gelangen, bezw. nur solche veröffentlichen, welche von seiner Kirche gebilligt werden. Ist das Resultat seiner Forschungen ein anderes, so muß er entweder mit der Kirche oder mit seiner Ueberzeugung brechen, bezw. auf den Ausdruck derselben verzichten. Vor dem ersteren scheut er gewöhnlich zurück, folglich bleibt ihm nur das letztere übrig. Wenn ein katholischer Historiker z. B. auf Grund seiner Studien zu der Ueberzeugung gelangen sollte, daß Petrus nicht in Rom war und der Primat des Papstes also auf diese angebliche Thatsache nicht begründet werden kann; daß der Papst und die Konzilien in vielen Dingen geirrt haben; daß die katholischen Orden dem Wohle der Menschheit mehr geschadet als genützt haben; daß die Reformation eine berechtigte und für die katholische Kirche selber höchst wohlthätige Bewegung war usw.; er darf dieser Ueberzeugung keinen Ausdruck verleihen, sondern muß die von der Kirche gebilligten landläufigen Ansichten vertreten, wenn er nicht mit eben dieser Kirche zerfallen will. Welchen Werth können aber Forschungen für die Wissenschaft haben, wenn sie immerfort nur Althergebrachtes bestätigen dürfen, wenn sie nie eine neue Idee, nie einen neuen Ausblick oder Gesichtspunkt zu Tage fördern? Wie mit der Geschichte, so verhält es sich auch mit der Philosophie, der Naturwissenschaft und anderen Zweigen der wissenschaftlichen Forschung."

Der Vergleich ist jedenfalls unvollständig, da der Schreiber gerade dasjenige katholische Land nicht erwähnt, welches, nach dem Urtheil Aller, Deutschland am nächsten steht, an erster Stelle hätte herangezogen werden müssen: Frankreich ist unzweifelhaft dasjenige Land, welches hinsichtlich aller Zweige menschlicher Ausbildung und Thätigkeit es mit Deutschland aufnimmt. In einzelnen Fächern mag ja zeitweilig eines der beiden Länder überwiegen, etwas voraus sein — was sich auch durch besondere Umstände, Charakter und Anlagen der beiden Völker erklären läßt — aber im Ganzen und Großen

dürfen wir dieselben als gleichwerthig ansehen. Also kann der Katholicismus hier nicht eine Ursache der Rückständigkeit sein.

Von dem katholischen Autoritätsprinzip und seiner Durchführung hat das Blatt, welches in dem Kampf gegen die katholische Kirche bei uns eine führende Stellung einnimmt, jedenfalls nur sehr mangelhafte Begriffe. In allen katholischen Ländern ist leider, als Folgewirkung der protestantischen Strömung des 16. Jahrhunderts, welche in mehreren Hauptstädten zur Herrschaft gekommen, eine verhängnißvolle Durchbrechung des katholischen Autoritätsprinzips bewirkt worden. Der Gallikanismus (Josephinismus, Febronianismus usw.) ist eine gewaltthätige Anwendung des protestantischen Staatskirchenthums auf die Kirche. Die Wirksamkeit der Kirche wurde durch zahllose Eingriffe in ihre Lehre und Ordnungen beeinträchtigt, lahmgelegt, namentlich auch durch Vernichtung mancher kirchlichen Anstalten und Orden. Um die Autorität der Kirche zu brechen, aber die Staatsgewalt zu verstärken, wurden die schlimmsten Lehren gefördert, die Geheimbünde als Bundesgenossen eingestellt. Die Folge war die Erschütterung aller Einrichtungen, der Umsturz, die Revolution, welche zum Theil heute noch in den katholischen Ländern Europas und Amerikas fortwirken. Denn überall haben sich, im Gefolge der Staatsumwälzungen, Parteien gebildet, welche sich dieser revolutionären Kräfte bedienen, um sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Inmitten dieser Zerrüttung, dieser Parteikämpfe und Erschütterungen hat die Kirche einen harten Stand. Sie wird abwechselnd von allen Parteien bedrückt und mißhandelt, weil sie ihnen nicht zu Willen ist, zu sammeln, die gesellschaftlichen Bande, Recht, Gemeinwesen zu erhalten sucht. Und doch erhält sie sich, macht Fortschritte inmitten all dieser Nöthen, bekämpft den Socialismus wirksamer als irgend eine andere Macht, verhütet das Aeußerste, dank ihrem Ansehen, ihrer übernatürlichen Kraft, ihrem Autoritätsprinzip.

Dies ist doch alles Andere, als die Zerrüttung der Völker durch das katholische Autoritätsprinzip. Daß die Geheimbünde, die Revolution in katholischen Ländern vom Auslande, den protestantischen Staaten her, gestützt und geschürt werden, ist auch eine bekannte Thatsache.

In Frankreich, Italien, Oesterreich, Spanien und Portugal ist die Revolution durch die Regierungen mittelst Gallikanismus rc. eingeführt, das katholische Autoritätsprinzip mit Füßen getreten worden. Und da soll dasselbe schuld sein an der Zerrüttung dieser Länder? Was das katholische Autoritätsprinzip vermag, hätte das Blatt — welches schon mit Abwerfung der Monarchie drohte, als die Regierung ihm nicht genehme Wege einzuschlagen schien — doch während des Culturkampfes erfahren können. Trotz aller Verfolgungen, trotz alles ihnen angethanen Unrechtes begingen die Katholiken keine Ungesetzlichkeiten, ertrugen alle Widerwärtigkeiten und bitteren Unterdrückungen, blieben unverbrüchlich in ihrer Treue, in ihrem Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit. Vortheile bringt dies den Katholiken nicht; empfahl doch Leopold I. seinem Sohn, stets den Liberalen recht zu geben, denn „die Katholiken machen keine Revolution."

Das Autoritätsprinzip ist durch die Angriffe der Widersacher mehr gestärkt als geschwächt worden. Was Jahrtausende nicht vermocht, werden auch die heutigen Widersacher nicht vermögen. Die Geschichte ist ihre beste Rechtfertigung. Die Philosophen haben etliche dreißig Systeme gebaut, von denen keines die Vernunft, geschweige die Wissenschaft voll befriedigt. Und erst die Naturwissenschaften, die jedes Jahr sich erneuern, sich widersprechen, die Ergebnisse der Forschung abthun, welche gestern noch als höchste Leistung, als unumstößliche Wahrheit gepriesen wurden. Gewiß, alle diese Leistungen der verschiedensten Wissenschaften sind Fortschritte, sie erweitern und vertiefen den geistigen Schatz der Menschheit, führen aufrichtige Forscher oft dahin, die Lehre der Kirche zu rechtfertigen. Die Kirche kann ruhig zusehen, alle Wissenschaft wird schließlich zu ihr führen, wenn deren Vertreter, gleich Dubois-Reymond, aufrichtig, unbefangen, nicht vereingenommen sind. Dies ist das Einzige, was die Kirche verlangt. Nämlich, daß ein Ergebniß der Forschung nicht sofort als endgiltige, unumstößliche Wahrheit erklärt, über die Kirche gestellt werde. Gestehen doch in diesem Augenblick die Gelehrten, daß durch die Entdeckung (durch Becquerel in Paris) des Radiums, eines Urstoffes, welcher ganz Licht ist, immer leuchtet, ohne sich zu verändern,

— unsere gesammten Naturwissenschaften wie vor einem Räthsel, vielleicht an der Schwelle einer ganz neuen Entwicklung stehen!

Daß fast alle großen Dichter und Denker in Deutschland seit der Reformation Protestanten waren, mag ja sein, besonders je nach dem Maßstab, den man anlegt. Thatsache ist aber auch, daß durch die Reformation eine solche geistige Verwüstung und Oede eintrat, daß Deutschland über ein Jahrhundert lang keinen namhaften Denker oder Dichter hervorbrachte. Deutschland wurde damals in Wissenschaften, Kunst und Literatur weit, sehr weit von Frankreich, Spanien und Italien überholt. Daß die geistigen Kräfte des protestantischen Volkstheiles nach so langem Schlafe einmal erwachen und sich entfalten würden, ist doch natürlich. Geweckt aber wurden sie hauptsächlich durch die Erinnerung, Vertiefung in die große katholische Vergangenheit Deutschlands. Friedrich der Große umgab sich mit französischen Gelehrten, Denkern und Dichtern, weil sie ihm mehr Respekt einflößten. Wenn heute noch die katholischen Gelehrten nicht zahlreicher in Deutschland sind, so ist es doch, weil sie nicht gefördert sondern zurückgesetzt werden. Hat man nicht dieser Tage den hundertjährigen Geburtstag Johannes Müllers gefeiert, eines der größten Gelehrten des letzten Jahrhunderts, welcher abernicht einmal zum ordentlichen Professor befördert wurde, einzig weil er katholisch war.

Seit der Kirchenspaltung hat es zwei Fürsten in Deutschland gegeben, welche sich die Förderung des katholischen Geisteslebens angelegen sein ließen: den Bischof von Fürstenberg von Münster und Ludwig I. von Bayern. Ihre Zeit hat nicht lange gedauert, aber doch lange genug, um zu zeigen, was Katholiken vermögen, wenn sie gefördert, wenn ihnen Gelegenheit verschafft wird, ihre geistigen Kräfte zu bethätigen. Während der letzten fünfzehn Jahre des 18. Jahrhunderts war das kleine Münster durch Fürstenberg ein sehr bedeutender geistiger Mittelpunkt, und unter Ludwig I. stand das katholische München gewiß groß und herrlich da. Wie nun, wenn auf diesem Boden fortgebaut worden wäre? Geistige Arbeit bedarf überall besonderer Förderung, weil sie viel Zeit braucht.

Den Jesuiten war im letzten Jahrhundert kaum zwanzig Jahre lang vergönnt, in Deutschland thätig zu sein. Und

trotzdem hatten sich eine große Zahl bedeutender Kräfte, Denker, Dichter, Gelehrte aller Fächer in ihren Reihen gefunden. Durch den Culturkampf wurden sie vertrieben, obgleich man ihnen nicht den geringsten Vorwurf machen, sondern nur Lob ertheilen konnte. Von allen protestantischen Gelehrten, welche sonst immer zum Himmel schreien, wenn einem der ihrigen ein Haar gekrümmt wird, hat sich keiner bewogen gefunden, ein Wort gegen diese harte Verfolgung unschuldiger deutscher Gelehrten einzulegen.

In den Berufen, welche weniger von der Staatskasse abhängen, z. B. Heil- und Rechtskunde, haben die Katholiken den Protestanten besser die Stange halten können, besaßen stets viele erste Kräfte. Und in geistiger, wissenschaftlicher Hinsicht ist das Centrum im Reichs- und Landtag den anderen Parteien voll gewachsen, vielfach überlegen. In den freiesten Berufen, die wir in Deutschland besitzen, haben die Katholiken sogar einen Vorsprung. Alle ersten bahnbrechenden Tonmeister, Richard Wagner ausgenommen, sind Katholiken. Wiederum waren es Katholiken, welche die deutsche Kunst um die vorige Jahrhundertwende bahnbrechend erneuerten; mit wenigen Ausnahmen sind alle großen Maler, Bildhauer und Baumeister Katholiken. Als Berlin vor etlichen vierzig Jahren eine Bewerbung für sein neues Rathhaus ausschrieb, schickte ein Katholik den anerkannt besten Plan ein, welcher freilich nicht ausgeführt wurde. Der Erbauer des Reichstaghauses hat dagegen, obwohl Protestant, jedenfalls bewiesen, daß er sich schlecht auf Ebenmaß wie auf gute Raumvertheilung versteht. Das Meisterwerk unter den großen Bauten Berlins im letzten Jahrhundert ist jedenfalls der neue Dom, den ein katholischer Künstler (Raschdorf) nach katholischen Vorbildern, namentlich dem Petersdom in Rom, geschaffen hat. Daß das Innere dem großes Ebenmaß zeigenden Aeußeren nicht sehr entspricht, ist nicht schuld des Baumeisters, sondern des protestantischen Cultus, welcher eine Dreitheilung des Raumes bedingte. Nach dem Urtheile aller Berliner und sonstigen Blätter stehen die neuen katholischen Kirchen Berlins (St. Michael, St. Pius, Herz Jesu, St. Paul, St. Sebastian, St. Mathias) künstlerisch weit über den protestantischen kirchlichen Neubauten. Selbst die riesige Kaiser-

ilhelm=Gedächtnißkirche, für welche 5 Mill. aufgewandt, große
nstlerische Anstrengungen gemacht wurden, steht an Ebenmaß,
unstwerth und Einheitlichkeit gegen die bescheidenen katholischen
irchen zurück.

Bei der Säkularisation an der vorigen Jahrhundertwende
hmen die Regierungen den Katholiken für viele hundert
illionen Güter weg, heute wären es Milliarden. Diese
üter gingen fast alle um geringes Geld in die Hände von
ichtkatholiken über. Mehrfach wurde von oben befohlen,
ese Güter nur Protestanten, selbst ausländischen, zu verkaufen.

Im Neustaat, wie er aus der Säkularisation hervor-
gangen, geht reichlich ein Fünftel — wenn nicht mehr — des
inkommens der Bevölkerung in Steuern und Abgaben aller
rt auf. Wenn nun ein Jahrhundert hindurch dieses Fünftel
orwiegend zu Gunsten eines Theils der Bevölkerung verwandt
ird, muß derselbe nothwendig dies verspüren, wohlhabender
erden als der andere. Thatsächlich ist das der Fall. Fast
lle Regierungen sind protestantisch. Die Katholiken sind nicht
uchstäblich von den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, aber
ielenorts gerade nur soweit zugelassen, daß es eine Lüge
äre, solche Ausschließung zu behaupten.

Sollen wir noch eines sagen: Ist nicht Preußen stets ein
rmes Land gewesen, erst durch den Erwerb Schlesiens, West-
alens und der Rheinlande zu Wohlstand und Blüthe gekommen?
urch dieselben besitzt es auch, nach England, die größten
ohlen- und Eisenlager Europas. Dazu die großen Häfen und
tröme, die Möglichkeit großer Betheiligung am Welthandel.
lso alle Bedingungen wirthschaftlichen Aufschwunges. Frank-
eich zählt 160,000 Bergleute, Oesterreich 110,000, Deutsch-
nd 450,000; gewiß ein gewaltiger Unterschied.

Das Blühen des Gewerbefleißes hängt großentheils von
ohlen und Eisen ab. Die meisten Erfindungen betreffen
aschinenbau, Metall- und verwandte Gewerbe, werden daher
aturgemäß am ehesten in Deutschland, England und Nord-
merika hervorgerufen. Deutschland stand indessen bis in die
tzten Jahrzehnte in dieser Beziehung sehr zurück, während
esterreich u. A. die Schraubenschiffe erfand, durch welche die
ampfschifferei erst emporgekommen ist. Frankreich hat die

Dampfmaschine erfunden, sich während des ganzen abgelaufenen Jahrhunderts als das Land bewährt, welches die meisten Erfindungen, Neuschaffungen aufweist. Oesterreich hat nur wenig Häfen, zu denen kein einziger erster Strom, sondern nur Landstraßen durch theilweise hohe Gebirge führen. Sein einziger großer Strom, die Donau, mündet weitentfernt in fremdem Land ins Meer. Wo soll da, während anderseits die wirthschaftlich sehr herabgekommenen türkischen Länder wenig bieten, ein großartiger Handel sich entwickeln?

Es gehört ein gar geringes Maß von Einsicht, Kenntniß der Verhältnisse dazu, England und Nordamerika mit den romanischen Ländern Europas und Amerikas zu vergleichen, um die Ueberlegenheit der protestantischen Völker zu behaupten. Bezüglich der Kunst und Wissenschaft stehen sie jedenfalls gegen Frankreich zurück, erreichen kaum Italien und Belgien. Tonkunst geht ihnen sozusagen ganz ab. Bezüglich der bildenden Kunst sind sie hauptsächlich auf die Einfuhr angewiesen.

Wirthschaftlich sind beide Länder von der Natur bevorzugt. England ist eine Insel, gegen jeden Angriff gefeit, wogegen es mit seiner Flotte überall mächtig eingreifen kann, der Stärkere ist, ohne daß man es ihm entgelten kann. Weil es eine in der Nähe der reichsten Länder gelegene Insel, ist es dazu geschaffen, der größte Stapelplatz für die Waaren der ganzen Welt zu werden. Es ist fruchtbar, besitzt ungemein günstig gelegene, dabei außerordentlich reiche Kohlen- und Eisenlager. Also alle Vorbedingungen zur großartigsten Entwicklung jeglicher Handels- und Gewerbsthätigkeit. Sein Gewerbebetrieb ist vor jedem feindlichen Eingriff gesichert. Seit Jahrhunderten hat kein Feind seinen Boden zu betreten vermocht, während es nach Herzenslust Kriege führen konnte, durch welche das Festland verwüstet, in seiner Entwicklung zurückgehalten wurde. Wegen seines Reichthums an Kohlen und Eisen hat sich die wirthschaftliche wie kriegerische Macht Englands im abgelaufenen Jahrhundert verzehnfacht. Wie England seine Macht ausnutzt, das sehen wir jetzt in Südafrika. Es setzt Alles ein, um gegen alles Recht sich in den Besitz des an Gold, Diamanten und anderen Schätzen reichen Transvaals und Oranje zu setzen. Die Buren haben diese Länder besiedelt, aus dem Groben

herausgearbeitet, so daß deren Entwickelung jetzt leichter und schneller vor sich gehen kann. Nun wollen die Engländer ernten, was jene gesäet. Die Unterwerfung der Buren mag ihnen schließlich gelingen, und dann bleibt kein Hinderniß mehr, die englische Macht vom Kap bis zum Nil auszudehnen, vielleicht auch das sehr wichtige Abyssinien einzubeziehen.

Dank mehrhundertjähriger Uebung versteht es England vorzüglich, unterjochte Völker, Besitzungen in allen Welttheilen, wirthschaftlich emporzubringen und auszubeuten. Wie es aber mit den Völkern umgeht, vor keiner Gewaltthat, Grausamkeit, Ungerechtigkeit zurückschreckt, wenn es sein Ziel zu erreichen gilt, ist auch bekannt. Die Hindus und andere wissen davon zu erzählen. Und es darf auch nicht befremden, wenn dieselben mehrfach sich empörten, noch immer auf den Augenblick, die günstige Gelegenheit warten, um von neuem loszuschlagen. Der Besitz Indiens ist keineswegs so gesichert, als Manche glauben mögen. Kundige behaupten, England sei schuld an dem Elend und der Hungersnoth, von denen das überaus reiche Land so oft heimgesucht wird. Hat nicht England auch mehrfach Kriege mit China geführt, um dessen Einwohner mit Opium vergiften zu können — dessen Einfuhr freilich den Engländern viele Millionen einbrachte? Durch diese Politik hat es die Chinesen gegen Europa und auch gegen das Christenthum aufgebracht, welches früher erfolgreich in China verbreitet wurde. So gewaltthätig, ungerecht und grausam wie England haben weder Spanier noch Portugiesen in fremden Welttheilen gehaust.

Doch bleiben wir in der Nähe. Entsetzlicher ist noch kein Volk von einem anderen mißhandelt worden, als die Irländer durch England. Die Irländer sind vollständig entrechtet, ihres gesammten Grundbesitzes beraubt, gemordet, zu Recht- und Besitzlosen, zu Bettlern gemacht worden. Durch die englische Herrschsucht ist das fruchtbare Land verödet, die Einwohner sind zu Hunderttausenden verhungert, zu Millionen zur Auswanderung gezwungen worden. Der Zweck ist erreicht, Irland ohnmächtig, arm, entvölkert — während England um so reicher und mächtiger wurde. Und trotzdem haben die katholischen Irländer nicht Gleiches mit Gleichem vergolten.

Die Vereinigten Staaten können gar nicht mit dem span-

ischen Amerika verglichen werden, weil die beiderseitigen Ve
hältnisse ganz verschieden sind. Nordamerika liegt Euro
weitaus am nächsten; dabei ist es gerade derjenige Th
welcher auch bezüglich des Klimas, der Erzeugnisse und al
Lebensbedingungen Europa am nächsten kommt. Dies bewir
eine äußerst schnelle europäische Besiedlung, Ausbeutung
natürlichen Reichthums. Ueberdies besitzt Nordamerika dre
viermal mehr Kohlen- und Eisenlager als Europa, dazu
erschöpfliche Erdölquellen, während zahlreiche Riesenströme
Seen den Verkehr ungemein erleichtern. Die Einwande
brachten alle Künste und Gewerbe, alle Hülfsmittel der
sittung aus Europa mit. Also die günstigsten Vorbedingung
welche jemals bei Besiedelung eines neuen Landes und A
nützung seiner vielfachen Reichthümer vereinigt waren.
Eingeborenen wurden mit Feuer und Schwert, Branntw
und Lastern ausgerottet, wie wilde Thiere weggeknallt.

Auch an den Katholiken haben sich die Nordamerika
gleich ihren englischen Vettern schwer versündigt. Ihr
deutendster Dichter (Longfellow) schildert ergreifend die graus
Verfolgung, durch welche die katholischen Akadier von H
und Hof vertrieben, dem Hunger und allem Elend preisgegeb
ausgerottet wurden. Den katholischen Maryländern erging
nicht viel besser. Sie ließen gastfrei auch Protestanten in
von ihnen urbar gemachte Land zu, wurden dann selbst
diesen bedrückt, verfolgt, zu Heloten gemacht. Wie die V
einigten Staaten das katholische Mexiko mißhandelt, ausgerau
um mehrere seiner besten Gebiete gebracht, haben wir n
selbst erlebt. Das vielfach ungesunde Cuba war durch
Spanier zu einem reichen, blühenden Lande gemacht word
trotzdem dasselbe fortwährend durch Freischärler beunruh
und geplündert wurde, die aus den Vereinigten Staaten kam
Da alle diese Versuche mißglückten, warf Nordamerika schließ
die Maske ab, begann selbst den Krieg, in welchem das kle
Spanien natürlich unterliegen mußte. Auch auf den Philippi
hat Nordamerika gewühlt und geschürt, Empörer und Verrät
gedungen, um sie erobern zu können.

Die katholischen Länder Amerikas sind von Natur
sehr verschieden von den Vereinigten Staaten. Sie liegen

weiter von Europa, konnten erst durch die Entwicklung der Dampfschiffahrt näher gebracht werden, besitzen dabei aber wenig Eisen und Kohlen. Von den größten derselben erstreckt sich nur Mexiko, gleich den Vereinigten Staaten, von einem Meer zum andern. In Südamerika ziehen sich, in ziemlicher Entfernung von der Küste, aber dieser entlang, von Norden nach Süden die fast unübersteigbaren Cordilleren, eine der stärksten natürlichen Grenzen, die es auf der Welt gibt. Dank derselben kann Brasilien nicht bis an den großen Ozean vordringen, weil die Cordilleren Peru und Bolivia als unüberwindliches Bollwerk beschützen. Dasselbe Bollwerk ist die Bürgschaft der Selbständigkeit Chilis, Argentinien gegenüber. Ein Staat von einem Meer zum andern, wie die Vereinigten Staaten, ist daher in Südamerika nicht möglich. Derselbe würde auch nicht sonstwie so günstige Vorbedingungen finden. Er würde nicht Eisen und Kohlen genug besitzen, um eine Küste mit der andern mittelst Bahnen zu verbinden, und überhaupt das Innere des Welttheils aufzuschließen. Der Amazonenstrom, ebenso mehrere andere Ströme, bieten ihrerseits der Schiffahrt ganz andere Hindernisse als die Ströme der Vereinigten Staaten. Südamerika ist deshalb ungleich schwieriger zu erschließen, mit Verkehrswegen zu versehen, als Nordamerika. Dieses hat, an seiner Westküste, nicht allzuweit nach den Philippinen, China, Japan Indien, Niederländisch-Indien und andern reichen, starkbevölkerten Ländern. Südamerika ist viel weiter davon entfernt.

Die Westküste Südamerikas, also Chili, Peru, Bolivia, Ecuador, Granada, sind für den Handel nur über die Meerenge von Panama, oder durch die Magellanstraße zu erreichen. Der Verkehr dieser Länder mit Europa ist daher sehr schwierig, langsam. Die Spanier brauchten einst bis acht, neun Monate um mit ihren Segelschiffen nach Chili, Peru, Ecuador u. s. w. zu gelangen. Darf man da sich wundern, wenn die Besiedelung und Gesittung dieser Länder nur langsam vorwärts kam? Der Panamakanal wäre für diese Länder die größte Wohlthat geworden, hätte sie Europa näher gebracht, sie gegen die Einflüsse und Pläne Nordamerikas gestärkt.

Ein anderer gewaltiger Unterschied. In Nordamerika

wurden die Eingebornen durch alle erreichbaren, oft grausamsten Mittel ausgerottet, vom Erdboden vertilgt, um der europäischen Einwanderung Raum zu schaffen. Im lateinischen Amerika hatten die Eingebornen, besonders in der ersten Zeit, auch vieles zu erdulden. Aber sie wurden doch erhalten, bekehrt, gesittet, zu einer gesunden, lebenskräftigen, den Europäern nahestehenden, tüchtigen Bevölkerung gemacht. In vielen Gegenden, Chili, Cuba, Portorico u. s. w. ist durch die Vermischung der Eingebornen mit den Spaniern ein ausgezeichneter, tüchtiger Menschenschlag entstanden. Ueberall haben sich die Eingebornen den Spaniern angeschlossen, empören sich nicht gegen sie. Bei der Loslösung vom Mutterland (1812) zählten die spanischen Länder Amerikas 19 Millionen Einwohner, worunter 3 Mill. Spanier. Das ungleich günstiger gelegene britische Nordamerika zählt nicht viel mehr Europäer. Doch gewiß eine großartige, von keinem andern Volke erreichte Leistung, daß das kleine Spanien, welches damals nur 5—8 Mill. Einwohner zählte, binnen drei Jahrhunderten, trotz so äußerst schwierigen Verkehrs, eine so starke weiße Bevölkerung in diesen Ländern ansiedeln konnte. Seitdem hat sich dieselbe verfünf- und versechsfacht, was doch auch als eine starke Mehrung zählen darf. Argentinien allein zählt jetzt sieben Millionen größtentheils weißer Einwohner.

Nordamerika besitzt auch zwei nicht spanische, lateinische Gebiete, Louisiana und Untercanada, in welchen die Abkömmlinge französischer Siedler sich außerordentlich lebenskräftig erweisen, wohlhabend sind, sich sogar stärker mehren als ihre Nachbarn englischer Abstammung.

Das lateinische Amerika ist auch nicht so durchweg günstig für europäische Siedler als die Vereinigten Staaten und Canada. Nur die südlichere Hälfte Südamerikas, die gebirgigen Gegenden Perus und Ecuadors sind den Europäern zuträgliche Gebiete. Seitdem dieselben durch die Dampferlinien Europa näher gerückt sind, machen sie auch sehr bedeutende Fortschritte, entwickeln sich schnell. Man wirft den lateinischen Republiken ihre mangelhaften politischen Verhältnisse, die öftern Umwälzungen vor. Bei ihrer Bildung aber bestand die Bevölkerung dieser Staaten zu fünf Sechsteln und mehr aus Eingebornen, Negern und Misch-

lingen. Für den herrschenden führenden Theil der Bevölkerung, die Spanier, war es solcher Ueberzahl einer zwieschlächtigen Bevölkerung gegenüber nicht leicht, eine gedeihliche Selbstregierung zu führen. Die englischen Abkömmlinge in Nordamerika waren von Haus aus, durch Ueberlieferung, an Selbstregierung gewöhnt. England ist anderen Stammes, hat eine ganz andere Entwicklung durchgemacht, als Spanien, welches sieben Jahrhunderte lang all seine Kräfte auf Bekämpfung der Mauren setzen mußte. Dies führte zu ungemeiner Stärkung der Königsmacht.

So zerrüttet und verkommen, so rückständig, wie gewisse Leute dieselben schildern wollen, sind die lateinischen Staaten Amerikas schließlich aber doch nicht. Chili wurde, seit seiner Trennung von Spanien, bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts fast ununterbrochen, ohne namhafte Störungen, von einigen hundert alten, angesehenen Familien gut regiert, machte Fortschritte. In letzter Zeit hat es sich wieder ermannt, viele Verbesserungen eingeführt. Ecuador befand sich in bester Entwicklung, als plötzlich sein Präsident, der edle Moreno, dem Mordstahl erlag. Wer den Mörder bewaffnete, steht in Frage. Mexiko besitzt seit Jahrzehnten eine dauerhafte Regierung, hat deshalb große Fortschritte gemacht, befindet sich in bester Entwicklung. Obwohl die kaiserliche Regierung nicht immer nach dem Rechten sah, wurde Brasilien wohlhabend, reich, eignete sich manche Fortschritte an. Der größere Theil Brasiliens ist für Europäer, besonders Germanen, wenig zuträglich, zieht deßhalb wenig Einwanderer an.

Es ist in Südamerika wie in Nordamerika: wo Klima und Verhältnisse die europäische Einwanderung begünstigen, werden die Länder schnell blühend, führen alle Verbesserungen und Erfindungen ein, Ackerbau, Gewerbe und Handel gehen vorwärts. So in Südbrasilien, wo Deutsche, Italiener, Oesterreicher zahlreich einwandern, die Hülfsquellen des Landes fließen machen. So in Uruguay und Argentinien.

Nein, es ist kein Zufall, daß Preußen, England und Nordamerika eine so große Ueberlegenheit erlangt haben. Wir besitzen nicht blos natürliche Reichthümer, sondern auch eine ungemein günstige erdkundliche Lage, sind weitaus die reichsten

an unentbehrlichen Machtmitteln der Neuzeit: Kohlen und Eisen. Die katholischen Länder, sowohl in Europa als Amerika, haben eine viel ungünstigere Lage. Die katholischen Länder Amerikas liegen weit ab vom Verkehr, sind viel weniger zugänglich. In Europa ist ihnen das Handelsgebiet ungemein eingeengt, seitdem die Türken in Europa eingedrungen, die asiatischen und afrikanischen Küstenländer des Mittelmeeres durch die Muhamedaner verwüstet, entvölkert, öde und arm geworden sind. Die protestantische Lebensauffassung, welcher die Blüthe dieser Länder zugeschrieben wird, hat die Engländer und Nordamerikaner bei all ihren Gewaltthaten, Grausamkeiten und Rechtsverletzungen nicht gehindert, vielmehr die unbarmherzigste Selbstsucht bei ihnen zur Herrschaft gebracht. Der eigene Vortheil ist alleiniges, oberstes Gesetz.

Wenn das Emporkommen, Reichwerden der Beweis der Ueberlegenheit ist, dann stehen die Protestanten weit gegen die Juden zurück. Letztere spielen dazu auch in geistiger Hinsicht eine überlegene Rolle. Sie zählen verhältnißmäßig viel mehr Gelehrte und Denker als die Protestanten. Sie besitzen viele bedeutende Schriftsteller und Dichter, beherrschen vielfach die Bühne. In Berlin sind drei Viertel aller Rechtsanwälte Juden. Und erst in der Tagespresse! Da könnte doch noch etwas anderes im Spiele sein als die katholische Rückständigkeit, welche den lichtumflossenen Protestanten als dunkler Hintergrund dient. Warum legen ihre Widersacher nicht auch den Maßstab der Gewissenhaftigkeit, Sittsamkeit, Opferwilligkeit, Nächstenliebe, der christlichen Tugenden an die verschiedenen Völker und Völkertheile? Denn die bloßen weltlichen Erfolge sind doch nur ein Theil des Lebens der Einzelnen wie der Völker. Sind nicht die Katholiken oft genug die Opfer ihrer Tugenden geworden, statt Gleiches mit Gleichem zu vergelten?

LXV.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen.[1]

(Schlußband.)

Der edle Consistorialprälat Gerock, dessen sympathischer
estalt wir auch in dem nun zum Abschlusse gelangten groß=
rtigen Berliner Werk von Karl Werkmeister: „Das
eunzehnte Jahrhundert in Bildnissen" begegnen,
at in einem seiner tiefempfundenen religiösen Gedichte bei
usschau auf die hervorragenden Persönlichkeiten der Cultur=
eschichte die ernste Frage des Propheten Samuel (I. 16. 11)
estellt: „Sind das die Knaben alle?" Sicherlich würde
erock auch beim Ueberblicke über die Bildnisse des Jahrhunderts
iese Frage wiederholen, um einerseits die Unzulänglichkeit aller
enschlichen Geistes= und Schaffensentfaltung, anderseits aber
och die herrliche Mannigfaltigkeit zu betonen, die das Geistes=
eben der Menschheit als Reflexe jenes Geistes erscheinen läßt,
er am Anfange der Dinge über den Wassern schwebte. In
er That wird der auf christlicher Weltanschauung fußende
eobachter des menschlichen Strebens und Wirkens für seine
usblicke nicht nur eine festere, sondern auch eine genußreichere
asis haben, als Jener, der alle Schaffensstärke, allen Wissens=
rang als genügenden Selbstzweck erachtend, es ablehnt, die
ührende göttliche Hand in der Geschichte der Gesammtheit wie

1) Siehe: Histor.=polit. Blätter 123. Bd. S. 822 und 126. Bd. S. 534.

in jener des einzelnen Menschen zu ersehen. Allerdings ist es oft schwer, in den strauchelnden, irrenden, vor allem in den verneinenden Geistern, welche uns in jeder Culturepoche begegnen, den Zusammenhang mit den großen Plänen der Vorsehung zu erkennen. Wenn aber, wie es thatsächlich der Fall, selbst der finstere Geist, der das Böse will, hin und wieder Gutes schafft, dann dürfen wir nicht zweifeln, daß auch mancher Mißgriff, manche Dissonanz des geistigen Ringens in der Gesellschaft ihre spätere Correktur und Auslösung zu finden vermag. Ueberdies ist im Gemüths- und Geistesleben ehrlich strebender Menschen der Tag von Damaskus, von dem die Apostelgeschichte erzählt, keine vereinzelte Erscheinung.

Wenn wir unter solchen Gesichtspunkten auf die imposante Reihe der in den „Bildnissen“ vorgeführten Gestalten von Männern und Frauen schauen, dann muß tiefgehende, freudige Ergriffenheit ob der Lichtseiten der menschlichen Kräfte uns erfüllen, und leichter nehmen wir jene negativen Erscheinungen in den Kauf, die den fruchtbar wirkenden Elementen gegenüber nicht ausgedehnter sich erweisen, als die trüben Flecken am leuchtenden Sonnenball.

Die vielen Vorzüge der großangelegten Bildnisse-Publikation haben wir bereits in früheren Besprechungen hervorgehoben. Auch die letzten 25 Hefte des Werkes halten in den Porträtsreproduktionen, wie in den textlichen Erörterungen getreulich die gleiche künstlerische und stilistische Höhe ein. Hin und wieder mag im Lobe einzelner Persönlichkeiten freilich des Guten zu viel geschehen sein, was im Hinblicke auf bildende Künstler zunächst bei R. Begas, ganz besonders aber bei Liebermann und Max Klinger zu vermerken sein dürfte. Wenn wir auch das unverkennbare Bestreben, jeder redlich vertretenen Anschauung, jeder ernstgemeinten Thätigkeit möglichst gerecht zu werden, vollauf würdigen, so wäre uns dennoch auch im Preise mancher Forscher, die auf Moleschott'schen oder Darwinistischen Bahnen weiterbauen, eine größere Reserve nicht unlieb gewesen. Einzelne andere hervorragende Zeitgenossen sind dafür wieder etwas rauher angefaßt worden, so daß ihre Charakteristik nicht immer unter völlig einwandfreiem Gesichtspunkte gegeben erscheint; eine Wahrnehmung, der wir uns

angesichts der Behandlung Windthorsts und des Mainzer Bischofs v. Ketteler beim besten Willen nicht verschließen können. Die Vielheit der am Werke thätigen Federn läßt ja diese Ungleichheiten in den biographischen Skizzen einigermaßen erklärlich erscheinen. Erfreulicherweise sind jedoch die schwierigsten Textpartien meist mit anerkennenswerther Objektivität geboten. Solches ist z. B. der Fall bei dem gewiß schwer zu würdigenden Dichter Gerhart Hauptmann, bei den Philosophen Hartmann und Nietzsche, wobei wir in letzterem freilich mehr den Träger einer mit Gedanken spielenden Phantasie, als den eines tiefgründlichen Denkens erkennen müssen. Wir haben noch nicht „Herrenmoral" genug im Leibe, um nicht für den unglücklichen Mann, in dessen Augen frühzeitig der Irrsinn aufflackerte, jenes christliche Mitleid zu empfinden, das gerade er aus der Welt verpönt wissen wollte.

Wie das in Thaten sich kristallisirende Mitleid der Menschheit anders nützt, als kühne Träumereien und harte Verneinung, das künden in geradezu glänzender Weise mehrere verehrungswürdige Gestalten, unter denen die Kämpferin für Sklavenbefreiung, Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte", ferner die um Englands Krankenpflege besorgte Florence Nightingale, sicherlich eine der edelsten Frauen des 19. Jahrhunderts, besonders hervorleuchten. Höchst sympathisch tritt uns auch der von tiefgehender Liebe zu den unteren Volksschichten erfüllte, einflußreiche Gelehrte und Moralist Kingsley entgegen, dem der deutsche Philanthrop Joh. Wichern achtenswerth sich beigesellt. Hieher zählt ferner der unermüdliche Henry Dunant, dessen Sorgen und Opfern das Institut des rothen Kreuzes und gewissermaßen auch die Genfer Convention das Dasein dankt. — In einem unleugbaren Contraste zu diesen Genannten steht eine Gruppe von Chemikern und Technikern, die wie A. Nobel, Armstrong und Dreyse die ausschlaggebendsten Zerstörungsmittel im Kampfe gegen Felsenmauern und Mitmenschen zu finden vermochten. Dreyse's gemüthliches Aeußere verräth nicht im mindesten den Erfinder des verheerenden Zündnadelgewehres, als welcher er in den Bildnißblättern nachbarlich dem Pädagogen Diesterweg sich anreiht. Wir sind fein-

fühlig genug, um hier den Faden zu greifen, der die mit dem Dreyse-Gewehr ausgerüsteten Zöglinge des preußischen Schulmeisters zu den Erfolgen von Sadowa führte.

Politischer Sphäre nahegerückt, sei unter Hinweis auf den italienischen Dichter Giusti zugestanden, daß es auch politische Lieder gibt, die man nicht „garstig" zu nennen braucht. Im allgemeinen liebt die rauhe Politik freilich nicht den Rhythmus eleganter Verse, und an die derbe Wirklichkeit, an die nicht selten gleich dem Winde umschlagenden politischen Rechnungen und Zeitprogramme werden wir durch die Staatsmänner und Diplomaten gemahnt, die zahlreich im letzten Drittel der Bildnisse zur Darstellung gelangen. Den Politikern und Parlamentariern, besonders den auf norddeutschem Boden erwachsenen, am Ausbau des neuen Deutschen Reiches betheiligten Kräften findet sich ein sehr ausgedehntes Ehrenfeld eingeräumt. Alle die Führer und Stützen der verschiedenen Parteien, von Simson bis Bennigsen und Eugen Richter haben sich eingestellt, nur der allzu vielseitige Miquel sieht sich, wie im politischen Leben, auch in den Bildnißblättern kalt und außer Curs gestellt.

Gegenüber den aus anderen Ländern vertretenen Politikern und Kämpfern, gegen einen Kossuth, Mazzini, Parnell u. A. nehmen sich die fortschrittlichsten Vertreter Deutschlands — das Löwenhaupt des alten Liebknecht ausgenommen — ziemlich spießbürgerlich aus. Besonderes Interesse beanspruchen vor allem die Gestalten, die am sausenden Webstuhl der Zeit ihre nationalökonomischen Systeme weben, die theils in sorgfältiger Arbeit, theils in agitatorischem Ungestüm thatsächlich die socialen Fragen in neue Bahnen geleitet haben. Von Charles Fourier und dem Grafen Saint Simon, den Begründern des modernen Socialismus, von dem Theoretiker Rodbertus und dem in bürgerlichem Rahmen thätigen Schulze-Delitzsch bis zu Lassalle und Marx führt unter manchmal unheimlichen Symptomen die Bahn, heute dank dem Eingreifen christlicher, umsichtiger Gruppen die Hoffnung bietend, daß alles Utopienhafte ausgeschieden, alles wahrhaft Brauchbare aber festgehalten und zum Ausbau einer socialen, den berechtigten Forderungen der arbeitenden Klassen entsprechenden Gesellschaftsordnung sich fügen werde.

Gerade in Bezug auf Obsorge für die unteren Volks-
ichten hätten wir in der bereits erwähnten biographischen
kizze v. Ketteler's dessen bahnbrechende christlich-sociale Be-
utung noch etwas prägnanter hervorgehoben gewünscht. Es
ürde sicher dem Ansehen der Jahrhundert-Bildnisse keinen
intrag gethan haben, wenn auch der Verfasser der Encyklika
Rerum novarum", Leo XIII., Vertretung erhalten hätte.
chon unter rein historischem Gesichtspunkte vermissen wir in
m großen Werke ungerne die hervorragendsten Repräsentanten
d Träger conservativ geistiger Weltmacht, die gewissermaßen
s die festen Pole in der wirbelnden Zeitbewegung erscheinen.
ir machen diese Bemerkung zunächst auch im Hinblicke auf
s Fehlen verdienter Monarchen. Während wir fast allen
räsidenten der Vereinigten Staaten Amerikas begegnen, die
evolutionshelden aller Herren Länder kennen lernen, sind,
ie schon in einer früheren Besprechung vermerkt, von euro-
äischen Potentaten nur Napoleon I. und Großherzog Karl
ugust von Weimar zu schauen. Bei der warmen Begeisterung
r das neuerstandene Deutsche Reich, die aus sehr vielen
eilen des prächtigen Bilderwerkes uns entgegenhallt und die
m „Säkularmenschen", dem gewaltigen Kanzler Bismarck,
s Schlußheft vollständig widmen hieß, wäre es keine byzan
nische Schwäche gewesen, wenn mit und neben den verdienten
aladinen des Reiches auch dessen erster Kaiser, Wilhelm, Dar-
llung und Würdigung gefunden hätte.

Wenden wir uns von der Erinnerung an weltgeschichtliche
estalten zum stillen Bienenstaat emsiger Gelehrter und Forscher
rück, so ist zu constatiren, daß, wenn auch manch schätzens-
erthe Persönlichkeit, die ein Ehrenblatt verdient hätte, zu
rmissen ist, kein gelehrtes Arbeitsfeld, kein Kunst- oder Wissens-
veig sich findet, dem in den „Bildnissen" nicht Vertretung
worden wäre. Von katholischen Größen begrüßen wir in
n letzteren Heften Cardinal Newman und den edlen
osmini; auch P. Secchi hat wohlverdienten Ehrenplatz
halten. Wie Secchi einst von den Zinnen der ewigen Stadt
ine forschenden Blicke erfolgreich zu den Sternen sandte, so
t ein anderer Gelehrter im dunklen Schoß der heiligen Erde
oms Dokumente aufgedeckt, die, vom Morgenrothe blutigen

Martyrerthums umhaucht, für die Frühgeschichte des Christenthumes von höchster Bedeutung sich erweisen. De Rossi hätte es daher sicher verdient, in den Bildnißblättern dem wackeren Schliemann zur Seite gestellt zu werden, auf daß die archäologischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts eine etwas vollständigere Betonung erhalten hätten. — Lückenlos scheint uns dafür das Gebiet vertreten, welches andere Forscher nach den Polar- und Aequatorialgegenden geführt. Von Franklin bis Nansen, von John Speke, Heinrich Barth bis Wißmann sind die Helden fast sämmtlich zu schauen, die um die Kenntniß unseres Planeten besondere Verdienste sich erworben. Nicht alle hier vorgeführten Gestalten sind uns so sehr sympathisch, wie der uneigennützige Livingstone; wir brauchen nur das Porträt Stanley's zu betrachten, um herauszufühlen, daß auch unter den Gelehrten bei „Theilung der Erde“ Eigennutz und Scrupellosigkeit eine nicht geringe Rolle spielen mag. — Daß übrigens auch die an Erdengütern vielleicht zu kurz kommenden modernen Poeten nicht immer vor Jovis Throne weilen, sondern in idealarmen Niederungen Trebern suchen, können wir oft mehr zwischen als in den Zeilen lesen, die der gedehnten Schaar von Dichtern und Romanschriftstellern, den Zola's, Maupassants u. A. in den Bildnißblättern gewidmet sind.

Erfreulicherweise sind auch der edlen Poeten nicht wenige, und manche wüßten wir noch zu nennen, denen in dem vorliegenden Werke kein Kranz geflochten ist. Der Klassiker unter den Jugendschriftstellern, Christoph Schmied, ist leider in Norddeutschland ziemlich unbekannt; aber den kerndeutschen Sänger von „Dreizehnlinden“, wenn er auch nicht dicke Bände hinterlassen, hätte man nicht vergessen sollen. — Zu kurz gekommen, förmlich ignorirt erscheinen die Spanier, die, wenn sie auch ihre Colonien verloren, doch im Mutterlande noch Geisteskräfte genug besitzen, um einem etwa geplanten Ausrangiren aus dem Range der Culturnationen erfolgreich die Stirne zu bieten. Der geschätzte Dichter Jose Zorrilla, manch tüchtiger Maler, der edle Philosoph Jakob Balmes hätten ins geistige Völkerconzert sicher keinen Mißton gebracht.

Was schließlich jene Meister der Kunst betrifft, welche

r allen der Harmonie zu dienen wissen, so ist zu sagen, daß
den Bildnißreihen den Tondichtern des europäischen Südens
ie des Nordens umsichtigste Würdigung zu Theil geworden ist.
on der leicht geschürzten Wiener Musik eines Joh. Strauß
s zu dem Meister, der uns das eigentliche Musikdrama ge-
iten, Richard Wagner, werden wir noch in den letzten
eften geführt. So verschieden auch Wagner beurtheilt werden
ig, niemals wird zu verkennen sein, daß er für sein musi-
lisches Bühnenwirken nach wahrhaft großen Stoffen verdienstvoll
h umgesehen, daß er als Künstler mit mächtigem Geiste auch
: Beachtung der Menschheitsprobleme in sein Kunstschaffen
ibezogen hat. Wußte er doch in seinem „Parsifal“ in den
habenen christlichen Sagenkreis derart sich zu vertiefen, daß
r „Antichrist“ Nietzsche bitter höhnend von dem einst ihm
hestehenden Meister sich wandte, weil dieser sich gedrängt
fühlt, den Mysterien des heiligen Grals Preis und Huldigung
tgegenzubringen.

Daß die wahrhaften Erfolge des geistigen Schaffens im
. Säkulum trotz manch schöner Anläufe nicht auf dem Gebiete
r Künste, auch nicht auf dem des metaphysischen Forschens,
ndern fast ausschließlich auf den Gebieten der exakten und
perimentirenden Wissenschaften liegen, darf als Thatsache
lten. Die großen Errungenschaften, die hierin gemacht worden,
id wahrhaft phänomenale, und ihr Werth und ihre Bedeutung
ücken dem abgelaufenen Jahrhundert den eigenartigen Stempel
f. Die Triumphe der Physik, ihre Anregungen und Resultate
ben vielfach mitgewirkt, das ganze Gesellschaftsleben nach der
irthschaftlich socialen Seite hin einem tiefgreifenden Wandel
zuführen. Wenn wir die Reihen der hier einwirkenden,
rschenden und findenden Gestalten überschauen, dann wird
is fast unheimlich zu Muthe, ob der Fülle der Details, in
e heute Wissenschaft und Arbeit sich verästelt. Was in der
eriode des großen Aquinaten, was durch Jahrhunderte hin
s zu Humboldts und Goethes Zeiten noch möglich schien,
iß einzelne erleuchtete Geister die ganze Wissenssumme der
eit zu sammeln und wiederzustrahlen vermochten, dünkt an-
sichts der heutigen Entwickelung eine Unmöglichkeit. Darin
gt wohl die Kehrseite der Medaille, die der Beobachter des

Geisteslebens im 19. Jahrhundert nicht ignoriren wird könne
Hoffentlich aber bleibt die Sorge für immer ferne, daß d
gewaltige Menschheitsstreben zu einem neuen babylonisch
Thurmbau führen könnte. Zu fürchten ist freilich das hin u
wieder wahrzunehmende weitgehende Selbstgefühl der Gege
wart, sowie der Mangel dankender Erkenntniß gegen den Urqu
und Spender aller Geistesgaben. Auch die Verdienste der viel
und großen Vorarbeiter, auf deren Schultern gewissermaß
unsere heutige Cultur sich aufbaut, werden nicht immer e
sprechend in Rechnung gezogen.

„Die Lebenden vergessen leicht den Antheil der Väter
den Errungenschaften der Cultur, die wir als etwas Selb
verständliches hinnehmen“, sagt in einer der vorliegenden bi
graphischen Skizzen (S. 591) sehr treffend K. Werkmeiste
der verdienstvolle Herausgeber der Jahrhundert-Bildnisse. Se
mit großen Mühen und Opfern hergestelltes imposantes We
dünkt uns das vorzüglichste Mittel, ehrende Anerkennung geg
dahingegangene Verdienstträger dauernd rege zu halten. D
höchst werthvolle Gabe Werkmeisters bietet nicht nur ein
diegenes Sammelwerk von Bildnissen und Lebensskizzen berühmt
und verdienter Gestalten, sie ist zugleich ein hochzuschätzend
Denkmal edler Dankbarkeit und Pietät.

München. Max Fürst.

LXVI.

Die römischen Katakomben.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich eine eigene
atakombenwissenschaft gebildet. Ununterbrochen wird an deren
ortentwicklung gearbeitet. Ja in allerneuester Zeit hat die
atakombenforschung durch die Anwendung moderner Hilfs-
ittel, die künstliches Licht und Chemie an die Hand geben,
n größten Aufschwung genommen. Die Ergebnisse, welche
mit jedem Jahre in erstaunlicher Fülle zutage fördert,
id „so wichtig für die Kenntniß des altchristlichen Lebens
d Glaubens, daß eine gedrängte Uebersicht derselben von
ichstem Interesse erscheint“ (Zeitschrift für katholische Theologie,
[1901], 294).

Zwar haben Monographien über spezielle Gegenstände
id einzelne Katakomben sowie auch größere Werke den Fach-
lehrten bereits diese Geheimnisse des altchristlichen Rom dar-
legt, aber diese Werke sind zu kostspielig und auch zu trocken
issenschaftlich gehalten, als daß sie auf einen weiteren Leser-
eis rechnen könnten. Bisher gab es in deutscher Sprache
och kein Buch, welches über die römischen Katakomben mit
rem reichen dogmen- und kirchengeschichtlichen Inhalte kurz
rientirte und sich noch nebenbei durch reiche Illustrationen
id billigen Preis auszeichnete. Und doch sind die Kata-
mben ein so lehrreiches, interessantes und erbauliches Buch,
is wo möglich für alle Christen aufgeschlagen zu werden im
öchsten Grade verdient.

Dieser überaus zeitgemäßen Aufgabe hat sich Profes-
Dr. Anton Weber in seinem Buche: „Die römischen Kata-
komben“ [1]) unterzogen. Der Leser desselben unternimmt, von
kundiger Hand geführt, eine belehrende und erbauende Wanderung
durch die dem katholischen Christen so theuern Stätten der
römischen Katakomben. Der Vorzug der Gründlichkeit und
Gelehrsamkeit vereinigt sich dabei mit jenem der Popularität
und leichten Verständlichkeit. Es war nämlich das Streben des
Verfassers, daß die Arbeit der Alterthumswissenschaft nicht im
engen Kreise der Gelehrten begraben bleibe, sondern ins Weite
und Breite rücke, indem er die Ergebnisse der Forschung
„gemeinverständlich“ darstellte. Trotz des schlichten Gelehrten-
apparates hat die Schrift „hohe wissenschaftliche Bedeutung“
(ebend. S. 295.) Es gelten hier die Worte in der „Beilage zur
Allgemeinen Zeitung“ (1899, Nr. 15): „Auch in Deutschland
wird sich, wie es in England schon längst der Fall ist, hoffentlich
immer mehr die Einsicht Bahn brechen, daß eine gute populäre
Darstellung nicht auf einer niedrigen Stufe der wissenschaft-
lichen Bethätigung steht, sondern ebensoviel Kenntniß und
eine größere Weite des Blickes verlangt, wie eine Spezial-
untersuchung“. Zudem ist die Gabe, anschaulich zu schildern,
dem Verfasser im hohen Grade eigen; was er beschreibt,
erlebt man mit; was er schildert, sieht man gleichsam vor Augen.

Die zahlreichen Abbildungen, mit welchen das Buch aus-
gestattet ist, vermehren noch diesen Eindruck und versetzen uns
an Ort und Stelle. Zwar sind dieselben nach Zeichnungen
hergestellt, aber sie unterrichten im Allgemeinen besser und für
entsprechender, als Lichtbilder, welche wegen theilweiser Zer-
störung der Originale nur eine mangelhafte, unvollkommene
Vorstellung geben, wenn sie auch selbstverständlich der Forscher
dankbarer hinnimmt.

Webers Buch behandelt den Stoff in übersichtlicher Weise
und in klarer Sprache. In der „Einleitung“ vergleicht der

---

1) 2. Aufl. Mit anderthalbhundert Abbildungen. Regensburg,
Pustet, 1900. 167 Seiten in 8°. — Eine französische Ueber-
setzung ist in Vorbereitung.

er Jerusalem und Rom; u. a. führt er an: „Die ent-
Felshöhle zu Jerusalem, die leere Gruft mit den
üchern ist für ewige Zeiten ein Zeugniß für das große
niß der Erlösung geworden; Roms wieder eröffnete
nben mit den Schätzen ihrer heiligen Ueberreste und
iler sind ein unwiderlegbares Zeugniß der Erstlings-
ein kostbares Vermächtniß an die spätesten Geschlechter.
nd gewissermaßen altchristliche Archive, Wiegendrucke
istenthums; in Grabhallen und Kammern, auf Wänden
mälden entrollen sie das rührende Bild des Glaubens,
ffnung und der Liebe der ältesten Kirche“ (S. 6).
n „I. Abschnitt“ wird die Anlage und Geschichte
akomben behandelt; wir lernen ihre Entstehung, Ent-
und wechselnden Schicksale kennen, sehen aber auch
sten Katakomben unbegreiflicher Weise in Vergessenheit
n, bis sie am 31. Mai 1578 entdeckt wurden. Daß
ntdeckung gerade im 16. Jahrhundert erfolgte, lag im
der göttlichen Vorsehung. Denn „in den letzten Jahr-
hatten Irrlehrer sich bemüht, den Zusammenhang der
ken jener Zeit mit den Christen der ersten Jahrhunderte
eißen, indem sie laut in die Welt hinausriefen, daß
nd seine Priester den echten christlichen Glauben gefälscht
tstellt hätten. Da drang plötzlich ein Lichtstrahl in eine
gruft, deren Leichensteine und Bilder Niemand hat ver-
können, weil sie in tausendjähriger Nacht vergraben
da erschlossen sich lang verborgene Denkmäler der christ-
Vorzeit, um die Schüler der Apostel, die Blutzeugen
kenner der ersten Jahrhunderte für die Wahrheit des
laubens Zeugniß ablegen zu lassen“ (S. 40).
er „II. Abschnitt“ wendet sich zu den Inschriften.
ologetische und dogmengeschichtliche Material wird ver-
und ausführlich mit Beispielen belegt. Man gewinnt
nschaulichen, oft Rührung weckenden Einblick in die
liche Zeit. Denn „aus den Inschriften redet, klarer
sonstigen Monumenten, der Glaube, die Hoffnung, die
kurz das ganze Leben der ersten Christen zu uns.
s ist es nur eine kurze Wendung, ein einzelnes Wort,

das uns ihre Gesinnung ungesucht und ungewollt, in schlich
aber ergreifender Fassung kundgibt. Es ist die Sprache
ersten Kirche in ihrem kindlich reinen Hauche, die von
Marmorsteinen ehrwürdiger Gräber uns zuruft: Was
glaubst, das haben auch wir geglaubt; was du hoffst, das
uns in der Gluth aller Verfolgungen aufrecht erhalten;
du in den Geheimnissen unserer heiligen Religion liebst, d
sind wir freudig in den Tod gegangen."

In dem „III. Abschnitt" widmet der Verfasser der K
in den Katakomben, der Malerei (einschließlich der Malte
und Plastik, spezielle Sorgfalt. Zunächst werden Vorurt
widerlegt. Von protestantischen Archäologen wird „der
Anschluß der Katakombenkunst an das religiöse Gemei
bewußtsein mit beklagenswerther Hartnäckigkeit abgeleu
Was jeder religiösen Gemeinschaft des Alterthums willig
gestanden wird: die Durchsetzung der Kunst mit symboli
Gedanken, das soll allein von den alten Christen nicht g
Diese haben vielmehr ganz gedankenlos in ihren Grabbi
abgegriffene antike Gestalten wiederholt, niemals den relig
Empfindungen, welche sie durchdrangen, einen unmittell
Ausdruck zu geben verstanden. Aber nur Mißgunst geg
alte Kirche, welche auf ihre Ahnen stolz zurückblickt, hat
abfällige Urtheile geboren" (S. 68).

Die Darstellungen der Katakomben sind vielmehr aus
religiösen Fühlen und Denken der alten Kirche erwachsen.
hinsterbende antike Kunst war nur das Kleid, in welches sic
jugendlichen, weltbewegenden Gedanken des Christenthums hü
Der neue Wein mußte in alte Fässer gefüllt werden, b
schließlich die morschen Bande derselben sprengte" (S. 76). S
die neue Wahrheit in den Gemüthern zu wirken begann
bang bewegten Menschen die beglückende Gewißheit der Erl
gab und im allgemeinen Ruin die immer größer wer
Schaar der Glaubensstarken zu treuem Ausharren in Leid
Tod ermuthigte: da trieb unwiderstehlich der innere T
die Christen an, ihren Empfindungen einen Ausdruck zu
leihen. Dann wußten sie wohl, daß nackte, kahle Wände
das Gemüth öde lassen; sie versäumten es daher nicht

auerlichen, lichtlosen Räume mit Wandmalereien zu zieren,
e dem hohen Gegenstand entsprachen, und die mitunter selbst
n nicht geringer Schönheit sind, wenn man auch überall in
esen Arbeiten eine durch den Drang der Zeiten gebotene,
an möchte sagen rührende Eilfertigkeit bemerkt. Diese Gebilde
s Pinsels und die des Meißels hatten zunächst nur den
weck, die Ruhestätten der Hingeschiedenen zu schmücken;
er sie sind für die spätere Zeit ungesucht die Zeugen des
laubens der ersten Christenheit geworden. Wenn das Bild
erk auch nicht immer so klar und unzweideutig redet, wie das
Stein gemeißelte Wort, so kommen uns die Aussprüche der
eichzeitigen christlichen Schriftsteller und die ältesten liturgischen
icher zu Hilfe, um ihre Sprache zu verstehen.

Die Auswahl der Vorgänge war jedoch so getroffen, daß
der leidenden, verfolgten Gemeinde auf Schritt und Tritt
rmuthigung und Trost zu spenden vermögen. Eben
eser Zeit entsprechend, wurden die Bilder aber meistens so
rgestellt, daß sie zwar den Christen auf den ersten Blick ver-
ndlich waren, dagegen von den Heiden nicht verstanden
erden konnten. Wir finden nämlich auch in den Bildern der
takomben wie in den Schriften der gleichzeitigen Väter
erall die Spuren der so nothwendigen und weisen Geheim-
hre d. h. jener Anordnung der Kirche, kraft welcher manche
eheimnisse des Glaubens in den ersten Jahrhunderten den
ngetauften nicht enthüllt werden durften. Was dem leib-
chen Auge als gefällige Flächeneintheilung, als Sittenbildchen
d hübscher ornamentaler Schmuck sich darbot, das ver-
ndete dem Herzen des gläubigen Christen übernatürliche
Wahrheiten und erfüllte dasselbe auch in den Zeiten der Ver-
lgung und Bedrückung mit froher Hoffnung und mildem
rofte. Es wäre zudem unvorsichtig gewesen, das christliche
aus mit Kunstwerken anzufüllen, die sofort dem heidnischen
päher das Bekenntniß seiner Bewohner verrathen hätten.
Man suchte deßwegen sorgfältig jene erhabenen Lehren und
leichnisse zu verheimlichen, deren Verständniß eine erhöhte
insicht voraussetzte, deren Bekanntwerden den Spott und das
ißverständniß der Heiden hervorgerufen hätte. In Folge

dieser Arkandisciplin fanden die alten Christen in den Sinnbildern ein willkommenes Mittel, um von dem Heiligsten und Theuersten, was es für dieselben gab, reden und die Gegenstände ihrer Verehrung sich gegenwärtig halten zu können, ohne daß die heidnische Menge den Inhalt der Symbole ahnen konnte.

Außer den symbolischen Abbildungen finden sich auch historische und liturgische; im Anschluß an letztere werden die liturgischen Gewänder der alten Zeit behandelt. Besonderer Aufmerksamkeit erfreuen sich die bildlichen Darstellungen der allerseligsten Jungfrau (S. 113 ff.) und des Apostelfürsten Petrus (S. 118 ff.) Auch die viel umstrittenen Oranten erhalten eine eigene Erörterung.

In dem Abschnitte über die Kleinkunst ist die Bedeutung der Lampen und Goldgläser wegen ihrer so wichtigen symbolischen Darstellungen in die richtige Beleuchtung gestellt.

Der letzte Abschnitt: „Abbildungen und Bibel" thut dar, „daß die Christen der ersten Zeiten die Bibel als das Buch der Bücher ansahen, aus dem sie fortwährend ihre religiöse Belehrung und Erbauung schöpften" (S. 157). Diese Hochschätzung der heiligen Schrift machte aber gleich in den ersten Zeiten keinen Unterschied zwischen den Büchern des Alten und des Neuen Testamentes, zwischen „protokanonischen" und „deuterokanonischen" Schriften.

Aus dem Schlußworte soll folgende Stelle ausgehoben werden, welche zugleich den Geist und den Stil des Buches kennzeichnen kann: „Wir finden in den Katakomben nicht den glänzenden Marmor, den strahlenden Goldschmuck, die prächtigen Werke der Kunst, welche in den Kirchen Roms im Dienste der Religion ihre erhabenste Bestimmung erfüllen. Die Hallen sind dunkel und kahl, die Grabkammern ernst und düster, die Wandgemälde einfach, ja oft genug kunstlos, die Farben sind verblichen, die Bildwerke mangelhaft. Aber Gänge und Hallen, Inschriften, Bilder und sonstige Denkmäler sind ehrwürdig. Sie stammen aus der schönsten Zeit des kirchlichen Frühlings, aus den ersten christlichen Jahrhunderten, da die Kirche die

rrlichsten Blutzeugen erzogen, da der Glaube so stark, die
offnung so fest, die Liebe so rein war. Ueberdies sind die
lder und Schriftzüge der Katakomben eine unverfälschte Ur-
nde, welche uns den untrüglichen Beweis gibt, daß wir im
kenntniß und im Opfer, in der Gnade und in den Gnaden-
tteln, im Leben und im Sterben eins sind mit der Gemeinde,
elche von den Apostelfürsten in die Lehre Christi eingeführt
ard. Schon angesichts dieser archäologischen Zeugnisse können
ng geschmähte katholische Lehren nicht länger mehr als
ätere Erfindung und menschliche Zuthat bezeichnet, noch das
eine Urchristenthum' ferner außerhalb der Kirche gesucht
erden. Vertiefen wir uns darum in den Geist, der aus den
iedergeöffneten Grüften zu uns spricht. Unser Glaube wird
h beleben, unsere Hoffnung sich stärken, unsere Liebe sich ent-
nden. Und der Purpurschein des Martyrerblutes wird unsere
eele mit heiligem Opfermuthe erfüllen in den großen Kämpfen
r Gegenwart".

Ein ausführliches Register erleichtert das Auffinden der
handelten Punkte und gewährt zugleich Einblick in die Reich-
ltigkeit des Inhalts.

Mögen recht viele Leser Belehrung und Erbauung aus
m vornehm ausgestatteten, reich illustrirten, geschmackvoll ge-
ndenen Buche ziehen.

LXVII.

Cardinal Karl August Graf von Reisach.

Um zu dem goldenen Priesterjubiläum des Bischofs Franz Leopold von Eichstätt einen Beitrag der Hochachtung des bischöflichen Stuhles zu liefern, erschien im Verlag des bischöflichen Ordinariats Eichstätt eine Monographie[1]) über einen Vorgänger des derzeitigen Bischofs, der als Restaurator der Diöcese eine reichgesegnete Wirksamkeit entfaltete: es war Cardinal Karl August Graf von Reisach, der von 1836 bis 1847 St. Willibaldi Hirtenstab führte.

Mit dieser Publikation wollte die Diöcese Eichstätt einem der verdientesten Männer, die je auf ihrem Bischofsstuhle saßen, eine langjährige Ehrenschuld abtragen. Groß waren die Wirren im Eichstätter Gebiet, als vor einem Jahrhundert die mächtige Hand des omnipotenten Staates zugriff, um die Fürstbischöfe Eichstätts ihres Fürstenglanzes und zugleich ihrer immensen Reichthümer zu berauben. In der Verbannung, so

---

1) Cardinal Karl August Graf von Reisach als Bischof von Eichstätt von Joh. B. Götz, Expositus in Roth a. S. Mit einer Widmung von Dr. Triller, Domkapitular und Generalvikar. Eichstätt 1901. Verlag der bischöflichen Ordinariatskanzlei. In Kommission der Brönner'schen Buchhandlung zu Eichstätt. (Preis 2 M.)

nnen wir die Flucht des letzten Fürstbischofs wohl nennen,
ßte dieser mitansehen, wie Stück für Stück von seinem
rstenthum verloren ging, bis ihm schließlich nichts übrig
eb, als der Titel „Bischof von Eichstätt". Mit kalter Hand
ng die Säkularisation daran, Eichstätts Heiligthümer zu zer-
ören. Kirche um Kirche wurde gesperrt, Klöster geschlossen,
e Mönche vertrieben, die kirchlichen Kunstschätze geraubt und
erschleudert. Der Vandalismus kannte keine Grenzen. Selbst
die Wiege Eichstätts wurde Hand angelegt, an die geheiligte
tätte, wo St. Willibald seine ersten Gebete verrichtet hatte,
as Collegiatstift zu Unserer Lieben Frau aufgelöst, die Pfarrei
den Dom verlegt und die Kirche abgebrochen — ein Gedenk-
ein an den jetzt dort stehenden Privathäusern kündet dem
ser, daß hier einst Eichstätts Wiege stand.

Nicht zufrieden mit diesen materiellen „Erfolgen" ging
 Staatsregierung bald daran, auch das geistige Leben der
schütterten Diöcese in Fesseln zu schlagen. Drohte ja selbst
e Aufhebung des Bisthums als solchen, und wären die
ebietstheile andern Bisthümern incorporirt worden! Wie
berall, interessirte auch hier den Staat am meisten die Heran-
ldung des Klerus, und schwer lastete seine Hand auf dem
iöcesanseminar, den schwachen Resten der ehemals so blühenden
esuitenschule.

Es war Zeit, daß der Retter kam, und dieser erschien
 der Person Reisachs. — Es war in der That eine dankbare
ufgabe, die vorhandenen Blätter zu einem Ganzen zu sammeln,
nn des Interessanten war gar viel geboten.

Unser Werk beginnt mit der Streitfrage über — den
eburtsort des berühmten Cardinals. Obwohl noch kein
ahrhundert darüber hinweg ging, bedurfte es genauer Forsch-
ngen, um klar zu legen, daß Cardinal Reisach, dessen Vater
andrichter in Monheim (Schwaben) war, zu Roth am Sand,
 der Nürnberger Gegend, am 6. Juli 1800 geboren ward,
s seine Mutter auf einer Reise von der Geburt überrascht
urde. Das Kind wurde in der dortigen protestantischen

Stadtpfarrkirche getauft, drei Jahre später in Monheim sub conditione nachgetauft. Daraus wohl die irrthümliche geographische Annahme, daß das Kirchenlexikon „Roth bei Monheim“ als Geburtsort nennt (Art. München). Selbst über die Studienlaufbahn des späteren Bischofs war man bisher so wenig unterrichtet, daß Morgott in seiner Skizze über den Eichstätter Bischof Franz Leopold von Leonrod dem Grafen Reisach Heidelberg als Promotionsort zuweist, während es Landshut war.

Die Gymnasialstudien machte Reisach in Neuburg a. D. mit sehr gutem Erfolge. Im Alter von 16 Jahren verließ er Neuburg und begab sich „wahrscheinlich“ nach München, Philosophie zu hören. Dann folgte sein Aufenthalt an den Universitäten Heidelberg und Landshut, worauf Göttingen und Leipzig folgten. Hatte er sich hauptsächlich canonistischen Studien gewidmet, so war es ihm eine Freude, sich um eine erledigte Professur für Kirchenrecht in Landshut zu bewerben. Da ihm zugleich der Eintritt in österreichische Staatsdienste in Aussicht stand, wurde alles reiflich überlegt und kurz hernach empfing der junge Graf in Innsbruck aus den Händen des Prämonstratenserabtes von Wilten die Minores: dann ging's nach Rom, die theologischen Studien zu vollenden. Schade, daß über diese plötzliche Berufswahl des jungen Grafen dem Historiker ein gar so kärgliches Material zur Verfügung stand, das vieles im Dunkeln läßt.

In Rom bot dem Candidaten das Collegium Germanicum gastlichen Aufenthalt und Befriedigung seines Wissensdurstes. Nach 5jährigem Wirken wurde Reisach als Vorstand des mit der Congregation der Propaganda verbundenen Seminars berufen, nach kurzer Zeit folgte seine Ernennung zum Bischof von Eichstätt. König Ludwig I. selbst war es gewesen, der auf den edlen Mann gerathen hatte, dem er seine volle Gunst zuwies. Wohl schlug Reisach den Bischofsstab aus, aber der an seiner Stelle Ernannte starb noch im selben Jahre und zum zweiten Mal nominirt nahm Reisach diesesmal an. Am

19. April 1836 ward er Bischof von Eichstätt. Da sich der neue Bischof der aufrichtigsten Freundschaft mit dem Papste rühmen konnte, hatte er an demselben auch einen festen Rückhalt in Durchführung seiner Reformen in der Diöcese Eichstätt. Das war in der That eine äußerst schwierige Aufgabe.

Eine herrliche Instruktion erging an den Kuratklerus, persönlich bereiste der Bischof seine Diöcese, die Pfarreien zu visitiren, um den Klerus und das Volk kennen zu lernen. Sein Reformdekret betreffs des Klerus ist sehr interessant und von culturhistorischem Interesse. Die administrative Thätigkeit des Bischofs erstreckte sich auf alle möglichen Gebiete, insbesondere auf die Verwaltung der liturgischen Gegenstände, des Kirchenvermögens u. s. w.

Das Schmerzenskind des Bischofs war das fast am Absterben hinwelkende Priesterseminar. Jahrelange unverdrossene Ausdauer war nöthig, gegenüber den zähen Forderungen der Regierung Stand zu halten. Oft drohte der ganze Plan zu scheitern, da alle Sustentationsmittel zu fehlen drohten. Bischof Reisach wußte überall Rath zu schaffen und wo es Noth that, griff er selber ein. So war er lange Zeit „Regens“ seines Seminars und erließ begeisterte Aufrufe an das Volk zur Unterstützung desselben. Und das herrliche Werk gelang.

Nach Genehmigung der Lyceumserrichtung war Bischof Reisach bestrebt, der Stadt ein Vollgymnasium zu erlangen. Dadurch war die Gründung auch eines Knabenseminars in erfolgreiche Aussicht gestellt. Ohne die rastlose Thätigkeit des eifrigen Bischofs wäre der Plan eines Vollgymnasiums wohl kaum erreicht worden und mit Recht klagt unsere Broschüre, wie Stadt und Gymnasium Eichstätt die Wiederkehr des hundertsten Erinnerungstages der Geburt Reisachs am 6. Juli 1900 vorübergehen ließen, ohne sich einer Dankespflicht bewußt zu werden. Das Bisthum verdankt ihm, dem Restaurator dioecesis, wie ihn das Domkapitel in seiner Todesanzeige nannte, unendlich viel in sittlicher und wissenschaftlicher Bezieh-

ung, die Stadt die Gründung ihrer Studienanstalten und damit auch eine höchst bedeutsame Quelle ihres materiellen Wohlstandes. Sie hat sich freilich nicht beeilt, ihrem Wohlthäter ein Erinnerungszeichen zu widmen, und während ein Stein nach dem andern die Namen der „unvergeßlichen" Leuchtenbergischen Herzoge nennt, begegnen wir nirgends in ihr dem Namen „Reisach" (S. 108).

Nun vielleicht erinnert man sich etwa bei einem „hundertjährigen Jubiläum" des Bestehens der Studienanstalten auch an den bischöflichen Gründer.

Die Verhandlungen über die Lyceumserrichtung, über die der Verfasser S. 79 zugesteht, daß man darüber „leider nicht genügend unterrichtet" sei, sind trotz dieser Lücken äußerst interessante Dokumente, zumal da eine Reihe bisher unbekannter Briefe und Urkunden zum Abdruck kam.

Mit derselben Spannung lesen wir den Abschnitt „Die Kölner Wirren", wo Ludwig I. am 1. Januar 1842 dem Eichstätter Bischof das Komthurkreuz des Michaelsordens verlieh, zur Anerkennung seiner Vermittlungsthätigkeit: vier Seiten später, als die Spannung des Lesers aufs höchste steigt, wird die Biographie plötzlich abgebrochen. Reisach war mit Ludwig I. zerfallen, nachdem er kurz zuvor als Erzbischof von München seinen Sitz vertauschte. „Was weiter folgte, ist bekannt; es fällt nicht mehr in den Rahmen unserer Darstellung. Die Lola Montez-Geschichte, die Würzburger und Freiburger Bischofsconferenz und das auf sie gegründete immer wiederholte Ansuchen Reisachs auf Gewährung der verfassungsmäßigen Kirchenfreiheit, nicht zuletzt auch die aus Anlaß des Ablebens der (protestantischen) Königin Therese in katholischen Kirchen anzuordnenden Trauerfeierlichkeiten: dies alles half zusammen, den Erzbischof bei Hofe in Ungnade fallen zu lassen. Die Verstimmung des Königs Max II. wuchs zusehends, und er bot alles auf, Reisach von München zu entfernen."

Letzteres gelang und 1855 wurde dem Erzbischof die

Cardinalswürde übertragen. Reisach zog nach Rom und konnte in den Konkordatsverhandlungen mit Württemberg und Baden der Kirche manchen Dienst leisten, bis ihn der Tod ereilte, als er zum Präsidenten des vatikanischen Concils ernannt war.

Es ist wirklich zu bedauern, daß gerade die spannendste Periode dieser Monographie zum Schlusse so stark abfällt und man wie bei einem interessanten Roman auf das „Fortsetzung folgt" verwiesen wird. Wir glauben dem Verfasser nicht Recht geben zu dürfen, wenn er sich seiner Aufgabe einfach als „nicht in den Rahmen der Arbeit" gehörig entledigt. Ist in der Widmung des Werks gesagt, daß Reisach eine Biographie in großem Stile verdiene, so durfte Götz sich durchaus nicht in unangebrachter Bescheidenheit auf eine „berufenere Feder, welche diesem für die deutsche Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts so bedeutsamen Leben eine eingehendere Darstellung widmen wird", vertrösten, sondern mußte gleich selbst Hand anlegen. Welche Unsumme von Fleiß und Eifer es kostet, sich in das Material zu Biographien einzuarbeiten, kann nur der Historiker würdigen, und es wäre wirklich zu bedauern, wenn es bei dieser fragmentarischen Behandlung eines so dankbaren Stoffes sein Bewenden hätte. Vielleicht bringen die Jahre Ersatz, denn unsere Biographie mußte eben zum bestimmten Termin, dem Jubiläum des Oberhirten, erscheinen und wäre durch ausführlichere Forschungen verzögert worden. Zudem sollte blos die Eichstätter Lebensperiode geschildert werden.

Möglich auch, daß der Schluß des Werkes mit den „Münchner Wirren" deßhalb so kurz ausfiel, weil diese Episoden einer noch nicht allzuhistorischen Zeit angehören und der Geschichtschreiber nicht leicht in die Zeit der Lebenden eingreift, zumal wenn es so heikle Sachen sind. Allein wir glauben, daß gerade der katholische Geschichtschreiber nach berühmtem Muster sine ira et studio schreiben, — „nichts hinzusetzen und nichts verschweigen" soll.

Und so wird die Reisach-Biographie hoffentlich noch um eine Reihe äußerst interessanter Kapitel vermehrt werden. Vielleicht legt dann der Verfasser auch den Lieblingsfehler des Historikers ab, die Häufung der Anmerkungen. In den Text, was in den Text nur gehen mag, und nicht auf jeder Seite ein Drittel des Raumes Anmerkungen! Das stört die fortlaufende Lektüre gar sehr und das Werkchen hat bei 119 Seiten Text nur 6 Seiten ohne Anmerkungen und das ist auch blos dem Umstand zu verdanken, daß dort gerade größere Urkunden, Briefe und Dekrete abgedruckt waren, denen schlechterdings keine Anmerkung anzuhängen war.

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Reinertrag des von der Diöcesanleitung veranlaßten Werkes, die demselben auch ein sympathisches Geleitswort mitgibt, zum Besten der Missionsstation Roth am Sand, dem Geburtsort Reisachs, bestimmt ist, um auch dort dem edlen Kirchenfürsten ein Denkmal zu stiften in Gestalt eines würdigen Gotteshauses.

Gundelsheim b. Monheim i. Schw. J. Lente.

LXVIII.

Ein Blick auf die VIII. internationale Kunstausstellung in München.

Von Max Fürst.

„Spotten ihrer, und wissen nicht wie", fühlte man sich nicht selten versucht zu sagen, wenn man in letzteren Jahren an den Reklametafeln die zahlreichen Plakate schaute, welche zum Besuche dieser oder jener Kunstausstellung einluden. Die kläglichste Einbuße jeder künstlerischen Form verrieth vor allem die Einladung, mit welcher im heurigen Sommer die Berliner Secessionisten sich breit machten; auch der nackte, grasgrüne Junge, der die Dresdener Ausstellung zu empfehlen hatte, präsentirte sich wenig einladend. Leider hatten auch die Arrangeure der VIII. internationalen Münchener Kunstausstellung die bisher verwerthete, von dem verstorbenen Nik. Gysis stammende, edle und sinnige Plakatzeichnung außer Curs gesetzt, um sich dafür mit einem völlig werthlosen und nichtssagenden Reklamebild zu behelfen. Gut, daß die Ausstellung selbst ungleich anregender sich erwies, als das Einladungsblatt erwarten ließ.

Von einem wahrhaft erhebenden Charakterzug, von einem harmonischen Gesammteindruck der Ausstellung konnte allerdings auch nicht die Rede sein, dazu waren die Gegensätze allzu schreiend, die zwischen den gediegenen, im ernsten

Streben erzeugten Werken und den in schrullenhafter, salopper Mache gebotenen Malereien sich bemerkbar machten. Wo einerseits ein wirkliches, mit den Errungenschaften früherer Zeiten in Fühlung stehendes schätzbares Schaffen, andererseits aber eine in plebejischer Aufdringlichkeit sich zeigende Verachtung aller bisherigen Kunstbegriffe und Erfordernisse sich kundgibt, wie es diesesmal wieder der Fall war, da kann ein vollbefriedigender ästhetischer Genuß sich wohl nicht einstellen. Die betonten Gegensätze durchziehen heute mehr oder minder das ganze Kunstschaffen, und nur wenige Säle — zunächst die der Niederländer und Spanier — wies die Ausstellung auf, in denen dieser Gährungsprozeß nicht grellen Ausdruck gefunden hätte. Wenn uns die deutsche Abtheilung solche Wahrnehmung am prägnantesten darbot, so lag dieses wohl in der umfassenden Vertretung, welche vor allem unsere Malerei in den Räumen des Glaspalastes erhalten hatte. Hier, bei der heimatlichen Thätigkeit dürfte uns auch ein tieferer Einblick darin geboten worden sein, daß bei jenen Elementen, welche so radikal mit jeder vorangegangenen Kunstauffassung gebrochen und die Führung der modernen Strömung in die Hand genommen haben, der erwähnte Gährungsprozeß vielfach nicht nach der Richtung einer erhofften Läuterung, sondern bereits zur deutlichen Decadence hinüberführt. Einzelne Künstler, die vor etlichen Jahren noch im Banne der suggerirenden Neuerer gestanden, haben glücklicherweise noch eine Brücke zu finden gewußt, um auf den Boden gesunder Thätigkeit zurückzukehren; gar manche aber scheinen unrettbar den abschüssigen Bahnen verfallen. Wer in der Ausstellung das Bild „Vision einer Stigmatisirten“ von Albert v. Keller sich angesehen, ein großes Gemälde, das den künstlerischen Bankerott in aller Form bedeutet, der wird uns wohl verstehen und zugeben, daß solch herabgekommene Kunstthätigkeit in früheren Epochen sicher nicht ausfindig gemacht werden konnte. Es gab in der Ausstellung nicht wenige Bilder zu schauen, die

zunächst nur unter pathologischem Gesichtspunkte ein Interesse boten, und völlig begreifen wir den Protest, den Wiener Professoren gegen Einfügung des Klimt'schen Gemäldes „Die Medicin" in die Aula der dortigen Universität zu erheben für angezeigt hielten. Ob dieses Bild Lob oder Hohn auf die Medicin sein mag, wissen wir nicht zu unterscheiden, denn bei solcher Phantasie, wie sie Klimt kundgibt, dürfte den meisten Beschauern mehr als ein Mühlrad im Kopfe herumgehen; das Erkenntnißvermögen blieb uns vor dem genannten Bilde aber soweit treu, daß wir in ihm kein Kunstwerk zu erkennen vermochten.

Moderne Kunstreferenten spielen nicht selten ein höchst sonderbares Spiel. Wenn sie an dem formalen Thun ihrer Schützlinge selbst kein rechtes Gefallen mehr finden, dann werfen sie sich auf das Lob der tiefen, geheimnißvollen Ideen, die in deren Bildern aufgespeichert sein sollen. Die abgeschmacktesten Einfälle werden dann dem verehrlichen Publikum als grandiose Weisheit verdolmetscht. Anderseits hat aber die jüngste Recensententaktik sich ungemein verächtlich und höhnisch gegen die frühere Verwerthung von Ideen in der Malerei, gegen die „Gedankenmalerei" ausgesprochen und sich schon mehrmals dahin verlauten lassen, daß die alte Anschauung, die Malerei hätte auch ethische und pädagogische Ziele zu verfolgen, als kolossaler Irrthum zu erachten sei. Nach solcher Meinung hätte demnach Michelangelo u. Cornelius nie recht gewußt, worin denn der eigentliche Kunstzweck der Malerei bestehe, indem sie immer über die Natur hinaus zu höheren Gestaltungen sich gedrängt fühlten. — Bequemer und leichter ist es für die Maler freilich, von Aufgaben dispensirt zu sein, die früher stets zu den wichtigen Bedingungen einer wahren Kunstpflege gezählt haben. Vielleicht liegt in dieser Herabsetzung der Anforderungen zum Theil auch die Erscheinung begründet, daß, im Gegensatze zu früheren Zeiten, bei nicht wenigen unserer jungen Künstler — wir haben hier besonders süddeutsche Verhältnisse im

Auge — das geistige Bildungsvermögen oft auf ein höchst bedenkliches Niveau herabgestimmt erscheint. Wenn man, wie es thatsächlich schon geschehen, schwarz auf weiß lesen kann, „daß jene Künstler, die am wenigsten gelernt, häufig am meisten können“, dann müßten die jungen Kunstbeflissenen schon sehr taube Ohren haben, um solch schmeichelnden Sirenensange nicht Gehör und Beachtung zu schenken.

Selbstverständlich muß bei Geltendmachung solch eigenthümlicher Anschauungen vor allem ein rascher Niedergang der Historienmalerei sich einstellen, und thatsächlich gehörten denn auch religiöse und profane Geschichtsbilder im Glaspalaste zu den Seltenheiten.

Daß beim Erlöschen der eigentlichen Historienmalerei allerdings auch noch etliche andere Faktoren mitwirkend sind, läßt sich ja nicht verkennen, immerhin aber ist die principielle Abneigung, welche moderne Kunsttheoretiker dem Geschichtsbilde entgegentragen, von größtem Einfluß auf die sichtliche Verarmung, die auf dem Stoffgebiete der Malerei immer mehr sich fühlbar macht. — Von den in der deutschen Abtheilung vorhandenen biblischen Sujets gehörten überdies die meisten nur dem Titel nach, nicht aber durch Gehalt und Form dem religionsgeschichtlichen Gebiete an. Von geradezu zweifelhaftem Charakter war u. a. das Gemälde „Magdalenas Bekehrung“ von Schmid-Breitenbach, und eine wahrhaft tolle Auffassung bekundete das dreitheilige Bild „Noah und seine Söhne“ von Hans Lietzmann. Ein wirklich anziehendes religiöses Gemälde, hervorragend in der Empfindung, in Zeichnung und Colorit, wußte Flesch-Bruningen in seiner „Anbetung“, einem sinnigen Krippenbild-Triptychon zu bieten; ebenso lobenswerth erwies sich ein weiteres, den gleichen Gegenstand behandelndes Gemälde von Ludwig Kramer (München), dessen ausgeprägt gothische Formensprache allerdings nur dann volle Berechtigung erhält, wenn dem Gemälde, wie die zugetheilten Flügel annehmen

lassen, die Bestimmung zufällt, einen gothischen Altar zu schmücken.

So ungünstig auch die Verhältnisse geartet sein mögen, es wird doch immer einige tüchtige Künstler geben, die sich nicht abdrängen lassen, ihr Empfinden und Können der Religion, diesem ewigen Jungbrunnen aller wahren Kunst zuzuwenden. Auch die dankbaren Stoffe, welche weiterhin sinnige Legenden, Sagen und Märchen bieten, werden niemals gänzlich brach liegen müssen. Wie auf letzterem Gebiete besonders Fesselndes geboten werden kann, das hat Georg Schuster-Woldan in seinem prächtigen Gemälde „Der Rattenfänger von Hameln“ gezeigt, in einem Gemälde, das durch sein Arrangement, durch seine theils heiter, theils müde bergan wandernden, allerliebst dargestellten Kindergestalten als eine Perle der Ausstellung erschien.

Ein Kunstfeld, auf dem manch anziehende Blüthe zu Tage tritt, bildet in der Gegenwart das Genre- oder Sittenbild. Nachdem die eigentliche Geschichtsmalerei fast völlig am Gefrierpunkte angelangt, regt sich in der Genremalerei vielfach anregendes Leben. Frohsinn und Scherz, aber auch tiefempfundener Ernst und nicht selten ein würdiger Hinweis auf Schmerz und Klagen, welche die Menschheit durchzittern, gelangen hier zu edlem künstlerischen Ausdruck. Erfreulicherweise haben wir in Deutschland nicht wenige wackere Meister, die dem Genrebild eine hohe Bedeutung zu leihen und zu sichern vermochten. Neben dem seit Jahren verdienstvoll thätigen Defregger, der ausschließlich seinem geliebten Tirolervolke lebt, haben Namen wie Dieffenbacher, Hugo Kauffmann, K. Raupp, Frz Simm, K. Seiler und der Danziger Maler Adolf Maennchen einen hochachtbaren Klang. Der Letztgenannte weiß in seinem dem preußischen Staate gehörigen Bilde „Todesstunde“ den Beschauer mächtig zu fassen. Wir schlagen den Werth solcher Meisterwerke nicht gering an, da ihre ernste Predigt gar Manchen zu treffen vermag, der sich sonst stets scheu

allen Mahnungen an den Ernst des Daseins zu entwinden sucht. Auch Gabriel Max hatte in einem „Elisabethianum" benannten Gemälde, das eine der Auflösung nahe Mädchenblüthe und eine liebevoll tröstende Pflegerin zeigte, ein Werk geboten, das zu den besten Leistungen dieses eigenartigen Künstlers zählen dürfte.

Eines außerordentlichen Aufschwunges erfreut sich seit einigen Decennien die Porträtmalerei. Hierüber waren in der deutschen und in der österreichischen Abtheilung leuchtende Belege erbracht; in letzterer bot z. B. Alois Delug ein vielköpfiges Familienbildniß, das mit Recht zahlreiche Bewunderer fand. Vor allem müssen hier auch Fritz A. Kaulbach (München) und Otto Krumhaar (Berlin) genannt werden, deren Porträts eine Vollendung zeigen, welche in solch gediegener Allseitigkeit die Lenbach'schen Bildnisse nicht immer zu theilen wissen. — Ohne in Einzelheiten einzugehen, soll hier gesagt sein, daß auch die Landschaftsmalerei auf einer Höhe sich zeigt, welche ihr in verflossenen Zeiten, mag auch viel Gutes geboten worden sein, sicher nicht eigen gewesen ist. Anstaunenswerthe Wahrheit eint sich hier häufig mit tiefer Poesie, mit solch stimmungsvoller Erfassung der Natur, daß man nur mit Entzücken auf diese wiedergegebene Welt von Wald und Flur, von Berg und See, von Sonnenlicht und Dämmerschein zu blicken vermag. Allerdings hat auch auf dem Gebiete der Landschaft manches Mißtönige sich eingeschlichen; immerhin aber war die Fülle des Vorzüglichen überraschend groß und selbst in Sälen, die in figuralen Leistungen wenig Erfreuliches zeigten, wußten einzelne Landschaftsbilder ihre versöhnenden Zauber zur Geltung zu bringen. —

Den verwandten Schweizern uns zuwendend, so ist nicht zu verhehlen, daß — abgesehen von etlichen tüchtigen Arbeiten — ihre auf der Ausstellung gezeigte Kunstthätigkeit viel zu wünschen übrig ließ. Ein den Saal Nr. 51 vor allem ungünstig beherrschendes, 6 Engel und ein am Boden kauerndes

Kind zeigendes Bild, „Der Auserwählte", von Fd. Hodler, der uns durch seine Schaffensweise schon in einer früheren Ausstellung Entsetzen eingeflößt,[1]) schien zunächst nur dadurch interessant, wie es heute möglich, so viel Unbehilflichkeit und Naivität erkünsteln zu können. Wo Hartes sich mit Mildem paaret, gibt es trotzdem nicht immer einen guten Klang, und der rauhe Ton eines Schweizer Alphorns muthet uns viel harmonischer an, als die einerseits farbengrellen, anderseits farbenmatten Gemälde besagter Abtheilung es zu thun vermochten. Den Stolz der Schweizer wird zunächst immer noch Arnold Böcklin († 16. Januar 1901) bilden müssen, dessen Andenken, wie es auch bei Nik. Gysis († 4. Januar 1901) und Wilhelm Leibl († 4. Dezember 1900) geschehen, durch eine separirte Aufstellung mehrerer Werke geziemende Würdigung fand.

Von den eben genannten Malern ist über Böcklin und Leibl in letzterer Zeit so viel geschrieben worden, daß wir ein Eingehen in Details uns wohl versagen können. Was Gysis betrifft, so zeigen seine Werke und Studien eine überaus noble Künstlernatur, die in den mannigfachsten Formen und Aufgaben immer mit gleicher Würde und Grazie sich kundgibt. Ueber mancher seiner Arbeiten liegt ein tiefer, eigenartiger Reiz, gleichsam ein Hauch jenes Schönheitssinnes, der einstmals die griechische Heimat des bescheidenen Künstlers erfüllte. Böcklin und Leibl sind uns in erster Linie besonders dadurch interessant, als sie hinsichtlich des Erfassens der Kunstaufgaben als Antipoden in einer Weise sich zeigen, die unmöglich schroffer und ausgeprägter gedacht werden kann. Der eine — Leibl — ein erklärter Feind jeder Inanspruchnahme der Malerei für höhere geistige Ziele, ein unsagbar gewissenhafter und fleißiger Nachahmer der Natur in all ihren Vorzügen und Mängeln, meist poesiearm und stets phantasielos; Böcklin, ein Freund und Pfleger philosophischer

1) Siehe Histor.-polit. Blätter, 120. Bd. (1897) S. 831.

Lebens- und Weltanschauung, die Natur nur als Mittel zu seinen Kunstzwecken benützend, immer poesievoll und nicht selten in überschäumender Phantasie schwelgend. Auch durch den Abstand ihrer äußeren Lebensbedürfnisse sind die beiden Männer merkwürdig.

Leibl, selbst ein Kraftmensch, aber von gutmüthigster Art, fühlte sich stets im Leben zu derben Gestalten besonders hingezogen. In seinen Jünglingsjahren imponirte ihm vor allem der Maler, der i. J. 1871 die Pariser Vendome-Säule umwarf. Die Kunsteinflüsse Courbets machten sich bei Leibl durch längere Zeit sehr bemerkbar. Weiterhin waren seine liebsten Freunde die auf der oberbayerischen Moränenlandschaft und im Voralpengebiete seßhaften Bauern, in deren primitiven Behausungen er sich schließlich niedergelassen und stets heimisch gefühlt hat. Böcklin hingegen hat in seinen Lehr- und Wanderjahren mannigfache Beziehungen anzuknüpfen und durch die Literatur sich tiefgehende Einwirkungen zu verschaffen verstanden. Auf seiner später am Gelände von Fiesole erstandenen Villa war es ihm Bedürfniß und höchster Genuß, den entzückenden Garten Toskanas vor sich gebreitet zu sehen und mit der in Bezug auf die Malerei kunstgeschichtlich anregendsten Stadt Italiens, mit Florenz und den dortigen geistigen Elementen in intimer Fühlung zu stehen.

So ist es denn erklärlich, daß auch die Werke der beiden Meister einen grundverschiedenen Charakter tragen, daß der eine in den Gestalten der Scholle die zusagendsten Vorbilder und in deren Nachahmung sein höchstes Kunstziel erkannte, während der andere vielfach sich selbst eine Welt schuf und sie mit Wesen bevölkerte, die, der Wirklichkeit völlig fremd, auch den Beschauer über den Alltagskreis hinausdrängen und ihn nicht selten gleichfalls mit künstlerisch-träumerischem Sinnen und Denken zu verweben wissen. Wenn der Realismus dauernd das Lob Leibls singen wird, so werden Jene, welche dem Idealismus zuneigen, in Böcklin stets einen

eigenartigen, wirklich großen Künstler erkennen und hochschätzen Wer die — momentan freilich als veraltet bezeichnete — Anschauung der zwei bedeutendsten Kunstkenner des 19. Jahrhunderts (Herman Grimm und Ruskin) theilt: daß vor allem jene Künstler am höchsten zu stellen, die uns die größere Fülle von Anregungen und Gedanken zuleiten, dem dürfte es auch nicht schwer sein, die kunstgeschichtliche Rangstufe zwischen Arnold Böcklin und Wilhelm Leibl festzustellen. — —

Wie schon angedeutet, zeigte die holländische Malerei einen ziemlich einheitlich geschlossenen und extravagantem Treiben abgewandten Charakter. Möglich, daß sie gerade deshalb einzelnen Beschauern etwas hausbacken erscheinen mochte. Hinsichtlich der Vollendung standen auch hier die Landschaftsbilder in erster Reihe; unter den an künstlerischer Güte sich anschließenden Porträts wußten mehrere, z. B. die von gut geschulter Damenhand — Therese Schwartze — gebotenen Bildnisse des Präsidenten Krüger und des Rathes Wolmarans besondere Beachtung auf sich zu lenken. Von figuralen Leistungen galten uns die ihren „Kirchgang" vollziehenden, hübschen Institut-Fräuleins des vortrefflichen Malers Nikolaus van der Waay besonderer Sympathien werth. —

Lebhafter und temperamentvoller als die Holländer zeigten sich ihre belgischen Nachbarn, die Vieles, und deshalb Jedem etwas zu bringen wußten. Von harmlosen Blumen- und Stillebenbildern bis zu ernsten social-moralischen Mahnungen vermochte hier der Blick zu schweifen. In Bezug auf letzteren Punkt war das Gemälde Laerman's, „Der Trunkenbold", trotz seiner etwas stümperhaft gegebenen Gestalten von ergreifender Wirkung und die eindruckvollste Illustration, die man im Kampfe gegen Alkoholismus zur Verwerthung bringen könnte. Nicht so aktuellen Charakters war eine andere Predigt, die Peter von Amiens vor Rittern und Klerikern auf einem Gemälde G. Vanaise's

hielt, eine historische Darstellung, die in verhältnißmäßig kleinem Raume gegeben, dennoch groß zu erscheinen vermochte. —

Minder günstig wirkte die Ausstellung schwedischer Werke, in denen vielfach coloristische Experimente eine über große Rolle spielten.

Spezifisch Nordisches bot außer zwei ernstgestimmten, dem geschichtlichen Genre zugehörigen Bildern Gustav v. Cederströms, nur ein größeres Gemälde „Eidervögelstrich“ von B. Liljeforts; sehr morgenländisch hingegen muthete uns ein in Rom gemalter „St. Paulus“ von Olof Hjortzberg an, eine Figur, die, abgesehen von den ausschmückenden Zuthaten, in Form und Charakter eher einen Ninus oder Sardanapal, als den großen Völkerapostel bekundete. Anregender und mehrfach auch vortheilhafter präsentirten sich die Nachbarn Schwedens, die Norweger. Von regem achtbaren Kunststreben gaben zahlreiche Gemälde leuchtendes Zeugniß, freilich waren nebenbei auch die extremsten Formen- und Farbenverwerthungen zu schauen. Archaismus, wie ihn G. Munthe in seinen Bildern aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, z. B. in „Sigurd und Balduin von Flandern“ zeigte, mag immerhin etliche Antiquare entzücken, hingegen dürfte der auf allermodernster Basis sich versuchende Edvard Munch mit seinen Arbeiten kaum einen Menschen erfreuen. Sein seltsames, „Angst“ betiteltes Produkt hatte allerdings insoferne eine gewisse Wirkung, als das „Bangen“ ob solch' künstlerischer Hantirung sofort bei den meisten Beschauern sich einstellen mußte.

Sehr glücklich erwies sich die Vertretung der Malerei Dänemarks. Die vielen und guten Bilder, die Rußland darbot, verdienten gewiß auch Interesse; dennoch ließen die oft allzu deutlichen Reflexe, welche fremde Kunsteinflüsse hier wiederspiegelten, kein einheitlich eigenartiges Schaffen erkennen. Die Dänen hingegen haben das auswärts Gelernte meisterlich zu verarbeiten und in höchst charakteristische Feintönigkeit umzusetzen gewußt, so daß sie vorzügliche und

wahrhaft selbständige Leistungen zu bieten vermochten. Ein „Sommerabend“ von Knud Larsen, den Prinzregent Luitpold von Bayern erworben, zeigte wohl das Höchste, was mittelst den einfachsten Farben von stimmungsvoller Naturwahrheit erreicht werden kann. Minderwerthige Leistungen zählten in der dänischen Abtheilung überhaupt zu den Seltenheiten. Einzelne Bilder zeigten sich allerdings in der Auffassung etwas nüchtern, so z. B. das auf sociale Vorkommnisse hinweisende Gemälde Henningsens „Unruhige Zeiten“, auf welchem eine die Straße heraufdrängende, von Polizeimannschaft erwartete Menschenmenge Darstellung gefunden. Sociale Gährungserscheinungen mit wirklich künstlerisch psychologischem Scharfblick zu erfassen, hat kein zweiter Maler besser vermocht, wie Révész, in dem eminenten Bilde „Panem“, das der ungarischen Abtheilung eine erhöhte Bedeutung zu sichern wußte.

Unsere hinsichtlich der russischen Malerei gemachte Bemerkung dürfte auch auf die amerikanische anwendbar sich erweisen. Hervorragende Technik und elegante Vortragsweise ward reichlich gezeigt; der in Paris geschulte Mac Ewen sowie der in München thätige H. Hartwich u. a. verdienen gewiß alle Anerkennung, aber ihre Leistungen gehören durch Gehalt und Form eben einfach in das Gebiet der französischen oder deutschen Malerei. — Ungleich mehr Eigenart, als sie den kosmopolitischen Amerikanern eigen, wissen stets die englischen und schottischen Künstler kundzugeben, obgleich sie diesesmal minder zahlreich vertreten waren, als in früheren Ausstellungen. Aus dem über deren Bildern mehr oder minder gelagerten Nebel- oder Regenwetterduft strahlt freilich nur selten eine eigentliche frohfreudige Stimmung uns entgegen, aber gerade in der Beherrschung zartgetönter Farbennüancen erweisen sich die meisten englischen Maler als Meister, und wenn es — wie besonders in der Porträtmalerei — gilt, kräftigere Töne an-

zuschlagen, so vermag auch hierin manch tüchtiger Angelsachse gar wacker seinen Mann zu stellen.

Besonderes Interesse beansprucht seit dem Ausgange der Hochrenaissance vor allem die französische Malerei. Wußte doch sie seither die Kunst aller anderen Culturvölker zu beeinflussen und zeitweilig dieselbe derart ins Schlepptau zu nehmen, daß französischer Stempel fast den meisten Erzeugnissen der Welt obenaufgedrückt sich zeigte. In Deutschland und theilweise auch in England machte sich allerdings in der ersten Hälfte des 19. Säkulums gegen solche Abhängigkeit eine kräftige und löbliche Reaktion bemerkbar, aber bereits in der zweiten Jahrhunderthälfte wußten französische Naturalisten erneute Einflüsse rings geltend zu machen, und zunächst in deutschen Ateliers schielte man wieder mehr, als es dem eigenen nationalen Wesen gut und zuträglich war, nach dem Thun und Treiben der französischen Malerei. Auch heute noch durchziehen die Spuren solch importirten Kunst- und Modegeschmackes vielfach unser Schaffensgebiet. Unleugbar stehen den Künstlern Frankreichs viel treffliche Eigenschaften zu Gebote und dort, wo sie von allzu excentrischen Strömungen sich frei zeigen, bieten sie Werke, die, wenn sie maßvolle Beachtung und Würdigung finden, gewiß auch den nicht französischen Künstlern viel Nutzen und fachmännische Belehrung zu reichen vermögen. So werden Porträts, wie sie in der heurigen Ausstellung Dagnan-Bouveret, J. Lefebvre und A. Déchenaud boten, allzeit als Meisterwerke hervorragendster Art erkannt und bewundert werden müssen. Daß die glorreichen Traditionen der einst in Frankreich besonders hochgehaltenen Geschichtsmalerei noch nicht völlig erloschen sind, verrieth das eine Gemälde „Bonaparte in Egypten“, von dem als sorgfältigen Zeichner sich ausweisenden E. Detaille. Das moderne Sittenbild scheint auch über den Vogesen von der einstmals gepflegten und beliebten Eleganz ziemlich abzulenken, dennoch wollen wir zu Gunsten des in der fran-

zösischen Abtheilung ja nur sehr spärlich vertreten gewesenen Genre's annehmen, daß der allzu rustikale und den Klerikern nicht sonderlich gewogene Ton, den Lucien Simon in seinem Bilde „Prozession“ angeschlagen hat, nicht als allgemein maßgebend angesehen werden darf.

Wenn die Franzosen seit etlichen Jahrhunderten allenorts vielfach dominirend sich erwiesen, so wußten die Italiener, welche doch in der Renaissance den Culminationspunkt der Malerei erreichten, die einstige Führung — von kirchlicher Kunst abgesehen — verhältnißmäßig nur kurz zu behalten. Seltsamerweise zeigte gerade die italienische Malerei einen rapiden und langewährenden Niedergang. Wer Gelegenheit hatte, noch innerhalb der sechziger und achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts italienische Kunstvereine zu besuchen, oder gar im Vatikan neue, unter Pius IX. hergestellte Wandgemälde zu schauen, der konnte sich des Eindruckes nicht entschlagen, es sei vom Geiste und Können aller früheren Kunstperioden jede Spur verloren gegangen. In jüngster Zeit mehren sich die Anzeichen, daß die cisalpine Malerei, zunächst nach der Seite des technischen Könnens, wieder in erfreulichem Aufschwunge begriffen, und nicht wenige Bilder, die im Glaspalaste sich fanden, waren im Stande, solch günstige Auffassung auch als vollauf berechtigt zu erklären. Allerdings ist bei den Italienern auch kein großer, monumentaler Hauch zu spüren; die meisten Leistungen bewegen sich hinsichtlich ihrer Stoffe in den gegenwärtig allgemein herrschenden Geleisen, aber was uns gezeigt und geboten wird, verräth fast durchgehends ein sehr ernstes, emsiges Streben, das sich zudem meist im Gewande einer liebenswürdigen taktvollen Anspruchslosigkeit zu zeigen weiß.

Was die Malerei Spaniens betrifft, so waltet über derselben seit Langem schon ein guter Stern, der auch heute noch seine volle Lichtstärke kundgibt. Selbstverständlich fehlt es auch in Spanien nicht an minderwerthigen Leistungen und auch nicht an etlichen Malern, die sich den nationalen

zuschlagen, so vermag auch hierin manch tüchtiger Angelsachse gar wacker seinen Mann zu stellen.

Besonderes Interesse beansprucht seit dem Ausgange der Hochrenaissance vor allem die französische Malerei. Wußte doch sie seither die Kunst aller anderen Culturvölker zu beeinflussen und zeitweilig dieselbe derart ins Schlepptau zu nehmen, daß französischer Stempel fast den meisten Erzeugnissen der Welt obenaufgedrückt sich zeigte. In Deutschland und theilweise auch in England machte sich allerdings in der ersten Hälfte des 19. Säkulums gegen solche Abhängigkeit eine kräftige und löbliche Reaktion bemerkbar, aber bereits in der zweiten Jahrhunderthälfte wußten französische Naturalisten erneute Einflüsse rings geltend zu machen, und zunächst in deutschen Ateliers schielte man wieder mehr, als es dem eigenen nationalen Wesen gut und zuträglich war, nach dem Thun und Treiben der französischen Malerei. Auch heute noch durchziehen die Spuren solch importirten Kunst- und Modegeschmackes vielfach unser Schaffensgebiet. Unleugbar stehen den Künstlern Frankreichs viel treffliche Eigenschaften zu Gebote und dort, wo sie von allzu excentrischen Strömungen sich frei zeigen, bieten sie Werke, die, wenn sie maßvolle Beachtung und Würdigung finden, gewiß auch den nicht französischen Künstlern viel Nutzen und fachmännische Belehrung zu reichen vermögen. So werden Porträts, wie sie in der heurigen Ausstellung Dagnan-Bouveret, J. Lefebvre und A. Déchenaud boten, allzeit als Meisterwerke hervorragendster Art erkannt und bewundert werden müssen. Daß die glorreichen Traditionen der einst in Frankreich besonders hochgehaltenen Geschichtsmalerei noch nicht völlig erloschen sind, verrieth das eine Gemälde „Bonaparte in Egypten“, von dem als sorgfältigen Zeichner sich ausweisenden E. Detaille. Das moderne Sittenbild scheint auch über den Vogesen von der einstmals gepflegten und beliebten Eleganz ziemlich abzulenken, dennoch wollen wir zu Gunsten des in der fran-

zösischen Abtheilung ja nur sehr spärlich vertreten gewesenen Genre's annehmen, daß der allzu rustikale und den Klerikern nicht sonderlich gewogene Ton, den Lucien Simon in seinem Bilde „Prozession“ angeschlagen hat, nicht als allgemein maßgebend angesehen werden darf.

Wenn die Franzosen seit etlichen Jahrhunderten allenorts vielfach dominirend sich erwiesen, so wußten die Italiener, welche doch in der Renaissance den Culminationspunkt der Malerei erreichten, die einstige Führung — von kirchlicher Kunst abgesehen — verhältnißmäßig nur kurz zu behalten. Seltsamerweise zeigte gerade die italienische Malerei einen rapiden und langewährenden Niedergang. Wer Gelegenheit hatte, noch innerhalb der sechziger und achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts italienische Kunstvereine zu besuchen, oder gar im Vatikan neue, unter Pius IX. hergestellte Wandgemälde zu schauen, der konnte sich des Eindruckes nicht entschlagen, es sei vom Geiste und Können aller früheren Kunstperioden jede Spur verloren gegangen. In jüngster Zeit mehren sich die Anzeichen, daß die cisalpine Malerei, zunächst nach der Seite des technischen Könnens, wieder in erfreulichem Aufschwunge begriffen, und nicht wenige Bilder, die im Glaspalaste sich fanden, waren im Stande, solch günstige Auffassung auch als vollauf berechtigt zu erklären. Allerdings ist bei den Italienern auch kein großer, monumentaler Hauch zu spüren; die meisten Leistungen bewegen sich hinsichtlich ihrer Stoffe in den gegenwärtig allgemein herrschenden Geleisen, aber was uns gezeigt und geboten wird, verräth fast durchgehends ein sehr ernstes, emsiges Streben, das sich zudem meist im Gewande einer liebenswürdigen taktvollen Anspruchslosigkeit zu zeigen weiß.

Was die Malerei Spaniens betrifft, so waltet über derselben seit Langem schon ein guter Stern, der auch heute noch seine volle Lichtstärke kundgibt. Selbstverständlich fehlt es auch in Spanien nicht an minderwerthigen Leistungen und auch nicht an etlichen Malern, die sich den nationalen

Kunsttraditionen zu entziehen suchen. Mancher spanische Meister mag auch in der Wahl seiner Stoffe zu weit und zu groß ausgreifen — eine Eigenschaft, die bei Malern anderer Nationen z. Zt. gewiß nicht wahrzunehmen ist. Solch grandiosen Stoff behandelte Benlliure in seinem „Thal Josaphat am Tag des jüngsten Gerichtes", indem er uns ein vom Zeichen des Menschensohnes überstrahltes, in kühnen Serpentinlinien durcheinanderwogendes Menschenmeer vorführte. Wir bewunderten hiebei wohl die Thatkraft des Malers, mußten uns aber zugleich sagen, daß zur Beherrschung eines so gewaltigen Themas die Mittel der bildenden Kunst niemals auszureichen vermögen. — Die großen Vorzüge der meisten spanischen Maler liegen zunächst in der scharf ausgeprägten nationalen Individualisirung ihrer Gestalten und in der, jeder Oberflächlichkeit fernen Erfassung der gewählten Vorwürfe. Wo spanische Maler ins volle Menschenleben greifen, da finden wir, daß dieses Leben häufig mehr als interessant sich zeigt. Bilder, wie sie Plá y Rubio in seinem „In den Krieg" und Fillol y Grannell in dem Gemälde „Der Stolz des Dorfes"[1]) zu bieten vermochten, zählen hinsichtlich ihres geistigen und künstlerisch-technischen Gepräges zu den ersten Leistungen, welche die neuere Zeit auf dem Gebiete der Malerei erstehen sah. Spanien hat daher alle Ursache, ob solcher Künstler sich zu erfreuen, denn jeder vorurtheilsfreie Beschauer dieser Meisterwerke wird sich sagen müssen, daß ein Volk, in dem solch gesundes Kunstfühlen und Schaffen rege ist, nicht als krank oder hinfällig bezeichnet werden darf. —

(Schluß folgt.)

1) Das herrliche, tiefempfundene Bild zeigte einen distinguirten, von allen Dorfbewohnern mit sichtlicher Verehrung behandelten Mann, der die schlichte Heimat besucht hat, und nun vor dem Reisewagen von seinen alten glücklichen Eltern sich wieder verabschiedet.

LXIX

Zur Reformationsgeschichte Aachens.

Eine Geschichte Aachens im Reformationsjahrhundert in [pr]otestantischer Beleuchtung bietet Herm. Friedr. Macco's [S]chrift: Die reformatorischen Bewegungen während des [16]. Jahrhunderts in der Reichsstadt Aachen. (Leipzig o. J. [V]orrede vom 1. Mai 1900] 59 Seiten Text, 9 Seiten [Be]ilagen.)

„Wohl jedem geschichtlich gebildeten Leser", so äußert [sic]h ein Recensent der Schrift, „drängt sich die Ueberzeugung [au]f, daß Macco erstens technisch die Anforderungen, welche [al]lgemein an eine Monographie über einen allgemein=[ge]schichtlich höchst bedeutsamen Gegenstand gestellt werden [sic]h noch nicht zu eigen gemacht hat, und daß ihm zweitens [de]r Sinn dafür abgeht, welche Erscheinungen als hervor=[ra]gend wichtig und welche als mehr nebensächlich, obwohl [al]s lokalgeschichtlich ganz interessant, zu betrachten sind".[1])

1) Armin Tille in dem Allgemeinen Litteraturblatt, 10. Jahrgang (1901) Nr. 5. Schon die in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins Band 8 (1886) und 10 (1888) erschienenen Recensionen von Macco's Beiträgen zur Geschichte und Genealogie rheinischer Adelsfamilien (2 Bände Aachen 1884 und 1887) enthalten ähnliche Rügen: „Hätte der Verfasser noch einige Jahre mit der Veröffentlichung des so mühsam zusammengetragenen Materials gewartet, er würde sicher nach weiteren Erfahrungen und erweiterten heraldisch=genealogischen Kenntnissen manchen

Weiter rügt der Recensent Macco's „mangelhafte allgemeingeschichtliche Bildung, die die nothwendige Voraussetzung für jede lokalgeschichtliche Arbeit ist“.

Diese Ausstellungen sind begründet, haben aber doch die liberale und socialdemokratische Tagespresse nicht gehindert, das Macco'sche Werk mit lautem Jubel zu begrüßen, hat es doch eine stellenweise bis zur Gehässigkeit gesteigerte antikatholische Tendenz. Es wird allerdings in der Vorrede versichert: „Der Verfasser war bestrebt bei der Beurtheilung der Verhältnisse möglichst objektiv zu bleiben; er war dabei der Ansicht, daß für sie die mitgetheilten Thatsachen maßgebend seien. Wenn die vorliegende Darstellung in manchen Einzelheiten von den Ergebnissen der lokalen Forschung abweicht, so mag der Leser beurtheilen, wie weit dort tendenziöse Entstellung, hier urkundlich bestätigte Schilderung zutrifft“.

Trotz dieser guten Vorsätze beginnt aber schon gleich das Vorwort mit einer grundlosen Verdächtigung des alten katholischen Stadtregiments.

„Ueber die für Aachen und seine Reformation so wichtige Zeit des 16. Jahrhunderts“, heißt es, „sind uns im Aachener Stadtarchiv direkte urkundliche Quellen leider nicht erhalten, nur vereinzelt lassen sich durch eingestreute Bemerkungen aus Urkunden kurze Nachrichten entnehmen. Diese Thatsache ist um so auffallender, als sich auch über die beiden ersten Decennien des 17. Jahrhunderts keine Aachener Urkunden, welche uns Aufschlüsse über die Religionswirren geben könnten, mehr vorfinden. Es liegt nahe, an eine absichtliche Beseitigung zu denken, möglich ist aber auch, daß sie dem

---

Theil seiner Beiträge in strengerer wissenschaftlicher Form, einzelne Theile, welche seinem Werke nicht geringen Eintrag thun, wahrscheinlich gar nicht veröffentlicht haben“. (Bd 10 S. 254.) — Danach scheinen zwölf Jahre fruchtlos an Macco vorübergegangen zu sein.

ıdtbrand von 1656, von dem bekanntlich auch das Rathhaus
riffen wurde, zum Opfer gefallen sind".

Hören wir jetzt über das Schicksal des Aachener Archivs
en Unbefangenen, den Stadtarchivar Pick: „Das größte
andunglück traf Aachen im Mai 1656. Fast drei Viertel
Stadt sank in Asche. Auch das Rathhaus litt großen
haden. Die Kanzlei und das kleine Archiv wurden mit
em, was sich in ihnen befand, und auch denjenigen Stücken,
lche aus dem großen Archiv durch Zufall oder Nachlässigkeit
rt zurückgeblieben waren, ein Raub der Flammen. Nur
Archivalien im Granusthurm entgingen der Vernichtung.
erklärt es sich, daß das Stadtarchiv heute noch seine
eren werthvolleren Urkunden, insbesondere die Kaiserdiplome,
der vor dem Brande vorhandenen Reihenfolge bewahrt,
ihrend das Akten- und Handschriftenmaterial aus der Zeit
r 1656 bis auf geringe Reste verschwunden ist".[1])

Die hier mit Pick's Worten berichtete Thatsache ist all-
nein bekannt; wenn trotzdem Macco auf den „naheliegenden
danken" einer absichtlichen Beseitigung von Archivbeständen
rch den katholischen Rath verfiel, so gehört das zu der
n eigenen „Objektivität", von der wir noch weitere Proben
rnehmen werden.

Die Vernichtung des Aachener Archivs durch den Brand
n 1656 ist ein ungeheurer Verlust für unsere Kenntniß der
schichte Aachens im Reformationszeitalter, er wäre un-
setzlich, wenn nicht zwei vor dem Jahre 1656 gedruckte
schichten Aachens vorhanden wären, deren Verfasser also
ch das alte Archiv benutzen konnten, es sind dies die 1620
ter dem Titel „Aquisgranum" erschienene lateinische Chronik
s Aachener Canonikus Peter a Beeck, und die 1632
röffentlichte „Aacher Chronick" des Johannes Noppius.
Beeck gibt keinen Aufschluß über die speciellen Aachener

1) Festschrift zur 72. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Aachen 1900. Seite 214.

Quellen, welche ihm bei seiner Arbeit vorgelegen haben. Doch hat eine von dem Professor Hugo Lörsch in Bonn angestellte Vergleichung seiner Angaben mit zahlreichen in den Archiven zu Berlin und Dresden befindlichen Akten, die reiches und vollständiges Material über die Geschichte der Reformation in Aachen enthalten, die Genauigkeit seiner Mittheilungen über diese Ereignisse ergeben.[1]) Noppius, ein Aachener Rechtsanwalt, bezeichnet sein Werk als eine „Translation“ des a Beeck'schen Buches. Der zweite, der städtischen Geschichte gewidmete Theil seines Werkes ist aber im Einzelnen viel reichhaltiger als a Beeck's Aquisgranum und beruht höchst wahrscheinlich auf direkter Benutzung älterer Aufzeichnungen.[2]) Noppius beruft sich auch für die Richtigkeit seiner Angaben auf die Rathsprotokolle, die, wie er annehmen mußte, über seinen Tod hinaus vorhanden waren, also eine stete Nachprüfung seiner Angaben ermöglichten, und für die letzte Zeit auf das Zeugniß seiner Mitbürger. Eines steht fest: Man wird den Angaben beider Schriftsteller bis zum Beweise des Gegentheils Glauben schenken müssen. Wir werden sehen, welchen Gebrauch Macco von ihren Werken macht. —

In der Reichsstadt Aachen, die sich, wie Macco (S. 5) zugibt, „durch Intelligenz und weiten Blick ihrer Bürger auszeichnete“, fand die mit dem Namen Reformation belegte kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts lange Zeit hindurch keine Anhänger.

„Der erste“, erzählt Macco (S. 5), „welcher in dieser Reichsstadt gegen die alte Religion predigte, Albrecht Münster, nach den Einen ein Anhänger Luthers, nach Anderen ein Wiedertäufer, wurde auf Grund verleumderischer Beschuldigungen 1524 mit dem Schwert auf dem Markte hingerichtet und auf der Pferdsheide vor dem Jakobsthor verscharrt“.

---

1) Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 17. S. 24.
2) A. a. O. S. 25.

Hierzu citirt Macco in einer Fußnote zunächst nicht
veniger als sieben Werke und fährt dann fort: „Leider ist
ns ein urkundlicher Nachweis über diese Hinrichtung nicht
iehr erhalten, und sind wir einzig und allein auf die Berichte
Beter a Beeck's angewiesen, auf den sich alle anderen Chronisten
eziehen“.

Was berichtet nun diese einzige Quelle a Beeck über
Albrecht Münster?

Nach a Beeck, der sich für seine Darstellung ausdrücklich
uf die ihm zugängig gemachten Proceßakten beruft, kam
Albrecht von Münster, ein Anhänger Luthers, im Jahre 1524
iach Aachen und verkündete dort die neue Lehre unter
heftigen Schmähungen gegen die Einrichtungen der katholischen
Kirche, weßhalb ihn der Rath in Haft nahm. Inzwischen
rschien eine durch Schreiben ihrer Obrigkeit legitimirte Frau
ius Maastricht, die den Albrecht von Münster als den
Mörder ihres Sohnes erkannte. Nachher zeigte auch der
Rath der Stadt Wesel an, daß der Verhaftete in Wesel
inen Mord begangen, aber aus dem Gefängnisse ausgebrochen
sei. Albrecht von Münster gestand beide Mordthaten ein
wurde daraufhin zum Tode verurtheilt und mit dem Schwerte
hingerichtet, nachdem er vorher seine Irrthümer widerrufen
und im katholischen Glauben zu sterben erklärt hatte.

Er ward, wie alle hingerichteten Auswärtigen, auf der
Richtstätte begraben, tradito corpore terrae eodem loco,
wie a Beeck sagt, was Noppius mit „begraben“ übersetzt.
Wenn Macco angibt, Albrecht von Münster sei auf dem
Markte hingerichtet worden, so ist dies unrichtig; wenn er
den Ausdruck „tradito corpore terrae“ mit „verscharrt“
übersetzt, so ist das Geschmackssache, und über den Geschmack
läßt sich bekanntlich nicht streiten.[1]) Wie soll man aber das

---

1) Auch nach dem heute geltenden Proceßrecht dürfen die Leichname der Hingerichteten nur „einfach, ohne Feierlichkeiten“ beerdigt werden. (§ 486 Abs. 5 der Reichs-Strafprozeßordnung).

Verfahren Macco's nennen, der aus einem Doppelmörder ohne jede Spur von Beweis einen unschuldig verurtheilten Martyrer macht?

Im Jahre nach der Hinrichtung Münsters kam in Süddeutschland der nicht zum wenigsten durch das Treiben ähnlicher Prädikanten entfachte Bauernkrieg mit seinen entsetzlichen Gräueln zum Ausbruch.

Aachen blieb vorderhand, wie Macco (S. 6) sich ausdrückt, „den Segnungen des neuen Glaubens entzogen". Der Rath erließ gegen die Protestanten und Wiedertäufer strenge Edikte, wegen deren Uebertretung im Jahre 1535, als das Wiedertäuferthum in Münster seine Orgien feierte, drei Hinrichtungen stattfanden. Daß es trotzdem in Aachen nicht an Neugläubiggesinnten fehlte, ist nicht zu verwundern.

Ihren Bemühungen ist es zuzuschreiben, daß der Rath im Herbste 1544 dreißig flandrischen Protestanten Aufnahme in die Stadt gewährte, um durch sie für die Tuchindustrie neue Fabrikationsmethoden einzuführen. Der Rath kam ihnen in jeder Weise entgegen, die Gastfreundschaft wurde jedoch schlecht gelohnt.

Es dauerte nicht lange, da wurden, wie Noppius (S. 176 zum Jahre 1550) sagt, „in alle Winkel heimliche Conventicula gehalten, auf den Laden und in Werkstätten höret man fremde ketzerische Gesäng und fremde Sprachen, man siehet fremde Kleider und fremde mores, es wurden auf die Bahn gebracht neue subtile Disputationes und unerhörte Lästerungen wider Gott, und seine heilige Kirch, wider die alte katholische Lehr, wider geist- und weltliche höchste Obrigkeiten, da wurden Gespräch gehört von der Babylonischen Hur, von der christlichen Freiheit, welche doch ihnen nur ein Deckmantel der Boßheit ist, und was dergleichen mehr".

Diese ihm unbequemen Angaben weiß Macco auf eine ganz eigenthümliche Weise aus der Welt zu schaffen. Er schreibt:

„Für die Bemerkung des Geschichtsschreibers Haagen (Geschichte Aachens, 1874, Bd. 2 S. 138), ‚man hörte nun n mannigfaltigen Mundarten Spottlieder gegen Geistliche und atholische Glaubenslehren‘, fehlt jeder urkundliche Beweis, ja us einem Schreiben des damals noch streng altgläubigen Raths n König Philipp II. von Spanien vom Jahre 1559 geht ervor, daß die Eingewanderten zu Klagen keinen Anlaß boten nd sich völlig ruhig verhielten“. Dazu heißt es in einer Anmerkung: „Haagens Vorbild, K. F. Meyer, schreibt darüber S. 449: ‚man hörte ungewöhnliche Gesänge und Reden, man ah fremde Kleidungen, fremde Sitten: allerley subtile Streitragen wurden aufgeworfen und hierbei die katholischen Lehrsätze apfer durchgehechelt‘.“

Nun ist es richtig, daß diese Thatsachen, wenn sie nur on Meyer, dessen „Aachensche Geschichten“ 1781, also mehr vie hundert Jahre nach dem Stadtbrande erschienen, ohne Quellenangabe berichtet würden, in der Luft hingen, sie verden aber nicht nur, wie wir hörten, von Noppius, sondern auch von a Beeck (S. 259) ausdrücklich bestätigt. Was aber den viele Jahre später geschriebenen Brief des Rathes n König Philipp II. betrifft, so läßt sich aus einem derartigen diplomatischen Schreiben, was vor allem die Einnischung eines fremden Potentaten in die inneren Angelegenheiten der Stadt zu verhindern bezweckte, ohne weiteres nichts beweisen. Man sieht aber wieder, was Herr Macco unter Objektivität versteht.

Im Laufe der Zeit nahm in Aachen die Zahl der Protestanten insbesondere durch Zuzug aus den Niederanden immer mehr zu. Einen geheimen Begünstiger fanden sie an dem Aachener Patrizier Adam von Zevel, der seine eugläubige Gesinnung so gut zu verbergen wußte, daß ihn der katholische Rath in den Jahren 1552, 1557 und 1559 zum Bürgermeister wählte.[1])

1) Er hat sich, sagt Noppius (S. 177), nun auch schon vom katholischen Glauben abwendig und jämmerlich verführen lassen,

Wenn auch die Bemerkung Macco's (S. 9), Adam von Zevel habe, da er den Protestanten in ihrer bedrängten Glaubenssache Vortheile nicht habe verschaffen können, doch manche gegen sie beabsichtigte Pressionen abzuwenden vermocht, nur eine unbewiesene Redensart ist, jedenfalls nahm die Anmaßung der sicher in erdrückender Mehrzahl aus Eingewanderten bestehenden Neugläubigen derart zu, daß sie 1559 nichts weniger verlangten, als Einräumung der dicht neben dem Krönungsstift gelegenen St. Foillanskirche, der einzigen in der Altstadt befindlichen Pfarrkirche.

Dieses Ansinnen wurde von dem Kurfürsten von der Pfalz, dem Herzog von Württemberg, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Markgrafen von Brandenburg durch ein an den Rath gerichtetes Schreiben unterstützt.[1]) Später sandten die protestantischen Stände zu gleichem Zwecke einen besonderen Gesandten nach Aachen. Als es in Folge dessen im Rathe zu Verhandlungen kam, trat ein Zwischenfall ein, bei dem ein Jude eine Rolle spielte.

Wie a Beeck (S. 264) und Noppius (S. 180) berichten, verbreitete ein Jude Namens Johannes Levita auf Anstiften der Neugläubigen das Gerücht, in Aachen bereite sich ein Aufstand vor, und etliche aus der katholischen Bürgerschaft hätten sich dazu mit Pulver und Waffen wohl versehen. Das Gerücht sei verbreitet worden, um, wenn daraufhin die Wohnungen katholischer Bürger durchsucht

---

aber doch noch sich annoch bedeckt gehalten. — Macco nennt ihn (S. 9) den „ritterlichen Bürgermeister“, ohne jedoch eine ritterliche That von ihm anzuführen, nach der man auch sonst vergebens suchen wird.

1) Was würde wohl, fragt von Fürth (Aachener Patrizier Bd. 2 S. 126), Kurfürst Friedrich Wolfgang von der Pfalz gesagt haben, wenn man ihm zugemuthet hätte, Katholiken, die ihrer Religion wegen vertrieben worden, in seinem Lande Aufenthalt zu gewähren und ihnen Religionsfreiheit zu gestatten?

irden, diese gegen den Rath zu erbittern und im Falle
nes Aufruhrs auf Seite der Neugläubigen zu treiben.

Bei Macco (S. 16) lautet die Sache ganz anders.
anach hätte der Jude zwei Schöffen und einem Canonikus
e Anzeige gemacht, daß „die fremden, ausländischen Per-
nen, so in der Vorstadt wohnen, Willens seien, die Stadt
zustecken, zu verbrennen und einzunehmen, und Zevel sei
r Anführer"; auch habe er sich erboten, die Häuser zu
igen, wo Pulver und Waffen bereit lägen.

Unter den fremden, ausländischen Personen wären aller-
ngs die Protestanten zu verstehen.[1])

Macco, der Noppius, Meyer und Haagen — warum
cht auch a Beeck — sinnwidrige Verdrehung der Ver-
umdung Levitas vorwirft, entnimmt seine Angaben den
kten eines Reichskammergerichts-Processes, den der später
is Aachen verbannte Adam von Zevel gegen die Stadt
achen anstrengte. Nun sind die Akten über die Sache
lbst, was wohl zu beachten ist, beim Aachener Stadtbrande
rnichtet worden. Der Proceß in Wetzlar endete nach dem
565 erfolgten Tode Zevels im Jahre 1574 durch einen zwischen
inen Kindern und der Stadt abgeschlossenen Vergleich.[2]) Die
ichtigkeit der Schriftsätze des Klägers, aus denen Macco
ne Zweifel seine Angaben schöpft, ist also vom Richter
cht gewürdigt worden; ihnen heute nach mehr wie drei-
undert Jahren Beweiskraft zuzutrauen, ist ein kühnes Unter-
hmen. Jedenfalls ist die Ansicht zurückzuweisen, als ob
acco für seine Darstellung authentisches Material be-
ßt habe.

---

1) Unsere Ansicht von der Zusammensetzung des protestantischen Elements in Aachen wird dadurch bestätigt.

2) Beide Theile erklären in gutem Glauben gehandelt zu haben, sie „vergleichen, vertragen, renunciren und verzeihen" beiderseits. Merkwürdigerweise enthält der Vergleich keine Angaben darüber, wer die sicher nicht unerheblichen Kosten tragen soll.

Daß der katholische Rath in Aachen sich durch die Handlungsweise des Juden schwer geschädigt sah, erklärt das energische Einschreiten gegen diesen, nachdem seine Aussagen sich als erfunden herausgestellt hatten. Er wurde, da er aus Aachen geflohen war, auf Veranlassung des Rathes in Valkenburg verhaftet und mit dem Schwerte hingerichtet. Eine derartige That, die üble Folgen nicht nach sich gezogen hatte, läßt sich nur durch die barbarische Rechtspflege jener Zeit erklären und entschuldigen; nach Macco war es eine „wohlverdiente Strafe".

In einer Anmerkung fügt Macco (S. 19) bei: „Meyer und Haagen leisten sich die Albernheit, der Jude habe — wohl um die Todesstrafe abzuwenden — vor seiner Hinrichtung verlangt getauft zu werden". Diese „Albernheit" wird auch von a Beeck mitgetheilt, jeder unbefangene Denker wird jedoch dieses Begehren des Juden für psychologisch unanfechtbar halten. Dagegen nimmt Macco die von dem erwähnten Abgesandten der protestantischen Stände, Wenzel Zuleger, in die Welt gesetzte Albernheit, man habe gesehen, wie die Pfaffen in die Häuser der Bürger schlichen, um für ihre Sache, d. h. gegen ihn mit Geld und Ermahnungen zu wirken, unbeanstandet in seine Darstellung auf.

Am 23. Juli 1574 faßte der Rath den verhängnißvollen Beschluß, auch die Anhänger der Augsburgischen Confession zum Rathe zuzulassen.

„Der Rath", heißt es bei Macco (S. 25), „faßte den Beschluß, fernerhin auch Protestanten der Augsburgischen Confession wegen ihrer hervorragenden kaufmännischen Tüchtigkeit, ihres Reichthums und Ansehens zum Rathe zuzulassen." Die Anmerkung gibt dazu an: „Der Erlaß des Rathes ist bei Meyer S. 464 abgedruckt".

Liest man das, so muß man glauben ein Excerpt aus dem Rathsbeschlusse vor sich zu haben. Man staunt daher, wenn man bei Meyer nachschlägt und von all dem kein

Wort findet, denn die ganze angeführte Beschlußbegründung ist lediglich ein Erzeugniß der Macco'schen Phantasie. Der entscheidende Theil des Beschlusses, wie ihn Meyer gibt, hat folgenden Wortlaut: „Auf den Herren Bürgermeistern und Rath gethanes sonderbare Vertröſten und Zusagen: in Religions-Sachen keine Neuerung oder Aenderung einzuführen oder einführen zu lassen, haben ein ehrbarer Rath und gemeiner Gaffeln Geschickte (Abgeordnete der Zünfte) um verhofften friedlichen Lebens willen vergönnt und zugelassen, daß die zum Rath erwehlte Bürger so sie entweder der alten katholischen Religion oder aber der Augsburgischen Confession, und also keinen verbottenen Sekten zugethan, für nächste des Rathes Zusammenkunft hierzu belassen werden sollen".

„Jetzt meinte der Rath", fährt Meyer fort, „um des lieben Friedens willen ein gutes Werk gethan zu haben, derselbe mußte aber bald wahrnehmen, wie blind, wie ungemessen er sich hierbei vergangen hatte, und wie schändlich er berückt war".

Aachen ward von jetzt an der Sammelplatz der Neugläubigen und so konnte es nicht ausbleiben, daß sie schließlich, wie es 1591 geschah, im Rath die Majorität zu erlangen wußten.

Untereinander waren freilich die Neugläubigen in die verschiedensten Sekten gespalten. Nach Macco (S. 25) gab es im Jahr 1574 Lutheraner, deutsche Calviner und Wiedertäufer, wozu (S. 27) 1578 noch eine wallonisch-calvinische Gemeinde kam. Hiermit ist aber das Verzeichniß der vertretenen Sekten noch nicht erschöpft. Seit dem Jahre 1579 hatten die lutherischen Prediger in Aachen den Auftrag, ihre Gemeinde ausdrücklich vor dem Verkehr mit den „Papisten, Calvinisten, Wiedertäufern, Schwenckfeldern und anderen Sekten" zu warnen.[1])

1) Hansen, Beiträge zur Geschichte von Aachen. Bonn 1886. S. 39.

Dieser Auftrag deutet auch das Verhältniß der verschiedenen Sekten zu einander an. Wie allenthalben im deutschen Reich befehdete man sich auch hier aufs heftigste. Die Eintracht konnte auch durch ein vom 31. Juli bis 2. August 1580 zwischen den Predigern der Lutheraner und Deutsch-Reformirten abgehaltenes öffentliches Religions-Gespräch nicht hergestellt werden. Es kam dabei soweit, daß, wie a Beeck (S. 273) und Noppius (S. 188), die hiervon Zeitgenossen waren, berichten, von calvinischer Seite das Schwert gezogen wurde, eine Thatsache, deren Mittheilung Macco seinen Lesern vorenthält.[1])

Der protestantische Rath hielt die Gewalt in Händen bis zum Sommer 1598, wo gegen ihn die Acht vollzogen wurde, die der Kaiser verhängt hatte, weil seinen Entscheidungen, den katholischen Rath wiedereinzusetzen und den Zu-

1) Wie oberflächlich Macco auch in nebensächlichen Dingen ist, mag Folgendes zeigen. Seite 26 Note 1 schreibt er: „Noppius S. 188 und Meyer S. 470 lassen Oetzenradius (einen calvinischen Wortführer bei dem erwähnten Religionsgespräch), weil er ‚schmälich und lästerlich wider den h. Sacramentstag Frohnleichnams unseres Herrn Jesu Christi zu reden sich unterfangen, auff eben denselbigen Tag eines gählingen und ellenden Todts sterben! Er ist aber noch 1593 aus den Consistorialprotokollen als Prediger nachweisbar".

Nun fand das Gespräch vom 31. Juli bis 2. August statt der Fronleichnamstag kann aber niemals später als auf den 24. Juni fallen. Noppius und Meyer, wie auch a Beeck (S. 247), den zu citiren Macco hier wieder unterläßt, behaupten auch keineswegs, die Schmähungen und der Tod des Oetzenradius seien im Jahre des Religionsgesprächs oder bei demselben vorgefallen. Meyer gibt sogar ausdrücklich das folgende Jahr an, dieser allein wäre also zu berichtigen gewesen

Derartige, zum Theil auf Unkenntniß katholischer Einrichtungen beruhende Versehen finden sich wiederholt bei Macco. Seite 21 kommt bei ihm im Text das Wort „viaticum" vor, was in einer Anmerkung folgendermaßen erläutert wird: „Letzte Wegzehrung, Sterbesakramente der kath. Kirche".

nd herzustellen, wie er vor 1560 gewesen, keine Folge
eistet worden war.

Es ist hier nicht der Ort, eine Darstellung der endlosen
rhandlungen zu geben, die sich in der Zwischenzeit auf
n Reichstage und am Kaiserlichen Hofe, wie zwischen den
holischen und protestantischen Ständen abgewickelt hatten.[1])
e Auslegung des Augsburger Religionsfriedens, dieser
uelle unsäglichen Jammers für das Deutsche Volk",[2])
elte dabei eine große Rolle. Wir wollen nur an einer
inen Zwischenepisode die Art zeigen, in der Macco die
n ihm benutzte Literatur wiedergibt.

Gerhard Ellenborn, ein katholischer Aachener Patrizier,
sich (1591) durch den Aachener Rath geschädigt, weil
ser ihm die Vollstreckung eines Schöffenurtheils in einer
vilproceßsache gegen in Aachen ansässige ehemalige nieder-
ndische Staatsangehörige verweigert hatte. Ellenborn, der
Stadt verlassen hatte, suchte nun unter dem Schutze der
tlicher Regierung durch Raubritterei gegen Aachener Bürger
n Recht geltend zu machen. Dieses Verfahren ist gewiß
ht zu entschuldigen, aber in einem Jahrhundert leicht er-
rlich, das nicht allein einen Sickingen, Hutten und
rlichingen, sondern auch einen Hans Kohlhase hervor-
bracht hatte.

Eine ausführliche Darstellung des ganzen Streites hat
rmann Keussen in der Zeitschrift des Aachener Geschichts-
reins (Band 15 S. 26—62) geliefert. Dort findet sich

1) Macco folgt hierfür dem von protestantischem Standpunkte ver-
faßten Aufsatz von Müller über den Conflikt Rudolfs II. mit
den deutschen Reichsstädten (Westdeutsche Zeitschrift XIV. S. 257 ff.).
Außer der älteren Aachener Literatur ist zu vergleichen: von
Fürth, Aachener Patrizier-Familien II. 1. S. 37—73 u. Johannes
Janssen, Geschichte des Deutschen Volkes (Band 5), der auch un-
gedrucktes Material benutzt hat.

2) Mit diesen Worten schließt Janssen den 3. Band seiner Geschichte
des Deutschen Volkes.

S. 38 der Satz: „Die Beute ward meist unter die Spießgesellen vertheilt; auch Ellenborns Frau und sein Bruder, der Aachener Erzpriester, erhielten gelegentlich einen Antheil“.

Diese Stelle gibt Macco (S. 44) folgendermaßen wieder:

„Daß selbst der Canonikus Johann Ellenborn, Gerhards Bruder, es nicht verschmähte, den hinterlistigen Raub mit zu theilen und sich so zum Spießgesellen zu machen, verdient als charakteristisch bemerkt zu werden“.

Eines Commentars dazu bedarf es nicht. In solcher objektiven Schreibweise ist aber die ganze Arbeit verfaßt. Da wird (S. 21), wo es sich um eine durchaus zuständige Anordnung des geistlichen Sendgerichts wegen Beerdigung der vom katholischen Glauben Abgefallenen handelt, diese Anordnung anmaßend genannt, und der von a Beeck (S 267) in seinem schwülstigen Latein gebrauchte Ausdruck „sepultura asini“ statt mit „Begräbniß in ungeweihter Erde“ durch die Worte „dem Vieh gleich einscharren“ übersetzt; da werden (S. 30 f.) die Predigten des Dechanten Voß, von denen nebenbei bemerkt kein Wort erhalten ist, in den „rohesten Ausdrücken schmähende Hetzpredigten“ genannt, während doch auch ein unbefangener Nichtkatholik einsehen muß, daß der Dechant nur seine Pflicht als katholischer Priester erfüllte, wenn er vor dem Glaubensabfall warnte u. s. w.[1])

Wie der Titel verspricht, hat Macco seine Geschichte der reformatorischen Bewegungen in der Reichsstadt Aachen nur bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts fortgeführt, während diese Bewegungen erst mit dem Jahre 1614 endeten.

1) „Für die Thatsache, daß allen Bekenntnissen in ganz gleicher Weise wenigstens bis zum Westfälischen Frieden die Religionsfreiheit des einzelnen Menschen als ein Ding der Unmöglichkeit erschien, hat Macco nach seinen Aeußerungen auf S. 8 ebenso wenig Verständniß wie für den geschichtlichen Gegensatz zwischen Lutheranern und Calvinisten, deren Uneinigkeit er S. 26 beklagt“. (Tille in der angeführten Recension).

Er spart es so, seinen Lesern den Aufruhr des Jahres 1611 schildern zu müssen.

Im Sommer dieses Jahres stürmte der von den Protestanten aufgereizte Pöbel das Jesuitenkloster, die Insassen wurden hinausgeschleppt und verhöhnt, die Kirche und das Kloster verwüstet, die heiligen Gefäße und Gewänder entweiht. Die Protestanten bemächtigten sich von neuem der Regierungsgewalt und wieder mußte die Reichsacht über die Stadt ausgesprochen werden, ehe 1614 dem katholischen Magistrate zu seinem Rechte verholfen werden konnte.[1])

Macco schließt seine Arbeit, indem er ausführt, daß die in Folge der Wiederherstellung des katholischen Stadtregiments veranlaßte Auswanderung zahlreicher Protestanten der Stadt unersetzlichen Schaden gebracht habe.

Sicherlich haben diese Auswanderungen ebensowenig wie die vorhergehenden jahrzehntelangen Zwistigkeiten der Stadt zum wirthschaftlichen Vortheile gereicht. Man darf ihnen aber keine allzugroße socialpolitische Bedeutung für die spätere Zeit beimessen. In der Tuch- und Nadelindustrie hat Aachen auch bis heutezu eine führende Stellung zu wahren gewußt. Die Kupferschlägerzunft jedoch, die am meisten durch die Religionswirren gelitten, war selbst gleich nach dem dreißigjährigen Kriege noch so leistungsfähig, daß sie im November 1648 in einem Vertrage mit dem Finanzrath von Brabant sich zur Abnahme von 10 Millionen Pfund Galmei innerhalb zehn Jahren verpflichtete[2])

---

1) In einer Anmerkung (S. 57) bemerkt Macco, ohne auf die Sache weiter einzugehen, daß der Tumult vom Jahre 1611 zum Mißfallen aller evangelischen Bürger ausgebrochen sei. Nenne er doch auch nur eine einzige Stimme jener Zeit, die ihr Mißfallen ausgedrückt hat. Daß es damals auch einzelne Protestanten gab, die mit dem Aufruhr und den dabei vorgekommenen Ausschreitungen nicht einverstanden waren, unterliegt wohl keinem Zweifel.

2) H. Kelleter in der Zeitschrift „Aus Aachens Vorzeit“ XI S. 70.

Was den raschen Aufschwung der Stadt im 17. Jahrhundert verhinderte, waren die furchtbaren Kriegslasten des dreißigjährigen Krieges, vor allem aber der schreckliche Brand des Jahres 1656. Es braucht nicht gesagt zu werden, was ein solches Unglück in einer Zeit, die Schadensversicherungen nicht kannte, zu bedeuten hatte.

Macco's Buch ist, trotzdem es unter wissenschaftlicher Flagge segelt,[1] eine durchaus unerfreuliche Arbeit, deren Werth auch durch die vier dem Buche beigegebenen Abbildungen nicht gehoben wird.

Von diesen Abbildungen stellt die Erste einen Landsknechts-Fähndrich dar. Daß die von ihm geschwenkte Fahne, wie die Unterschrift behauptet, die Aachener Stadtfahne ist, wäre noch zu beweisen, denn die Reichsstadt Aachen war im 16. Jahrhundert nicht der einzige Staat, der den einköpfigen Reichsadler im Wappen führte.

Die letzte Abbildung stellt die im Jahre 1616 vor dem Rathhause erfolgte Hinrichtung zweier Rädelsführer des Aufstandes von 1611 und die aus gleichem Anlaß errichtete

---

1) Um den Anschein der Wissenschaftlichkeit zu erwecken, ist nichts gespart. Dem Vorworte folgt ein „Verzeichniß der benutzten Quellen“, worin 9 Archive, 2 Handschriften und 36 Druckwerke aufgeführt sind. Dabei sind große Sammelwerke mit ihren sämmtlichen Bänden angegeben, trotzdem nur Ein Artikel Eines Bandes benutzt ist. Das gilt z. B. von „Wetzer und Welte's Kirchenlexikon 1882—1900“, woraus nur der erste von Prof. Floß verfaßte Artikel über „Aachen“ benutzt ist; von der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst Jahrg. 1—18“, aus der nur der Artikel von Müller in Band 14 in Betracht kommt, u. s. w. Dagegen sind viele Citate völlig werthlos. Was will es z. B. heißen, wenn als „Quelle“ angeführt wird: „Königl. Bibliothek Berlin, Handschr.-Sammlung, Man. Boruss. fol. 758, S. 42“? Liegt hier eine Originalurkunde vor, oder eine ältere oder neuere beglaubigte oder unbeglaubigte Copie? Handelt es sich vielleicht nur um ältere oder neuere Privataufzeichnungen? Die Vorrede hätte doch unbedingt eine kritische Würdigung des benutzten Handschriften-Materials bringen müssen.

Schandsäule dar. Hätte Macco sich die auf diesem Bilde befindlichen Inschriften genauer angesehen, dann würde er gefunden haben, daß der Mann, dem die Schandsäule errichtet wurde, nicht Kalkbrenner, wie er ihn stets und selbst im Register nennt, sondern Kalkberner hieß.[1])

Vergebens aber wird man fragen, was die zwei anderen Bilder, die Scenen aus der Erstürmung (unter den Bildern steht „Belagerung") von Maastricht durch die Spanier im Jahe 1579[2]) darstellen, in einer Geschichte Aachens bedeuten sollen. Die Bilder enthalten Gräuelscenen, wie sie auf allen gleichzeitigen Darstellungen ähnlicher Begebenheiten enthalten sind, dabei sind sie künstlerich und vielleicht sogar für die Lokalgeschichte Maastrichs völlig werthlos. Wirkung konnte sich Macco von ihnen nur bei einem Publikum versprechen, für das Historiker, denen es Ernst mit ihrer Aufgabe ist, nicht zu schreiben pflegen.

Wir schließen unsere Ausführungen mit Tille's Worten: „Hoffentlich gibt Maccos Schrift einem anderen Forscher die Anregung, sich in den Stoff zu vertiefen und eine wirklich allen Anforderungen genügende ‚Geschichte der Reichsstadt Aachen im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation' zu verfassen!"

Von katholischer Seite, das können wir beifügen, kann dieser Arbeit mit Ruhe entgegengesehen werden.

---

1) Eigentlich gehört dieses Bild auch nicht in das Buch hinein, da der dargestellte Vorgang außerhalb des Rahmens der Abhandlung liegt und nur nebenbei erwähnt wird.

2) Im Text ist S. 26 irrthümlich das Jahr 1578 angegeben.

LXX.

Zur Lehre vom Kirchenamt in der Didache.[1]

Eine der interessantesten und wichtigsten, aber auch dunkelsten Fragen, welche die Forscher auf katholischer wie protestantischer Seite seit Jahrhunderten beschäftigt und die noch immer einer vollkommen befriedigenden Lösung harrt, ist die nach dem Wesen der ältesten Kirchenverfassung und der Entstehung des katholischen Episkopats insbesondere. In einer vor Jahresfrist erschienenen gut geschriebenen Abhandlung hat v. Dunin-Borkowski einige Dutzend solcher Lösungsversuche zusammengestellt und kritisch beleuchtet. Die Unmenge von sich gegenseitig widersprechenden Hypothesen ist sehr bezeichnend für die Schwierigkeiten, die hier dem Forscher sich entgegen stellen. Und diese Schwierigkeiten sind noch gemehrt worden durch die Voreingenommenheit, mit der man vielfach von einseitig-confessionellem Standpunkt aus an die Erforschung der hier in Betracht kommenden Urkunden herangetreten ist. Mit hoffnungsvoller Freude wurde jeder neue Fund auf dem Gebiet der altchristlichen Literatur begrüßt; erwartete man sich doch, werthvolle Nachrichten zu finden, die geeignet sein konnten, die Lücken, welche im Stand unseres

---

1) cf. Harnack: Die Lehre der 12 Apostel nebst Untersuchungen zur ältesten Geschichte der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts. Leipzig bei Hinrich 1884, sowie Harnack: Dogmengeschichte. 1. Bd. S. 363 ff., 3. Aufl., Freiburg 1894.

Wissens in dieser Frage noch klaffen, auszufüllen. Besondere Erwartungen hegte man diesbezüglich von der 1883 durch den Metropoliten Bryennios veröffentlichten „Lehre der 12 Apostel". Aber diese Erwartungen erfüllten sich nur sehr unvollkommen; die Nachrichten der Didache über die Kirchenverfassung waren zu spärlich und wenig klar und das Schlimmste war wieder, daß diese dürftigen Notizen gehörig ausgebeutet worden sind zur Stütze von vornherein fertigen Hypothesen. Am gründlichsten hat wohl Harnack die Didache für seine bekannte Theorie von der Entwicklung des Episkopats ausgenützt, und gerade seine Darlegungen möchte ich hier einer Besprechung unterziehen. Es ist mein Zweck, zu zeigen, wie ungemein vorsichtig man in der Prüfung solcher Quellenstellen sein muß, wie sehr man sich von lieb gewordenen Meinungen losmachen muß, um nicht in jene etwas anderes hineinzulegen, als sie wirklich aussagen. Es handelt sich hier um die einfache Frage: Welche Angaben enthält die Didache über die ursprüngliche Kirchenverfassung und wie lassen sich dieselben mit den in anderen gleichzeitigen Urkunden vorkommenden vereinigen?

Bevor ich jedoch an die Beantwortung dieser Frage gehe, möchte ich kurz darlegen, zu welchen Resultaten Harnack gekommen ist:

I.

Da in der Didache Kap. 11 ff. an erster Stelle Apostel, Propheten und Lehrer erwähnt werden, so schließt Harnack, daß die ursprünglichen kirchlichen Beamten nicht ständige Beamte einer Einzelgemeinde waren, sondern freie Lehrer, die von Gemeinde zu Gemeinde mit ihrer Predigt wanderten; und zwar waren die Apostel die berufsmäßigen Missionäre des Evangeliums, die Propheten und Lehrer die Träger der Erbauung, die sich nicht wie die Apostel an die Heiden wandten, sondern den christlichen Gemeinden selbst als deren geistliche Stützen gegeben waren.

Die Aufgabe aller ist das λαλεῖν τὸν λόγον τοῦ θεοῦ, also der Dienst am Wort; aber während die Propheten zugleich ekstatisch begabt sind, leisten die Lehrer den Dienst am Wort ausschließlich in mehr begriffsmäßiger Darstellung. Die Nichterwähnung der πρεσβύτεροι ist Harnack ein willkommener Beweis dafür, daß dieselben ursprünglich nur die „Alten" in der Gemeinde waren im Gegensatz zu den νεώτεροι, also kein geistliches Collegium repräsentirten. Aus der Nebeneinanderstellung der Episkopen und Diakonen aber schließt Harnack, daß das Amt beider ursprünglich wesentlich identisch gewesen sei und nur das Alter des Amtsträgers eine Differenzirung bewirkt habe. Es werde diese Auffassung dadurch von der Didache als richtig bestätigt, daß ein Unterschied zwischen Episkopen und Diakonen in ihr überhaupt nicht hervortrete, für dieselben vielmehr die gleichen Qualitäten und Ehren gefordert würden. Daß Episkopen und Diakonen ursprünglich nur Verwaltungsbeamte gewesen seien, zeige die Didache dadurch, daß sie als Qualitäten für dieselben Sanftmuth und Freiheit von Geldgier verlange. Doch leite sie den Anspruch auf Ehre für beide aus einer neuen Funktion ab, die sie ihnen beilegt und zeige so, daß sie als Verwaltungsbeamte der Gemeinde nicht über-, sondern gleichgeordnet waren. Diese neue Funktion aber bestehe darin, daß die bedeutungsvollen Prädikate der der Gesammtkirche geschenkten ἡγούμενοι, nämlich der Apostel, Propheten und Lehrer im Laufe der Zeit, als jene ausstarben, oder ihre Bedeutung verloren, auf sie übertragen worden sind d. h. also, daß auch sie λαλοῦντες τὸν λόγον τοῦ θεοῦ geworden sind. Das habe erst den Episkopat auf die Linie seiner katholischen Entwicklung gestellt. Diese Entwicklung findet übrigens Harnack ganz natürlich, weil es erstlich in der Natur des administrativen Amtes gelegen gewesen sei, daß es nach und nach den Dienst am Wort anderen entzog und in sich hineinzog, weil es ferner in der Natur der Verhältnisse gelegen gewesen sei, daß jene „geist-

liche" Organisation von Aposteln, Propheten und Lehrern aufhören mußte und endlich weil die Kämpfe mit dem Gnosticismus zur Folge hatten, daß der größte Nachdruck gelegt wurde auf die rechte apostolische Lehre und festen äußeren Zusammenschluß. Es sei, drückt sich Harnack aus, die noch eben allen Stürmen trotzende hierarchische Verfassung der katholischen Kirche also in ihren Elementen uralt, sie sei die wunderbare Combination jener Elemente (der geistlichen und administrativen) und es sei das seltsamste Spiel der Geschichte, daß es eben der Dienst am Wort gewesen, der, indem er den Presbyter-Episkopen zugewiesen wurde, diese Vorsteher in Inhaber einer besonderen Amtsgnade, in Priester und Hierarchen verwandelt hat. „Der Katholicismus hat Recht, wenn er behauptet, daß alle wesentlichen Elemente seiner Kirchenordnung in der apostolischen Zeit vorgebildet seien, aber Fiktion ist es, wenn er die Combination derselben auf jene Zeit zurückführt. Der Protestantismus aber hat Recht, wenn er daran festhält, daß in der Kirche ursprünglich nur die selbständige und nicht von Menschen deklarirte Würde der λαλοῦντες τὸν λόγον τοῦ θεοῦ gegolten hat."

II.

Gegen diese gewiß ebenso geistreichen wie kühnen Argumentationen Harnacks muß ich aber folgende Bedenken geltend machen:

1) Wie die darwinistischen Naturforscher in der Paläontologie nach „Uebergängen", „Zwischenformen" der einzelnen festen Arten suchten zum Stützpunkt ihrer vorgefaßten Entwicklungstheorie, so sieht sich Harnack nach solchen Uebergangsformen zum katholischen Episkopat in der altchristlichen Literatur um und glaubt eine solche gefunden zu haben in der „geistlich-administrativen" Funktion der Episkopen. Aber woher weiß denn Harnack, daß eine solche allmähliche Uebertragung des „Dienstes am Wort" auf Administrativbeamte stattgefunden hat? Etwa aus der Didache? Mit nichten! Denn hier

erscheinen als feste administrativ-geistliche Kirchenämter die der Episkopen und Diakonen neben den für die Gesammtkirche wirkenden Apostel-Missionären, Propheten und Lehrern. Diese allmähliche Uebertragung soll sich vollzogen haben mit dem Aussterben der „allgemeinen" Kirchenämter. Aber gerade die Didache ist ein vollgiltiger Beweis dafür, daß zur Zeit ihrer Abfassung weder von einem Aussterben noch Rückgang jener rein geistlichen Aemter die Rede war. Und jener von Harnack statuirte Uebergang soll ein „seltsames Spiel der Natur" gewesen sein? Warum hier zu Zufällen und Naturspielen seine Zuflucht nehmen, wenn ein geringes Nachdenken genügt, uns davon zu überzeugen, daß bereits die Apostel (im engeren Sinne des Worts!) geradezu gezwungen waren, für die Errichtung solch' fester Gemeinde- oder Kirchenämter selbst zu sorgen, um den neu gegründeten Gemeinden eine dauernde geistliche Leitung zu geben und sie nicht der sporadischen Leitung zufällig einmal da einkehrender Propheten oder Lehrer zu überlassen? Oder waren vielleicht die „Lehrer" ausschließlich die festangestellten ursprünglichen geistlichen Gemeindebeamten? Doch schwerlich, sonst hätten dieselben nicht so leicht, wie Harnack meint, von den herrschsüchtigen Episkopen aus ihrer Stellung verdrängt werden können und es hätte bittere Kämpfe abgesetzt, von denen die Kirchengeschichte uns doch sicher Spuren hätte hinterlassen müssen.

2) Als die „Geehrten" in der Gemeinde werden nicht etwa von der Didache in erster Linie die Apostel, Propheten und Lehrer bezeichnet, wie dies nach der Harnack'schen Theorie doch nothwendig der Fall sein müßte, sondern gerade die Episkopen und Diakonen und erst neben und mit ihnen auch jene. Warum hat aber der Verfasser der Didache die Apostel, Propheten und Lehrer vorangestellt und sich viel eingehender mit ihnen beschäftigt als mit den Episkopen und Diakonen? Einzig aus dem Grund, weil es sich bezüglich der Apostel-Missionäre und der Propheten damals um eine

genannte „Brennende Frage" handelte, die auch aus dem
astor Hermae herausleuchtet, nämlich um Aufstellung von
chutzmaßregeln gegen vorkommende Täuschereien und Be-
igereien solcher herumwandernden Leute. Hierüber auch
ne Ansicht auszusprechen, war dem Verfasser Hauptsache.
3) Daß von den Episkopen und Diakonen gefordert
rd Freiheit von Geldgier und Sanftmuth, soll beweisen,
ß sie ursprünglich nur Finanzbeamte waren. Aber sagt
n nicht Harnack selbst [l. c. p. 151]: „die Episkopen
achten in der Regel das Opfer dar", das heißt also doch:
waren auch die obersten Liturgen in der Gemeinde.
enn nun, wie wir eben aus der Didache sahen, die Epi-
pen auch den Dienst am Wort und administrative Funk-
nen haben, so vereinigen sie ja bereits in der unmittelbar
chapostolischen Zeit alle jene Funktionen in sich, deren
lmähliche Combination nach Harnack erst zur Entwicklung
s katholischen Episkopats geführt haben soll. Freilich be-
utet in den Augen Harnacks ihr Charakter als oberste
turgen der Gemeinde nicht viel, da er ja das geheimniß-
lle Opfermahl nur als simple Mahlzeit aufgefaßt wissen will.
4) Warum geschieht nun aber in der Didache der Pres-
ter keine Erwähnung? Harnack nützt diesen Umstand
ort für seine Meinung aus, wonach die πρεσβύτεροι ur-
rünglich nur die ältesten Leute in der Gemeinde waren
Gegensatz zu den νεώτεροι. Nachdem aber Harnack die
idache um das Jahr 150 entstanden sein läßt, muß man
ch fragen: wie kommt es, daß um diese Zeit sonst überall
: von Harnack vorausgesetzte Entwicklung der Presbyter
einem geistlichen Collegium sich vollzogen hat, während
den Gemeinden, an die der Verfasser der Didache sich
ndte allein merkwürdigerweise diese Entwicklung sich noch
ht vollzogen haben soll? Was ist der Grund dieser
erklärlichen Verkümmerung? Lagen vielleicht jene Christen-
meinden in einer weltfremden Oase der syrischen oder
yptischen Wüste? Ist die Erklärung nicht viel einfacher

und naheliegender, wonach, die Nichterwähnung der Presbyter denen Recht zu geben scheint, die an der Identität der Namen Presbyter und Episkopen für diese urchristliche Zeit festhalten? Es wäre dann freilich die weitere Frage zu beantworten, warum in der Didache keine Rede ist von einem monarchischen Episkopat? Die Antwort ist nicht allzu schwierig. Einmal will die Didache keine Abhandlung über urchristliche Kirchenverfassung geben; sie erwähnt der Episkopen und Diakonen an einer ganz anderen Stelle, in anderem Zusammenhang als die Apostel, Propheten und Lehrer, nämlich in unmittelbarem Anschluß an die Lehre vom Opfer und indem sie schon dadurch den engen Zusammenhang der Episkopen und Diakonen mit der eucharistischen Opferfeier nahelegt, begnügt sie sich sozusagen im Vorübergehen gewisse moralische Eigenschaften dieser Kirchendiener zu betonen, vielleicht weil erst jüngst Mißstände in einer der administrativen Funktionen derselben vorgekommen waren. Daß unter diesen Presbyter-Episkopen einer den Vorsitz führte, ist doch selbstverständlich und geht aus dem Zusammenhalt mit andern gleichzeitigen und früheren Schriften der altchristlichen Literatur hervor (so im Pastor des Hermas „die nach den ersten Sitze streben", im Clemensbrief wo die Rede ist von erprobten Männern, welche die Apostel als „Stellvertreter" aufstellten, in den Ignatiusbriefen und bei Irenäus). In diesen Vorsitzenden des Presbyter-Episkopen-Collegiums haben wir den Ursprung des monarchisch-katholischen Episkopats zu suchen, der selbstredend erst dann mehr nach außen hervortreten konnte, als es galt, die Glaubenseinheit der Gemeinde gegen den auftretenden Gnosticismus zu schützen.

5) Aber auch den Fall gesetzt, die von Harnack angenommene Entwicklung des katholischen Episkopats sei richtig, so bliebe sie in unserem Falle hier ein arger Anachronismus. Denn Harnack verlegt doch, wie eben bemerkt, die Abfassungszeit der Didache in die Mitte des zweiten Jahrhunderts. In dieser Zeitperiode hat sich nach Harnacks Hypothese eine

Uebernahme der διακονία τοῦ λόγου durch die Presbyter-Episkopen vollzogen und es muß noch eine lange weitere Entwicklung vorausgesetzt werden, in der nach und nach der monarchische Episkopat sich ausbildete gleichzeitig mit dem völligen Aussterben der Propheten und Apostel. Daher dürfte es nach Harnack vor dem Anfange des dritten Jahrhunderts noch gar keine Bischöfe im katholischen Sinn geben. Er selbst kann aber nicht läugnen, daß in der Apokalypse und den Pastoralbriefen bereits ein monarchischer Vorsteher der Christengemeinde erwähnt wird; die Ignatiusbriefe, der Clemensbrief, der Verfasser des „Hirten“, Irenäus kennen aber alle den monarchischen Episkopat. Sonach ist derselbe für Kleinasien, für Rom und Gallien bezeugt und zwar schon um die Wende des ersten Jahrhunderts. Wo bleibt da die von Harnack geforderte „Entwicklung“?

Als Resultat unserer Besprechung ist daran festzuhalten, daß die Angaben der Didache über das Kirchenamt nicht gegen die katholische Lehre sprechen, daß ferner dieselben nicht einseitig betrachtet werden dürfen, sondern nur unter Vergleichung mit anderweitigen, gleichzeitigen und dazu eingehenderen Angaben über die hierarchische Verfassung der altchristlichen Kirche. Dann läuft man nicht Gefahr haltlose Theorien aufzubauen, die zwar die persönliche Neigung befriedigen mögen, aber vor einer vorurtheilslosen, ruhigen Kritik nicht bestehen können.

Prof. Dr. Ludwig.

LXXI.

Louis Veuillot.[1]

Zweiter Band der Biographie (1845—1855).

Der erste Band dieses bedeutenden Werkes ward
dieser Zeitschrift Bd. 126, S. 198 ff. ausführlich zur
zeige gebracht. Derselbe schildert den Werdegang
berühmten Schriftstellers, der sich vom einfachen Ha
werkerssohn, ohne eine auch nur annähernd gelehrte Bild
empfangen zu haben, zum ersten und einflußreichsten Pu
cisten von ganz Frankreich emporschwang und durch
Umfang seines Wissens, die unerreichte Pracht und den Gl
seiner Sprache und das Feuer seiner Kampfesnatur die
wunderung der Katholiken, zugleich aber auch den Haß
Unglaubens und der religiösen Gleichgültigkeit zuzog.
für diese Periode gaben sich im katholischen Lager die K
von Mißhelligkeiten zu erkennen, welche die anerkann
Führer der Katholiken, Veuillot auf der einen, Montalem
und Dupanloup auf der andern Seite, zeitweilig von einan
schieden, ohne sie jedoch zu trennen. Der zweite B
welcher zufolge einer höchst glücklichen Ueberfülle des Mater

---

1) Louis Veuillot. Par Eugène Veuillot. Tome deuxième
— 1855. Cinquième édition. Paris. Viktor Retaux.
8°. XI, 578 S. (Frcs. 7 50) Mit Veuillot's Brustbil
Heliogravüre.

einen Zeitraum von zehn Jahren umfaßt, zeigt uns das
d allmähliger Entfremdung dieser Führer, die bis zum
ß des Unterrichtsgesetzes von 1850 Schulter an Schulter
pften, dann aber verschiedene Wege einschlugen und auf
n beharrten.

Der mit einer vorzüglichen Feder ausgerüstete, in der
rfen Schule seines älteren Bruders, des Helden der
graphie, herangereifte Verfasser, befand sich auch für
zweiten Band in der glücklichen Lage, eine schier end-
Reihe von Aktenstücken, Denkschriften, Briefen an und
Louis Veuillot, die bisher unbekannt geblieben, benützen
können. Diese betreffen die Stellung Veuillots zum
tolischen Stuhle, welcher das von ihm geleitete Tages-
t „Univers" fast ausnahmslos gebilligt, zum Erzbischof
gr. Sibour von Paris, der, tief im Gallikanismus be-
gen, an Veuillot Forderungen stellte, die er andern gegen-
r selber außer Acht ließ, ferner zu Mgr. Dupanloup,
unerbittlichen Gegner des „Univers", der aber vergebens
Rom wie in Paris sein gesprochenes wie sein geschriebenes
rt zum Untergang des Blattes eingesetzt hat, zu Louis
poleon, der sich die Unterstützung Veuillots zu sichern
ste, zum berühmten Bischof Parisis von Langres, dann
Arras, der unter allen Prälaten des damaligen Frank-
hs für Veuillot's Bemühungen das feinste Verständniß
ß, endlich zum Grafen von Montalembert, der allmählig
Veuillot sich trennte und mit seiner Schrift „Von den
holischen Interessen im neunzehnten Jahrhundert" 1853
seine liberale Periode eintrat.

Nichts liegt dem Berichterstatter ferner, als eine unein-
hränkte Billigung aller und jeder Urtheile, welche Eugen
uillot über alle hier auftretenden Personen abgibt. Ins-
ondere möchte er diese Einschränkung geltend machen mit
ung auf den Abbé und demnächstigen Bischof von Orleans
f der anderen Seite dürfte es aber eine Forderung der
echtigkeit sein, auch einmal einen Vertheidiger Veuillot's

zu Worte gelangen zu lassen, nachdem die Gegner des berühmten Publicisten längst ihre Biographen gefunden haben. Was dem Leser in dem Leben Veuillot's immer deutlicher sich aufdrängt, das ist die Thatsache der Einheit der Welt- und Lebensauffassung, die ihn auszeichnet. Wie manigfach auch seine Ausschreitungen sein mochten, Veuillot ist seinen Grundsätzen auf dem Gebiete der Religion unentwegt treu geblieben, und die Geschichte des Vatikanischen Concils, dem er in Frankreich den Boden bereitet hat ihm Recht gegeben. Von Dupanloup und Montalembert läßt sich das Gleiche nicht behaupten. All die langwierigen Streitfragen, an deren Behandlung Veuillot sich betheiligte, bargen als innersten Kern den Gegensatz zwischen Gallikanismus und römischer Lehre. Der letzteren hat Veuillot eine geradezu heldenmüthige Treue bewahrt. Schon für diesen im zweiten Bande behandelten Zeitraum von zehn Jahren hat kein geringerer als Abbé Maret, der nachmalige Verfasser des Werkes Du concile général et de la paix religieuse, und damals ein Hauptvertreter der gallikanischen Richtung, diese Thatsache in den Worten ausgesprochen: „Das traurigste an der Sache ist, daß der Sieg des Univers und die Annahme seiner Lehren den Gleichgültigen und Feinden den Katholicismus in einem wenig günstigen Lichte werden erscheinen lassen“ (569).

Noch in einer andern Beziehung lagert über dem vorliegenden Band ein ganz besonderer Reiz. Allerdings besaß Veuillot's Feder einen pikanten, herausfordernden, kaustischen Zug. Wehe dem, der sich, wie nicht wenige Vertheidiger des staatlichen Schulzwanges und des staatlichen Schulmonopols, zu Angriffen auf die heiligsten Gefühle der Katholiken hinreißen ließ. Und dennoch lag in diesem rauhen Krieger ein Herz von Gold. Sein musterhaftes Familienleben, seine unbeschränkte Wohlthätigkeit, seine rührende praktische Frömmigkeit, sein verborgenes Leben, das sich fern von den Salons der vornehmen pariser Welt abspielte, die

ihm, dem ersten Publicisten Frankreichs offen standen, die er indeß mied, um seine Feder keiner politischen Partei widmen zu müssen — all diese herrlichen Vorzüge haben ihm auch seine erbittertsten Gegner nicht bestritten. Und wenn es sich dann manchmal ereignete, daß die Hand der göttlichen Vorsehung ihn traf und läuterte, wie beim frühen Heimgang seiner Gemahlin, der Veuillot auf dem Todesbette schwur „nie werden deine Kleinen eine andere Mutter erhalten", oder dem Tode seiner Kinder, dann streckten seine Gegner die Waffen und aus ganz Frankreich liefen Bezeugungen des Beileids ein, die sich nach vielen Hunderten zählten. Die des Grafen von Montalembert gereichen dem Sohn der Kreuzfahrer zu besonderer Ehre. Die soeben kurz entwickelten Gesichtspunkte dürften als Compaß für die Beurtheilung des seltenen Reichthums dieses zweiten Bandes gelten, aus dessen Rahmen hier in Ansehung des uns zugebilligten Raumes nur wenige Züge sich herausheben lassen.

Um die Kämpfe der französischen Katholiken zur Erlangung der Freiheit des Unterrichts zu verstehen, seien kurz die vier großen Anklagen mitgetheilt, welche sie in der Schrift Monopole universitaire gegen die von Napoleon I. eingerichtete Universität, die mit der Verwaltung des Unterrichts für ganz Frankreich eingerichtete oberste Behörde, 1845 erhoben. „1. Die Universität beschimpft die Religion und alles, was ihr heilig ist, sie lobt und erhebt alles, was die Religion verwirft und beklagt. 2. Sie hebt das katholische Glaubensbekenntniß von oben bis unten auf. 3. Sie stellt die katholischen Glaubenslehren in Frage und bemüht sich, dieselben aufzulösen. 4. Sie greift sogar jene Dogmen an, die jedweder Religion zu Grunde liegen und jeder Gesellschaft als Unterlage dienen". — Dem Universitätsmonopol gegenüber stellten die Katholiken durch ihren Vertreter, den Cardinal-Erzbischof de Bonald von Lyon ihre Forderungen in folgenden Sätzen auf: „1. Wir verlangen nicht die Aufhebung der Universität. 2. Wir ver-

langen kein Unterrichtsmonopol zu Gunsten der Geistlichkeit, wir verlangen für Niemand ein Monopol. 3. Wir verlangen die nämliche Freiheit, die in Belgien besteht; wir verlangen sie für Jedermann. 4. Wir verlangen, daß das Unterrichtswesen der nämlichen Aufsicht unterstehe, welche die Staatsbehörde der Presse gegenüber ausübt, daher lehnen wir auf dem Gebiete des Unterrichtes jene Präventivcontrole ab, die das Gesetz zurückweist, wenn es sich darum handelt, daß man seine Anschauung dem Druck übergibt. 5. Wir verlangen die wahre Freiheit des Unterrichts, die allen zustehende Befugniß, unter der Aufsicht des Staates solche Schulen zu errichten, die von der Universität vollständig unabhängig sind" (355).

Zwei Bemerkungen dürfen hier nicht unterdrückt werden. Indem die Katholiken diese Forderungen erhoben, bewegten sie sich vollständig auf dem Boden der Verfassung von 1830. In dieser war durch eine bis heute unbekannte Hand das Recht auf Freiheit des Unterrichtes uneingeschränkt gewährleistet worden. Was das liberale Bürgerthum und die Universitarier aber damals feierlich versprochen, haben sie mit grenzenloser Engherzigkeit bis 1850 für die Mittelschulen verweigert. Sodann ist zweitens zu beachten, daß Veuillot folgerichtig an der erstmaligen Forderung der Katholiken, die sich auf die Freiheit der niederen, mittleren und hohen Schulen richtete, festhielt, während das Triumvirat Montalembert Dupanloup und Falloux mit der Regierung und den Universitariern einen Vergleich schloß, aus welchem das Gesetz für Mittelschulen von 1850 hervorging. Bis zu dieser Zeit gingen Veuillot und Montalembert Hand in Hand, wenngleich auch damals offener Bruch nur mühsam unterdrückt wurde. Denn während Montalembert in jeden Artikel des Univers hineinreden und Veuillot, den Chefredakteur, der Aufsicht eines Comitees unterstellen wollte, lehnte Veuillot diese Zumuthung ab. Zur Niederlegung seines Amtes jede Stunde bereit, wünschte er durchaus nicht,

anonyme Personen mit dem Schweiße seiner Arbeit und den Leistungen seines Talentes zu decken (14).

Die beiden ersten Kapitel schildern die Kämpfe um die Unterrichtsfreiheit in den Jahren 1845 und 1846. Die Mittel, deren man sich gegen die Katholiken bediente, erreichten ihren Gipfel in den Romanen Eugène Sue's, der im Journal des Débats „Die Geheimnisse von Paris“, sodann in dem von Thiers beeinflußten Constitutionnel „Den ewigen Juden“ veröffentlichte. Die meisterhafte Kritik dieses empörend rohen und schmutzigen Verleumders der Jesuiten durch Veuillot besitzt heute die nämliche Frische und stärkende Kraft wie am Tage ihrer Veröffentlichung (34). Wie in Lecanuet's Biographie des Grafen Montalembert tritt Thiers uns auch hier als ein gewissenloser Politiker entgegen, der die Jesuitenfrage lediglich aufrollt, um den Minister Guizot aus dem Amte zu drängen (11). Die Verhandlungen, welche Graf Rossi im Auftrag der Regierung bei Gregor XVI. behufs Auflösung der Jesuiten führte, hatten nur das Ergebniß, daß der General P. Roothaan, um ein drohendes Gewitter zu beschwören, aus freien Stücken die Auflösung der Häuser des Ordens in Frankreich genehmigte. Unbekannt ist der im Auszug mitgetheilte Brief Gregors XVI an den Bischof Parisis von Langres, welcher den Inhalt in indirekter Rede also wiedergibt: „Hinsichtlich der Frage der Jesuiten entnehme ich dem Briefe einer sehr hohen Persönlichkeit in Rom vom 28. Juli (1845), daß keinerlei Verhandlungen mit dem hl. Stuhle stattgefunden und daß der letztere, hätte er sich darüber aussprechen müssen, dies mit jener Maßhaltung und Festigkeit gethan hätte, welche seine göttliche Sendung gebieten“ (59). Eine feste Stütze erhielt Graf Rossi in Rom an dem Rektor der französischen Nationalkirche Mjgr. de Bonnechose, der bald darauf zum Bischof von Carcassonne und unter Napoleon zum Erzbischof von Rouen ernannt wurde. Unter der Lösung der Jesuitenfrage, bemerkt der Biograph, „fühlte sich Veuillot doppelt unglücklich, wegen

der Freiheit und wegen der Religion", aber als „Mann des Gehorsams hielt er sich nicht für befugt, da zu tadeln, wo Rom Freiheit des Handelns gestattet und ein Stillschweigen beobachtet, das einer Billigung gleichkam, oder vielmehr eine solche war" (62).

Um innere Zwistigkeiten im Schooße des Verwaltungsrathes des Univers zu beschwichtigen, willigte Veuillot 1845 ein, daß Graf de Coux, ein alter Mitarbeiter am Avenir, die Stelle des Chefredakteur einnahm, während Veuillot beigeordneter Leiter sein sollte. Auf die Dauer hielt diese halbe Maßregel nicht vor. Wenngleich Kampfes- und Leidensgenosse Montalemberts, war de Coux von letzterem nicht gut gelitten, während Montalembert, von Dupanloup beeinflußt, seine Hoheitsrechte am Univers geltend zu machen suchte „Allbereits hatte der Abbé auf den Grafen seine Hand gelegt von dem Gedanken geleitet, an dem Tage, an dem sein mächtiger und von Bedenken erfüllter Freund die Herrschaft über das große katholische Blatt errungen, er selber, Dupanloup, die Leitung desselben erhalten würde — eine schlaue Berechnung, da Montalembert, bei allem Eigenwillen und leidenschaftlicher Eingenommenheit für seine Unabhängigkeit, stets, wenn auch widerwillig, das Joch irgend eines Mannes erduldet hat" (71). Was Dupanloup auf Umwegen nicht zu erreichen vermochte, hat er 1846 in Rom direkt angestrebt. Das fünfte Kapitel führt uns nach der Hauptstadt der christlichen Welt, wo das Univers im letzten halben Jahre der Regierung Gregors XVI. schwere Prüfungen zu bestehen hatte.

Hier hatte der französische Gesandte Graf Rossi dem Cardinalstaatssekretär das Blatt als ultraklerikal und Störer des religiösen Friedens zur Anzeige gebracht und Ausschließung desselben aus dem Kirchenstaat beantragt. Damals hat Rom in dieser Sache nur zwei Kundgebungen sich gestattet: dreimal wurde das Univers auf der römischen Post beschlagnahmt, und

außerdem ertheilte der Staatssekretär auf die von Montalembert zur Vertheidigung des Univers, der katholischen Partei und seiner eigenen Haltung (Polonismus) nach Rom gesandte Denkschrift eine für die katholische Partei nicht ausnehmend ermuthigende Antwort, die Eugen Veuillot nach Lecanuet ausführlich mittheilt (94). Der hinreißende Artikel, den Veuillot Gregor XVI. nach dessen Hinscheiden widmete, wurde Veranlassung zu einem Briefwechsel mit Montalembert, der den Artikel lobte, aber auch zu erkennen gab, daß zu seinem Bedauern kein Comitee mit ihm als Oberhaupt und mit Dupanloup als Hauptberather dem Univers zur Seite stehe (102). Als Montalembert Miene machte, das neu entstandene katholische Blatt Alliance, welches „Nachgiebigkeit“ auf seine Fahne geschrieben hatte, zu unterstützen, drohte Veuillot mit Rücktritt vom Univers, worauf Montalembert mit dem Bemerken Einsprache erhob: „Ihr Talent ist ein Reichthum für die Kirche“ (108). Der Ton der zehn Artikel, die Veuillot 1846 für den Feldzug der Parlamentswahlen schrieb, aus denen eine Kammer mit 140 Gegnern des Unterrichtsmonopols hervorging, ist charakteristisch für die sittlichen Zwecke, die er anstrebte. Minister zu stürzen — das lag ihm fern; was er wollte, war lediglich die Freiheit vom Banne der Universitarier (117).

Willkommen im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und als bedeutende Ergänzung des zweiten Bandes der Montalembert-Biographie von Lecanuet, sind die Mittheilungen über das fortwährend sich verstärkende Zerwürfniß zwischen Veuillot und Montalembert-Dupanloup nur allzu geeignet, das Herz des Lesers mit tiefem Schmerz zu erfüllen. Nach Rom gereist, um eine Denkschrift Montalemberts über die Stellung der französischen Regierung zur Religion dem hl. Stuhl zu unterbreiten, legte Dupanloup zugleich einen Brief „seines Freundes“ vor, in welchem dieser das Univers als „das Kreuz, die Erniedrigung, die

Schande des Katholicismus" bezeichnete (123), eine Polemik, die der Graf in Erwiderung der dagegen erhobenen Einwendungen im Correspondant weiter zu begründen suchte und fortsetzte. Natürlich blieb Veuillot ihm die Antwort nicht schuldig, und zwar mit einer Feinheit der Form, die ihn als Meister der Epistolographie zu erkennen gibt. Vergebens suchte der Bischof Parisis eine innere Versöhnung herbeizuführen. Auch die Frage der Einführung der römischen Liturgie in Frankreich, für die der Abt Guéranger sein Herzblut einsetzte, und die im Univers durch eine nachmals in Broschürenform veröffentlichte Reihe geistvoller Artikel von Veuillots Mitredakteur, du Lac, vertheidigt wurde, schien nicht geeignet, den Frieden zu befestigen (140). Wie wenig indeß Veuillot, entgegen dem Rufe, in dem er bei Vielen steht, an Unnachgiebigkeit krankte, beweist u. a. auch die Thatsache, daß er Montalemberts gewaltiger Kammerrede über die Revolution im Januar 1848 im Univers einen prächtigen Artikel widmete, worauf der Graf in dem Redaktionslokal ihm die Hand mit den Worten reichte: „Wir arbeiten zusammen." Hier hat Veuillot in Montalemberts Gegenwart seinen geistsprühenden Artikel über den Untergang der Julimonarchie am 24. Februar 1848, Abend 10 Uhr verfaßt. Zwei Mal hat der Graf das Manuskript gelesen, dann drückte er es Veuillot in die Hand mit dem Bemerken: „Gut, sehr gut, ich bin mit Ihnen" (202).

Die Kapitel 8—12 schildern Veuillot's Stellung zu den Ereignissen des Jahres 1848 mit reichlichen Auszügen aus seinen Briefen über die Vorgänge in Paris, deren Wirkungen damals in der ganzen Welt nachzitterten. All diese werthvollen Mittheilungen sprechen für den treuen Katholiken, warmen Freund des Vaterlandes, scharfsinnigen Beobachter und vollendeten Meister der Sprache. Für Veuillot war die Frage der Form der Regierungen, die sich damals in raschem Wechsel ablösten, von geringer Bedeutung gegen-

ber dem Schutz der religiösen Interessen. Diesen hat er
r allen Dingen erstrebt; von welcher Hand dieses Gut
rgereicht wurde, darauf kam es ihm weniger an. Dem
adel, den er deßhalb erfahren, setzt der Biograph das
rogramm seines Bruders in den Worten entgegen: „Mehr
tholisch werden, das hat er stets gefordert, stets Jedermann
rathen und in seinen Verhältnissen stets beobachtet" (234).
erbittlich dagegen erwies er sich gegenüber dem Irrthum,
cht blos im Bereiche der Religion, sondern namentlich auch
r Volkswirthschaft. Bei voller Anerkennung der
weren Sünden, deren Opfer die Gesellschaft der Juli-
onarchie geworden, deckt er die Zweideutigkeit der sociali-
schen Systeme und ihrer angeblichen Heilmittel in tief-
nnigen Kritiken auf, die auf immer ihren Werth behalten
rden (251). Für Veuillot besaß unumstößliche Bedeutung
s alte Wort: Solutio omnium difficultatum Christus,
s er namentlich betonte gegenüber jener Gruppe von
atholiken, die unter der Leitung des Grafen de Falloux
n keiner katholischen Partei etwas wissen wollte, sondern
rch Vereinigung der Linien Bourbon und Orleans die
iederherstellung des Königthums anstrebte und nicht ohne
influß auf Montalembert blieb (251. 275).

Zeitweilig wurde auch eine Versöhnung zwischen Veuillot
nd Dupanloup erreicht, der mit dem Univers ging, dann
ber den Ami de la religion erwarb und zum Organ seiner
ichtung erhob, während die von Maret und Ozanam ge-
itete Ère-nouvelle das Univers des Rückschritts beschuldigte,
e einzige Form der Demokratie in der Republik erblickte
nd den Katholicismus mit der Demokratie versöhnen wollte,
att diese durch jenen zu bekehren. „Wie damals", erwiderte
euillot, „so sind wir auch heute Christen, d. h. im hohen
rade lenkbare Menschen, die sich gegen die öffentlichen
ewalten nicht erheben, die nicht in Staunen gerathen, wenn
e dieselben stürzen sehen; die wissen, daß die Kirche alle

Formen der Regierung annimmt, alle diejenigen segnet, die sie beschützen, aber sich mit keiner derselben verbindet; die demgemäß keine rechtmäßigen Bemühungen bekämpfen, kein irgendwie erträgliches Gesetz anfechten und kein Opfer an Gefühl, Zeit, Vermögen ablehnen, die aber zugleich ihr Gewissen nur Gott unterwerfen und nur auf ihn ihre Hoffnung setzen" (280) Hiermit stimmen durchaus überein Veuillot's treffende Aeußerungen über die christliche Demokratie, welche wie ein vorausfallender Schatten des berühmten Lehrschreibens gelten dürfen, das Leo XIII. mit den Anfangsworten „Graves de communi" über die christliche Demokratie am 18. Januar 1901 erlassen. Diese Demokratie ist nicht politischer Natur, sondern religiöser und ökonomischer Art, ihr Programm lautet: Hochachtung vor den Rechten aller Stände, Schutz des gesellschaftlich Schwächeren durch den wirthschaftlich Stärkeren, Betonung der socialen Pflichten, die auf dem Reichthum und der Bildung lasten, Stützung alles menschlichen Rechtes durch ein ewiges göttliches Recht. Von ihr schrieb Veuillot: „Die Demokratie erhebt sich, die Kirche ist da, wie eine Mutter an ihrer Wiege. Sie schützt dieses Kind, das so viele Feinde, sie sucht diesen Prinzen aufzuklären, den so viele Schmeichler umgeben" (89).

Längst war bekannt, daß Louis Napoleon seine Erhebung zum Präsidenten der Republik und Kaiser der Franzosen der Unterstützung der Katholiken, insbesondere dem Univers zu verdanken hatte. Aus Veuillot's Biographie ersieht man, daß er sich beim Univers redlich um diesen Beistand bemüht hat (283). Es genüge, die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen Punkt zu lenken. Auch die Verhandlungen in der Nationalversammlung und der Presse über das Unterrichtsgesetz, deren schon bei der Anzeige der Montalembert-Biographie in dieser Zeitschrift gedacht wurde, (Bd. 123, 251 ff.), können hierorts nur gestreift werden. Wir betonen die Thatsache, daß de Falloux, Dupanloup,

Montalembert und Thiers mit den Universitariern einen Vergleich schlossen, während Veuillot auf dem Boden des ursprünglichen Programms unentwegt beharrte und vollständige (nicht bloß für Mittelschulen) Freiheit forderte. Auf Seite Veuillot's stand ein großer Theil des Episkopates, und der berühmte Bischof Parisis von Langres hat in der Nationalversammlung gegen das Gesetz gesprochen. Nachdem Pius IX. sich mit dem Vergleich zufrieden gegeben, hat Veuillot, von unbedingtem Gehorsam gegen den heiligen Vater erfüllt, die Lage der Dinge angenommen. „Keine Wolke", schrieb er, „soll lagern über der Aufrichtigkeit und Vollständigkeit unserer Unterwerfung unter die Anweisungen des Statthalters Jesu Christi" (373). Von der damaligen Polemik zwischen Veuillot und Dupanloup bemerkt der Biograph über seinen Bruder: „Er scherzte ohne Groll, aber nicht ohne Nadelstiche gegen diesen aufdrängerischen Gegner, er scherzte vielleicht ein wenig zu viel". Zum Bischof von Orleans ernannt, hatte Dupanloup Louis Veuillot ersucht, als Zeuge bei seinem Informativprozeß zu erscheinen. Zu seiner Consekration dagegen lud er ihn nicht ein und schrieb an die Prinzessin Borghese in Rom: „Das Univers ist eine offene Wunde im Schooße der französischen Kirche, er hat großes Unglück angerichtet, noch größere Uebel stehen uns bevor" (362).

Das war eine herbe Sprache, für die Veuillot von der obersten Autorität in der Kirche reichliche Entschädigung empfangen sollte. Die Kapitel 14 bis 20 schildern den Untergang der katholischen Partei, die zweimalige Verwerfung des Univers durch den gallikanisch gesinnten Erzbischof Sibour von Paris, die Berufung Veuillots nach Rom, seinen Empfang durch Pius IX., der unter gleichzeitiger Schonung des Erzbischofs und einigen Ausstellungen in der Form der Polemik, Louis Veuillot in der Sache Recht gab und den Erzbischof zur Zurückziehung seines Spruches anhielt. Es ist ein lehrreiches, farbenprächtiges Bild menschlicher Be-

strebungen, Leidenschaften, Enttäuschungen, aber auch hohen sittlichen Muthes, gewaltigen Ringens für Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und Kirche, des Kampfes zwischen Gallikanismus und katholischer Lehre, der die geistigen Schlachten des Vaticanums ahnen läßt.

In der Vorrede leiht der geistvolle Verfasser, auf dem der Geist seines verewigten Bruders zu ruhen scheint, seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, den literarischen Arbeiten seines Helden eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken. Würde in diese Zeit auch nur die einzige Schrift Les libres Penseurs fallen mit ihrer Schilderung der höheren Gesellschaft unter der Juli-Monarchie, dieses Bedauern wäre vollkommen gerechtfertigt. Es steigert sich angesichts all der übrigen schriftstellerischen Leistungen Veuillots, in denen uns ein Spiegelbild des damaligen Frankreichs entgegenwinkt. Um so stärker dürfte aber auf dem Verfasser die Pflicht lasten, dem Schriftsteller Veuillot mit seinen mehr denn vierzig Bänden eine besondere Schilderung zu widmen.

A. Bellesheim.

LXXII.

Die katholische Arbeiterbewegung in Spanien.

„Yo quisiera que no sólo en cada ciudad y en cada pueblo sino en cada parroquia hubiese un Circulo de Obreros Catolicos, en el cual, aparte de otros conocimientos utiles, se cimentasen más en el de la Religión, explicada por celosos sacerdotes. Así aprenderian á cumplir fielmente con los deberes de cristianos, los de la vida de familia, los del trabajo y la industria y los de la vida social, influyendo poderosamente en la moralidad pûblica y en el bienestar comun.“

Diese von Leo XIII. gelegentlich der spanischen National-Arbeiterpilgerfahrt im Jahre 1894 an die mitanwesenden Bischöfe und Prälaten gerichteten Worte enthalten in kurzen Zügen das Gesammtziel der katholischen Arbeiterbewegung unserer Tage. Der greise Arbeiterpapst wünscht katholische Arbeitervereine nicht nur in allen Städten und Dörfern, sondern selbst in jeder einzelnen Pfarrei, in denen, abgesehen von anderen nützlichen Kenntnissen, namentlich auch eine feste Grundlage in der Religion durch eifrige Priester gelegt werde, um in getreuer Pflichterfüllung als Christen, Familienväter und Arbeiter einen mächtigen Einfluß auf das öffentliche, sittliche Leben und den allgemeinen Wohlstand ausüben zu können. — Wie steht es nun in dieser Beziehung in Spanien? Ist der Klerus, den, wie überall,

der Papst als den berufenen Führer des katholischen Volkes bezeichnet, dieser seiner Aufforderung nachgekommen? Zu seiner Ehre sei es gesagt, ja.

Trotz der Uneinigkeit und der Spaltung der Katholiken Spaniens in politischer und monarchischer Beziehung stehen sie wenigstens auf socialem Gebiete nicht so ganz verlassen da, als man sonst im Auslande mangels häufigerer Nachrichten wohl glauben möchte. Schulter an Schulter, mit einem ausgezeichneten Episkopate an der Spitze und unterstützt von einem opferbereiten Klerus und der Mithilfe hervorragender Laien aus allen Ständen, sind auch sie in den letzten Jahren nicht müssig gewesen. In Würdigung der Thatsache, daß der Hauptkampf der Gegenwart auf dem socialen Gebiete geführt werden muß, lernten die berufenen Faktoren immer mehr begreifen, daß, um das ganze Volk zu gewinnen, es einer ernsten und anhaltenden Arbeit bedürfe. Mit Begeisterung nahm denn auch das katholische Spanien die Lehren und Weisungen des greisen Arbeiterpapstes entgegen, und zu seiner Ehre kann es gesagt werden, es darf sich ruhig neben den Glaubensgenossen anderer Länder sehen lassen. Einen Beweis dieser Behauptung liefert die vor ein paar Monaten durch den Generalrath der katholischen Arbeitervereinigungen Spaniens herausgegebene erste Generalstatistik.

Dieser zufolge bestehen zur Zeit in 45 Diöcesen — ganz Spanien zählt deren 57 — 264 katholische Arbeitervereinigungen mit 76,143 Mitgliedern. Den ersten katholischen Arbeiterverein des Landes gründete der ausgezeichnete Jesuitenpater Antonio Vicent im College des hl. Ignatius, zu Manresa im Jahre 1866. Was Spanien heute an katholischen socialen Werken aufzuweisen hat, ist nahezu ausschließlich sein Werk. Ausgerüstet mit einem eminenten Wissen, einem außerordentlich reichen Organisationstalent und unverwüstlichem Schaffensgeiste, ist er auch heute noch die Seele der ganzen Bewegung. Wohl wenige Priester dürften

sich namentlich in Arbeiterkreisen einer derart allgemeinen Popularität erfreuen, als dieser bescheidene Sohn des heil. Ignatius. Im Jahre 1867, ein Jahr später, wurde zu Madrid die Asociacion protectora de artesanos jóvenes, eine Art Schutzvereinigung für Lehrlinge und jugendliche Arbeiter gegründet; im Jahre 1869 und 1871 folgten die beiden Vereinigungen in Valladolid und Valencia, und von 1871 bis 1891 deren circa 80 in den verschiedensten Centren des Landes. In den letzten zehn Jahren dagegen, d. h. seit Erscheinen der Encyclica Rerum Novarum, begann aber erst eine wirklich tiefere Bewegung; über 180 Vereinigungen wurden seitdem neugegründet. Die Wirksamkeit dieser Vereinigungen erstreckt sich über ein weites Arbeitsfeld.

Die von denselben unterhaltenen Abend- und Sonntagsschulen wurden im abgelaufenen Jahre von 20, beziehungsweise 24 Tausend, d h. zusammen von rund 44,000 Arbeitern besucht. Ueber 10,000 Kinder von Mitgliedern der Vereine, im Alter von unter 14 Jahren, die in Folge der Nachlässigkeit zahlreicher Communalverwaltungen (durchwegs sogenannter „liberalen"), die sich nicht dazu emporschwingen können, die gesetzliche Zahl von Schulen zu errichten und zu unterhalten, ohne Schulunterricht bleiben müßten, erhalten gleichfalls in eigenen Tagesschulen unentgeltlichen Unterricht. Wenn je ein Vorwurf der Gegner der katholischen Kirche und des katholischen Klerus, namentlich des so viel geschmähten Spaniens ungerechtfertigt und frivol ist, so ist es jener, daß die katholische Kirche, beziehungsweise deren Klerus bestrebt sei und ein Interesse daran habe, das Volk in Unwissenheit zu lassen, oder zu „verdummen", wie man sich so geschmackvoll auszudrücken beliebt. Ein Blick in die erste Generalstatistik des Verbandes zeigt, daß gerade der Unterricht, die sittliche und moralische Hebung der Arbeiter im Programme der katholischen Arbeitervereine den ersten Platz einnehmen. Oder heißt es vielleicht das Volk „verdummen", wenn geist-

liche und weltliche Professoren der mittleren und höheren Schulen, selbst Universitätsprofessoren — und zwar ohne jede Vergütung — Jahr aus Jahr ein Unterricht ertheilen und außer Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen noch Arithmetik, Buchhaltung, Linien- Ornament- und Figurenzeichnen, Physik, Chemie, Geometrie, Elektrotechnik, Musik, Handschriftenerklärung, Französisch, Deutsch (letzteres in Madrid allein), Geschichte und Literatur gelehrt wird? Die Madrider Asociacion protectora de artesanos jóvenes, von der bereits die Rede war, und in deren Schulen der Unterricht von 38 Professoren, von denen nur drei honorirt sind, geleitet wird, hat allein während der Dauer ihres Bestandes **8000** jungen Arbeitern eine Ausbildung vermittelt, wie sie eine solche selbst mit theuerem Gelde an den staatlichen höheren Unterrichtsanstalten nicht besser hätten erhalten können.

Im Mai des vorigen Jahres veranstalteten die fünf Madrider katholischen Arbeitervereine eine Ausstellung, bei deren Eröffnung der Unterrichtsminister Gacia Alix (ein gerade nicht „Klerikaler") eine schmeichelhafte Ansprache über die katholischen Arbeitervereinigungen, deren Ziele und Zwecke hielt. Die ausgestellten Arbeiten in Holz, Stein und Metall, Gold- und Seidenwebereien, Schuhwaaren, Büchereinbände, Möbel, Malereien, Zeichnungen, kurz alle Zweige der Madrider Industrie lieferten den Beweis, daß die Mitglieder nicht nur zu beten, sondern auch zu arbeiten verstehen. Am 24. Mai statteten Ihre Majestät die Königin-Regentin mit dem jungen König, die Prinzessin von Asturien und die Infantin Maria Theresia in Begleitung ihres Gefolges und die Minister des Unterrichts, der Justiz und des Krieges der Ausstellung einen längeren Besuch ab. In den drei letzten Tagen allein frequentirten sie nahe an 10000 Besucher, ein Beweis, welch hohes Interesse man derselben seitens der Madrider

Bevölkerung entgegenbrachte; um mehr als 11000 Pesetas wurde während der Ausstellung allein verkauft. Soll das ebenfalls „Verdummung" des Volkes, bezw. der Arbeiter sein? Eine ähnliche Ausstellung mit nicht minder glänzendem Resultate veranstalteten soeben die beiden ca. 1500 Mitglieder zählenden Arbeitervereinigungen Salamancas, jedenfalls wiederum ein Beweis, daß es der Kirche und dem Klerus nur darum zu thun ist, das Volk auf eine andere Welt zu vertrösten?

Weiter: im kommenden Frühjahr 1902 wird durch die Initiative des Generalrathes der katholischen Arbeitervereine in Madrid eine Art socialer Ausstellung veranstaltet werden, ein Unternehmen, wie es wahrscheinlich bisher weder irgend ein katholischer Arbeiterverband, noch eine socialistische Organisation gewagt. In Bildern, Zeichnungen, Büchern und Broschüren, Miniaturmodellen &c. soll dieselbe einen Ueberblick gewähren über alle socialen Werke, die sowohl in Spanien, als auch im Auslande durch Privatvereinigungen, Arbeitgeber oder die staatlichen, communalen und Provinzialbehörden im Laufe namentlich des letzten Jahrhunderts zu Gunsten der Arbeiter bisher ins Leben gerufen worden sind. Das vorbereitende Comitee erließ bereits vor Kurzem an zahlreiche in Frage kommende Vereinigungen, Körperschaften &c. einen Aufruf zu reger Unterstützung des Projektes.

Außerdem bestimmte es fünf Preise nebst werthvollen Ehrendiplomen für ein Handbuch praktischer Instruktionen zur Verhütung von Unglücksfällen in elektrischen Betrieben; für einen Plan zu Arbeiterwohnungen, nebst einer Abhandlung über Mittel und Wege, wie die Behörden zur Sanirung und Verbilligung derselben ihren Theil beitragen sollen und müssen; für das Modell eines einfachen, sicheren Baugerüstes; für eine Abhandlung über die Nothwendigkeit allgemeiner hygienischer Einrichtungen und für praktische Instruktionen zur möglichsten Minderung der Gefahren in unterirdischen Be-

trieben im Allgemeinen, und in Kohlenbergwerken im Besonderen. Die Arbeiten müssen in der Zeit vom 1.—31 März des kommenden Jahres bei dem Generalsekretariate des Verbandes der katholischen Arbeitervereine in Madrid, Calle del Duque de Osuna 3, eingereicht werden. — Jedenfalls wiederum ein Beweis, daß die katholischen Arbeiter und ihre Führer für praktische, sociale Arbeit kein Verständniß besitzen? Daß das materielle Wohl seitens der katholischen Arbeitervereinigungen nicht außer Acht gelassen wird, davon legen auch Zeugniß ab die zahlreichen Spar-, Unterstützungs-, Kranken- und Sterbekassen, Consumgenossenschaften xc., deren beinahe innerhalb jeden Vereines solche in hoher Blüthe stehen. Sind die katholischen Arbeitervereinigungen sich auch der Nothwendigkeit und Bedeutung der Selbsthilfe wohl bewußt, so bleiben sie doch hierbei noch nicht stehen.

In Madrid besteht neben der Verbandsleitung noch eine andere Organisation von eminenter Bedeutung, nämlich die „Generalvereinigung zum Studium und zur Vertheidigung der Interessen der arbeitenden Klassen.“ (La Asociacion general para el estudio y defensa de los Intereses de la Clase Obrera.) Diese Vereinigung zählt über 700 Mitglieder, Personen aller Stände bis hinauf zu den Ministern; namentlich gehören ihr auch eine Reihe von Deputirten und Senatoren an. An der Spitze derselben stehen als Präsident der Herzog von Sottomayor, und Seine Eminenz Cardinal Cretoni und der Erzbischof-Bischof von Madrid als Ehrenpräsidenten; als Vicepräsidenten fungiren Marchese von Cubas und General Azcárraga, und als geistlicher Beirath der Jesuitenpater Candido Sanz. Die Vereinigung zergliedert sich in sechs Sektionen mit einer Reihe von Unterabtheilungen, die sich auf alle möglichen Gebiete, wie Organisation, Inspektion der Vereine, Stellenvermittlung, Unterstützungen, Unterricht, Credit und Darlehen, unentgeltlichen Rechtsbeistand, Wohnungsfrage xc. erstrecken. Ein

Hauptgewicht legt die Vereinigung auf die Berathung und Ausarbeitung wichtiger, für die Gesetzgebung geeigneter Fragen. Unter der Leitung hervorragender katholischer Sociologen, die ihr ganzes Wissen und ihre volle Kraft in den Dienst der katholischen Bewegung gestellt, arbeitete sie bis zum Jahre 1900 allein elf Projekte aus, die sie im Juli 1899 durch Mitglieder, die dem Parlamente angehören, den Cortes überreichen ließ, und von denen thatsächlich bereits einige zum Gesetze erhoben wurden. Schon im Jahre 1883 schuf man, nachdem Politiker verschiedener Parteien versprochen hatten, Gesetze zum Schutze der Arbeiter zu machen, eine specielle Commission, bestehend aus Mitgliedern des Senates und der Cortes, zum Studium socialer Fragen und Reformen, die aber jahrelang ein sehr bescheidenes Dasein fristete. Erst im Jahre 1890, nachdem sie reorganisirt wurde, erschwang sie sich so weit empor, eine Anzahl Projekte auszuarbeiten und der Kammer zu unterbreiten, wo sie dann zum Theil wieder in Vergessenheit geriethen, zum Theil ad calendas graecas verschoben wurden. Angesichts der traurigen Lage, in welche zahlreiche Arbeiter mit ihren Familien in Unglücksfällen gerathen, wandten hauptsächlich die katholischen Arbeitercorporationen und deren Vertreter im Parlamente Alles auf, die Regierung zu bewegen, ein Arbeiterunfallgesetz, dessen Grundzüge die oben erwähnte Asociacion general entworfen, zum glücklichen Abschlusse zu bringen. Ihre energische Haltung und Ausdauer wurde endlich mit Erfolg gekrönt. Im Juli 1899 sahen sie das erste sogen. Arbeiterschutzgesetz, jenes der Arbeiter-Unfallversicherung von den Cortes und dem Senate angenommen und kurz darauf von der Königin-Regentin sanktionirt.[1]) Damit war der

1) Soeben veröffentlicht das Bulletin des Nationalrathes der katholischen Arbeitervereine den ersten officiellen vom Ministerium des Innern herausgegebenen Geschäftsbericht des neuen Arbeiter-Unfallversicherungsgesetzes. Hienach stellen sich die Operationen

Anfang auch in Spanien gemacht, denn daß diesem ersten Gesetze noch eine Reihe anderer folgen müßte, dessen war man sich auf Seite der katholischen Arbeitercorporationen sofort bewußt und ließ dies auch an den maßgebenden Stellen deutlich durchblicken. Am 13. März des Jahres 1900 folgte bereits die Promulgation eines zweiten Gesetzes, die Frauen- und Kinderarbeit betreffend. Die Einzigen, die den beiden Gesetzen sich widersetzten, waren bezeichnender Weise die allein echt patentirten Arbeitervertreter, die Herren der rothen Internationale. Aehnlich wie anderwärts, erklärten sie sich gegen die Gesetze, weil sie ihren Anforderungen nicht entsprächen, obwohl namentlich das letztere gegenüber dem bisherigen Zustande einen ansehnlichen Schritt nach vorwärts bedeutet.

Nicht unbedeutende Vortheile erwuchsen den arbeitenden Klassen auch durch die neuen im vorigen Jahre publicirten Steuergesetze, in denen den Arbeitern verschiedene Erleichterungen gewährt und deren Organisationen von Stempelgebühren &c. gänzlich befreit werden. Vortheile, die nur geeignet sind, die Arbeiterbewegung, namentlich die katholische immer mehr zu fördern.

---

des Gesetzes im ersten Jahre, bezw. in den ersten neun Monaten seines Bestandes, wie folgt:

Versicherte Arbeiter 123,597.

Gesammtverdienst derselben	85,147,034,59	Pesetas.
Einzahlungen in die Kassen	678,568,80	"
Ausbezahlungen:		
Todesfälle 16	mit 19,473,75	"
Dauernd, absolut arbeitsunfähig 14	" 13,312,85	"
Dauernd, theilweise arbeitsbeschränkt 3	" 2,858	"
Zeitweise arbeitsunfähig 1652	" 64,328,06	"

Der Erledigung noch harrende Fälle 268.

Im Ganzen betrug demnach die Zahl der Unfälle in diesen neun Monaten 1685, für welche 99,972,66 Pesetas zur Auszahlung gelangten.

Daß die katholische Arbeiterschaft jedoch mit dem Erreichten noch lange nicht zufrieden ist, sondern entschieden darauf dringt, daß noch mehr geschehe, beweist die Publikation von zehn neuen Projekten, welche ihre Generalassociation zum Studium der Interessen des arbeitenden Volkes vor wenigen Wochen der Oeffentlichkeit übergab, und die in der gesammten Presse, mit Ausnahme der socialdemokratischen natürlich, sehr beifällig aufgenommen wurde. Dieselben betreffen die Fragen einer gesetzlichen Regelung der Sonntagsruhe, des landwirthschaftlichen Credites, der Steuererleichterungen für das Kleingewerbe, Maßregeln gegen den Wucher; die Schaffung von Arbeitersyndikaten mit juristischen Rechten, Pensionen für Dienstesuntaugliche in Heer und Marine, die Errichtung von gemischten Schiedsgerichten, Reform der Consumsteuer für Madrid und Reform der bereits bestehenden Postsparkassen. Die Association erklärt aber auch hier, daß sie mit diesen Entwürfen die Serie selbst der nothwendigsten socialen Reformen noch lange nicht als abgeschlossen betrachte. Angesichts einer derartigen Thätigkeit ist es gewiß nicht übertrieben zu behaupten, die Katholiken, beziehungsweise die katholische Arbeiterschaft Spaniens könne sich getrost neben ihren Glaubensbrüdern anderer Länder sehen lassen. Ja noch mehr. In einem Punkte könnten die Katholiken anderer Länder sich ein Beispiel an jenen Spaniens nehmen, nämlich was die Unterstützung und Theilnahme der höheren, gebildeten und bemittelten Katholiken an den socialen Bestrebungen der Arbeiterorganisationen betrifft. Es wurde schon weiter oben darauf hingewiesen, wie sich Professoren geistlichen und weltlichen Standes, nicht nur der mittleren Schulen, sondern selbst der Universitäten, in den Dienst der katholischen Arbeiterbewegung gestellt, nicht etwa durch gelegentliche Vorträge, sondern durch beständige Ertheilung von Unter-

richt in den von den Vereinen unterhaltenen Schulen. Ein Blick in die verschiedenen Bulletins der katholischen Arbeitervereine zeigt ferner, wie sich Ehrenmitglieder derselben aus allen, selbst den höchsten Stellen zusammensetzen, die auch nahezu ausschließlich die Mittel für die verschiedenen Zwecke derselben aufbringen. In zahlreichen Vereinen bezahlen die Mitglieder überhaupt keine Beiträge, sondern werden die nicht unbeträchtlichen Kosten für Unterstützungen, Unterhaltung der Schulen (Lokalmiethen, Lehr- und Unterrichtsmittel) &c. einzig aus den Beiträgen der Ehrenmitglieder bestritten. Als Beispiel möge Madrid dienen. Madrid zählt fünf katholische Arbeitervereine mit rund 8000 Mitgliedern; hievon frequentiren nicht weniger als 2930 die Abend- und Sonntagskurse; dazu kommen noch acht Vereinigungen und Patronate von Lehrlingen und jugendlichen Arbeitern über 14 Jahren mit ca. 1600 Schützlingen, die ebenfalls nahezu sämmtliche die Unterrichtskurse besuchen. Daß die Ausgaben für Lokale, Beleuchtung, Lehrmittel, Prämien &c. für diese stattliche Zahl ganz erhebliche sind, ist klar. Im Durchschnitt beträgt der jährliche Aufwand dieser Vereine für Unterrichtszwecke mehr als 50,000 Pesetas, während für die sonstigen Zwecke wie Krankenunterstützung, Arzt und Apotheke, Sterbegeld &c. die gleiche Summe ebenfalls nahezu erreicht wird.

Diese für eine einzige Stadt gewiß respektable Summe steht jedoch nicht etwa vereinzelt da. In Valladolid verausgabte der dortige Arbeiterverein im letzten Jahre gleichfalls über 23,000 Pesetas, von denen 10,000 auf Krankenunterstützung, Arzt und Apotheke, und der Rest auf die übrigen Vereinszwecke entfiel. Aehnliche Beispiele könnten zu Dutzenden angeführt werden. Namentlich leisten hierin Valencia, die Wiege der modernen katholischen Arbeiterbewegung, Barcelona, Santander und andere Städte Großartiges. Diese Leistungen sind aber, wie bereits bemerkt,

nur dadurch möglich, daß auch die höheren und bemittelten Stände, namentlich aber auch der hohe Klerus, der gesammte Episkopat — sind doch sämmtliche Mitglieder des letzteren ausnahmslos Ehrenmitglieder des Generalrathes des Verbandes der katholischen Arbeitervereine des Landes — der Bewegung reges Interesse entgegenbringen und dieselbe auch materiell großmüthig unterstützen. Auch einzelne Lokal- und Provinzialbehörden gewähren hin und wieder, manche sogar regelmäßig Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln für die Vereinszwecke der katholischen Arbeitervereinigungen. Ja selbst die Regierung steht der katholischen Arbeiterbewegung im Allgemeinen nicht nur nicht unfreundlich, sondern sogar sehr theilnehmend gegenüber. In den Madrider Vereinen vergeht keine Festivität, in der nicht hohe Staatsbeamte und — unter den conservativen wie liberalen Regierungen — auch Minister zugegen wären. So wohnten der Generalversammlung der Vereinigung zum Studium der Interessen der arbeitenden Klassen bisher noch jedes Jahr außer dem Bischof von Madrid die Minister der Justiz und des Unterrichts, sowie der Generalkapitän von Neukastilien bei, von denen auch regelmäßig einer das Wort zu einer längeren Ansprache ergriff.

Bei der Sorge für die gewerblichen und industriellen Arbeiter in den Städten vergaß man jedoch auch nicht jene auf dem Lande, den kleinen Landwirthschaft treibenden Bauer. Wenn auch die praktischen Erfolge auf diesem Gebiete noch keine so nennenswerthen sind, so kann doch nicht geleugnet werden, daß auch hier von Tag zu Tag ein entschiedener Fortschritt zu verzeichnen ist. Auf dem letzten Katholikencongresse in Burgos, im Jahre 1899, nahm die Berathung der geeigneten Mittel und Wege zur Sanirung der landwirthschaftlichen Krise des Landes den ersten Platz in dessen socialem Programme ein. Die Mehrzahl der Congreßtheilnehmer, die sich an der diesbezüglichen Diskussion bethei-

ligten, sprachen sich zu Gunsten der Schaffung landwirthschaftlicher Darlehenskassen nach dem Systeme Raiffeisen aus. Namentlich waren es Delfin Donadin, Luis de Cuenca, der Begründer der landwirthschaftlichen Vereinigung in Tremp, Valentin Gomez, Pfarrer von Villamuriel de Cerrato und A. M. Quintano, Advokat in Burgos, die sich energisch für das System Raiffeisen in das Zeug legten. Im großen Ganzen pflichtete der Congreß den Ausführungen dieser Vorkämpfer für die Sache der landwirthschaftlichen Bevölkerung bei. Auch P. Vicent S. J. von Valencia, dieser unermüdliche Streiter und Apostel der sogenannten „enterbten" Klassen, stellt sich den landwirthschaftlichen Kassen nach dem Systeme Raiffeisen freundlich gegenüber; doch glaubt er, wie er dies in seinem ausgezeichneten „Manual de las riformas sociales" ausführt, daß sich in Spanien das System Raiffeisen nicht in seiner vollen Strenge anwenden lasse, und es nöthig sei, einzelne Bestimmungen desselben zu mildern und dem Charakter des Landes mehr anzupassen. Seiner Ansicht nach müßte in jeder Diöcese eine Centralsparkasse und ein Montepío unter dem Präsidium des Bischofes ins Leben gerufen werden. Behufs Erlangung von Kapitalien müßte die Kasse die Einlagen mit 4 höchstens 5% belehnen. Gegen Garantie der Depots der Kasse oder der Magazine des Montepío würde dann dem Landwirthe zu 6% das Nöthige vorgestreckt werden.

Die auf dieser von P. Vicent in verschiedenen Ortschaften und Städten Spaniens gegründeten Institute erzielten denn auch in der That ganz ansehnliche Resultate. Sparkasse und Montepío sollen nach P. Vicent die Centrale der einzelnen landwirthschaftlichen Kassen der Diöcese bilden, mit welcher er dann auch noch die alten, sogenannten „positos", deren es in verschiedenen Provinzen Spaniens noch einzelne gibt, die über viele Millionen verfügen, zu vereinigen versuchen möchte. Doch dürfte es mit diesen „Millionen"

eine eigene Sache sein; in vielen Fällen dürften sie vielleicht nur nominell vorhanden sein, da die Municipalbehörden sie häufig zur Begünstigung ihrer politischen Parteigänger anstatt für die Bauern und Pächter verwenden. Sei es, wie es wolle, ein Anfang ist in Bezug auf den Schutz der Landwirthschaft auch in Spanien gemacht und verspricht die Bewegung Gottlob immer in weitere Kreise zu dringen.

Zum Schlusse sei noch auf die Lage hingewiesen, in der sich die katholisch-sociale Bewegung Spaniens gegenüber der rothen Internationale befindet. Die revolutionären und antireligiösen Bewegungen namentlich innerhalb der letzten Monate mußten in gar vielen ausländischen Kreisen die Meinung aufkommen lassen, als sei ganz Spanien, voran die Arbeiterschaft, durch und durch revolutionär gesinnt. Die Blätter und Informationsagenturen gewisser Parteirichtungen stellten dies auch thatsächlich so hin. In Wirklichkeit liegt aber die Sache doch wesentlich anders. In erster Linie waren die antireligiösen Demonstrationen in der Regel ganz gewaltig übertrieben. Wenn man die von der Loge in die erwähnten Blätter lancirten Berichte las, hätte man meinen müssen, von Irun bis Malaga sei die ganze Bevölkerung in förmlichem Aufruhr, während es thatsächlich nur einige Hunderte von Radaubrüdern der verschiedensten Sorte, aufgestachelt und ermuntert durch die Loge und deren Helfershelfer, waren, die die Katholiken einzuschüchtern und zu terrorisiren suchten. Namentlich war es auch die socialistische Presse, die hieran redlich ihren Theil hatte, und die sich schon vor der „socialen Revolution“ zu stehen einbildete. Und doch ist Spanien wahrscheinlich in ganz Europa der einzige Staat, in welchem die socialistische Propaganda bei der Masse den wenigsten Anklang gefunden hat. Gestand doch selbst der Berliner „Vorwärts“ vor nicht allzulanger Zeit, daß die socialistische Partei im Jahre 1891 nur 5000, 1893 7000, 1896 14,000 und 1898 ganze

20,000 Stimmen für die Wahlen zu den Cortes aufgebracht habe. Im Jahre 1890 sandte die spanische Socialdemokratie einzige vier Delegirte zu dem großen internationalen Congreß in Paris. Woher diese Thatsache? Der Grund liegt einzig darin, daß der Spanier, das was er ist, auch voll und ganz ist. Läßt er sich einmal von utopistischen Ideen beeinflussen, was nicht so leicht geschieht, so bleibt er nicht auf halbem Wege stehen, sondern er zieht die vollen Consequenzen und wird Anarchist. Daher auch die relativ höhere Zahl der Opfer der Bombe und des Dolches in Spanien gegenüber anderen Ländern. Trotz dieser häufigen Wiederkehr derartiger Attentate, namentlich in letzter Zeit, ist dennoch die Zahl der Urheber derselben eine nicht gerade bedeutende. Einzig die Loge ist es, die dann derartige Vorkommnisse durch Aufstachelung der Bourgeoisie und der studierenden Jugend für ihre Zwecke, die ewig und einzig gegen die Kirche gerichtet sind, auszubeuten versucht — ganz wie überall. Der Klerus, die gesammte katholische Bewegung hat angesichts dieser Umstände, namentlich in Hinsicht auf den Charakter des Spaniers, einen nicht allzuschwierigen Stand, vorausgesetzt, daß sie noch immer mehr sich ihrer Pflicht bewußt werden, ihr in den letzten Jahren so oft und schwer heimgesuchtes Vaterland vor einer Katastrophe zu bewahren und es nach und nach wieder zu der Höhe emporzubringen, die ihm gebührt, was Gott geben möge.

LXXIII.

Der Bilderschmuck der Dietenberger Bibelübersetzung.

Wedewers gediegener Monographie über Dietenberger (Freiburg, Herder 1888) war im Anhang eine eigene Abhandlung über den „Bibeldruck von 1534" beigegeben, die in der jüngsten Zeit gesondert als nachträgliche Festgabe zum letztjährigen Gutenbergjubiläum vom Verfasser, Prälat Dr. Friedr. Schneider-Mainz wieder herausgegeben wurde.[1]) Die Gesichtspunkte, welche die kleine Studie auf die Kunstgeschichte im Allgemeinen, wie auf die Geschichte des Buchschmucks insbesondere, hauptsächlich aber auch auf die interconfessionellen Beziehungen am Frühmorgen der Reformation eröffnet, sind so werthvolle und auch so eigenartige, daß sie die Beachtung eines größeren Leserkreises wohl verdienen.

Dietenbergers Bibelübersetzung war wie die fast gleichzeitig erschienene Lutherische, die sie verdrängen sollte, mit reichem Bilderschmuck versehen. Um seine Bedeutung würdigen zu können, müssen wir etwas weiter zurückgreifend, uns klar zu werden suchen, welchen Interessen die Bilder im ausgehenden Mittelalter und in der Frührenaissance zu dienen hatten und in welchem Verhältniß sie zum Texte standen. Die Schriftsteller des Mittelalters haben nicht unterlassen, sich über den Zweck bildlicher Darstellungen auszusprechen. Ausnahmslos

---

1) D. Johann Dietenbergers Bibeldruck, Mainz 1534, von Dr. Friedrich Schneider, Mainz im Jahre der Gutenbergfeier 1900.

wurde ihnen, wo sie als Bestandtheil der dekorativen Ausstattung von Kirchen auftreten, eine praktische Bedeutung zugeschrieben: sie sollten ein Lehr- und Bildungsmittel für's Volk sein.

Im Gegensatz hiezu wurde der Buchmalerei ein vorwiegend ornamentaler Charakter zuerkannt. Wie schon nach außen die liturgischen Bücher, die hier hauptsächlich in Betracht kommen, mit allem erdenkbaren Luxus ausgestattet waren, so sollte auch das Innere durch Kostbarkeit und Kunstfertigkeit der Ausschmückung die hohe Verehrung vor dem göttlichen Inhalte dokumentiren (vgl. Durand, Ration. I, 3 n. 33 und III, 19 n 14). Diese Codices zählten einfach zu der Kirchenausrüstung, für die uns das Kostbarste und Prunkvollste gut genug war. Wo sie auch für einzelne Personen bestimmt oder auch anderen als religiösen Inhaltes waren, da behielten sie ihre Bestimmung, Zierstücke zu sein, bei. Die Bilder standen bei allen in mehr oder weniger losem Verhältniß zum Inhalt.

Wir finden aber früh auch schon die praktische Richtung sich der Buchausschmückung benützen. So manche Psalterillustrationen sind nichts anderes wie eine sklavisch getreue Uebersetzung des Textes ins Bild; in andern, wie in dem überreich illuminirten Bibelwerk der Pariser Nationalbibliothek (Emblemata biblica F. L. 11 560) hat das Bild den Zweck, die herrschende symbolisch allegorische Bedeutung des wörtlichen oder historischen Sinnes herauszustellen. Wir sehen diese Richtung immer stärker werden, bis sie in der Biblia pauperum, dem Speculum humanae salvationis und andern ähnlichen Werken einen stereotypen Ausdruck findet. Hier hat das Bild eine rein pädagogische, praktische Aufgabe, wenn auch nicht dem Volke gegenüber, das für gewöhnlich ja doch nicht sich solche Werke verschaffen konnte, wohl aber dem Klerus gegenüber. Der Prolog des Speculum humanae salvationis spricht ausdrücklich von bücherarmen, weniger gebildeten Geistlichen, denen die beigegebenen Bilder Predigtstoff liefern sollten. Wir wissen, wie diese lehrhafte Bedeutung des Buchschmucks im ausgehenden Mittelalter geradezu mit consequenter Nothwendigkeit zu einer

billigeren und rascheren Herstellungsart gedrängt hat. Die verschiedenartigen Versuche haben in Gutenbergs Erfindung damals ihren endgiltigen Abschluß gefunden. Durch sie war es möglich geworden, das Lehrmittel von bildlichen Darstellungen neben dem geschriebenen Wort auch den breiten Massen mitzutheilen und doch auch zugleich die rein ornamentale Seite zu pflegen. Die von Gutenberg noch unternommenen und von Fust weitergeführten Psalterdrucke mit ihren wirkungsvoll schönen Zier-Initialen geben uns gleich das Beste, was die neue Kunst in ihrer Kindheit geschaffen hat.

Doch wir sind bereits in der Zeit angelangt, in die der Druck der Dietenbergerbibel fällt. „Das Gefühl für die bildliche Auszierung des Druckes war derart tief gewurzelt", sagt Schneider zu Anfang seiner Studie, „daß man sehr häufig ganz davon absah, ob die Buchzier mit dem Inhalt des Druckes in innerem Zusammenhang stand oder nicht. Die Bilderfreude überwog alles". So wird man umsonst einen inneren Zusammenhang zwischen Bild und Text suchen wollen, wenn in der Titelumrahmung der Dietenberger'schen Vertheidigungsschrift für die klösterlichen Gelübde mehrmals die drei Grazien und Venus im Bade dargestellt sind, oder wenn seine Vertheidigung des Salve Regina auf der Stirne neben dem heil. Johannes das Rundbild Vergils zeigt und auf dem Titelblatt der gegen Luther geschriebenen Confutatio die Anbetung der drei Könige angebracht ist. Diese Beispiele ließen sich noch ins Unendliche vermehren, wie sie auch zahlreich genug schon vorkommen in den Livre d'heures der späteren Miniaturmalerei. Man suchte die Schmuckstücke, wo man nur etwas Schönes finden und bekommen konnte; der Autor des Werkes war für gewöhnlich an dieser Beigabe gänzlich uninteressirt.

Man muß sich diese Gepflogenheit vor Augen halten, um die merkwürdige Thatsache richtig verstehen zu können, daß die Holzschnittstöcke für die Dietenbergerbibel zu einem ganz großen Theil aus der Egenolphschen Offizin entliehen waren, die zur selben Zeit eine Lutherbibel damit zierte. Und doch handelte es sich bei den Bibelillustrationen nicht um reine Ornamentik,

insofern das Bild hier als Verdeutlichung des Inhaltes eine nicht unwesentliche Unterstützung des gedruckten Wortes darbot und bereits in der Polemik Luthers eine confessionelle Färbung und Bedeutung erhalten hatte. Aber Erwägungen dieser Art sind beim Zustandekommen der Dietenberger'schen Bibel, soweit bekannt geworden ist, gar nicht in Frage gekommen. Wir haben es eben auch hier mit dem allgemein üblichen Mangel an Originalität in der Ausstattung zu thun, der uns fast in allen Werken jener Zeit entgegentritt. „Die Bilder kehren gewissermaßen als ‚eiserner Bestand' in den verschiedenen Ausgaben der betreffenden Werke wieder, indem die Holzstöcke von einer Hand in die andere überliefert werden und somit an verschiedenen und bei verschiedenen Verlegern wiederkehren. Die alten Holzstöcke gingen solange mit, als sie den Druck überhaupt aushielten, und waren sie schließlich bis zum äußersten abgenützt, so traten nicht neuerfundene Abbildungen an die Stelle der alten, sondern die alten lebten in enger Nachahmung oder in kaum frei zu nennender Umstellung wieder auf".

Die Dietenberger Bibel übernimmt für die erste Ausgabe fremde Stöcke und zeigt in allen Nachdrucken verschlechterte Nachahmungen dieser Original-Edition. Nur im Beiwerk lassen sich nach der Mitte des 16. Jahrhunderts die Elemente einer neuen Geschmacksrichtung aufweisen; die Vermehrung der Bilderzahl kommt nicht etwa dem von Anfang an ungenügend vertretenen neuen Testamente, sondern dem alten zugute, dessen weniger schickliche Scenen man früher übergangen hatte. „Hinsichtlich des Bilderschatzes aber bietet die **Editio princeps** so Vorzügliches, daß dieselbe nach ihrem Kunst- und Schätzungswerthe verdientermaßen hochsteht". Dabei muß dem Drucklegers, Peter Jordan von Mainz, um so uneingeschränkteres Lob für die sicherlich kostspielige Besorgung von gutem Illustrationsmaterial gespendet werden, als das Werk in größter Eile und im Wettschritt mit dem Egenolph'schen Bibeldruck zu Ende gebracht werden mußte.

Daß bei einem derartigen Zustandekommen eines Druckes nicht auf Einheitlichkeit und Gleichwerthigkeit der Holzschnitte gesehen werden konnte, ist ganz begreiflich. Eine Anzahl von

ünstlern theilen sich in deren Bestand; zwei verdienen jedoch
nz besondere Beachtung: es ist Anton Woensam und Hans
Sebald Beham. Ersterem gehören an die Darstellung des
Weltschöpfers, wohl von Quentel oder Schöffer die sie beide
hon vorher verwendet hatten, entliehen; die einer anderen
ölner Offizin entnommene Anfangsinitiale mit den Stamm-
tern und dann erst wieder sehr viel später die Blätter mit
em Tempelschmuck, die ursprünglich für die Wormser Bibel
om Jahre 1529 neu geschnitten wurden, das zweimal wieder-
egebene und der Kölner Bibel vom Jahre 1527 entliehene
Bild des Hohenpriesters und des alttestamentlichen Zeltes. Im
euen Testament ist der Wormser Meister durch eine Dar-
ellung des Apostels Paulus (von Quentel übernommen) und
urch 21 Bilder zur Apokalypse, die schon 1526 ein Kölner
Verleger gebracht hatte, vertreten.

Eine sehr große Zahl von Holzschnitten im Alten Testament,
ielleicht auch das Titelbild, rührt von Hans Sebald Beham
er und war ursprünglich für die Lutherbibel des Frankfurter
Druckers Egenolph angefertigt. Soweit dieser mit dem Druck
es alten Testamentes schon fertig war, gab er die Formschnitte
n seinen Mainzer Collegen ab; wo die beiden Unternehmungen
iteinander collidirten, gab es Unterbrechungen in der Reihen-
lge der Beham'schen Bilder, und Jordan mußte sich ander-
värts nach Ersatz umsehen. Dieser Austausch von Bildmaterial
wischen zwei so grundsätzlich einander gegenüberstehenden Werken
var im vorliegenden Fall um so mehr möglich, als Beham bei
einen Beziehungen zu Kurfürst Albrecht gewiß ein unter dessen
Auspicien erscheinendes Unternehmen zu fördern bestrebt sein
ußte, auch wenn es auf so eigenartige Weise geschehen
ußte. Und dann dürfen wir doch nicht übersehen daß
roß aller Unzweideutigkeit der Lutherischen Bewegung eine
öllige Scheidung der Geister sich damals noch nicht voll-
ogen hatte.

Die Zahl der Beham'schen Schnitte in der Dietenberger Bibel
eträgt 72, alles Meisterwerke von bleibendem Werthe, glücklich
n der Erfindung, meisterhaft schön in der Zeichnung und auch
m Abdruck fast durchweg trefflich gelungen. Einen reizenden

Schmuck besitzt die erste Ausgabe der Dietenberger noch an den zahlreichen Zierbuchstaben, die von der mannigfaltigsten Art und Herkunft sind. Wir finden die Köbel'schen Initialen mit ihrem köstlich frischen Linienornament in drei verschiedenen Größen abwechselnd mit Zierbuchstaben, die biblische Scenen oder weltliche Darstellungen, z. B. Todtentanzbilder, enthalten. In der 2. in Köln erschienenen Ausgabe finden wir eine Anzahl Schnitte von Woensam vertreten. Erst die 3. Ausgabe von 1564 bringt einen einheitlichen Bildschmuck von Virgil Solis, der aber ganz schon der neuen Geschmacksrichtung huldigt.

So weit ich unterrichtet bin, hat noch Niemand auf die kunstgeschichtliche Bedeutung der ersten Bibelübersetzung von Dietenberger ex professo hingewiesen und doch bietet, wie wir gesehen, das große Unternehmen des Belehrenden übergenug. Im Rahmen der Gepflogenheiten jener Zeit hat es die katholische Sache nicht allein durch den dargebotenen Druck, sondern auch gewiß durch seine bildnerische Ausschmückung in würdiger, den Gegnern ebenbürtiger Weise vertreten. Es ist eine inhaltsreiche, werthvolle Ehrenrettung dieses Werkes, die wir den Ausführungen Schneiders zu verdanken haben. In ihrer jetzigen Sonderausgabe, die mit zahlreichen Bildproben versehen ist, haben wir zugleich ein Muster für das vor uns, was ein moderner Drucker an schönen, ästhetisch wirkungsvollen, klaren Typen, an einem trotz der zahlreichen Bildbeigaben eng geschlossenen Satz und an einer einheitlichen Abstimmung des Farbenwerthes von Bild und Text zu bieten vermag. Nach dieser Hinsicht haben die Firmen Rudhart und Schirmer-Mahlau ganz Vorzügliches geleistet. Wenn der Verfasser in dem Begleitwort als Förderer des Druckes noch Heinrich Wallau-Mainz nennt, so dürfen wir die Gelegenheit wohl benützen, auf die hohen Verdienste hinzuweisen, die dieser Mann praktisch wie theoretisch um die ästhetische Hebung des modernen Druckverfahrens sich erworben hat.

J. Sauer.

LXXIV.

Joseph Edmund Jörg. †

hweren Verlust haben die Katholiken Deutsch-
besonderem Grade die Freunde der Histor.-polit.
eklagen. Am 18. Nov. d. J. ist Edmund Jörg,
r der katholischen Publicisten Deutschlands, als
und Kastellan der Trausnitz ob Landshut aus
eschieden. Nur wenig über zwei Monate hat
ngene seine durch Ausscheiden aus der Zeit-
te Muße genießen können. Seit etwa fünf
seine Gesundheit erschüttert. Am 9. Febr. 1896
er vordem nie krank gewesen, einen Schlaganfall
ihn drei Tage lang der Sprache beraubte. Er
war ziemlich rasch, so daß er schon nach sechs
er arbeitsfähig war, aber seine bis dahin so
schien wie an der Wurzel getroffen. Von da
Klagen über das drückende Gefühl der Alters-
fühlte sich „täglich mehr als müden Mann";
im Sommer 1898 trat er mit seinem „längst
chluß" hervor, von der Redaktion der Zeitschrift
ziehen. Zeitweilig gelang es wohl den Vor-
d Bitten der Nächstbetheiligten, ihn von dem
zubringen, aber die Rücktrittsgedanken kehrten
reswende wieder, bis sie im Hochsommer 1901
derlichen Entschlusse reiften. „Es fällt mir
hwer", schrieb er am 26. Juli. „Aber ich bin
Meinigen schuldig, mich wenn möglich noch einige

Zeit zu erhalten, und ich muß sagen, der Zeitungsw
drückt mich. Also — absolviren Sie den alten Man
sagen Sie dem Herrn Dr. Jochner: ‚er kann eben
mehr.'" — Er sollte leider recht behalten, die Folge
daß es überhaupt nicht mehr lange ging. Um die M
stunde des 18. November ist das Herz eines der mannh
Kämpen der Kirche und des Vaterlandes für imme
gestanden..

Ein inhaltsvolles Leben ist damit zum Abschl
kommen, das reich an Müh und Arbeit gewesen, aber
durch die selbstlose Weise der Bethätigung und die E
lichkeit der sie beseelenden Weltanschauung. Vom Bewe
jahr 1848 an stand er auf der politischen Arena, sei
ist sein Name mit den Histor.-polit. Blättern versl
die er treu im Geiste ihrer Gründer fortgeführt. U
all den großen Wandlungen, welche die welterschütt
Ereignisse in der zweiten Hälfte des abgelaufenen
hunderts begleiteten, war seine Stimme zu vernehmen;
den heißen Kämpfen um die heiligsten Güter hat
öffentlichen Leben sich betheiligt und mit der Kraft
Geistes und Gemüthes mitgestritten, ein Mahner und
im Streit von unwankbarer Ueberzeugungstreue.

Der Lebensgang einer so fest geprägten Persön
ist nach vielen Beziehungen einer einläßlichen Schild
werth, heute aber ist es uns nur Bedürfniß, einen
kranz auf das Grab des entschlafenen Freundes zu
indem wir in kurzen Umrissen sein Charakterbild ze
und die Hauptzüge seiner öffentlichen Wirksamkeit i
Erinnerung der Mitlebenden auffrischen.

Ein Sohn der bayerischen Berge, geboren zu Imme
am 23. Dezember 1819 als das älteste Kind eines Landge
Oberschreibers, begann Joseph Edmund Jörg seine S
in Füssen und Kempten und vollendete sie an der Univ
zu München. Nachdem er 1843 die Theologie ab
hatte, wandte er sich philologischen und historischen St

u und arbeitete sechs Jahre lang als Amanuensis Döllingers,
n dessen großem dreibändigen Werke über „die Reformation,
hre Entwicklung und ihre Wirkungen“ (Regensburg 1846 bis
848) er einen sehr bedeutenden Antheil hat. Nebenbei
machte er ein Praktikum im Archivsdienste durch, worauf er
m Frühjahr 1852 eine Anstellung im k. bayerischen Reichs-
rchiv zu München erhielt.

Inzwischen war er aber durch die Märzbewegung des
Jahres 1848 auch in das politische Leben geführt und in
die Publicistik gedrängt worden, die er nicht gesucht. In
der Aufregung jener rathlosen Zeit schloß er sich der kleinen
Schaar loyaler und muthiger Patrioten an, die in Schrift
und Wort, unter persönlichen Opfern und Gefahren für die
Sache der Ordnung eintraten, warnend und mahnend auf
das Land hinauszogen, von der Isar bis zur Iller auf
Volksversammlungen die Grundsätze des Rechts und der
Gerechtigkeit besonnen und kräftig verfochten. Als ein Sohn
des Volkes wußte er auch die Sprache des Volkes zu reden
und zündend dessen Herzfaser zu treffen. Einer der
Gesinnungsgenossen, die mit ihm hinauszogen, war der
damals noch in seiner conservativen Phase befindliche
Professor Bluntschli. Als Jörg einmal nach einer mit
Beifall aufgenommenen Ansprache vor einer Versammlung
(zu Hindelang im Allgäu) die Rednerbühne verließ, um dem
nachfolgenden Bluntschli den Platz einzuräumen, rief dieser
dem Herabsteigenden zu: „Ich wollt', ich könnte so populär
reden wie Sie!“

Das war die praktische Schule, die den jungen Politiker
für seine große publicistische Laufbahn vorbereitete, zu der
seine schlagfertig stählerne Natur wie geschaffen schien. Als
daher Guido Görres, der Mitbegründer und Leiter der
„Histor.-polit. Blätter“, seinem edlen Wirken in der vollen
Kraft der Mannesjahre entrissen ward, konnte man keinen
Erprobteren finden, der in die schwer ersetzliche Lücke eintrat,
als Joseph Edmund Jörg. Schon während Guidos Er-

krankung hatte er als angehender Mitarbeiter dem Orga
seine Dienste gewidmet. Im Juli 1852 übernahm er, ei
geführt durch eine „Erklärung des Prof. Phillips“ i
Band 30 (Heft 2 vom 15. Juli), die Redaktion der Zei
schrift, die er nun bis in das neue Jahrhundert hinein z
führen berufen war.

Wie die Verhältnisse damals lagen, boten sie wen
Verlockendes für einen jungen Beamten und es gehör
Muth dazu, sich auf den exponirten Posten zu stell
Denn es war eine schwierige Zeit, eine Zeit der Kri
in der Jörg seine publicistische Thätigkeit begann, und d
literarische Fahrzeug, dessen Steuer er in die Hand
nommen, durch die drohenden Klippen hindurchzusteue
erforderte Klugheit und entschlossene Energie. Während
Reihe der Stammhalter und älteren Mitarbeiter sich lich
— Jarcke, der regelmäßige Verfasser der „Zeitläufe“
Beginn der Blätter, starb bald nach Guido Görres n
im gleichen Jahre 1852, Phillips war einem Rufe n
Wien gefolgt — gestalteten sich die politischen Umstände
Deutschland mit jedem Tage mißlicher. Die Herrschaft
bureaukratischen Reaktion und des Polizeiregiments st
wieder in voller Blüthe, jede freie unabhängige Meinun
äußerung in der Presse gerieth in den Verdacht der Op
sition; die Dienste aber, die das Blatt und sein nunmehri
Herausgeber wenige Jahre zuvor der Sache der Ordnu
geleistet, waren vergessen. Preußen belegte die Zeitsch
schon im Jahre 1856 mit einem mehrere Jahre während
Verbot, Oesterreich drohte mehr als einmal damit du
den Chef der in München damals bestehenden Preßagent
obwohl die Sympathie für die ehrwürdige Habsburgi
Monarchie in allen Artikeln unentwegt durchklang und
großdeutsche Idee nirgends wärmer vertreten war,
in den gelben Heften. Zuletzt legte auch ein bayeris
Minister seine schwere Hand auf das Blatt und sei
Leiter.

Fünf Jahre nämlich hatte Jörg ungefähr die Redaktion geführt, als Minister Graf Reigersberg, die Seele des bureaukratischen Systems in Bayern, an einigen Aufsätzen der Zeitschrift Anstoß nahm, die in wissenschaftlicher Form die Frage über „Bureaukratie und Autonomie" behandelten und zum Mißfallen des Ministers sich zu Gunsten der letzteren entschieden. Kurz und brüsk drohte er seinem Untergebenen — das war Jörg als Archivbeamter — mit „Dienstentlassung", wenn dieser noch einmal über die Bureaukratie sich äußere. Jörg rechtfertigte seinen publicistischen Standpunkt als Leiter einer großen Zeitschrift, gegenüber einer allgemein discutirten und selbst im napoleonischen Frankreich der freien Besprechung anheimgegebenen Frage, in einem freimüthigen, mit schlagender Logik geschriebenen Briefe an den Minister; als er aber dieses Schreiben, wie er sich ausdrücklich vorbehalten hatte, in einem Heft der Histor.-polit. Blätter veröffentlichte, folgte der angedrohte Schlag, zwar nicht in Form von Dienstentlassung, wohl aber Strafversetzung in die Provinz. Er wurde nach Neuburg an der Donau versetzt und hatte hier die Folgen der Verbannung in reichem Maße zu verkosten. Alle Bemühungen der Freunde von einigem Einfluß, wie Döllinger, Ernst v. Lasaulx in der Kammer, selbst eine persönliche Vorstellung des Geheimraths Dr. v. Ringseis, den in Ungnade Gefallenen wieder zu rehabilitiren, blieben zu Lebzeiten des Königs Max II. erfolglos. Es war einer gewissen Clique, aus dem Kreise der norddeutschen Berufenen, gelungen, den Verfasser der „Zeitläufe" bei dem König in gehässigster Weise zu verleumden. Es gab eine Periode, wo der Minister — selbst der rechtlich denkende Herr v. Neumayr — allerhöchsten Orts den Namen Jörg nicht nennen durfte, weil er — „an Oesterreich verkauft sei"! Und das fast zur selben Zeit, als der österreichische Polizeiminister v. Kempen mit dem Verbot der Zeitschrift drohte, weil der Verfasser der „Zeitläufe" die Freiheit seiner Meinungs-

äußerung einer augenblicklich in Wien herrschenden mächt
Strömung, vor allem der Bach'schen „Germanisirun
Politik gegenüber, nicht zu opfern gewillt war. — Unter
Druck dieser feindseligen Einflüsse wurde denn auch
Gemaßregelte mehrmals übergangen und die lange Ze
seiner untergeordneten Beamtenstellung belassen. Da
schrieb Hofrath Phillips aus Wien, eine angesehene Pe
lichkeit habe ihm die gute Bemerkung gemacht: „Was
Bayern für einen Reichthum an ausgezeichneten Män
haben, da man schon die Sekretärstellen mit einer Capa
wie Jörg besetzt!"

Sieben Jahre, von 1858 bis 1865, dauerte das
in Neuburg, reich an bitteren Erfahrungen, lehrreich
an mannigfacher Menschenkenntniß — denn ein offizielle
gnade ist ein gar merkwürdiger Prüfstein der Charakte
bis endlich ein einjähriger Amtsurlaub unter dem w
wollenden Minister v. Neumayr Befreiung brachte.
verbrachte dieses Urlaubsjahr in München, wohin er
seiner Familie übergesiedelt war, arbeitsfreudig und
freundlicheren Zukunft entgegenblickend. In dieser Zeit
stand eine seiner bedeutendsten publicistischen Arbeiten,
Entwurf zur „Geschichte der socialpolitischen Parteien".
Münchner Aufenthalt erfuhr freilich auch eine schmerz
Trübung durch den Tod von Jörg's Gattin, die in
vorausgegangenen Jahren so tapfer ihm zur Seite gesta
und nun hier in der Hauptstadt zu Anfang 1866
erwartet schnell einer Krankheit erlag.

Im September 1866 wurde Edmund Jörg zum Vors
des Kreisarchivs in Landshut ernannt, ein Amt, mit
zugleich die Schloßaufsicht auf dem Hofberg verbunden
und von da an war und blieb die Trausnitz, die altberü
„Landeshut" oder Wartburg der bayerischen Herzoge,
neue Heimat.

Die Verbannung nach Neuburg hatte aber eine an
folgenreiche Wirkung gehabt: in dieser Zeit der Vereinsam

de Jörg, bei den Landtagswahlen von 1863, als Ab-
rdneter (zunächst allerdings nur als Ersatzmann) in
bayerische Kammer gewählt, und damit durch ein Votum
Volkes das Unrecht gut gemacht, das ein bureaukratisches
iment an ihm verübt. Den mannhaften Vertretern des
irks Neumarkt in der Oberpfalz gebührt die Ehre und
Verdienst, den Verfolgten seiner Isolirung entrissen,
öffentlichen Leben aber eine parlamentarische Kraft
n Ranges zugeführt zu haben.

Am Georgstage, 24. April 1865, trat Jörg, an Stelle
aus der Kammer ausscheidenden Dompropstes Dr. Ernst
Eichstätt, in den Landtag zu München ein und nahm
n Sitz neben Oberbibliothekar Dr. Anton Ruland, dem
ssenmanne" und bis zum Tod bewährten Gesinnungs-
ssen. Seine Jungfernrede (am 2. Juni) galt der
swig-holsteinischen Frage. Es war damals noch ein
es Häuflein von Parteigenossen, das er vorfand. Erst
Neuwahlen des Jahres 1869 brachten die patriotische
rheit, in welcher nun dem durch dreifache Wahl aus-
ichneten Archivar Jörg die führende Rolle zufiel. Im
ktorium der Kammer bekleidete er die Stelle des
Sekretärs. Durch anderthalb Jahrzehnte war Jörg auf
Boden des parlamentarischen Lebens thätig, in hervor-
nder Weise betheiligt an den schicksalvollsten Momenten
neuesten Geschichte Bayerns und der deutschen Nation:
denke nur an die Tage unmittelbar vor und nach dem
derkrieg von 1866, an die fieberhaft erregten bayerischen
imerdebatten zur Zeit der Kriegserklärung von 1870
die Bündnißfrage und über die Annahme der Versailler
räge von 1871. Was der patriotische Abgeordnete
önlich dabei geleistet, in vorderster Reihe, mehr als
al mit dem ganzen Einsatz seiner Gesundheit, seiner
tenz, kämpfend, das wird ihm im Herzen des bayerischen
es, für dessen Selbständigkeit er mit eherner Stand-
igkeit stritt, unvergessen bleiben.

Wenn in den nächstfolgenden Jahren die Anstrengungen der patriotischen Majorität nicht mit dem erhofften Erfolg gekrönt waren, so lag die Ursache in der ganz außergewöhnlichen Machtstellung des liberalen Ministeriums Lutz, das von der Gunst des Königs gedeckt durch die schwersten Angriffe und Beschlüsse nicht zu erschüttern war.

Heute besteht kein Zweifel mehr darüber, daß die anscheinende Erfolglosigkeit der katholisch-patriotischen Bewegung in Bayern auf staatlichem Gebiet ihre letzten Gründe in unbesieglichen Verhältnissen, in dem krankhaften Zustande des Königs Ludwig II. hatte. Jörg beleuchtete später diese Zeit in einem Artikel, überschrieben „das bayerische Verhängniß." Diese Umstände zumeist, neben der Rücksicht auf die Pflichten seiner amtlichen Stellung, bestimmten den Abgeordneten Jörg im J. 1881, nach einer 16jährigen Thätigkeit im bayerischen Landtag, auf eine Wiederwahl zu verzichten, ohne daß er jedoch aufhörte, an dem öffentlichen Leben den regsten Antheil zu nehmen, wie seine verschiedenen, den bayerischen Vorgängen gewidmeten „Zeitläufe" bezeugen.[1])

Als Mitglied der süddeutschen Fraktion gehörte Jörg auch dem deutschen Zollparlament (1868—69) an, dessen provisorischer Charakter in seinen damals aus Berlin geschriebenen Skizzen (Bd. 61) sich anschaulich abspiegelt. Von 1874—79 aber war er, von Augsburg entsendet, Mitglied des deutschen Reichstags in Berlin. Sein Eintritt fällt in die heißeste Zeit des lodernden Culturkampfes, jener rücksichtslos verheerenden Gewaltherrschaft des parlamentarischen Liberalismus, die ein Hohn auf alle Cultur, für den Bekennermuth der Katholiken aber eine unvergängliche Ehrenzeit bleiben wird. Schon war die Widerstandskraft des empörten Gewissens in allen Schichten des katholischen

---

1) Eine ausführliche Darlegung seiner parlamentarischen Thätigkeit in der bayerischen Kammer bleibt einem besonderen Artikel vorbehalten.

Volkes mächtig geweckt, und die erste eindrucksvolle Wirkung offenbarte sich eben bei jener Reichstagswahl vom 10. Januar 1874, welche die Zahl der Centrumsmitglieder von 57 (im J. 1871) auf 94 erhöhte, mit denen Jörg ins Parlament einzog.

Seine Wirksamkeit daselbst, in der tapferen Schaar der Centrumsfraktion, deren Programm er im J. 1871 hatte mitentwerfen helfen, an der Seite der gefeierten Führer und Streiter Windthorst, Reichensperger, Mallinckrodt, ist der älteren Generation wohl bekannt und beim Silberjubiläum des Centrums im Mai 1896 auch der jüngeren aufgefrischt worden. Ich erinnere nur an seine Reden über die Civilehe (Januar 1875), über das Reichsmilitärgesetz, über das Socialistengesetz von 1878. Unvergessen zumal ist seine berühmte Rede über die orientalische Frage und die daran geknüpfte Frage nach dem in stiller Verborgenheit schlummernden „diplomatischen Ausschuß“ im Bundesrath, welche den teutonischen Zorn des allgewaltigen Reichskanzlers so maßlos gereizt und eine in den Annalen des deutschen Parlamentarismus unerhörte Scene hervorgerufen hat (4. Dez. 1874). In jener Anfrage sah Bismarck einen Vorstoß des Partikularismus gegen die preußische Spitze. Namentlich aber das anzügliche Wort in Jörgs Rede von dem „politischen Uebergewicht Rußlands, ohne dessen Erlaubniß kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden dürfe“, hatte den Grimm des mächtigen Kanzlers erregt, daß er von seinem Sitze auffuhr und die Fluthen seines Hasses über die Centrumsfraktion ausgoß.

Damals verkündete Bismarck das Dogma von der thurmhohen Freundschaft Rußlands, und der gesammte Liberalismus jubelte ihm mit tobender Ausgelassenheit zu; die Ereignisse aber haben dem Abgeordneten Jörg, noch vor dem Sturze des Gewaltigen, Recht gegeben. Es ist gekommen, wie er gesagt: „Das Zünglein der europäischen Wage ist von Paris nicht nach Berlin, sondern auf Peters-

burg übergegangen." Krieg und Friede liegen heute und seit lange in den Falten des russischen Machthabers.

Nach Ablauf der Wahlperiode im J. 1878 mußte Jörg sich entschließen, eine Neuwahl für den Reichstag abzulehnen. Windthorst gab sich alle Mühe, ihn von dem Vorhaben abzubringen, und wandte sich sogar brieflich an Jörgs Gattin, um durch ihren Einfluß ihn umzustimmen. Aber äußere Verhältnisse nöthigten ihn, auf dem Entschluß zu beharren. Es war ein Akt der Entsagung. Seine Popularität im bayrischen Volke war damals im Wachsen begriffen. Als Jörg im Frühjahr 1875 seinen Allgäuer Wahlkreis bereiste, wo er von großen Volksmassen begrüßt wurde, erhielt er so zahlreiche Beweise ungeheuchelter Anhänglichkeit, daß sie selbst den Liberalen Ausrufe der Verwunderung erpreßten. Gerade seine Bismarckrede vom 4. Dezember 1874 hat den Leuten am meisten imponirt. „Aber Ihr müsset Courage haben!" sagte ihm ein biederber Allgäuer Bauer.

Wenn man von der schweren Zeit des Culturkampfs der siebziger Jahre und von den großen Geistesschlachten spricht, die damals geschlagen wurden und die ganze christliche Welt in Athem hielten, dann wird unter den herzhaften leuchtenden Vorkämpfern der katholischen Sache auch der Name Jörgs mitgenannt werden. Er gehört zu den politischen Charakterköpfen jener, man darf wohl sagen, weltgeschichtlich bedeutenden Aera. —

Wer den Abgeordneten und Redner Jörg kennt, der kennt auch den Historiker und Schriftsteller. In der strengen Schule Döllingers großgewachsen und im Archivdienste thätig, schien er für die eigentliche Forschung in der Geschichtswissenschaft berufen. Er hat seine literarische Laufbahn auch mit einem streng historischen Werke begonnen, mit der gründlichen, auf einem ganz umfassenden Urkundenmaterial aufgebauten Geschichte von „Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526. Aus den diplomatischen

Correspondenzen und Originalakten bayerischer Archive dargestellt" (Freiburg 1851). Für die damalige Zeit ein bahnbrechendes Quellenwerk. Gewiß ist es nur der Wahrheit entsprechend, wenn in der Beilage der Allg. Zeitung vom 21. Februar 1878 ein Referent bemerkte: „Man wird schwerlich zu viel sagen, wenn man den Anstoß zu einer methodisch quellenmäßigen Untersuchung des Bauernkriegs auf Jörg zurückführt."

Aber schon die Wahl des Titels dieser Schrift ließ erkennen, daß die Bewegung der unmittelbar selbsterlebten Zeit, die Eindrücke der Revolutionsperiode von 1848, nicht ohne Einfluß auf die Auswahl des geschichtlichen Gegenstandes selbst geblieben, daß somit die politische Ader in dem Historiker damals schon pochend sich regte, den Beruf des gebornen Politikers und Publicisten voraus verkündend. Sie sollte bald den eigentlichen Ausschlag geben und der Historiker fortan fast nur mehr als Beobachter und kritischer Deuter der Zeitgeschichte zu Worte kommen.

Wenn Neigung und Begabung sich hier entgegenkamen, so mußte die ihm mittlerweile zugewachsene Aufgabe als Redakteur der Histor.-polit. Blätter das Uebrige thun. Alle folgenden Publikationen gehören denn auch ganz der geschichtlichen Betrachtung der Gegenwart oder der unmittelbarsten Vergangenheit an.

Als Jörg die Redaktion der Zeitschrift übernahm, war es neben den allgemeinen Zeitereignissen insbesondere die eben erst in Fluß gerathene Bewegung innerhalb des Protestantismus, die seine Aufmerksamkeit erregte und fesselte. Er müßte nicht der Jünger Döllingers gewesen sein, wenn er dem neuen religiösen Phänomen nicht sein Interesse zugewendet hätte, und so begann er denn von 1853 an „Streiflichter auf die neueste Geschichte des Protestantismus" in den gelben Heften zu veröffentlichen, die sich auf die sämmtlichen deutschen Landeskirchen, im weiteren Verfolg aber auch auf die skandinavischen Reiche und Nordamerika erstreckten.

Aus diesen mehr als fünf Jahre hindurch fortgeführten kritischen Studien erwuchs dann, zu einem geschlossenen Ganzen umgearbeitet, das große zweibändige Werk: „Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung“ (I. Bd. „Der Aufschwung seit 1848“, II. Bd. „Die Schwärmerkirche und ihre Bedingungen“) 1858 bei Herder in Freiburg.

Wer jene nun weit zurückliegende Zeit selbst miterlebt hat, weiß, welch eine tief einschneidende Wirkung dieses Werk bei seinem Erscheinen geübt, wie es die Wortführer der gesammten protestantischen Welt in Aufregung versetzt hat. Die Männer der verschiedenen, scharf auseinander gehenden kirchlichen Parteien innerhalb des protestantischen Lagers holten sich aus dem gewaltigen Arsenale dieses Buches die Waffen, um sie im Kampfe gegen einander ins Feld zu führen. Dr. Stahl, der berühmte Rechtslehrer und Oberconsistorialrath in Preußen, nahm auf der Pastoralconferenz in Berlin das Buch als „die merkwürdigste Erscheinung des Jahres“ zum Thema einer feierlichen Präsidialrede; Prof. Heinrich Leo in Halle nannte es ohne Hehl „eine Macht“, die im Stillen fortwirke. Mündlich äußerte sich Professor K. Witte in Halle gegenüber dem Geh. Rath v. Ringseis: „Wir Protestanten haben unter uns keinen, der die Geschichte des neuesten Protestantismus so gründlich kennt als dieser“; und Professor H. Gelzer in Basel bekannte: seit Möhlers Symbolik sei von katholischer Seite kein so bedeutendes Werk mehr erschienen. — Es wird für die Kirchen- und Culturhistoriker noch lange eine Fundgrube bleiben.

Im Jahre 1860 folgte eine kleinere Schrift politischen Inhalts: „Die neue Aera in Preußen.“ Sie verdankte ihre Publikation dem Umstande, daß die Histor.-polit. Blätter volle drei Jahre hindurch in Preußen verboten waren. Das Verbot dauerte von 1856 bis 1859. Als sie endlich, vornehmlich durch die Bemühungen der Brüder Reichensperger, in Preußen wieder freigegeben waren, ließ Jörg die in der Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze über die Ereignisse

jener merkwürdigen Periode der preußischen Geschichte unter dem erwähnten Titel in einer eigenen Sammlung erscheinen. (Regensburg 1860).

Eine große und nachhaltige Wirkung übte dann wieder seine letzte selbständig im Buchhandel erschienene Schrift, die i. J. 1867 veröffentlichte „Geschichte der social-politischen Parteien", in welcher Jörg als einer der frühesten und einsichtigsten Vertreter der christlich-socialen Bewegung, ja neben Bischof v. Ketteler ein Bahnbrecher für die richtige Erkenntniß dieser tiefgreifendsten Frage der Neuzeit, in die Arena trat. Die öffentliche Kritik hat denn auch damals der Schrift das Verdienst zugesprochen, durch die Gründlichkeit und Objektivität der Darstellung, die mit bewunderungswürdiger Schärfe den Kern der streitigen Fragen bloslege, sowie durch die glückliche Methode, welche die auf dem volkswirthschaftlichen, dem staatlichen und socialen Gebiete hervorgetretenen Erscheinungen im Zusammenhang erfaßte, der Würdigung dieses großen Problems der Gegenwart in weiten Kreisen die Bahn geebnet zu haben. In dieser Weise sprachen sich namentlich die Glaser'schen Jahrbücher für Gesellschafts- und Staatswissenschaften (1867) ohne Rückhalt aus. Aehnlich urtheilte, von einem andern Standpunkt ausf Dr. Stolp's „Deutsche Gemeindezeitung, Organ der deutschen Verwaltungs- und Städtetage" in Berlin, und Dr. Rudol Meyer, der bekannte Socialpolitiker, gedachte noch kurz vor seinem Lebensende mit dankbaren Worten der kräftigen Anregung, die er in seinen jüngeren Jahren aus Edmund Jörg's Werk empfangen habe. (In Harden's „Zukunft" 1897.)

Die „Geschichte der socialpolitischen Parteien" ist, wie die vorerwähnten Schriften, aus einer Reihenfolge von (10) Abhandlungen in den Histor.-polit. Blättern hervorgegangen, die unter dem Titel von „Aphorismen über die socialpolitische Bewegung" vom Frühjahr 1865 an, der fortschreitenden Entwicklung derselben sozusagen auf dem Fuße folgten — zu einer Zeit, als die Bedeutung dieser weltbewegenden Frage

nur erst von Wenigen erkannt wurde. War doch die öffentliche Erörterung derselben von Manchen anfänglich höchst mißfällig betrachtet worden. Der Verfasser der „Aphorismen" bekam damals selbst aus hochpolitischen Kreisen den Vorwurf zu hören, wie wenig opportun es sei, aus einer Frage, die nur in einer Anzahl unruhiger Köpfe existire, so viel Wesens zu machen. Die Rechtfertigung des voraussehenden Politikers ließ nicht lange auf sich warten. Als er im J. 1890 seine Aphorismen wieder aufnahm, konnte er sagen: „In dem kurzen Vierteljahrhundert ist das damalige ‚rothe Gespenst' zu einem greifbaren Weltkörper geworden."

Es offenbarte sich auch in diesem Fall, wie bei so manchen andern Anlässen, der Weitblick des politischen Denkers, in außerordentlichem Grade verbunden mit der Gabe rascher Combination, durch die seine Zeitläufe sich auszeichneten und schon in den Fünfziger-Jahren die Aufmerksamkeit, nicht selten die Bewunderung staatsmännisch gebildeter Leser auf sich zogen. „Sie besitzen das seltene Talent der Combination der Thatsachen wie nicht leicht ein Anderer," schrieb ihm Baurath Dr. Karl Bader, seinerzeit selbst ein angesehener politischer Schriftsteller, im Sommer 1858 aus Freiburg. Und Graf Montalembert erkundigte sich von Paris aus bei Freunden in München 1859 wiederholt nach dem Namen des Verfassers der Zeitläufe, dessen ungewöhnlicher Scharfblick (extrême perspicacité) ihn geradezu überrascht habe. „Dites-moi de grâce," schrieb er einmal, „qui c'est, afin que j'inscrive son nom parmi ceux des esprits les plus sagaces, que j'ai encore rencontrés." Man erkannte in Edmund Jörg den ebenbürtigen Nachfolger des staatsmännisch geschulten Ernst Jarcke, dessen publicistische Thätigkeit in den gelben Blättern er seit 1852 fortsetzte. Wie diesen fand man ihn bei jeder auftauchenden brennenden Tagesfrage auf seiner Hochwarte, bereit und gerüstet, die Zeichen der Zeit zu deuten.

Seine Zeitläufe gehören mit zum Besten, was die deutsche katholische Publicistik aufzuweisen hat. Geleitet von großen

Gesichtspunkten hatte auch seine politische Discussion einen großen Zug. Von hoher Warte aus überschaute er den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse, die er mit unbestechlicher Logik bloslegte, mit unerschrockener Wahrheitsliebe und oft genug mit innerem Herzweh beurtheilte. Ein Franzose hat ihn mit Recht einen „politischen Psychologen von ganz eminenter Competenz" genannt. Die geistvolle Behandlung des Gegenstandes trug den Stempel der Originalität und verrieth den Meister des Stils, jenes gedrungenen Stils, der einen Reichthum von Gedanken in der bündigsten Knappheit und zugleich in der packenden Lebendigkeit des Ausdrucks zur Darstellung zu bringen vermag. Vor der Versuchung des Prophezeiens bewahrte ihn sein nüchterner Sinn. Aber die Tiefe seiner umfassenden Weltbetrachtung, das eindringende Verständniß für den inneren Zusammenhang der Dinge verlieh seinen Erörterungen und Enthüllungen nicht selten das Ansehen einer fast divinatorischen Voraussicht. Wie oft ist das dem Schreiber dieser Zeilen im Verlauf der Jahre aus Leserkreisen mit Ausdrücken der lebhaftesten Anerkennung bezeugt worden! Namentlich in der Auffassung und Behandlung der orientalischen Frage, über deren drohende Gefahren er so oft seine warnende Stimme erhob, haben seine Darlegungen die Beachtung der Kundigen erzwungen, und erst noch vor wenigen Jahren, beim Ausbruch des türkisch-griechischen Krieges, ist darauf hingewiesen worden, wie Jörg's Voraussagen auf dem Gebiet der europäischen Politik mit unheimlicher Sicherheit zum großen Theil schon eingetroffen sind. Der Orient und die damit zusammenhängenden großen Fragen, die heute sich bis an die Küsten Ostasiens erstrecken, waren zuletzt das einzige weltpolitische Thema, dem der Hochbetagte sein Interesse bewahrte.

Als Leiter der Zeitschrift übte Jörg weitherzige Toleranz. Seine eigene Meinung hat er jederzeit kräftig, scharf, bis zur Hartnäckigkeit verfochten, aber den Widerspruch hat er

ohne Ungeduld aufgenommen, und man fand ihn willig bereit, auch eine abweichende Anschauung neben der eigenen zu Wort kommen zu lassen. Er hielt stets an dem Grundsatz fest, keiner politischen Meinung die Spalten der „Blätter" zu verschließen, sofern dieselbe den katholischen Principien nicht widerstreite. Er konnte es, weil er immer und überall ehrlich das Wahre suchte, das Gute anstrebte, in dem Wechselnden und Veränderlichen das Unwandelbare, den Geist des Ewigen zu erkennen trachtete. Von einem langjährigen Mitarbeiter der Zeitschrift, Dr. Karl Bader († als badischer Baurath in Freiburg 1874), äußerte Jörg nach dessen Tode: „Wir selbst haben die politischen Anschauungen seiner jungen wie seiner letzten Jahre mehrfach nicht getheilt; aber nie haben wir uns gestritten, wer denn nun Recht gehabt habe, und nie hat die Verschiedenheit, nicht der Grundsätze, sondern der Meinungen einen Schatten auf das freundschaftliche Zusammenwirken geworfen."

Eine erstaunliche Arbeitskraft, die sich keine Schonung gönnte, blieb dem genialen Manne bis ins Alter treu. Er hat sie vor allem auch in dem Pflichtkreis seiner amtlichen Stellung bethätigt und bewährt.

Seiner ausdauernden Bemühung verdankt das Kreisarchiv auf der Trausnitz seine heutige gute Einrichtung; es hängt aber eine halbe Lebensarbeit daran. Als Jörg im J. 1866, in Folge seiner Beförderung zum Kreisarchivar in Landshut, einer Neuwahl als Abgeordneter der bayerischen Kammer sich unterziehen mußte, schrieb er an einen Wahlmann des Bezirks Neumarkt, Herrn Dekan Friedl: „Die gedachte Beförderung ist die erste, die mir nach dreizehn Dienstjahren widerfährt, und sie auszuschlagen war ich um so weniger im Stande, als die an sich bescheidene Stelle mit Umständen verbunden ist, welche es mir ermöglichen, auf ein weiteres Avancement zu verzichten. Ich habe im Staatsdienst zuvor nicht viel gesucht, von nun an suche ich definitiv nichts mehr."

Daß diese Versicherung kein bloßer wahlrhetorischer
raftspruch, sondern ächt und ehrlich gemeint war, bestätigt
in Lebensgang. Er hat sein Versprechen vollauf gehalten
nd nichts weiter- angestrebt. Sein ganzer Ehrgeiz und
nziger Wunsch war, auf der Trausnitz seine übrigen Tage
u verbringen und als schlichter Kreisarchivar seine irdische
aufbahn beschließen zu dürfen. Der Burg ob Landshut
nd dem dort ihm anvertrauten archivalischen Hort blieb
ine volle Liebe und Sorge zugewandt. Das vorzügliche
epertorium, das er herstellte, ist die Arbeit von zwanzig
ühevollen Jahren. Dank dieser emsigen organisirenden
hätigkeit kann heute das Landshuter Archiv nach der prak-
chen Anordnung und Durchführung als Muster in Bayern
lten.

Jörgs Verdienst ist es nebenbei, daß der älteste und
iginellste Theil des seiner Obhut unterstellten Schlosses,
e dem hl. Georg geweihte Kapelle, einer gründlichen Restau-
tion unterzogen wurde. Diese aus dem Anfang des
. Jahrhunderts stammende Burgkapelle, in ihrer Art eine
erkwürdigkeit des Rundbogenstils, wurde unter seiner Initia-
e und pietätvollen Obsorge stilgemäß, in architektonischer wie
alerischer und plastischer Hinsicht ganz ihres Alterthums
ürdig erneuert, so daß sie heute einen Schmuck des Schlosses
d ein lohnendes Wanderziel für Kunstfreunde bildet.

Seit Jörg sich von aller parlamentarischen Thätigkeit
rückgezogen hatte, trat er nur selten mehr in der Oeffent-
hkeit hervor. Aber der Einsiedler auf der Trausnitz, wie
an ihn wohl nannte, fühlte sich nicht vereinsamt. Die
urg mit ihren herrlichen Ausblicken besitzt eine Anziehungs-
aft, so daß es oben selten an Zuspruch fehlte, und die
astlichkeit, die im Hause waltete, half den Aufenthalt ver-
hönern. Daß er auch draußen, in weiten Kreisen des
aterlandes, nicht vergessen war, erfuhr er besonders lebendig
f dem Katholikentag zu Landshut. Welch begeisterter
ubel empfing ihn in der Festhalle, als der Präsident des

Lokalkomitees, Freiherr von Aretin, den greisen Geleh
und Politiker als Ehrenpräsidenten der Versammlung vorste

Hatte schon die Feier des 70. Geburtstages (18
ihm die dankbare Gesinnung der Katholiken kundgethan,
kam diese in verstärktem Maße bei der Vollendung se
80. Lebensjahres (1899) zum Ausdruck. Der altverdi
Veteran wurde von der gesammten katholischen Presse Deu
lands festlich begrüßt, und von Partei- und Gesinnun
genossen aller Stände, in- und außerhalb der deuts
Grenzen, mit so zahlreichen Erweisen herzlicher und ehre
Erinnerung überschüttet, daß er in seiner Bescheidenheit
vor Rührung fast erdrückt fühlte. Dazu kam noch die Aner
nung seiner amtlichen Wirksamkeit, welche die Feier di
Tages in einer für den königstreuen Bayer wohlthue
Weise verschönern half. Der Prinzregent Luitpold beg
wünschte ihn telegraphisch mit den Worten: „Ich bitte
meine herzlichsten Glücks- und Segenswünsche zu Ihrem a
zigsten Wiegenfeste freundlich entgegen zu nehmen."
Glückwunsch, den der Minister Frhr. v. Feilitzsch an
seinem Ressort unterstehenden Kreisarchivar richtete, la
so ungewöhnlich warm, daß er ebenfalls im Wortlaut wie
gegeben zu werden verdient: „Uebermorgen begehen Sie
80 jähriges Geburtsfest in Aktivität und voller körperli
und geistiger Frische. Es ist dies ein archivalisches
cum und gratulire ich Ihnen hiezu aus vollem He
Es war mir eine große Freude, Sie in diesem Sommer
der Trausnitz noch so rüstig und frisch zu sehen, Trepp'
Trepp' ab zeigten Sie mir Ihre Schätze, und das Inte
für Ihre archivalischen Kinder war das gleiche wie frü
Sie haben viel im Leben gearbeitet, und man sieht,
Arbeit gesund erhält. Möge Ihnen Gott der Allmä
noch viele Jahre in bisheriger Rüstigkeit schenken!
Alte vom Berge ist nicht alt, als Beherrscher der Trau
möge er sich noch ferner des Aufblühens des unten liege
Landshut erfreuen: Herzlichen Glückwunsch!"

Auch in der großen Zurückgezogenheit, die ihm Alter und Gebrechlichkeit auferlegte, fuhr der „Alte vom Berge" fort, Antheil an den Vorgängen des öffentlichen Lebens zu nehmen. Von der Burg aber kam er selten mehr herunter, selbst seinen jährlichen Amtsurlaub verbrachte er auf den Höhen des schönen Schlosses. Er lebte nur seinem Amt und, soweit es Kraft und Gesundheit eben gestattete, der stillen publicistischen Thätigkeit, im Frieden einer beglückenden Häuslichkeit, behütet und erwärmt von der Liebe der Seinigen.

Zu Anfang dieses Jahres mußte der Betagte noch den Schmerz erleben, daß seine treffliche Gattin, Ida geb. Prand, mit der er sich 1867 in zweiter Ehe verbunden hatte, ihm durch den Tod entrissen wurde. Der Verlust dieser durch Klugheit, Frische und Seelenheiterkeit ausgezeichneten Frau traf ihn aufs schwerste und gab den letzten Entscheid zur Ausführung seines Vorhabens, von der Zeitschrift zurückzutreten, mit der er durch ein halbes Jahrhundert verwachsen war.

Der alte Wunsch aber, sein Leben auf der Trausnitz beschließen zu dürfen, ging in Erfüllung. Dem Vielthätigen war es vergönnt, in seinem Berufe zu sterben. Es gehörte aber auch die eiserne Willensstärke, die ihm eigen war, dazu, bis zum Ende auszuharren. Im Patriarchenalter von 82 Jahren hat er auf der Burg, die er 35 Jahre lang behütet, seine Laufbahn vollendet, ein vielbewegtes, aber wohl ausgefülltes Leben, dem Kampfe geweiht für Wahrheit und Recht, dessen Spuren sich nicht sobald verwischen werden. Und wie anspruchslos war dieser Mann in all der Zeit für seine Person geblieben! Jörg war ein durch und durch lauterer Charakter, dem alles Streberthum ferne lag. In den verschiedenen Stellungen seines Wirkens hat er niemals seinen Vortheil gesucht, dagegen wohl so manchem Andern geholfen, für seine Ueberzeugung aber, unbeirrt um Lob und Tadel, kein Opfer gescheut. Ein Grundzug seines Wesens war ja die furchtlose Wahrhaftigkeit. Jeder, der ihm näher

zu kommen Gelegenheit hatte, lernte in dem kernh
schlichten Mann ein Muster der Gewissenhaftigkeit u
Pflichttreue verehren. Seine Verläßigkeit und Pünktlich
ging bis aufs Kleinste.

Im amtlichen wie im journalistischen Berufe, im häuslich
Kreise wie in den Aufgaben des parlamentarischen Lebe
hat er im gleichen Maße seine Pflicht gethan und da
stets seine ganze Persönlichkeit eingesetzt, bis zum letzt
Moment bemüht, den anvertrauten Posten mit Ehren au
zufüllen. Das Bild eines solchen Mannes wird noch lan
fortleuchten. Die Verdienste aber, die dieser Ritter ohne Fur
und Tadel ein halbes Jahrhundert hindurch um die co
servative Sache und die kirchliche Freiheit sich erworbe
sichern seinem Namen ein unvergängliches Gedächtniß.

F. B

LXXV.

S. Girolamo degli Schiavoni in Rom.

(Eine Beleuchtung des italienischen Garantiegesetzes.[1])

Zu den glänzenden Vorzügen, mit welchen die gl
liche Weltregierung das heute beinahe 24 jährige Pontifi
Leo's XIII. ausgezeichnet, gehört nicht in letzter Linie
Thatsache der Gründung oder weiteren Ausgestaltung je
zahlreichen römischen Studienanstalten, in welche h

1) Als Quellen dieses Artikels haben gedient die lehrreichen A
führungen in: 1. Civiltà cattolica Serie 18. Bd. 3 u. 4 (19
2. Die römischen Wochenberichte im Londoner Tablet B
S. 374 ff. 3. Die Schrift: La questione di s. Girolam
Schiavoni in Roma in faccia alla storia e al diritto n
Breve di S. S. Leone XIII „Slavorum gentem." Stud
F. S. I. (Ivančić). Secunda edizione. Roma Tipografia C
tolina 1901. 255 pag. Lire 2.50.

gsvolle Jünglinge aus allen Zonen sei es der alten, sei
er neuen Welt, zusammenströmen, um an der Quelle der
olischen Wahrheit reine und unverfälschte Lehre zu
en und sich an den Idealen des apostolischen Stuhles
egeistern. Da bewundern wir das hochragende, an die
e und trotzige Gestalt mittelalterlicher Burgen erinnernde
eg zum hl. Anselmus auf der Höhe des Aventino, wo,
der Großmüthigkeit des Papstes, die Benediktiner ihre
rnationale höhere Studienanstalt besitzen, um römische
nes- und Denkungsart in sich aufzunehmen und bis an
Grenze des Erdballs zu tragen. In der Nähe von
Giovanni im Lateran, in der Via Merulana, erhebt sich
umfassende Lehranstalt der Franziskaner, denen Leo XIII.
h Zusammenfassung der fünf ältern Ordenszweige in die
ossenschaft der Minderbrüder und durch Bestellung eines
erals eine festere Gestalt verliehen hat. Deßgleichen
ienen Erwähnung die neuerrichteten Studienanstalten
Armenier, Griechen, Canadier, Portugiesen. Soeben
nweit der dem Papste aus Beiträgen der ganzen katho-
en Welt geschenkten St. Joachimskirche, in den Prati di
ello, ein für Priester bestimmtes apostolisches Colleg im
begriffen. Eine besondere Vorliebe hat der Papst für
mit dem englischen Seminar verbundene Beda-Colleg
en Tag gelegt. Nicht nur hat er ihm eine reichliche
stattung in Geld zugewendet, welche, in den sichern
ießen der englischen Bank in London niedergelegt, der
valtung der englischen Bischöfe untersteht, er hat auch
n Schutzherrn mit dem Titel eines Kirchenlehrers aus-
chnet und damit einem Manne die längst verdiente Ehre
billigt, welcher, wie eine Art Encyklopädie, das gesammte
en seiner Zeit in sich vereinigte und die Denkrichtung
folgenden Geschlechter auf Jahrhunderte beeinflußt hat.[1])

In dem bei Errichtung des spanischen Collegs in Rom an den
spanischen Episkopat gerichteten Briefe vom 25. Oktober 1893,

Die jüngste Schöpfung des hl. Vaters auf dem Gebiete der katholischen Studienanstalten in der Stadt Rom besitzt nicht nur theologische Bedeutung, sie hat auch im Gebiete der Politik eine Rolle gespielt und zu einem Zwischenfall geführt, der in weit höherem Grade, als blos wissenschaftliche Erörterungen es vermöchten, die ganze Bedeutungslosigkeit des italienischen Garantiegesetzes offenbar macht, die vollständige Abhängigkeit des heiligen Stuhles von der Willkür der italienischen Beamtenschaft aufdeckt und in grellster Farbe das denkwürdige Wort Leo's XIII. beleuchtet: Sub hostili dominatione constituti sumus.

Zeichnen wir das Bild der Thatsachen. Am 1. August 1901 hat Leo XIII. das apostolische Schreiben Slavorum gentem erlassen, und mittels desselben das bisherige Collegiatstift und Hospiz der Slavonier an der Ripetta in Rom in eine höhere theologische Studienanstalt umgewandelt zu Gunsten von vielversprechenden Jünglingen der nämlichen Sprachgebiete, deren Bewohner ehedem auf die eben genannten Stiftungen ein Anrecht besaßen. Das Schreiben des Papstes zeichnet sich nach zwei Richtungen vortheilhaft aus. Die Vornehmheit des Tones und die Würde des Stils, welche der hohen Stellung des Papstes vollkommen entsprechen, wollen wir weiter nicht betonen. Worauf es bei der uns vorschwebenden Aufgabe vorzugsweise ankommt, das sind die genauen geschichtlichen Darlegungen, welche dem Papstbriefe eingeflochten wurden, sodann aber namentlich die mit klassischer Sorgfalt getroffenen rechtlichen Bestimmungen, welche nach allen Seiten der Gerechtigkeit wie der Billigkeit zur Anerkennung verhelfen und die neue Einrichtung vollkommen sichern, ohne gesicherten Ansprüchen aus dem heute durch apostolische Machtvollkommenheit aufgehobenen Institute entgegenzutreten.

Leonis XIII. Allocut. 5,197 (Brugis 1898), verbreitet der Papst sich über die Bedeutung dieser Anstalten und fügt bei: Propterea ... suum Armeniis collegium, suum Bohemis in Urbe aperuimus

Durch seine Bulle Piis fidelium votis vom 21. April 453 hat Nikolaus V.[1]) auf den Antrag des Hieronymus e Potomnia aus der Diöcese Ragusa und anderer frommer Bittsteller aus Dalmatien und Slavonien in Rom ein hospiz errichtet, welches „zuerst Hospiz des hl. Hieronymus er Slavonier und dann gemäß alter geographischer Beichnung der Illyrier genannt wurde." Als Hauptzweck hwebte der Anstalt vor die Aufnahme und Verpflegung rmer Ankömmlinge aus Dalmatien, Istrien, Kroatien, Slaonien, Bosnien. Schenkungen des hl. Stuhles, begüterter andsleute, endlich eine letztwillige Gabe der Königin Katharina on Bosnien[2]) gestatteten bald eine Theilung der Anstalt der Weise, daß das neu geschaffene Haus der Pflege der ranken gewidmet wurde. Diese in dem Papstschreiben mittheilten Thatsachen dürfen uns nicht überraschen. Sie gen in dem Zuge der Zeit, welche Gläubige aus len Ländern nach Rom führte und der gerade damals aus em Osten durch den Fall Konstantinopels verstärkt wurde, ie ja auch ein halbes Jahrhundert früher die Stiftung es deutschen Nationalhospizes S. Maria dell' Anima in Rom Platz gegriffen hatte.[3])

Sixtus V. (1585—1590), ein besonderer Verehrer des us Dalmatien stammenden Kirchenlehrers Hieronymus,[4]) egte schon als Cardinal zu seiner Titelkirche, S. Girolamo egli Schiavoni, und der kroatischen Nation eine derart iefe Zuneigung, daß er nach seiner Erhebung auf den Stuhl Petri das baufällig gewordene slavonische Gotteshaus S. Giro-

1) Ivančić hat von der Bulle einen Abdruck geliefert und bespricht sie eingehend S. 14. 47.

2) Ueber den Aufenthalt der Königin in Rom handelt L. Pastor, Geschichte der Päpste 2 (1894) 228.

3) Franz Nagl, Urkundliches zur Geschichte der Anima in Rom (Rom 1899). Vgl. meinen Aufsatz über die fünfte Hundertjahrfeier der Anima in dieser Zeitschrift 125, 285 ff.

4) O. Bardenhewer, Patrologie (Freiburg 1901), 400.

lamo auf eigene Kosten von Grund aus neubauen und mit gottesdienstlichen Geräthen schmücken ließ.

Noch weiter ging er in seiner Großmuth, indem er zur Schöpfung eines Collegiatstiftes daselbst schritt, das aus einem Erzpriester; sechs Stiftsherrn und vier Vikaren bestand[1].

Veränderte Verkehrsverhältnisse, insbesondere aber der durch die Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts heraufbeschworene Umschwung in den religiösen Anschauungen wirkten hemmend auf den Zuzug von Pilgern und ließen bei der Verwaltung des slavonischen Hospizes andere Gesichtspunkte in den Vordergrund treten. Neben der Pilgerherberge wünschte man bereits 1598 unter dem Pontifikate des Aldobrandini, Clemens VIII., eine theologische Lehranstalt zu errichten, wie ja auch das schottische Colleg in Rom unter dem nämlichen Papste begründet worden. Indeß erst unter Pius VI. ist dieser Plan durch apostolisches Schreiben vom 27. Februar 1790, also unter den denkbar ungünstigsten Zeitläuften zur Ausführung gelangt. Der Natur der Sache nach konnte von einer Blüthe dieser Anstalt keine Rede sein; Oesterreich lag in den letzten Zügen, in Rom plünderten die Franzosen die Collegien und Kirchen, und die slavonischen Studenten waren schon 1795 in die Heimat zurückgepilgert.

Wie Pius IX. und Kaiser Franz Joseph I. zuerst die Verhältnisse der deutschen Nationalkirche S. Maria dell' Anima 1857 durch Eröffnung einer Anstalt zur Weiterausbildung von Priestern neugeordnet, so haben die nämlichen allerhöchsten Personen 1864 dem Institut von S. Girolamo degli Schiavoni ihre besondere Fürsorge zugewendet. Als wenn sie heute noch leibte und lebte, entsteigt dem Schatz meines intellektiven Gedächtnisses die ehrwürdige Gestalt des Erzbischofs des lateinischen Ritus von Lemberg, Msgr. Wierzchlewsky, welcher während meines ersten Studienjahres im kanonischen Recht im Collegio di S. Apollinare wohl er

1) Die Bulle bei Ivančić 98—111.

halbes Jahr zu Verhandlungen über die Beziehungen zwischen Lateinern und Ruthenen in der Anima unser Tischgenosse war. Dieser ebenso vornehme — die Römer pflegten ihn stets un nobile signore zu nennen — wie fromme und fleißige Kirchenfürst unterhielt auch gute Beziehungen zum slavonischen Colleg und celebrirte in dessen Kirche im Monat Juli 1863 aus Anlaß der zehnten Jahrhundertfeier der heiligen Slavenapostel Cyrillus und Methodius [1]) die erste Pontifikalvesper, wobei ich die Ehre genoß, demselben als Diakon ministriren zu dürfen.[2]). Die Centenarfeier der Slavenapostel führte auch zu einer Erneuerung der slovenischen Studienanstalt, die aber nur bis 1871 währte, um dann 1884 mit kaum glücklicherem Erfolge noch einmal aufgenommen zu werden. Als besonderes Hinderniß bei der Neuschöpfung des Collegs bezeichnet das päpstliche Schreiben vom 1. August 1901 das von Sixtus V. errichtete Collegiatstift, dessen Fortbestand nur dadurch sich ermöglichen ließ, daß man die Fonds des Hospizes angriff und damit auch der Studienanstalt den Boden entzog

Hier griff Leo XIII. ein, um seinen lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Nach eingehender Berathung mit den kroatischen Bischöfen erging sein apostolisches Schreiben vom 1. August 1901, dessen maßgebende Bestimmungen sich in folgende Sätze fassen lassen: 1. Das Hospiz zum hl. Hieronymus und das in der Kirche desselben Heiligen bestehende Collegiatkapitel, welches bisher das illyrische hieß, werden aufgehoben.[3]) 2. Die anderweitig nicht versorgten

---

1) Domenico Bartolini, Memorie storico-critiche archeologiche dei santi Cirillo e Metodio. Roma 1881. — Pietro Balan, Della relazione fra la chiesa cattolica e gli Slavi. Roma 1880. Ueber Bartolini vgl. meinen Bericht in dieser Zeitschrift 88 (1881) 313 ff.

2) Ueber die Thätigkeit dieses Erzbischofs in Rom handelt: Vering, Archiv für kathol. Kirchenrecht 14 (1865) 1—19.

3) Zum Verständniß der letzten Worte sei verwiesen auf Ivančič cap. 5. Gli Slavi a Roma cominciano a chiamarsi Illirici,

Kanoniker, welche annoch in dieser Kirche Dienste leisten, dürfen ihre bisherigen Pfründen bis zu anderweitiger Anstellung fort genießen. 3. An Stelle des Hospizes und des Collegiatkapitels errichtet der Papst „das hieronymianische Colleg für das kroatische Volk“ und überweist ihm sämmtliche Güter der beiden unterdrückten Anstalten. 4. Das wird aber bestimmt mit der Maßgabe, daß die Obliegenheiten des Collegiatstiftes mit Bezug auf die Leistung des feierlichen Chorgebetes, die Vollziehung der frommen Stiftungen und die Abhaltung des Gottesdienstes sofort auf das neue Collegium und dessen Leiter übergehen sollen, deren Gewissen mit der Pflicht genauer Erfüllung dieser Vorschriften belastet wird. 5. Daran reihen sich die Statuten der neuen Studienanstalt unter sorgfältiger Bezeichnung derjenigen Erzbischöfe und Bischöfe, denen die Entsendung von Studenten zusteht. Am Schlusse stehen die üblichen derogirenden Clauseln, unter welche der Papst, gleichsam die kommenden Dinge vorausahnend, auch jene sorgfältig aufgenommen hat, gemäß welcher alle entgegenstehenden Entscheidungen, sie mögen von irgend einer Behörde wie immer erflossen sein, als null und nichtig zu erachten seien.[1])

Diese Behörde sollte bald gefunden werden. Wie ein Blitz aus heiterer Luft durchzog Rom am Donnerstag Nachmittag den 29. August die Kunde, das kroatische Colleg an der Ripetta sei von italienischen Dalmatinern durch Ueberfall und Handstreich erobert worden. Anmaßlich sich den Titel „Präsident der Congregation vom hl. Hieronymus“ beilegend,[2]) drang der dalmatinische Publicist Graf Alacevich, in Verbindung mit dem Canonikus Vitich[3]) und andern un-

cap. 6. L'ospicio di s. Girolamo denominato promiscuamente ora slavo ed ora illirico.

1) Ivančić 205. Irritum et inane si secus super his a quoquam quavis auctoritate scienter vel ignoranter contigerit attentari.

2) Civiltà catt. 3 (1901) 726.

3) Vitich wurde wegen seines nicht-kanonischen Verhaltens von seinem Erzbischof abberufen und mit Suspension belegt.

zufriedenen Dalmatinern gegen Mittag gewaltthätig in das Colleg ein, stellten sich dem vom Papst und der österreichischen Regierung eingesetzten Rektor Dr. Pazman als rechtmäßige Eigenthümer der Anstalt vor, ergriffen Besitz von derselben und hißten ihre Fahne auf. Die vom Rektor herbeigerufene Polizei erklärte sich als machtlos, ließ einen Posten am Eingange, gestattete aber sonst den Einbrechern freie Hand, gleichsam als hätten sie ihr Recht behauptet. Nachdem der österreichische Botschafter beim Quirinal in einer diplomatischen Note Verwahrung eingelegt, traten die Minister Zanardelli, Giolitti und der Cultusminister Cocco Ortu zu einer Berathung zusammen, deren Ergebniß der freimaurerischen und papstfeindlichen Geistesrichtung des italienischen Staatswesens, insbesondere der Stimmung der dermaligen Lenker desselben vollkommen entsprach. Der Beschluß lautete: Unverzügliche Besitzergreifung des Collegs durch die italienische Staatsregierung und Bestellung des Cavaliere Susca zum königlichen Commissär und Verwalter desselben. Von einer Beachtung des Garantiegesetzes keine Spur.

Beim Erscheinen des Staatskommissärs verlas der Rektor Dr. Pazman eine würdevolle Verwahrung. Sie betonte das Schreiben Sr. Heiligkeit des Papstes vom 1. August, hob das Schutzverhältniß des Collegs zum österreichischen Botschafter hervor und bezeichnete das Eindringen des staatlichen Commissars als Verletzung der päpstlichen wie der kaiserlichen Rechte, insbesondere aber als einen Eingriff in die Bestimmungen des zum Schutze des apostolischen Stuhles erlassenen Garantiegesetzes.[1]) Natürlich ohne Erfolg. Allerdings sahen sich die Dalmatiner jetzt zum Abzug gezwungen. Indessen siedelten sich nunmehr neue Eindringlinge an, der Staatsminister mit seinen Beamten, welche ihre Zeit mit Anfertigung eines Inventars ausfüllten, das sich aber auf die Akten des Archivs und die Werthgegenstände

---

4) Der Wortlaut der Verwahrung in Civiltà catt. 3 (1901) 727.

des Geldschrankes aus dem Grunde nicht zu erstrecken vermochte, weil die österreichische Botschaft beim Vatikan die Schlüssel zu beiden in Händen hatte und sie herauszugeben sich standhaft weigerte. Auch wurde die sofortige Anrufung des Gerichtes und Einleitung der Klage auf Besitzstörung angekündigt.

Nur wer mit den politischen Bewegungen auf der italienischen Halbinsel unbekannt ist, kann sich der Ueberzeugung verschließen, daß der Putsch gegen das vom Papste errichtete kroatische Colleg ein Glied in der Kette jener irredentistischen Bewegung bildet, die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um dem Papst sein Abhängigkeitsverhältniß zum Königreich Italien gleichsam mit rauher Faust zum Bewußtsein zu bringen, die Nation von der Nichtigkeit des Garantiegesetzes und der Nothwendigkeit seiner Aufhebung zu überzeugen und endlich Oesterreich mit seinem aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzten Staatsorganismus Schwierigkeiten zu bereiten. In der That hat die freimaurerische und papstfeindliche Presse die besitzstörenden Dalmatiner laut gepriesen, in den aus Dalmatien und Ungarn an dieselben gesandten Zustimmungsdepeschen „klingt der italienische und antiklerikale Ton durch“, und die Voce della Verità hat in einer Reihe von Artikeln das Vorgehen der Dalmatiner in Verbindung mit der Entwicklung der albanesischen Frage gebracht und auf eine Mitschuld der italienischen Regierung hingewiesen. Die Wahrheit dieser Ausführungen hat durch die am 20. September, dem Jahrestage der Einnahme Roms durch den General Cadorna, vor dem Standbild des schmutzigen Gottesleugners Giordano Bruno und vor dem venetianischen Palast, der Residenz des österreichischen Botschafters beim Papste, erfolgten widerwärtigen Kundgebungen lediglich ihre Bestätigung empfangen. Mit sichtlichem Behagen meldete die Tribuna, das officielle Sprachrohr Zanardelli's, darüber: „Vor dem venetianischen Palast, der Wohnung des österreichischen Botschafters beim

Vatikan, wurden die Fahnen geschwungen und man rief: Es lebe der König, es leben die Dalmatiner, es lebe Trient und Triest".[1])

Dem Benehmen der Verwaltungsbehörden hat das Verfahren des Richters gänzlich entsprochen, nur vermochte dasselbe nicht zur vollen Entwicklung zu gelangen, weil die unterdeß erfolgte Verständigung der italienischen Regierung mit Oesterreich-Ungarn dem ganzen Streit ein Ende bereitete.

Am 14 September erließ der Richter erster Instanz, Cavaliere Tommasi, sein Urtheil, welches die Besitzstörung zwar zugab, die Wiedereinsetzung des Dr. Pazman in das Colleg aber aus dem Grunde ablehnte, weil der Gegenstand der Klage durch die Berufung eines Staatscommissars verschwunden sei. Mit andern Worten: die widerrechtliche Besitzergreifung wird anerkannt. Den Staatscommissar werde er vorladen lassen, fuhr der Richter fort, dann werde sich ergeben, ob er die von Pazman ihm angedichtete Stellung einnehme, „oder nicht vielmehr höhere Vollmachten besitze, die einem richterlichen Spruch nicht zustehe anzutasten, oder herabzumindern."[2]) In diesen Worten liegt das Geheimniß des ganzen Vorgehens der italienischen Regierung, die, durch die österreichischen Noten bedrängt, ihr unheilvolles Dekret vom 31. August mit den sogenannten höheren Vollmachten des Staatsministers zu retten suchte. Angesichts des klaren Rechtes des Rektors Pazman konnte ihr das unmöglich gelingen. Am 3. Oktober hat das italienische Ministerium die Forderungen Oesterreichs anerkannt und den Staatscommissar abberufen, an dessen Stelle nunmehr nach vorherigem Einvernehmen mit dem heiligen Stuhle der zweite Rath bei der österreichischen Botschaft beim Vatikan, Graf Rudolf Coronini-Cronberg, trat, dem vorläufig die Verwaltung des Collegs unterstellt wurde.

1) Civiltà catt. a. a. O.
2) Civiltà catt. 4 (1901) 91.

Die *papstfeindliche Presse* Italiens hätte ihre eigenste Natur verleugnet, wenn sie diese einfache Zurückversetzung der Dinge in den vorigen Stand des Rechtes nicht bis zur Unkenntlichkeit mißhandelt und entstellt hätte. Die Verdunkelung der Wahrheit vollzog sich in der Richtung, daß die ministerielle Presse nicht müde wurde, der Welt zu verkünden, die „vatikanische Bulle"[1]) sei durch das italienisch-österreichische Abkommen hinfällig geworden. Ganz im Gegentheil; dieses Breve besteht nach wie vor in ungeschwächter Kraft, die österreichische Regierung hat sich keinen Augenblick mit dem Gedanken getragen, dieses bedeutungsvolle Aktenstück anzutasten, und der heilige Stuhl, mit dem die Botschaft sich ins Benehmen gesetzt, hält erst recht an ihm fest, weil es die Souveränität des Papstes auf geistlichem und weltlichem Gebiete zugleich zum Ausdruck bringt. Warum sollte der Papstbrief vom 1. August 1901 auch hinfällig geworden sein? Etwa aus dem Grunde, weil, wie die Tribuna behauptet, die ehemals dem kroatischen Hospiz obliegenden Verpflichtungen der Gastlichkeit heute nicht mehr ihre Erfüllung gewinnen? Ganz im Gegentheil, denn der Papst hat den Rektor des kroatischen Collegs strenge verbunden, sämmtliche Verbindlichkeiten des ehemaligen Collegiatkapitels zu erfüllen, und dazu gehörte auch die Unterstützung der Pilger, die, nebenbei hervorgehoben, früher in der Aufnahme und Bewirthung auf drei Tage bestand, dann aber in eine Geldsumme von zehn Lire umgewandelt wurde.

Dem neuen Colleg den Charakter einer *milden Stiftung* zu bewahren, das ist ein Gedanke, welcher das Breve vom 1. August 1901 wie ein rother Faden durchzieht. In der That: wird dieser charitative Charakter der alten Stiftung nicht in hohem Grade auch unter den vom Papste beliebten veränderten Verhältnissen bewahrt, wo

1) Das Schreiben Leo's XIII. vom 1. August 1901 ist „unter dem Fischerringe gegeben" und deßhalb keine Bulle, sondern ein einfaches Breve.

an Stelle eines hinfällig und bedeutungslos gewordenen Collegiatstiftes arme, aber talentirte Kleriker aus dem Bereiche jener Landschaften, denen die ursprünglichen Stifter des Hauses entstammten, jetzt hier Aufnahme, Erziehung und Bildung empfangen? Und sind diese geistigen Güter nicht dazu bestimmt, kein im Schweißtuch verborgenes Talent zu bleiben, sondern Quellen religiösen Segens für die nämlichen Länder zu werden? Die Presse hat nicht bedacht, daß der apostolische Stuhl ähnliche Veränderungen mit manchen andern in Rom bestehenden nationalen Stiftungen im Sinne einer nothwendigen Reform vorgenommen hat. Wir erinnern nur an das Hospiz S. Maria dell' Anima, das Campo Santo beim Vatikan und böhmische Hospiz. Damals hat die italienische Regierung von jedwedem Einwurf wider diese päpstlichen Maßnahmen Abstand genommen. Heute ist sie der Macht der irredentistischen Bewegung erlegen.

Ebenso unbegründet wie die Klage über Eingriffe des Papstes in den charitativen Charakter des slavonischen Instituts erscheint der Vorwurf über ungebührliche Bevorzugung der Kroaten und pflichtwidrige Zurücksetzung der Dalmatiner. Nur völliger Unkenntniß des genannten päpstlichen Schreibens konnte ein solcher Tadel entsteigen. Weit entfernt davon, in dieser Beziehung nationalen Vorurtheilen nachzugeben, hat Leo XIII. in seiner alle berechtigten Volksstämme gleichmäßig umfassenden Vaterliebe Jünglinge aus Dalmatien, Istrien, Bosnien, Kroatien, Herzegowina und Montenegro berufen. Das päpstliche Schreiben macht sogar die einzelnen Erzbischöfe und Bischöfe namhaft, denen die Befugniß der Entsendung von Jünglingen in das neue Colleg künftig zustehen soll. Als solche werden aufgeführt die vier E r z b i s c h ö f e von Agram, Zara, Urhbosnien (Serajevo) und Antivari, sammt den B i s c h ö f e n von Sirmium, Segna (Zengg) und Kriżevac, ferner von Ragusa, Spalato, Sebenico und Cataro, Veglia, Triest und Parenzo, endlich von Mostar,

Trebinje und Banjaluka. Niemand wird leugnen, daß die Dalmatiner hier ausgiebig bedacht sind und daß die dalmatinischen Eroberer des Collegs dem Papste schweres Unrecht zugefügt, aber Jedermann auch anerkennen, daß die Kroaten nicht über Gebühr ausgezeichnet wurden.[1])

Mit welcher Gewissenhaftigkeit die päpstlichen Beamten das apostolische Schreiben vom 1. August 1901 entworfen haben, das bezeugt eine in einem Saale des Collegs zwischen 1659 und 1663 angebrachte geographische Karte nebst der unten mitgetheilten Inschrift, welche den Zweck hatte, allen und jeden Zweideutigkeiten ein Ende zu bereiten und die berechtigten Landschaften genau aufzuführen. Diese Inschrift hat dem Breve Leo's XIII. als Leitstern gedient.[2])
Sie widerlegt die Richtigkeit des Anspruches der Dalmatiner auf ausschließlichen Besitz der Anstalt. Ein solcher Anspruch besitzt nur eine einzige Stütze, nämlich die 1652 von Hieronymus Patrič vorgenommene Fälschung der Stiftungsbulle Nikolaus V. von 1453. Dieser Mann hat die Worte der Bulle „Dalmatiae et Slavoniae nationum" kurzer Hand verändert in „Dalmatiae et Illyricae nationis". Das ist nämlich das Ergebniß der eindringenden geschichtlichen Untersuchung, welche F. Ivančić, ein trefflicher Kenner slavischer Kirchengeschichte, der vorliegenden Frage unter Zugrundelegung der Bulle Nikolaus V. gewidmet hat, von welcher ein photographischer Abdruck in recht dankenswerther Weise

---

1) Civiltà catt. 4 (1901) 277. Ivančić 203. Ueber den Gebrauch der slavischen und der lateinischen Sprache in diesen Diöcesen handelt Nicolaus Nilles, Kalendarium manuale utriusque ecclesiae oriental. et occidental. 2. ed. 1 (Oeniponte 1896) 56.

2) Ivančić hat die Karte in Zinkotypie mitgetheilt. Die Inschrift lautet S. 88: Congregatio nationis illyricae sicut instituta fuit ab Illyricis ex Dalmatia, Croatia, Bosnia et Slavonia in Urbem confluentibus, ita eorundem regnorum nationales tantum vel oriundi, slavonica tamen lingua loquentes, iurium ipsorum participes esse debent.

itgetheilt wird.[1]) Und die Bulle der Stiftung der An=alt von Nikolaus V. erscheint hinwiederum, wie das in r Natur der Sache liegt, lediglich als der Widerhall ssen, was dem Papst in jener Bittschrift vorgetragen urde, die ihn zur Begründung des Hospizes veranlassen llte. Diese Bittschrift ist soeben in den Registerbänden s vatikanischen Geheimarchivs aufgefunden worden. uch dieses uralte Dokument redet nicht ausschließlich von almatien, sondern von „Dalmatien und Slavonien".[2])

Wie der heilige Vater das hieronymianische Colleg ur größeren Ehre des allmächtigen Gottes, zur Förderung r katholischen Religion, zur Ehre und zum Nutzen des m theueren kroatischen Volkes" eingerichtet, so haben die roaten und Dalmatiner diese Schöpfung auch dankbar itgegengenommen und ihrer kindlichen Ergebenheit in einer eihe von (170) Telegrammen an den Papst Ausdruck rliehen, welche Ivančić in seiner Abhandlung ausführlich ittheilt, und die zumeist aus den Städten des Festlandes nd der Inseln Dalmatiens nach Rom gelangt sind.[3]) ndem aber der Papst das neue Colleg „pro gente croatica„ estimmt, hat er sich lediglich an die officiellen Statistiken ngelehnt, welche die katholischen Slaven, denen das Colleg ienen soll, allgemein als Kroaten bezeichnen. Jeder poli=sche Sinn ist davon ausgeschlossen.

Ziehen wir das Ergebniß unserer Darlegungen. Kein inziger Kirchenrechtslehrer von irgend welchem Ansehen pricht dem Papst und seiner höchsten apostolischen Macht=ollkommenheit die Befugniß ab, endgültig über die Ver=endung des kirchlichen Vermögens Bestimmungen zu treffen. Von dieser hat Leo XIII. in seinem Breve Gebrauch ge=macht. Und zwar hinsichtlich einer frommen Anstalt in der

1) Ivančić handelt über den Fälscher, seinen Zweck und das Er=gebniß seiner unredlichen Bemühungen in den Kapiteln 8—13.
2) Civiltà catt. 4 (1901) 262—263.
3) Ivančić 203—254.

Stadt Rom, in welcher er Souverän ist und wo er auf Grund des Garantiegesetzes angeblich volle Unabhängigkeit besitzt. Politisch mißvergnügte Dalmatiner suchen die Neueinrichtungen des päpstlichen Collegs durch gewaltsames Vorgehen umzustürzen. Weit entfernt, den Eindringlingen Halt zu gebieten, tritt die italienische Regierung einfach in deren Fußstapfen und ergreift ihrerseits Besitz vom Colleg. Der Spruch des Richters in der Spolienklage unterliegt den schwersten Bedenken. Da greift der kaiserliche Schutzherr der Anstalt Franz Joseph I. ein und hilft den schwer verletzten Rechte des Papstes zur Anerkennung. In der langen Kette der Bedrückungen des hl. Stuhles bildet das Vorgehen des italienischen Ministeriums in dem Falle des kroatischen Collegs einen neuen Ring. Hat Leo XIII nicht Recht, wenn er das Garantiegesetz als ein solches bezeichnet, das von menschlicher Willkür heute erlassen, morgen von derselben wiederum abgeschafft werden kann, welches auf das Ausland berechnet ist, in der Heimat aber Bedrängung bedeutet? [1]) Und hat er nicht mit Recht Klage geführt über die unwürdige Stellung, die er in Folge des nämlichen Gesetzes einnehme — denn heute erging es, morgen kann man es zurücknehmen? [2])

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Leonis XIII Allocutiones 5 (Brugis 1898) 28: Leges ... quarum species est, impertire aliquid sedi apostolicae praesidii. Eas enim intelligunt ad excusationem valere foris, ad tutelam domi.

1) Aus dem Briefe Leo's XIII. an den Staatssekretär Cardinal Rampolla vom 8. Oktober 1895 aus Anlaß der italienischen Vierteljahrhundertfeier der Erstürmung Roms. Leonis XIII Alloc. 6, 100: La condizione che pur affermano d'averci guarentita, non è quella che Ci è dovuta e Ci bisogna. — Questa foggia d'jindipendeza, nchi la diè, la può togliere ieri la sancirono, ponno cassarla domani.

LXXVI.

Ein Blick auf die VIII. internationale Kunstausstellung in München.

Von Max Fürst.

(Schluß.)

Daß in der Gegenwart die Malerei die dominirende und führende Kunst ist, zeigt nicht nur die immense Zahl der jährlich erstehenden Gemälde, sondern vor allem der große Einfluß, den sie in formaler Hinsicht auf die Plastik und Architektur auszuüben vermag. Die letztgenannten Künste stehen so sehr im Banne der Malerei, daß die sogenannte „malerische Wirkung" von Baumeistern und Plastikern vielfach mehr ins Auge gefaßt wird, als es den Gesetzen von Architektur und Seulptur zuträglich sich erweist. Würde den heutigen Bildhauern noch die im mittelalterlichen Schaffen häufig sich zeigende ungezwungene Naivetät eigen sein, so könnte zwischen den modernen Werken und jenen der Frührenaissance, in denen ja auch das malerische Princip sich sehr bemerkbar machte, manch verwandter Zug gezeigt werden. Nur der Ausdruck der modernen Lebens- und Weltanschauungen trennt hier die Gestaltungen, denn wo früher zumeist Frohsinn und Lebenskraft sich äußerte, da umlagert heute die Mehrzahl der plastischen Gebilde der deutliche Ausdruck wehmuthsvoller Resignation und des unheimlichen pessimistischen Schmerzes. Die im Glaspalaste gezeigten etlichen genrehaften, hin und

wieder sogar von gesundem Humor erfüllten Arbeiten dienten nur dazu, den gewaltig ernsten Grundzug der heutigen Gesammtplastik wo möglich noch fühlbarer hervortreten zu lassen.

Zumeist auch technisch sehr bedeutsam, vermochte die größte Zahl der ausgestellten Werke den Beschauer mächtig anzuregen und nicht selten auch tief zu ergreifen. Hinweis auf Leid und Klage, auf Kampf und Tod drängte sich förmlich ins Auge. Selbst historische oder mythische Figuren dienen heute zunächst dazu, bangen, inneren Seelenstimmungen Form zu leihen, sei es nun, daß man die in ihrer Ueppigkeit lebensmüde Kleopatra, das von Wellen umspülte schöne Haupt des todten Orpheus, oder den mit gebrochenen Flügeln hingestürzten jugendlichen Ikarus, dieses klassische Bild überschäumenden Hoffens und gestrandeten Strebens, zur künstlerischen Vorführung bringt: fast immer ist es „der Menschheit ganzer Jammer“, der uns entgegentönt. Merkwürdigerweise sprechen südliche wie nordische Bildhauer hierin dieselbe Sprache: die numerisch am zahlreichsten vertreten gewesenen italienischen und schwedischen Meister huldigten meist den gleichen Impulsen und angesichts ihrer Schöpfungen fühlte man sich zu dem Geständnisse gedrängt, daß die moderne Plastik häufig viel tiefer und ernster ihre Probleme zu fassen sucht, auch vielfach mehr Geist aufzuwenden weiß, als es der zeitgenössischen Malerei ihrerseits zu thun gelingt. Werke, wie sie u. a. die Mailänder Bildhauer Emilio Quadrelli und Salvatore Pisani in ihren Grabmal-Fragmenten, der Schwede Theod. Lundberg in „Strand und Welle“, ferner Minka Bosch-Reitz (Amsterdam) in der edelgeformten Gruppe: „sie küßte ihr Kind, und da war niemand, der sie trösten konnte“ brachten, dürften dem Gesagten als sichtliche Belege zur Seite stehen.

Auch dem Gebiete der Allegorie, das trotz der mannigfachen Klippen die künstlerische Phantasie niemals wird

missen können, wendet die neuere Plastik in der ihr eigenen Weise besondere Aufmerksamkeit zu. Wir treffen nur selten mehr die ausgenützte Schablone der Renaissance- oder Barok-Allegorien; das moderne Leben sucht auch hier eigene Pfade, und erklärlicherweise liegen die neuen allegorischen und symbolischen Vorführungen meistentheils im düsteren Banne des gährenden Zeitgeistes. Manchmal — recht charakteristisch für das moderne Schaffen — nur fragmentarisch in der Form hingeworfen, zeigten sich sociale und ethische Probleme in schrillen Tönen angedeutet, wie z. B. in zwei Werken von Karl Milles (Paris), wovon ersteres mit „Kampf um's Dasein", das zweite „Während des Streikes" bezeichnet erschien. Technisch allzusehr die Grenzen der Plastik überspringend, erwiesen sich zwei weitere hieher gehörige Gruppen, von denen die eine, „Der Schmerz durch das Andenken getröstet", den Italiener Bistolfi, die andere, „Der Wanderer", den Wiener Künstler R. Luksch zum Schöpfer hatte. „Si quis totum diem currens ad vesperem pervenit, satis est" stand am Sockel des letzteren Werkes geschrieben. Wie ein unseliger Ahasverus schreitet da der nackte „Wanderer" über Felsgestein, das theils auf der Oberfläche, theils bereits in fossilen Lagerungen von Menschen-, Thier- und Zwittergestalten über- und durchzogen sich zeigt. Fast grausig anzusehen, trug diese Gruppe so recht die Bitterkeit einer zerklüfteten Weltanschauung zur Schau. War dieses Werk schon unheimlich von des Gedankens Blässe angekränkelt, so vermochte Bildhauer B. Biegas (Krakau) in seinen absurden Darstellungen „Gespräch der Gedanken" und „Weltuntergang" nicht nur die Gesetze der Plastik, sondern auch jene der Kunst überhaupt zu sprengen. In Auffassung und Form war hier das häßliche Gebiet der Verzerrtheit und der übelangebrachten Carrikatur betreten.

Von den zuletzterwähnten Arbeiten abgesehen, beanspruchten die meisten hinsichtlich ihrer eigenartigen pessimistischen Tendenz hier angeführten plastischen Kunstwerke

größtes Interesse. Es wäre nur zu wünschen, daß dieser technisch hochentwickelten, in ihrem innersten Wesen aber gründlich verstimmten und verstimmenden Kunstübung eine Kunst gegenüberstünde, die, von christlicher Weltanschauung mächtig beseelt, all dieses in Gyps, Marmor und Erz gezeigte Menschenleid, wenn nicht zu verscheuchen, so doch zu sänftigen und zu veredeln vermöchte. Es hat ja an einzelnen achtbaren religiösen Werken unter den zahlreichen Sculpturen nicht gefehlt, aber sie erschienen wie winzige, unscheinbare Blümchen, überrankt und förmlich erdrückt von den Schlinggewächsen des modernen, dem christlichen Geiste vielfach völlig entfremdeten Schaffens. Freilich müßten es ganz außerordentliche Faktoren sein, die, hier einwirkend, eine Wandlung, oder doch wenigstens ein Gleichgewicht mit der weltlich profanen Kunst herbeizuführen vermöchten. Zunächst ist nicht zu verhehlen, daß unsere wenigen christlichen Künstler eine oft allzu gebundene Bahn für ihr Wirken vorfinden und durch bestimmte Wünsche und Weisungen von Seite religiöser Mäcenaten in ihrer Schaffenskraft zu sehr eingeengt und deshalb frühzeitig stumpf und abgenützt sich erweisen. Man verstehe ja nicht falsch! Wir reden nicht einer üblen Freiheit das Wort und möchten in Gottes- und christlichen Privathäusern niemals Werke sehen, die dem Geiste der Religion nicht vollste Rechnung trügen. Wir empfinden schon Mißbehagen genug bei den Verletzungen, welche profan-moderne Schöpfungen nicht selten gegen Kunstbedingungen, gegen Aesthetik und Sitte sich erlauben. Aber das soll nicht verschwiegen sein, daß manche christliche Künstler dadurch, daß man sie bei den ihnen gestellten Aufgaben häufig zum Culte einer öden, geist- und gemüthlosen Alterthümelei verpflichtet, unfähig werden, den Geisteskampf der Kunst auf den ihnen angewiesenen Feldern erfolgreich mitzukämpfen. Wir brauchen im christlichen Lager eine Kunst, die Lebenswärme besitzt und auch von sich gibt, um mit den religiös gesinnten Volkstheilen stets neu

Fühlung zu suchen und zu finden. Daß aber gerade beim Schmucke unserer Gotteshäuser hierin vielfach gefehlt wird, kann niemand in Abrede stellen. Man verwechselt Stilgefühl nur zu häufig mit sklavischer Stilnachahmung und bietet so — besonders auf dem Gebiete der Plastik — dem Volke von heute anstatt anziehender, Vertrauen und Liebe erweckender Gebilde nach archaistischen Recepten mehr oder minder geschickt bearbeitete — Steine.

Das Kunstgebiet, auf dem die Steine besonders zu sprechen haben, die Architektur, war auf der heurigen Ausstellung leider sehr spärlich vertreten. Zumeist waren es nur Münchener Architekten, die ihre Pläne für projektirte oder bereits aufgeführte Bauten zur Schau boten. Solide, auf Basis der vorhandenen Stile entwickelte Architekturen theilten sich mit etlichen völlig Neues suchenden Entwürfen in den bescheidenen Raum. Zu ersterer Gattung zählten neben dem Plane einer Gruftkapelle von J. Marggraff, die sich als schlicht und ernstwirkende romanische Centralschöpfung darstellte, vor allem die Werke des hochbegabten Bauraths Hans Gräßel, der einerseits in der großen, nach ravennatischen Centralanlagen meisterhaft gestalteten Aussegnungshalle des neuen nördlichen Münchener Friedhofes, anderseits in der, anheimelnde Rococoformen zeigenden Aufführung des städtischen Waisenhauses eine Stilbeherrschung gezeigt hat, welche vollste Anerkennung verdient. Der erstgenannte Bau darf ob seiner imposanten und feierlichen Wirkung geradezu als eine hervorragende Sehenswürdigkeit des neueren Münchens bezeichnet werden.[1]) Die diesen Werken eigene architektonische Klarheit und Zweckmäßigkeit mangelt dafür vielfach jenen Versuchen, die nach Außergewöhnlichem

1) Die am Eingange angebrachten mystischen Hahnen-Sphinxe (?) entsprechen übrigens an dieser Stelle unserem christlich ästhetischen Empfinden nicht. Man soll das Volk, dem die Symbole früher Jahrhunderte fremd sind, nicht mit solch unheimlichen Räthselgestalten beunruhigen und quälen.

oder völlig Neuem haschen. Wenn man, wie in den
würfen von Helbig und Haiger für eine Ueberbrück
der Spree bei Charlottenburg, welche halb ägyptische,
hellenische Propyläen zeigen, den Charakter einer B
gänzlich außer Acht läßt, dann ist dieses jedenfalls
einer der vielen Mißgriffe, welche neuere Architekten in
Suche nach Apartem zu machen sich erlauben. Der Aus
klarer Zweckmäßigkeit, sei es im Großen wie im Klei
mangelt nur zu häufig den neuesten Gestalten un
Außen- und Innenarchitektur. Vor allem zeigt hiebei
auf Einrichtungsgegenstände übertragene moderne „Jugend
noch recht wenig Tugend, d. h. es fehlt ihm zunächst
an einem wahrhaft praktischen und künstlerisch harmo
sich zusammenschließenden Formenschatze, und nicht
sind es nur bizarre Künstlerlaunen, die da rücksichtslos
Unwesen treiben.

Eine weitere Kunstthätigkeit, die in ihrer großen
das Volk bezüglichen Bedeutung nicht immer genügende
seitige Würdigung findet, bilden die sogenannten verv
fältigenden Künste. Ihr Einfluß ist meist von
tragendster Wirkung, wofür ja die Geschichte des
schnittes im 16. Jahrhunderts die kraftvollsten Belege
Wird, wie in der Ausstellung die Arbeiten R. Schl
prechts u. a. zeigten, in der Xylographie, sowie i
Lithographie (eminente Leistungen gab hier Matth. Schi
Vorzügliches geboten, so ist es doch vor allem die
außerordentliche Vervollkommnung zeigende Radirung,
die größte Ausdehnung und den bedeutendsten Einfluß
die künstlerische Reproduktionsform zu gewinnen vermoch
Die ächte Volksthümlichkeit, wie sie die früher herrsch
Wiedergabsweisen besaßen, dürfte dieser neuaufblüh
Technik trotzdem noch lange nicht erreichbar sein. Mag
in Zukunft Nadel, Stichel oder Griffel den Ton an
das Wichtigste bleibt für alle Zeit der kolossale Einfluß
die reproducirende Kunst an sich auf das ästhetische, re

und sociale Volksempfinden auszuüben vermag. Im Hinblicke darauf interessirt uns ganz besonders die gegenwärtig rege Wachsamkeit und Rührigkeit, mit welcher gewisse Kreise nicht nur den immer mehr sich mehrenden Zeitungsillustrationen, sondern zunächst auch den Bilderbüchern der Kinder werbende Beachtung zuwenden.

Wohl zu keiner Zeit hat man sich in Wort und Schrift so viel mit Kunst und Kunsteinfluß beschäftigt als wie in unseren Tagen. Daß es hiebei vielfach nicht an überschwänglichen Thesen und Forderungen fehlt, haben wir aus den Verhandlungen des im September d. J. in Dresden stattgehabten ersten „Kunsterziehungstag" ersehen können, auf welchem förmlich die Hebel und Schrauben construirt wurden, um mittelst derselben auch den niedersten Volksschichten Kunstsinn und Kunstfreude zugleiten zu lassen. Solche Erkenntniß der Wichtigkeit des Kunsteinflusses kann uns einerseits nur erfreuen, anderseits aber werden wir zur Wachsamkeit gemahnt, daß bei solch heißem Bemühen der christlich germanische Geist nicht noch weiter Schaden nehme, als er durch die moderne Kunst und Literatur ohnehin schon vielfach genommen hat. Wenn es gelten soll, unser Volk noch mehr mit Kunst zu durchtränken, dann wünschen wir nur, daß diesen an sich schönen Bestrebungen die Geister eines Ludwig Richter, M. v. Schwind, Führich und Schnorr schirmend und leitend zur Seite stehen möchten. Manchen Künstlern von heute würde ein solches Patronat freilich sehr ungelegen kommen, aber gerade der schwankenden und gährenden Kunstströmung unserer Zeit fehlt es eben an hütenden, regulirenden Faktoren und vielfach auch an der Erkenntniß, daß der Erfolg technischer Experimente noch lange nicht die Lösung der erhabenen Probleme der Kunst bedeute.

Erfreulicherweise haben wir ja vieles Werthvolle und Schöne in der Gegenwart erstehen und zunächst auch im Münchener Glaspalaste vorgeführt gesehen; dennoch bleibt der Läuterung und Hebung der künstlerischen Gesammt-

thätigkeit noch ein weites, riesiges Feld offen. Trotz Freilicht-malerei haben wir noch allzuviel sonnenlose Kunst, trotz allem Naturalismus noch viel zu viel krankhaft Erkünsteltes, und doppelt mögen sich in unseren Tagen Künstler wie Kunstfreunde ins Gedächtniß prägen, daß das mächtig entwickelte persönliche Selbstgefühl so vieler Modernen nicht im mindesten das Hochgefühl ersetzt, das der ächten wirklichen Kunst allzeit entströmen soll.

LXXVII.

Der Scheidungsprozeß in Oesterreich mit specieller Berücksichtigung Böhmens.

(Zweiter Artikel.)

Aus Oesterreich, Mitte November.

Zur Ergänzung unserer Ausführungen über das vorwürfige Thema in einem früheren Artikel und zur Beleuchtung der beispiellos verfahrenen innerpolitischen Zustände im österreichischen Kaiserstaate überhaupt wird es dienlich sein, wenn wir den historischen Werdegang dieser Zustände noch etwas genauer verfolgen. Meminisse juvat.

Der eigentliche Ausgangspunkt der heutigen Situation liegt über ein halbes Jahrhundert zurück. Der Ruf nach einer constitutionellen Staatsverfassung, wie er im Jahre 1848 ganz Deutschland durchtobte, konnte selbstverständlich an den Grenzen Oesterreichs nicht Halt machen. Das absolutistische Bevormundungssystem eines Metternich brach unrühmlich zusammen. Oesterreichs Völker regten sich. Sie wollten mitregieren und Einfluß gewinnen auf die Geschicke ihres Landes. Bei den Magyaren und den Czechen ins

besondere erwachten die Erinnerungen vergangener glorreicher Zeiten; die Vorherrschaft der Deutschen dünkte ihnen als eine nationale Schmach, sie abzuschütteln als nationale Pflicht.

Als es sich deßhalb in Böhmen darum handelte, die für das Frankfurter Parlament ausgeschriebenen Abgeordnetenwahlen durchzuführen, da verweigerten die Czechen die Gefolgschaft. Sie fühlten sich als Czechen, nicht als Deutsche, und erklärten, daß sie in einer deutschen Nationalversammlung nichts zu suchen hätten. Einer ihrer Hauptsprecher von damals lebt heute noch, Dr. Franz Ladislaus v. Rieger. Statt nach Frankfurt zu gehen, setzten sie einen „Nationalausschuß" nieder, der mit der Aufgabe betraut wurde, die unveräußerlichen Rechte der czechischen Nation zu formuliren. Und zu diesen „Rechten" gehörten nach Ansicht dieses Ausschusses in erster Linie: eigenes Ministerium, Vereinigung aller zur St. Wenzelskrone gehörenden Länder (Böhmen, Mähren und Schlesien) zu Einem Staatswesen und eine constitutionelle Verfassung für dieses „St. Wenzels-Reich."

Diese czechische Forderung deckte sich genau mit der Forderung, welche die Magyaren unter der Führung des alten Kossuth zu Gunsten ihres Königreichs Ungarn erhoben hatten.

Beide Völker, die Czechen wie die Magyaren, traten mit Feuereifer für die Realisirung ihrer staatsrechtlichen Postulate ein. Aber sie drangen nicht durch. Ihre Forderungen erschienen damals noch so ungeheuerlich, so revolutionär und die österreichische Monarchie in ihren Fundamenten derart bedrohend, daß die kaiserliche Dynastie darüber sich in gar keine Diskussion einlassen zu dürfen glaubte. Als trotzdem in Böhmen sowohl wie in Ungarn die monarchiefeindliche Agitation kein Ende nehmen wollte und in Ungarn sogar bis zur Absetzung der Habsburger Dynastie sich verirrte, da mußte das Schwert entscheiden. Windischgrätz' Kanonen machten dem „Königreiche Böhmen" ein Ende; und in Ungarn

mußten die Kossuthianer vor dem kaiserlichen Generalissi
Hainau und den ihm zu Hilfe geeilten Truppen des russisch
Czaren die Waffen strecken. Mit den beiden „Königreichen
war es aus.

Aber nur für den Augenblick. Czechen wie Magyar
dachten nicht daran, auf ihr staatsrechtliches Programm
verzichten. Für den Augenblick zu schwach, es weiter
verfolgen, rüsteten sie im Stillen und warteten bess
Zeiten ab.

Das absolutistische Regime der 50er Jahre, unter d
trefflichen Männern, wie Fürst Felix Schwarzenberg, G
Leo Thun, Alexander Bach, suchte durch Einführung z
gemäßer Reformen auf allen Gebieten des geistigen u
wirthschaftlichen Lebens die österreichischen Völker zufried
zu stellen, und in ihnen die Meinung zu wecken, daß f
den Habsburgischen Kaiserstaat eine Constitution unnöth
sei. Aber umsonst. Der im Revolutionsjahre 1848 e
geflammte Widerwille gegen den landesherrlichen Absolutism
ließ sich nicht mehr ersticken. Es kam das Unglücksj
1859. Auf den italienischen Schlachtfeldern erlagen
kaiserlichen Adler dem Kriegsglücke Napoleons III.; die Lo
bardei ging verloren. Nun brach der Sturm gegen d
absolute Regierungssystem mit neuer Heftigkeit los. I
wurden, freilich mit Unrecht, die militärischen Mißerfolge au
Kerbholz geschrieben. Das stürmische Verlangen seiner Völ
nach einem constitutionellen Regimente wollte jetzt Kai
Franz Joseph nicht länger mehr unbeachtet lassen. Er w
bereit, seinem Reiche eine angemessene Constitution zu geb

Aber welche Constitution sollte dieses sein? Soll
etwa gewählte Abgeordnete aller seiner Völker in ein
Centralparlamente zu gemeinsamer Berathung sich zusamm
finden? Aber wie ist dieses ausführbar, da innerhalb
schwarzgelben Pfähle nicht weniger als zehn, durch Spra
und Bildung verschiedene Völker wohnen? Werden
Abgeordneten sich verstehen können? Oder soll das par

entarische Leben ganz in die Landtage verlegt werden? ber auch in den meisten Landtagen kommen zwei bis drei rschiedene Sprachen zusammen, werden trotzdem parlamen-rische Verhandlungen möglich sein? Und wenn dieses, e läßt sich dann aber die Einheit des Reiches noch auf-cht erhalten? Wie viele Ministerien sollen funktioniren? oviele, als es Landtage gibt? Oder nur ein einziges?

Man sieht, eine für das vielsprachige Oesterreich an-messene constitutionelle Verfassung ist ein schwieriges Problem, ller Gefahren für den Gesammtstaat und für die Dynastie. essen war man sich allseits gleich vom Anfange wohl be-ußt. So sehr auch nach dem Jahre 59 Kaiser Franz Joseph reit war, durch Gewährung einer Constitution seine Völker frieden zu stellen, so beherrschte doch ihn und seine athgeber das beängstigende Bewußtsein, daß der Erlaß ner wie immer gearteten Constitution ein Sprung in's unkle sei.

Trotzdem wagte man einen Versuch. Ein kaiserliches atent berief den schon 1851 ernannten und durch 38 Mit-lieder der Landesvertretungen verstärkten Reichsrath nach Wien zur Lösung der Verfassungsfrage. Auch die Ungarn aren vertreten, ließen aber gleich im Beginne der Berath-ngen durch die Grafen Andrassy und Apponyi die Erklärung bgeben, daß sie den Reichsrath nur als ein Mittel be-rachten, um „zur Wiederherstellung der historischen Rechte“ u gelangen. Von April bis September 1860 berieth ieser Reichsrath, aber das Resultat war, wie zu erwarten, leich Null. Nun ging der Kaiser selbständig vor. Am 0. Oktober desselben Jahres erließ er an seine Völker ein Manifest, das berühmte Oktoberdiplom, in welchem er ie Grundzüge einer Verfassung, welche der Autonomie er einzelnen Kronländer wie der Einheit des Reiches entsprechen sollte, zur allgemeinen Kenntniß brachte.

Da bei dieser Lösung der österreichischen Verfassungsfrage Ungarn kein selbständiges Königreich wurde, sondern

nur ein einfaches Kronland blieb und als solches von der anderen österreichischen Kronländern nichts voraus hatte, so rebellirten die Magyaren von neuem; und um ihren Willen durchzusetzen, verweigerten sie — die Steuern. So hatte es ihnen ihr Nationalheld Kossuth aus der Verbannung gerathen! Bei den Czechen dagegen fand das Oktoberdiplom eine sympathische Aufnahme. Ihre staatsrechtlichen Wünsche wurden durch dasselbe freilich nicht ganz befriedigt, aber auf dem Wege der Autonomie der Landtage hofften sie mit der Zeit schon an's Ziel, das heißt, zur Aufrichtung eines Königreiches Böhmen zu kommen.

Die Deutschen aber waren tief verstimmt. Sie fürchteten für ihre Präponderanz im Kaiserstaate, für die Großmachtstellung Oesterreichs und namentlich für dessen Einfluß in Deutschland. Diese Befürchtung wurde auch bei Hofe getheilt. Die Folge war, daß Kaiser Franz Joseph das Oktoberdiplom wieder zurückzog. Da es ihm aber widerstrebte, das absolutistische Regiment wiederaufzunehmen, versuchte er es mit einer Verfassung auf Grundlage des Centralismus und beauftragte *Schmerling*, eine solche zu entwerfen. Die neue Verfassung erschien am 26. Februar 1861 und ist in der Geschichte Oesterreichs unter dem Namen *Februarverfassung* bekannt.

Ritter von Schmerling, ein liberaler Deutschösterreicher, als solcher schon in der Frankfurter Nationalversammlung hervorragend thätig, richtete sein Absehen darauf, die Kräfte Oesterreichs zu sammeln, auf daß es seinen Einfluß im Conzerte der europäischen Großmächte behaupten, und, was ihm vor allem wichtig erschien, der Vorherrschaft in Deutschland nicht verlustig gehe. Eine Sammlung der Kräfte aber ohne Stärkung der Centralgewalt und ohne Erhaltung der Hegemonie des deutschen Elementes dünkte ihm unmöglich. Im Gegensatze zum Oktoberdiplom, welches das constitutionelle Staatsleben in die Landtage der einzelnen Kronländer verlegte, verlegte Schmerling es in ein Centralparlament, in einen

allgemeinen Reichsrath, der sich in ein Herrenhaus und ein Abgeordnetenhaus scheiden sollte; das Herrenhaus sollte sich aus erblichen und vom Kaiser auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern zusammensetzen, und das Abgeordnetenhaus sollte aus 343 Vertretern der einzelnen Landtage gebildet werden. Die Landtage blieben bestehen, aber ihre Competenz wurde wesentlich beschränkt. Dem Reichsrathe gegenüber konnten sie nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Ihr Hauptrecht war die Wahl der Abgeordneten für den Reichsrath. Dieses Recht wurde ihnen jedoch später wieder entzogen, da es sich in den Händen centralismusfeindlicher Landtage als ein zweischneidiges Schwert erwies; es wurde auf die Urwähler übertragen.

Die Schmerling'sche Verfassung befriedigte nur die deutschliberale Partei, sonst Niemanden. Die Magyaren wiesen sie rundweg ab und ignorirten den Reichsrath vollständig: die anderen nichtdeutschen Völker, insbesondere die Czechen, wollten gleichfalls nichts von ihr wissen. Und selbst den conservativen Elementen unter den Deutschen war sie nichts weniger als sympathisch; denn sie fürchteten, der freisinnige Schmerling werde mit seinem von freisinnigen Deutschen beherrschten Parlamente gelegentlich josephinische Kirchenpolitik treiben und die Geschäfte des internationalen österreichischen Logenthums besorgen. Aber trotz diesem vielseitigen Widerspruche hielt sich Schmerling doch volle vier Jahre. Länger ging es nicht mehr. Das Fiasko seiner centralistischen Verfassung war nicht aufzuhalten. Schmerling mußte gehen, der mährische Graf Richard Belcredi trat an seine Stelle.

Mit Belcredi trat ein Mann an die Spitze der Staatsgeschäfte, dessen Kaisertreue und patriotische Gesinnung über allen Zweifel erhaben war und dessen staatsmännische Begabung allgemein anerkannt wurde. Bei ihm stand die Ueberzeugung fest, daß für das vielsprachige nationenreiche Oesterreich eine centralistisch-constitutionelle Staatsverfassung

ein Unding sei; wenn trotzdem constitutionell und parlamentarisch regiert werden solle, dieses nur möglich sei auf Grundlage eines gesunden Föderalismus. Das war die Ansicht Belcredis. Daß er Recht hatte, bewies das Fiasko der Februarverfassung.

Nun aber erhob sich für ihn die schwierige Frage: Welcher Art soll die föderalistische Constitution sein? Was soll föderirt werden? Die Kronländer oder die Nationen? Sollen die autonom gewordenen Kronländer föderirt werden, dann ist die Folge, daß in Oesterreich so viele „Staaten" herauskommen, als Kronländer da sind, also nicht weniger als zwanzig! Wie soll sich aber in diesen zwanzig Staaten das parlamentarische Leben gestalten, ohne daß die Souveränitätsrechte des gemeinsamen Landesherrn Schaden leiden und die Einheit des Reiches gelockert werde? Soll aber der Föderalismus nach reinnationalen Gesichtspunkten geordnet werden, so daß also die einzelnen Nationen ein Staatswesen für sich bilden, so ist die Schwierigkeit noch ungleich größer. Denn erstens wohnen die zehn Nationen, die das moderne Oesterreich ausmachen, vielfach nicht nebeneinander sondern durcheinander; wie ist da nun eine Staatenbildung möglich? Und wenn sie auch möglich wäre, wie lassen sich denn diese zehn Nationalstaaten unter einen Hut bringen? Wie läßt sich die Einheit der Monarchie, ein Zusammenwirken aller Staatskräfte, eine einheitliche und kraftvolle Politik nach Außen hin aufrecht erhalten? Und zweitens: Werden die Magyaren und die Czechen dem Nationalstaatensystem zulieb ihre alten Königreiche und deren glorreiche Geschichte preisgeben?

Um all die hier angedeuteten Schwierigkeiten zu lösen, faßte Belcredi den Plan, Gesammtösterreich in fünf große Verwaltungs- oder Staatsgebiete zu theilen, unter möglichster Berücksichtigung des historisch Gewordenen, und zwar so, daß in jedem dieser Staatsgebiete eine der fünf Hauptnationen Oesterreichs (Deutsche, Magyaren, Czechen, Polen,

Kroaten) die Vorherrschaft und Führung haben. Jeder dieser fünf Staaten würde sein eigenes Parlament und eine eigene diesem Parlamente verantwortliche Regierung haben. In der Person des Kaisers sollten diese Staaten ihren Einigungspunkt haben; alle auswärtigen und gewisse andere verfassungsmäßig noch festzustellende gemeinsame Angelegenheiten aber sollten durch ein nur dem Kaiser verantwortliches Reichsministerium wahrgenommen werden.

So war der Plan Belcredis. Vielen erschien er als ein Phantom. Was Belcredi vorschwebte, war freilich etwas ganz Neues, dem noch die erforderliche Unterlage fehlte. Die Schmerling'sche Verfassung knüpfte an den Einheitsstaat des fürstlichen Absolutismus an, die föderalistische Verfassung des Oktoberdiploms ging auf die historische Autonomie der Kronländer zurück; für die Belcredi'sche Verfassung aber war fast nichts da, was ihr als Unterlage hätte dienen können; die fünf „Staaten", auf welchen sie sich aufbauen sollte, mußten erst geschaffen werden. Ob ihre Bildung möglich war, ist eine Frage, welche schwer zu beantworten ist. Thatsächlich ist dieselbe gar nicht versucht worden. Wohl hatte Belcredi am 20. September 1865 die Februarverfassung sistirt und den Reichsrath aufgelöst, um für die Ausführung seiner Pläne Raum zu schaffen. Das folgende Jahr 66 aber warf alle seine Pläne über den Haufen. Beust kam. Sofort stellte er sich in den Dienst der calvinischen Magyaren und verschaffte ihnen das Königreich Ungarn, in demselben Umfange und mit denselben Privilegien, wie sie es anno 48 gefordert hatten; für die anderen österreichischen Lande lebte aber wieder die Schmerling'sche Februarverfassung auf, die auch nach ihrer Revision am 21. Dezember 1867 — daher Dezemberverfassung — für die Slaven, besonders für die in ihrer Hoffnung auf Wiederaufrichtung des St. Wenzelsreiches getäuschten Czechen, verhaßt blieb.

Das Hauptargument, welches Schmerling für s
centralistische Staatsverfassung ins Feld führte, war
Rücksicht auf Deutschland. Solange Oesterreich zum D
schen Bunde gehörte, mußte es selbstverständlich dar
bedacht sein, die ihm durch den Gang der Ereignisse
gefallene Führung zu behaupten und seiner Stimme
dem Frankfurter Bundestage einen entscheidenden Nachd
zu verschaffen. Das verlangte die Staatsraison. Ein
scheidender Einfluß in Deutschland aber war auf die D
für Oesterreich nicht zu erwarten, wenn es selbst des d
schen Charakters entkleidet würde. Von einem slavis
Oesterreich kann Deutschland unmöglich sich leiten las
Nachdem es aber Bismarck gelungen war, das B
zwischen Oesterreich und Deutschland zu zerreißen, lag
Sache anders. Jetzt verlangte die österreichische Sta
raison, das die Deutschen begünstigende und darum
außerdeutschen Völkern Oesterreichs verhaßte centralist
Regierungssystem endgiltig fallen zu lassen, und es
einem föderalistischen irgendwelcher Art zu versuchen. D
ungerecht, unpolitisch und gefährlich ist es, im Zeitalter
Constitutionen und des Parlamentarismus eine Nation
Kosten der anderen zu bevorzugen und sie allein die W
thaten des „Mitregierens" kosten zu lassen. Trotz
konnte man sich an maßgebender Stelle nicht entschlie
mit dem Centralismus entschlossen zu brechen und eb
entschlossen den Weg des Föderalismus zu betreten, se
in der Form des Oktoberdiploms oder in jener des Gr
Belcredi. Man wählte einen Mittelweg. Man machte
Oesterreich statt fünf, wie Belcredi wollte, nur zwei Staa
Trans- und Cisleithanien, föderirte diese zu der österreich
ungarischen Monarchie, und gab jedem dieser beiden
ständigen Staaten eine centralistische Verfassung.

In diesem Dualismus lag zweifellos eine Anerkenn
des föderalistischen Principes. Aber das Bedenkliche
daß diese Anerkennung nur den Magyaren und, wenn

ll, den Deutschen zugute kommen sollte, nicht aber den
rigen Völkern Oesterreichs. Das war der große politische
ehler, den Beust beging und dessen fatale Consequenzen
is Reich der Habsburger heute so bitter verkosten muß.
en Dualismus wieder aufheben, wer möchte dies ver-
chen? Und wenn es ohne Katastrophe möglich wäre,
as dann?

Es begreift sich, daß die Czechen, welche in ihren
aatsrechtlichen Hoffnungen sich getäuscht sahen, mit dem
ang der Dinge in Oesterreich äußerst unzufrieden waren
id sind. Wir vermögen ihnen das nicht übel zu nehmen,
id wir würden ihnen von Herzen ihr selbständiges König-
ich Böhmen gönnen, wenn sie es ohne Schädigung
er Gesammtinteressen Oesterreichs bekommen
nnten. Aber das ist unserer Meinung nach ein un-
ögliches Ding. Der Dualismus, wie Beust ihn schuf,
ar dem Kaiserstaate nicht zum Heile; wie erst würde es
esterreich ergehen, wenn es die Last des Trialismus
agen müßte?

Die czechische Nationalpartei befolgte in der ersten Zeit
er neuen Aera genau die Taktik, welche die Ungarn
inerzeit gegenüber der Februarverfassung eingehalten hatten.
ie blieben vom Reichsrathe weg. Selbst den böhmischen
andtag mieden sie, als auf demselben zufällig die Deutschen
ie Majorität bildeten. Um ihre Abstinenzpolitik zu recht-
rtigen und um überhaupt ihren politischen Standpunkt zu
räcisiren, überreichten sie am 23. August 1868 dem Land-
igspräsidium eine Deklaration, in welcher sie die staats-
echtlichen Forderungen aus dem Jahre 1848 wiederholten
nd dem Reichsrathe in Wien das Recht absprachen, für
ie „Länder der St. Wenzelskrone" verpflichtende Gesetze
u beschließen. Daß Letzteres ein unhaltbarer Standpunkt
t, bedarf keines weiteren Beweises. Die Krone war durch
ichts verpflichtet, das alte Königreich Böhmen wiederher-
ustellen; sie konnte den einzelnen Ländern und der Ge-

sammtheit dieser Länder eine Verfassung geben, welche sie wollte; und wenn sie das ungarische Reich wieder aufleben ließ, das böhmische aber nicht, so mag das ein politischer Fehlgriff gewesen sein, eine Rechtsverletzung aber war es sicherlich nicht; und wenn sie an die Stelle der autonomen Landtage einen autonomen Reichstag setzte, so mag man über diese Maßregel wiederum verschiedener Ansicht sein, eine Rechtsverletzung gegenüber einem Dritten aber kann und darf unmöglich darin gefunden werden.

Die Deutschen, welche bei dem Beust'schen Dualismus am ehesten ihre Rechnung fanden, wenigstens in Cisleithanien — denn im Reiche der St. Stephanskrone waren sie, gleich den Slaven, zur politischen Ohnmacht verurtheilt —, begingen nun den großen Fehler, daß sie das ihnen zugefallene Uebergewicht in der sinnlosesten Weise mißbrauchten. Ihre unbestrittene Herrschaft im Parlamente benutzten sie, um „Culturkampf" zu treiben, und von dem, was nothwendig gewesen wäre, um die nichtdeutschen Völker mit der neuen Sachlage auszusöhnen, thaten sie just das Gegentheil. So wurde nicht nur der im Interesse des Gesammtstaates wie der Dynastie so nothwendige innere Zusammenschluß der Deutschen und Slaven in Oesterreich verhindert, sondern die Kluft zwischen beiden Völkern mit jedem Tage in bedenklicher Weise erweitert.

Jetzt griff die Krone wieder ein. Im Anfange des Jahres 71 berief der Kaiser den slavenfreundlichen Grafen Hohenwart an die Spitze der Regierung. Hohenwart war entschlossen, die Slaven zu versöhnen. Das war in Ordnung. Aber gefehlt war es, diese Versöhnung durch eine staatsrechtliche Sonderstellung des Königreiches Böhmen herbeizuführen. Das war derselbe Fehler, den früher Beust begangen hatte, indem er Ungarn eine Sonderstellung einräumte. Der Versuch, den Czechen zulieb in Oesterreich eine zweite Sonderstellung aufzurichten, mußte den schärfsten Widerspruch nicht nur der Deutschen, sondern auch des

Königreiches Ungarn herausfordern; und daß diesem doppelten Widerspruche zum Trotze der Kaiser Hohenwart gewähren lasse, war nicht zu erwarten. Hohenwart mußte gehen, und der alte Faden des centralistischen Regimentes mit deutschliberalem Einschlag wurde weitergesponnen.

In der nun folgenden Periode der deutschliberalen Herrschaft befolgten die Czechen ihre alte Devise: Los von Wien. Damit aber haben sie Niemandem mehr genützt, als gerade den Deutschliberalen. Wären sie nach Wien gegangen und hätten sie an der Seite anderer antiliberaler Parteien im Sinne eines gesunden Conservatismus praktische Politik getrieben, sie hätten manche liberale Culturthat verhindern helfen und hätten sich damit den Dank aller kirchentreuen Katholiken Oesterreichs verdient und deren Sympathien erworben.

Das Fehlerhafte ihrer Taktik kam den Czechen denn doch allmählich zum Bewußtsein, und sie schauten nach einer passenden Gelegenheit aus, dieselbe zu ändern. Diese Gelegenheit kam. Der Berliner Congreß hatte Oesterreich mit dem Mandate betraut, Bosnien und Herzegowina zu occupiren und in Verwaltung zu nehmen. Die deutschliberale Partei konnte sich aber für die Besitzergreifung dieser slavischen Gebiete nicht begeistern und verweigerte darum wiederholt die erforderlichen Credite. Damit brachte sie sich jedoch in scharfen Conflikt mit der Krone, die sich persönlich vor ganz Europa für die genannte Occupation engagirt hatte. Jetzt hielten es die Czechen an der Zeit, aus ihrer Passivität herauszutreten und sich der Krone als Helfer in der Noth anzubieten, was ihnen auch ihr Freund Hohenwart aufs nachdrücklichste empfohlen hatte. Sie erschienen im Wiener Parlamente — freilich mit einer Rechtsverwahrung, die sie ihrem nationalen Standpunkte schuldig zu sein glaubten, — und unterstützten die Regierung. An der Spitze der Regierung stand damals Graf Eduard Taaffe. Er war kein Principienreiter, war weder aus-

gesprochener Centralist, noch ausgesprochener Föderalist. Sein Grundsatz war: Laviren, soweit es geht. Er stellte sich auf den Boden der nun einmal zu Recht bestehenden Dezemberverfassung, suchte im Parlamente seine Stütze in der aus Slaven und Deutschconservativen gebildeten „Rechte“ und es gelang ihm, volle vierzehn Jahre sich am Ruder zu halten.

Die thätige Antheilnahme der Czechen am parlamentarischen Leben in Wien verschaffte ihren nationalen Interessen eine ganz außerordentliche Förderung. Denn die Regierung erwies sich für die ihr geleisteten Dienste erkenntlich und vergalt sie mit Concessionen auf den verschiedensten außerstaatsrechtlichen Gebieten. Am 19. April 1880 erfloß eine Sprachenverordnung (die sog. Stremayr'sche), welche die politischen und richterlichen Behörden in ganz Böhmen verpflichtete, ihre Erledigungen in der Sprache der Petenten abzufassen, eine Verordnung, welche für jene deutschen Beamten, die des Czechischen nicht mächtig waren, von den unangenehmsten Folgen sein mußte. 1882 erfolgte die Scheidung der alten Prager Universität in eine deutsche und eine czechische Hochschule; letztere zählt heute über 100 Professoren und fast 3000 Hörer. Eine Menge czechischer Mittelschulen (Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen) traten ins Leben und von den jetzt bestehenden 81 Mittelschulen Böhmens haben nicht weniger als 50 das Czechische als Unterrichtssprache. Auch eine eigene Technik wurde den Czechen zugestanden, die heute von gut 1000 Studenten besucht wird. Unterstützt von diesen Unterrichtsanstalten hat dann das geistige Leben der Czechen in den letzten Jahrzehnten einen geradezu ungeahnten Aufschwung genommen.

Diese Erfolge hat die czechische Nation in erster Linie der klugen Politik ihrer parlamentarischen Vertretung, die das sogen. „Böhmische Staatsrecht“ wohl in der Theorie festhielt, in der Praxis aber mit den bestehenden Verhältnissen rechnete, zu verdanken.

Für die Deutschliberalen aber hatte die kluge Politik [d]er czechischen Nationalpartei schlimme Consequenzen. Sie [h]atten nicht nur im Centralparlamente ihre dominirende Stellung eingebüßt, sie sahen sich auch auf der ganzen Linie [i]n die Defensive gedrängt. Das war bitter, aber nicht mehr [z]u ändern. Sie fühlten wohl, daß das centralistische System [n]icht dem Germanismus sondern dem Slavismus zugute [k]ommen werde. Insbesondere fürchteten sie für den deutschen Besitzstand in Böhmen. Ihn zu retten, verlangten sie Theilung der Administration Böhmens nach der Nationalität und Revision der Stremayr'schen Sprachenverordnung.

Diesen deutschen Postulaten gegenüber war die von Rieger geführte czechische Nationalpartei wieder klug genug, sich nicht ablehnend zu verhalten. Sie konnte es sich, trotz ihrer Liebe zum „Königreiche Böhmen", doch nicht verhehlen, daß es ein sehr gefährliches Beginnen sei, die 2 Millionen Deutschböhmen, die nun einmal von einem Königreiche Böhmen nichts wissen wollen, zur Anerkennung dieses Königreiches mit Gewalt zwingen zu wollen. Sie trat darum mit den Deutschen in Unterhandlung. Das Resultat waren die Wiener Punktationen, von denen wir in unserem ersten Artikel gesprochen haben. Wir wissen aber auch schon, daß die kluge und wirklich staatsmännische Politik der Nationalpartei im czechischen Volke nicht verstanden wurde. Es hörte gläubigen Sinnes auf die radikalen Hetzer, welche nicht müde wurden, von nationalem Verrathe zu reden und zu schreiben, entzog der Partei der „zahmen" Altczechen sein Vertrauen und legte seine Interessen in die Hände der husitischen Jungczechen.

Was war die Folge? Nicht nur ging der deutsch-czechische Ausgleich in Böhmen in die Brüche und wuchs der Antagonismus beider Nationen ins Ungemessene; auch die „Rechte" im Wiener Parlamente war gesprengt, und Taaffe, der „Wohlthäter" der Czechen, mußte, weil ohne

feste parlamentarische Stütze, das Feld räumen (29. Okt
1893). Das österreichische Staatsschiff aber war dami
eine Brandung hineingerathen, in der es heute noch m
umhertreibt, ohne Aussicht auf Rettung. Der Rettu
versuch Badeni's ist schmählich mißglückt. Seine Sprac
verordnung hat die Brandung nur noch gefährlicher
macht. Ein halbes Dutzend Ministerien ist in ihr be
versunken.

Die Jungczechen glaubten mit hussitischem Furor d
fahren zu müssen, um zur Wiederaufrichtung des „Re
der Wenzelskrone" und zur Anerkennung dieses Reiches d
die Deutschen zu gelangen. Aber dieser hussitische F
erzeugte auf Seite der Deutschen den furor teutoni
Die radikalen Alldeutschen erschienen jetzt auf der O
fläche und rissen die Massen in Deutschböhmen mit sich
Um die Kluft zwischen Czechen und Deutschen noch
zu vertiefen, schrien sie: „Los von Rom!" Und es ist
keine Frage, daß die Politik der Jungczechen für die Exi
des Alldeutschthums und für die von ihm inscenirte Ab
bewegung verantwortlich gemacht werden muß.

Und merkwürdig: die Jungczechen gaben die Parole
Ganz Böhmen gehört den Czechen und die Deutschen m
sich ihnen fügen. Dieser Parole gegenüber aber prokla
jetzt die Alldeutschen das Recht der Deutschen, ganz Bö
dem Machtbereich des Germanismus offen zu halten
wollen darum von einer administrativen Zweitheilung
mens nach der Nationalität gar nichts mehr wissen.

Wenn angesichts dieses Wirrwars einsichtsvolle Mä
unter den Czechen nur mit sehr gemischten Gefühlen i
Zukunft ihres Volkes schauen, so begreift man dieses.
Führer der Altczechen, der greise Dr. Franz Ladislaus R
erklärte am 29. September in einer Prager Wähle
sammlung ganz offen: „Ich glaube, daß sich seit
Tagen (der Punktationen nämlich) die Auffassung in un

Volke geklärt hat, und ich könnte sogar einige von den Führern der jungczechischen Partei nennen, die mir oft sagten: ‚Ach Gott, wenn wir heute die Punktationen hätten!' Und so oft ich frage, ob ich dies weiter sagen kann, entgegnet der Befragte: ‚Ja, ich ermächtige Sie hiezu, es ist meine vollste Ueberzeugung.'"

Aber werden die Punktationen so leicht noch einmal zu haben sein?

LXXVIII.

Aus K. Hase's Kirchengeschichte.

(Zum Kapitel akatholischer „Wissenschaftlichkeit".)

Die gelben Hefte haben von Zeit zu Zeit den Nachweis geführt, daß auch die angesehensten protestantischen Schriftsteller und Herausgeber von Zeitschriften nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, vielmehr, wo es sich um katholische Fragen handelt, in die absonderlichsten Fehler fallen. Der Dünkel der an den wissenschaftlichen Pranger Gestellten ist indeß meist so groß, daß sie von Ausstellungen des Gegners gar keine Notiz nehmen — wir erinnern hier nur an die von den Herausgebern des „Theologischen Jahresberichtes" befolgte Methode —, vielmehr die alten Fehler durch neue in Vergessenheit zu bringen suchen. So verlockend nun auch die Aufgabe wäre, zu zeigen, daß Männer wie Kohlschmidt und Loesche nichts gelernt haben und sich in ihren maßlosen Behauptungen überbieten, so wollen wir doch der Versuchung widerstehen und uns auf eine kleine Blumenlese aus Karl von Hase's Kirchengeschichte beschränken. Diese Kirchengeschichte, welche nach dem Urtheil ihres Herausgebers „zwei Generationen von Theologen als vielgefeiertes Lehrbuch gedient hat, sollte als klassisches Lesebuch für die Theologen und zahlreichen Laien, die im Sinne

eines oft angeführten Hase'schen Wortes der Kirchengeschichte wachsendes Verständniß entgegenbringen, wieder in die Welt gesandt werden". Sehen wir, was in dieser neuen Ausgabe von Krüger geboten wird.

Das an geistreichen, halbwahren, die Schwierigkeiten umgehenden Urtheilen so reiche Buch Hase's halten wir für ein Lesebuch ganz ungeeignet, wenigstens müßten die gröbsten Fehler verbessert, irrige Angaben ausgemerzt werden. Wie leicht der um die Kirchengeschichte der Ersten Jahrhunderte hochverdiente Herausgeber seine Aufgabe genommen, wollen wir an einzelnen Beispielen zeigen. S. 666 lesen wir: „Auch wurde in London (unter Cardinal Wiseman oder Cardinal Manning, darüber gibt uns Hase keine Auskunft) aus Beisteuern eine prächtige Peterskirche (?) mitten in London (?) erbaut." Faktisch wurde der Bau letztes Jahr begonnen, 9 Jahre nach dem Tode Manning's. Lord Russell brachte bekanntlich die Ecclesiastical Titles Bill ein März 1851, ohne seine Collegen zu befragen; sie wurde scharf bekämpft und blieb ein todter Buchstabe. Hase verdreht den wahren Sachverhalt, wenn er sagt: „Die Regierung konnte sich dem Drängen des protestantischen Volkes (einiger Fanatiker wäre der richtigere Ausdruck) nicht entziehen" S. 666.

„Durch den Neapolitaner Liguori († 1782), dem der Wille des Papstes der Wille Gottes war (jedenfalls mit den Einschränkungen, welche die katholischen Theologen festgestellt haben), entstand die Congregation vom allerheiligsten Erlöser als eine befreundete Abart der Jesuiten (nun haben die Redemptoristen hiergegen protestirt und das Gegentheil so klar bewiesen, daß sie ins Deutsche Reich zugelassen wurden, während die Jesuiten noch verbannt sind), später ihre Zuflucht und Hoffnung." S. 482. Der letzte Satz ist rein unverständlich. Die Jesuiten unterhielten bekanntlich nie dieselben engen Beziehungen zu den Redemptoristen, wie zu anderen Orden, sie sind Vertheidiger des Probabilismus, während die Redemptoristen für den Probabiliorismus eintreten. Das wissen selbst die Laien.

Der Protestantismus, sagt Hase in seinem Charakterbild Gregor's VII., „trägt das edle Recht und den Muth in sich, auch der ihm fremdesten geschichtlichen Persönlichkeit gerecht zu werden". Dieser Satz wird eingeschränkt durch den folgenden:

„Wäre die Reformation nicht so rein und hoch, daß sie der Verhüllung ihrer dunkeln Stellen nicht bedarf, ich würde doch nichts verborgen haben." Vorrede p. X. Fällt Hase nicht in den Fehler, den er den Katholiken vorwirft? Noch mehr: kein Katholik hat wohl je behauptet, daß die Kirche so rein und ohne Schwächen und Fehler sei, daß man sich der schlechten Menschen, die aus ihr hervorgegangen, nicht schämen müsse. Der Katholik sieht einen Beweis der göttlichen Einsetzung des Papstthums und der Kirche darin, daß die Sünden ihrer Mitglieder sie nicht zu zerstören vermögen. Wo ist der unbefangene Standpunkt, wo das Vorurtheil? Daß Hase einen hl. Franz von Assisi, eine Katharina von Siena günstig beurtheilt hat, darf uns nicht blind machen gegen die Ungezogenheiten, die er sich gegen andere Heilige erlaubt. Man sollte fast glauben, der Professor wolle sich beim protestantischen Publikum Verzeihung erbitten für das in protestantischen Augen so große Verbrechen, katholische Persönlichkeiten oder Institutionen gelobt zu haben. „Im Kloster der Heimsuchung Paray (le Monial) ist einer gichtischen, mit Geschwüren bedeckten Jungfrau Margot Alacoque († 1690) am 16. Juni 1674 der Heiland erschienen, hat ihr Herz gefordert und ein blutiges Herz ihr gezeigt, das die Menschen so liebe und insbesondere sie" (482—3). Mit diesen höhnischen Bemerkungen, denen noch einige nichtssagende Sätze folgen, wird eine Andacht behandelt, die zur inneren Erneuerung des Katholicismus wesentlich beigetragen hat. Es schmerzt Hase's Pastorennatur, daß eine katholische Nonne die Liebe zu Jesus Christus hochhält und verbreitet, daß Jesuiten sie hierbei unterstützen, und so sucht er diese Andacht ins Lächerliche zu ziehen. Als Geschichtsschreiber hätte er wenigstens mit den Wirkungen dieser Andacht sich beschäftigen und das gegen dieselbe gehegte Vorurtheil ablegen müssen.

Daß Hase kein Freund der Jesuiten ist, wollen wir ihm nicht verdenken; daß er aber Thatsachen zu ihren Ungunsten verdreht, verdient scharfen Tadel. „Die Aufhebung der Jesuiten," so berichtet Hase, „wurde durch das Breve ‚Dominus ac Redemptor' verkündet. Sie zählten damals 22,589 Mitglieder. Ihre Schätze und Papiere waren in Sicherheit" (486). Eine Musterung der großen Bibliotheken in München, Madrid,

Wien beweist das Gegentheil, die Jesuiten fanden gar keine Zeit ihre Papiere zu retten oder große Geldsummen in Sicherheit zu bringen. Anklagen, die von gewissen Seiten erhoben wurden, mußte man fallen lassen, weil kein Beweis erbracht werden konnte. Aus den von Döllinger veröffentlichten Denkwürdigkeiten Cordara's erhellt, in wie großer Noth sich die Jesuiten befanden in den Jahren, die der Aufhebung vorangingen. „Das Schicksal der Jesuiten wie einst der Templer war nicht unverschuldet (?), aber wie diese sind sie ohne Urthel und Recht verdammt, und viele wohlverdiente Männer mit einem hilflosen Alter belohnt worden. Das Missions- und Schulwesen aller katholischen Länder ward erschüttert." (S. 487.) Diese Sätze müßten ergänzt werden durch die Bemerkung: Nicht ihrer Fehler wegen wurden sie aufgehoben, sondern weil die Jansenisten und Philosophen in ihnen ein Hauptbollwerk des Papstthums erblickten.

Hase mag gleich andern Protestanten den Gegensatz der jansenistischen Sittenstrenge dem vermeintlichen jesuitischen Laxismus entgegenstellen, aber im Interesse der Wahrheit mußte er einen Satz wie den folgenden ausmerzen: „Dem äußerlichen Sichabfinden der Jesuitenmoral ist die (jansenistische) Innerlichkeit eines von Gott gewirkten Geistes entgegengesetzt" (478). Die Jansenisten zählten unter den durch und durch verdorbenen Kreisen am Hofe manche Anhänger (Madame de Longueville), ein Sichabfinden ihrer Moral mit ihrem Rigorismus muß auch bei ihnen stattgefunden haben. Wie ganz anders handelt der apostolische Hofprediger, der Jesuit Bourdalou! Pascals Provincialbriefe verdankten bekanntlich ihre Popularität dem Angriff auf den von Frommen hochverehrten, von den Freigeistern und Lebemännern (Libertins) verabscheuten Jesuitenorden; Pascal war ein Fanatiker und Skeptiker, und selbst Hase muß gestehen, „daß die Jesuiten die Interessen der Welt und selbst des gesunden Menschenverstandes ihm gegenüber vertraten." Dies hindert ihn keineswegs, „von der bequemen Frömmigkeit und sittenlosen Beichtmoral der Jesuiten zu sprechen" (S. 480). Der evangelische Theologe konnte doch wissen, daß die Moral der Jesuiten viel besser zum Evangelium stimmte als der Rigorismus der Jansenisten.

Hase's Kirchengeschichte wird von einem seiner Bewunderer
iner Bildersammlung verglichen, die man sich anlegt zur
:innerung und zur Freude, von wirklichem Werth nur für den,
r die Gegend schon kennt" (Vorrede S. XVIII). Wir an-
kennen die Knappheit der Darstellung, den Lakonismus,
: Kunst, in wenigen Strichen ein Charakterbild zu entwerfen,
rmissen aber in vielen Fällen die historische Treue, die Ge-
issenhaftigkeit der Forschung, welche die sicheren Resultate
r Wissenschaft verwerthet. Man findet bei Hase leider zu
t Wahrheit und Dichtung, statt der historischen Persönlichkeit
n Idealbild oder eine Karikatur: „John Knox († 1572), der
pischen Scheiterhaufen und Ruderbänken erstarkt (Anspielung
if eine Verurtheilung zum Galeerendienst), die Furcht wie die
reude des irdischen Daseins nicht kannte" (S. 396). Wie
enig dieses Bild mit der Wirklichkeit sich vereinigen läßt,
eiß jeder Kenner. Der furchtlose Knox blieb in England,
lange die Verfolgung der Reformirten in Schottland andauerte,
nd war auch später nur zu sehr auf seine persönliche Sicher-
eit bedacht. Daß der bejahrte Knox ein blutjunges Mädchen
eirathete, gab den Zeitgenossen Anstoß und beweist jedenfalls,
aß der Reformer die Freuden der Welt für sich selbst nicht
erschmähte, während er anderen, wie seiner jungen Königin
anz unschuldige Tänze mit ihren Gespielinen verwehren wollte.
Diese sauertöpfische Härte wird von Hase also beschönigt.
Die leichte Sitte des Hofes der liebreizenden Königin war
en ernsten Calvinisten ein Greuel, Knox trat ihr entgegen
vie die Propheten (?) den abgöttischen Königen, auch durch ihre
Thränen ungerührt". Zwischen Knox, der ein unschuldiges
Vergnügen als Götzendienst darstellt und nur einen Anlaß sucht,
eine katholische Königin zu reizen und zu verhöhnen, und einem
lttestamentlichen Propheten besteht auch nicht die geringste
lehnlichkeit. Wenn man gleich darnach liest: „Weniger noch
urch geheime Unternehmungen gegen die Reformation als durch
hre Leidenschaften weckte Maria den Bürgerkrieg", so muß
nan zweifeln, ob Hase diese schwere Frage wirklich studirt hat.
Noch bevor Maria den schottischen Boden betrat, war die
Königin Elisabeth zum Krieg entschlossen; weder die Heirath
nit Darnley, noch die mit Bothwell hat den Bürgerkrieg geweckt.

Die protestantische Partei wollte die katholische unterdrücken und setzte alle Hebel in Bewegung, um die katholische Königin vom Thron zu stoßen. Maria Stuart wird „als der katholischen Kirche innigfromm ergeben" geschildert, nur „ohne sittliche Grundlagen" (S. 396). Wie Hase innige Frömmigkeit mit Mangel an sittlichen Grundlagen vereinbaren kann, ist ein Räthsel. Selbst wenn die Leidenschaften Marias so ungezügelt gewesen wären, wie sie von den Gegnern dargestellt werden, könnten wir ihr die sittlichen Grundlagen nicht abstreiten oder ihre Läuterung in der Schule der Leiden, wie sie Schiller annimmt, ableugnen. Auf derselben Seite behauptet Hase: „Der Cardinal Beaton errichtete die Scheiterhaufen, bis ein Märtyrer aus den Flammen sein Ende verkündete" (1546). Die Nachricht ist nicht verbürgt und wenn der Märtyrer Wishart durch Brunston und andere in das Complott, Beaton zu tödten, eingeweiht war, erklärt sich diese Vorherverkündigung ganz von selbst (cf. Lang, History of Scotland).

Die Geschichte der Reformation in den außerdeutschen Ländern ist äußerst stiefmütterlich behandelt, die summarische Darstellung führt den Leser vielfach in die Irre. Die Forschungen eines Gardiner über die Stuartperiode blieben unberücksichtigt. Hase hat die traditionelle Darstellung nicht verlassen und tischt uns neben andern auch folgendes auf: „Auf die vermeinte Gesinnung des Königs bauend hatten die Katholiken in Irland ein allgemeines (!!) Blutbad unter den Protestanten angerichtet" (S. 397). Die Erhebung der Iren war nicht religiöser, sondern social-politischer Natur. Es ist hier nicht der Ort, auf die Lücken in der Darstellung hinzuweisen. Von einem Bündniß der politischen und religiösen Partei, von dem Conflikt zwischen Independenten und Prebyterianern betreffs der Annahme des Covenant — erfahren wir hier nichts.

Die Antithesen sind bei dem Jenaer Historiker weit seltener als bei anderen Meistern des Stiles, es finden sich jedoch Beispiele, in denen das Wohlgefallen an Gegensätzen zum Irrthum geführt hat. „John Fisher starb für die Freiheit der Kirche, der Kanzler Thomas Morus für eine Reformation nicht durch Königs- oder Volksgewalt mit seinem Ideal des künftigen Staates, darin alle gleichmäßig für das gemeinsame Bedürfniß

arbeitend Raum hätten zu einem glücklichen, der Natur gemäßen Leben." Sir Thomas Morus hat bekanntlich die geistreichen Ideen, die er in seiner Utopie vorträgt, nie ins Praktische übersetzt. Weit entfernt, einem religionslosen Staate das Wort zu reden, hat er sich als den gründlichsten Vertheidiger der katholischen Lehre gegen die Reformer bewährt. Wenn Hase die Biographie des Redemptoristen Bridgett ignorirte, so können wir ihm das allenfalls verzeihen, aber warum hat er nicht wenigstens den Artikel in Dictionary of National Biography zu Rathe gezogen? Nein, so thöricht war die katholische Kirche nicht, daß sie einen Mann, der ihr nicht angehörte, selig gesprochen hätte.

Der Kenner von Heinrich's VIII. Charakter wird lächeln, wenn er folgende Zeilen liest: „Aber die Katholiken erinnerten Heinrich VIII. an seine ruhmvolle Verteidigung des Glaubens, sein Gesetz von 1539 stellte Transsubstantiation, Cölibat, Todtenmesse, Ohrenbeicht unter den Schutz des Henkers" (l. c.). Unter den katholischen Rathgebern käme vor allem Gardiner in Betracht. Derselbe hat faktisch ganz andere Gründe gegen die Annahme des Protestantismus ins Feld geführt, und darauf hingewiesen, daß Heinrich nicht länger Herr im eigenen Hause wäre, wenn das Lutherthum in England eingeführt würde. Aus politischen Gründen, um seine Gegner im Schach zu halten, cokettirte Heinrich VIII. mit den Protestanten; alle Forscher geben zu, daß Heinrich alle katholischen Lehren, minus den Supremat des Papstes, zu erhalten suchte. Ueber Maria, die noch immer die Blutige genannt wird, liest man: „Mit erbarmungsloser Gewalt wurde England dem Papste zurückgegeben." Auch hier wird die Wahrheit auf den Kopf gestellt, die politischen Motive werden ganz außer Acht gelassen, es wird zwischen der ersten und zweiten Periode nicht unterschieden, nicht darauf aufmerksam gemacht, daß die Laien in der Verfolgung der Protestanten die Hauptrolle spielten. Die Verfolgten waren Rebellen oder irregeleitete, unwissende, halsstarrige Leute. — „Erst durch diese Blut- und Feuertaufe wurde das Evangelium eine Macht in England." Auch dieser Satz ist ungenau. Dank der Königin Elisabeth, die eine von ihrer Willkür ganz abhängige Staatskirche aufrichtete — ein Zwitterding zwischen Protestantismus

und Katholicismus — und Katholiken und eifrige Protestanten verfolgte, wurden der religiösen Gleichgiltigkeit und dem Libertinismus, der sich besonders in der Dichtung breit machte, Thür und Thor geöffnet. „Unter der langen, strengen und beglückten (?) Regierung (bis 1603) der jungfräulichen (?) Königin bei all ihrer Launenhaftigkeit wurde die Reformation gegen innere und äußere Gefahren mit Umsicht und Mäßigung begründet. Obwohl auch sie noch gegen englisch-römische Missionäre und Mörder Blutgerüste bedurfte." Daß Missionäre den Tod der Königin geplant oder sich als Helfershelfer verwenden ließen, ist zwar oft behauptet, nie bewiesen worden. (Cf. Hume, Treason and Plot, London 1901.) Die übrigen Irrthümer, die mit wunderbarem Geschick in den oben angeführten Satz zusammengedrängt worden, sind in den gelben Heften so oft widerlegt worden, daß wir den Leser hierauf verweisen können. Erich Marcks hat leider viele längst widerlegte Irrthümer in seiner Biographie Elisabeths wiederholt. — Ueber Don Carlos sollte nach Büdingers Forschungen kein Zweifel mehr bestehen. Nach Hume, Spain, its Greatness and Decay (Cambridge 1898) war Don Carlos ein Wahnsinniger, der den Tod seines Vaters plante und deshalb gefangen gesetzt werden mußte. Durch abwechselndes Fasten und übermäßiges Essen untergrub er seine Gesundheit und starb in Folge der Erschöpfung seiner Kräfte. Von seiner Annahme des Protestantismus weiß die Geschichte nichts. Hase ignorirt alle diese Resultate und schreibt: „Hat Philipp der Zukunft seines Reiches auch den eigenen Sohn geopfert, so hat Don Carlos doch das Evangelium der Freiheit in zu krankhafter Schwächlichkeit aufgenommen, um sein Märtyrer zu heißen" (S 401).

Hase ist wohl der einzige Geschichtschreiber, der den traurigen Muth besitzt, einen Napoleon Pius VII. gegenüber in Schutz zu nehmen. „Der Papst", sagt er, „schloß zu Fontainebleau (25. Januar 1813) ein Concordat ab (?), durch das die Einsetzung der Bischöfe der Willkür (?) des Papstes entzogen wurde." Präliminarien und Vorbesprechungen sind noch kein Vertrag und haben keine bindende Kraft. Es war so ganz gemäß dem perfiden Charakter Napoleons, diese Präliminarien, als wären sie ein Concordat, als Staatsgesetz zu veröffent-

ichen. Hase hat kein Wort des Tadels für dieses Gebahren, wohl aber nennt er die Weigerung des Papstes, die vom Kaiser ernannten Bischöfe zu bestätigen, bevor er seine Freiheit erlangt habe, einen Akt der Willkür. Hase müßte doch wissen, daß ein Papst mehr ist als ein protestantischer Bischof oder Superintendent, und sich nicht zum Jasager und gefügigen Werkzeug erniedrigen konnte. An dieser wie an so vielen anderen Stellen wird der Gegenstand, um den es sich handelt, gar nicht vorgeführt, um dem Leser blauen Dunst vormachen zu können.

Es ist interessant, wie Hase die von den protestantischen Landesfürsten niedergetretenen, von rationalistischen protestantischen Theologen verhöhnten Katholiken zu trösten sucht. „Gleichzeitig mit dem Verlust ihrer Güter entstand dem Klerus die volle Freiheit der Theilnahme an protestantischer Wissenschaft und ein mit Gleichgültigkeit versetztes Brudergefühl für protestantische Nachbarn" (S. 497). Gottesleugner und Rationalisten konnten den katholischen Theologen wenig bieten, sondern sie nur in den flachen abgeschmackten Rationalismus hineinziehen. Daß die Rücksichtslosigkeit, mit der die Protestanten ihr politisches Uebergewicht ausnützten, das Brudergefühl für protestantische Nachbarn gestärkt hätte, ist nicht wahrscheinlich. Der obige ist nichts weiter als eine Phrase, bei der der Verfasser nichts gedacht hat.

Was wir an Hase besonders tadeln, ist das Versteckenspielen mit einschränkenden Wörtchen und Sätzen, welche selbst kritische Leser verwirren können. „Aus den Schmerzen des unglücklichen Krieges von 1870 ist ein guter Theil des französischen Volkes in seiner Arbeitsamkeit und Ehrbarkeit innerlich gekräftigt hervorgegangen, und selbst die veräußerlichste abergläubigste Kirchlichkeit ist nur der Modeüberwurf einer auf das weibliche Geschlecht nur zu sehr beschränkten wirklichen Frömmigkeit" (S. 617). Wie aber gläubigste Kirchlichkeit, wohl eine Art Pharisäismus, sich mit wirklicher Frömmigkeit vereinbaren läßt, ist uns unbegreiflich. Das große Publikum wird aus dem Satz, wie er da liegt, eine Verurtheilung der auf das weibliche Geschlecht beschränkten Religion herauslesen. Für das kirchliche Vereinsleben hat Hase kein Verständniß. Dem Katholiken-Congreß zu Paris wird vorgeworfen, er verkünde

das Recht des katholischen Gewissens zur Insurrektion ge
alles, was ihm entgegensteht“ (S. 617).

Wem unsere Ausführungen nicht gezeigt haben, daß
die Eigenschaften eines wahren Historikers Genauigkeit, Den
keit, Objektivität und die Gabe des Anempfindens, das
Hineinversetzen in die Lage eines andern, abgehen, der
sich überhaupt nicht überzeugen. Wie schlimm muß es um
Unparteilichkeit der übrigen Pastoren stehen, wenn Hase
Muster der Unparteilichkeit gilt! Die beste Art diese He
zu widerlegen, ist, ihnen nicht zu folgen, der strengsten
parteilichkeit sich zu befleißigen, das wirklich Gute unter
Protestanten anzuerkennen.

LXXIX.

Die Entstehung der Volkswirthschaft.[1]

So betitelt sich Karl Bücher's, man kann sagen,
rühmt gewordenes Buch, das in der ersten Auflage berei
den Histor.-polit. Blättern (Bd. 122, 371 ff.) zur Bespre
gelangte, wegen der Erweiterungen und Verbesserungen, d
in der vorliegenden dritten Auflage erfuhr, neuerdings
kurzen Würdigung unterzogen werden soll.

Das Werk ist kein systematisches, das etwa nach
Hauptentwicklungsperioden der Volkswirthschaft eingetheilt
Ursprung und fortschreitenden Entwicklungsgang der V
wirthschaft zur Darstellung brächte. Bei dem dermaligen S
der prähistorischen Forschung, die soviel noch mit Conjek

1) Die Entstehung der Volkswirthschaft. Vorträg
Versuche von Dr. Karl Bücher, ord. Professor an der
versität Leipzig. Dritte vermehrte und verbesserte A
Tübingen. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.
gr. 8. S. XI u. 466. (Preis 6.60 M., geb. 7,85 M.)

d Combinationen zu arbeiten sich gezwungen sieht, wäre ein
artiger Versuch sicherlich noch verfrüht. Das Buch enthält
lmehr eine Sammlung von zehn selbständigen Aufsätzen und
rträgen, die Professor Bücher bei verschiedenen Gelegen-
ten veröffentlicht und gehalten hat, die auch keine strenge Fort-
hrung eines einheitlichen Grundgedankens bilden, sondern
Einzelnen einen Gedanken abschließend behandeln; daher be-
gnen wir auch bisweilen der Wiederaufnahme eines schon
rgelegten Gedankenganges.

Trotzdem es sich hier um kein systematisch aufgebautes
erk handelt, wird man, wie auch der Verfasser hervorhebt,
cht herausfinden, daß die einzelnen Kapitel innerlich nach
genstand und Methode miteinander zusammenhängen und
ander ergänzen. Sämmtliche Vorträge beherrscht nämlich
e einheitliche Auffassung vom gesetzmäßigen Verlaufe der
rthschaftsgeschichtlichen Entwicklung und eine gleichartige me-
dische Behandlung des Thatsachenmaterials.

Das Buch beginnt ganz selbstverständlich mit einer Be-
reibung des wirthschaftlichen Urzustandes (S. 1—16). Hier
cht Bücher mit den der klassischen Nationalökonomie so ge-
ufigen Schilderungen vollständig, indem er die induktive
ethode einschlägt. Das Bild, welches wir uns vom primi-
en Menschen machen, darf kein künstlich construirtes sein,
ne Robinsonade, wie sie in den Deduktionen der klassischen
hule so häufig vorkommen. Seine Züge müssen sämmtlich
r Wirklichkeit entnommen sein. Freilich können wir den
genannten Urmenschen nirgends mehr in der Wirklichkeit beob-
hten. So groß auch die Zahl der Naturvölker ist, welche
ch und nach in unseren Gesichtskreis getreten sind, auf der
tersten Stufe der Wildheit stand keines mehr von ihnen: alle
gten bereits Spuren der ersten Culturentwicklung und alle
nnten bereits den Gebrauch des Feuers.

Mit Recht wendet sich Bücher gegen Forscher wie den
kannten, nicht ganz tendenzfreien Sir John Lubbock, denen
ie Entwicklungstheorie zu Kopfe gestiegen war" (S. 6) und
darauf ausgingen, Bevölkerungen zu entdecken, die den „ur-
rünglichen" thierischen Zustand noch bis auf die Gegenwart

festgehalten hätten. Aber die sämmtlichen Versuche und die eigens construirten Theorien schlugen fehl und mußten gerade an dem vorhandenen Thatsachenmaterial scheitern: Es ist bisher noch kein Volksstamm „entdeckt“ worden, der nicht nachweisbar den Gebrauch des Feuers gekannt hätte. „Selbst die prähistorischen Höhlenfunde, die uns die Menschen der Eiszeit neben dem Bären, dem Auerochsen, dem Rennthier zeigen, weisen Spuren des Feuergebrauches auf. Das Feuer aber ist ein mächtiger Wecker der Cultur. Es erweitert den Nahrungsspielraum des Menschen, lehrt ihn die Spitzen der hölzernen Pfeile und Speere härten, den Einbaum aushöhlen, die wilden Thiere verscheuchen“ (S. 6).

Wenn wir jedoch auch dem Verfasser zugeben wollten, daß die Voraussetzung eines Urzustandes, in dem der Mensch mit keinen anderen Hilfsmitteln ausgerüstet, als das Thier, den Kampf ums Dasein aufzunehmen hat, zu den „nothwendigen Behelfen“ — d. h. zu den rein hypothetischen Annahmen — aller entwicklungsgeschichtlich vorgehenden Wissenschaften vom Menschen gehört, die nun einmal ab ovo beginnen will, so ist doch das Material, das wir bei den heutigen Naturvölkern gewinnen, kein solches, aus dem wir mit absoluter Sicherheit Rückschlüsse machen können auf den Urzustand, da die Naturvölker mit mehr Wahrscheinlichkeit als Degenerationen eines höher stehenden Culturniveaus zu betrachten sind.

Ebenso verfehlt aber sind auch die auf Seite der Socialisten so beliebten Construktionen einer communistischen Urgesellschaft, die aus einer collektiven Führung des Kampfes ums Dasein hervorgegangen sei (S. 9).

Bücher huldigt freilich selbst der Annahme eines thierartigen Zustandes, in dem das Moment der Arbeit, das eigentlich das menschliche Leben charakterisirt, vollständig vermißt wird. Der Mensch habe zweifellos unermeßliche Zeiträume existirt, ohne zu arbeiten. In solchen Perioden suche dann die Sage das Paradies, die Urheimat des Menschen. Ein weiterer thierähnlicher Zug finde sich noch bei manchen der uns bekannten Naturvölker. Von organisirten gesellschaftlichen Verbänden zeige sich bei den unserer Beobachtung zugänglichen niedrigst

stehenden Rassen keine Spur. In kleinen Gruppen, ähnlich den Rudeln der Thiere, schweifen sie, ihre Nahrung suchend, umher; bei diesem unstäten Dasein erlange der Körper das Höchstmaß von Behendigkeit, aber die technische Kunstfertigkeit entwickle sich nur außerordentlich langsam (S. 10).

Sehr schön hat K. Bücher den Begriff der Naturvölker entwickelt: dieser Name scheine ganz besonders passend, um die niederen Menschenrassen in wirthschaftlicher Hinsicht zu charakterisiren. Sie stehen der Natur näher als wir; sie sind von ihr abhängiger, empfinden die Naturgewalten unmittelbarer und erliegen ihnen leichter als wir. Ein besonderes Unterscheidungsmerkmal besteht aber darin, daß der Culturmensch Vorräthe anlegt und für die Erhaltung und Verschönerung seines Daseins eine Fülle von Hilfsmitteln zur Verfügung habe; ihm stehen bei Mißwachs die Ernten einer halben Welt vermöge unserer entwickelten Verkehrseinrichtungen zu Gebote; er zähmt die Naturkräfte und zwingt sie, für ihn zu wirken, unser Handel stellt die Arbeit von tausend anderen Menschen in den Dienst jedes Einzelnen unter uns. Dagegen legt der Naturmensch keine größeren Vorräthe an, eine Mißernte oder sonstiges Versagen seiner Nahrungsquellen trifft ihn mit ganzer Wucht, er kennt keine oder nur sehr wenige arbeitersparende Hilfsmittel, keine geregelte Consumtion, die auf einen vernünftigen schonenden Verbrauch der Güter Bedacht nimmt. Aber trotz dieser hochgradigen Unsicherheit des Daseins sieht der Naturmensch der Zukunft nicht mit Bangigkeit entgegen. Er ist ein Kind des Augenblicks, das keine Sorgen für den kommenden Tag quälen, dabei ist er von einem grenzenlosen Egoismus erfüllt (S. 49 f.).

Mit Freuden folgen wir den Gedankengängen Büchers, welche sich mit der Widerlegung einer eingewurzelten Hypothese beschäftigen: Man glaubte früher, daß die Kategorien der Jäger-, Fischer-, Hirten-, Ackerbauvölker ebensoviele Stufen der wirthschaftlichen Entwicklung seien, die jedes Volk bei seinem Aufsteigen zur Cultur durchlaufen müsse. In gar manchem Lehrbuch der Nationalökonomie wird diese Behauptung fortgeschleppt. Bücher weist nun schlagend nach, daß schon die lokalen Bedingungen für diesen Stufengang vielfach fehlten, und daß sich weit eher die Annahme rechtfertigen lasse, daß der

Mensch schon von pflanzlicher Nahrung sein Leben erhalten habe, bevor er zur Erfindung von Pfeil und Bogen und damit zur Jagd übergegangen sei. In Beziehung auf technische Kunstfertigkeit stehen noch jetzt manche Jäger- und Nomadenvölker weit über sogenannten Ackerbauvölkern. Der allergrößte Theil der Naturvölker, wie er im Verlauf der ethnologischen Forschung in den Gesichtskreis der Europäer trat, kannte und übte bereits den Ackerbau (S. 54), wenngleich derselbe von ganz eigener Art ist und oft des (uns unentbehrlich scheinenden) Pfluges entbehrt. Dagegen ist die Vermuthung, daß die Naturvölker frühzeitig darauf verfallen wären, Thiere zu zähmen und zu züchten zum Zwecke regelmäßiger Gewinnung von Fleischnahrung. Allein von einer eigentlichen Viehzucht kann bei den Völkern der Tropengegenden nur in sehr beschränktem Umfang die Rede sein (S. 60). Viele der uns bekannten Hausthiere, wie das Rind, sind zwar auch bei verschiedenen Naturvölkern im Gebrauch, werden aber nicht als Nahrungsmittel, ja nicht einmal als Zugthiere benützt. Der Naturmensch hat seine helle Freude an der Thierwelt, und nach der schönen Beschreibung Büchers gleicht ein Indianerdorf im Inneren Brasiliens einer großen Menagerie; in und bei den Hütten findet sich vom Papagei bis zum Adler und zur Eidechse alles, was da kreucht und fleucht; man kennt selbst die Kunst, das Gefieder lebender Vögel zu färben, aber keines dieser Thiere wird des Fleisches oder sonstigen wirthschaftlichen Nutzens wegen gezüchtet; selbst die Eier zahlreich gehaltener Hühner werden nicht gegessen (S. 61).

Was die Ordnung der wirthschaftlichen Thätigkeit anlangt, so begegnet uns überall die Funktionstheilung zwischen den beiden Geschlechtern. Nicht nur daß jedes Geschlecht einen bestimmten Theil der Nahrungsgewinnung besorgt; jedes besorgt auch die Zubereitung des so Gewonnenen für sich: die Frau alles, was mit Pflanzenstoffen zusammenhängt, der Mann die Herstellung der Waffen und Geräthe für Jagd, Fischfang und Viehzucht. Hiermit ist eine fundamentale Arbeitstheilung vollzogen (S. 65). Dagegen begegnet uns keine Ausbildung eigener Berufe, keines besonderen Handwerkerstandes. Jede Hauswirthschaft besorgt und verfertigt alles für sich Nöthige

und höchstens finden wir eine Arbeitsvereinigung mehrerer, wo die Kräfte des Einzelnen unzureichend sind.

Dagegen finden sich von Stamm zu Stamm besondere gewerbliche Thätigkeiten entwickelt Es liegt das in der verschiedenen Vertheilung der Naturgaben begründet. Wo sich guter Töpferthon in einem Stammgebiet findet, da werden die Frauen dieses Stammes leicht eine hervorragende Geschicklichkeit in der Töpferei erlangen. Es gibt also Stammesgewerbe (S. 69).

Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die Rolle, welche das Geld bei den Naturvölkern spielt. Bücher stellt den Satz als allgemein giltig auf: Geld ist für jeden Stamm diejenige Tauschwaare, die er nicht selbst hervorbringt, wohl aber von Stammfremden regelmäßig eintauscht. Sie wird ihm naturgemäß zum allgemeinen Tauschmittel, gegen das er seine eigenen Produkte hingibt, und zum Werthmaß, nach dem er den eigenen Besitz schätzt. Daher auch die von den Reisenden so häufig beobachtete Thatsache, daß in jedem Stamm, ja oft von Dorf zu Dorf ein anderes Geld üblich ist. Hingegen läßt sich kein Beispiel nachweisen, daß ein Naturvolk ohne europäischen Einfluß es zu einem Währungssystem gebracht hätte (S. 82).

Wie hat das Bekanntwerden mit europäischer Cultur und Wirthschaftsweise auf die Naturvölker gewirkt? Bücher nennt den Einfluß einen geradezu zersetzenden. Unsere Technik trug in das „Kindesdasein" des Naturmenschen die nervöse Unruhe unseres Erwerbslebens, die Jagd nach Gewinn und unsere scharfen zerstörenden Genüsse hinein. Unsere Werkzeuge nahmen ihnen zwar einen großen Theil der Arbeitslast ab, raubten aber dafür dem Körper die wohlthätig wirkende Spannung (S. 98). So viel von der Wirthschaft des Naturmenschen.

Von den zehn Kapiteln des Buches behandeln einige die Entstehung der Volkswirthschaft, die geschichtliche Entwicklung der gewerblichen Betriebssysteme, den Niedergang des Handwerkes, die Arbeitstheilung, Arbeitsgliederung und sociale Klassenbildung. Ein sehr spannendes Kapitel, das freilich mit dem Grundgedanken des Werkes in etwas lockerem Zusammenhang steht, behandelt die Anfänge des Zeitungswesens (S. 249 ff.),

eine Frage, auf die wir uns kaum mehr besinnen. Diese Frage wird auch sehr verschieden beantwortet, je nachdem, was der Einzelne unter einer Zeitung versteht. Das Wesentliche dürfte mit Bücher darin zu erblicken sein, daß die Zeitung ein Mittel der Nachrichten**publikation** ist, während Brief und Cirkular ein Mittel **privater** Nachrichtenmittheilung ist. Daß die Zeitung regelmäßig erscheint, was wir heute als etwas Selbstverständliches vorauszusetzen gewohnt sind, ist nicht von Belang. Cäsar gilt als der Begründer der ersten zeitungsähnlichen Einrichtung. Einen eigentlichen Journalismus hat es freilich bei den Römern nicht gegeben, und wenn Mommsen von einem „römischen Intelligenzblatt“ spricht, so ist das eine schiefe Modernisirung. Cäsar ließ nämlich die Versammlungen des Senates und die Volksversammlungen, sowie andere wichtige Vorgänge publiciren (S. 254 ff.) Diese Veröffentlichung geschah auf einer mit Gyps überstrichenen weißen Tafel, die öffentlich aufgestellt war, die also für die Bewohner der Hauptstadt das bedeutete, was wir heute ein Plakat nennen.

Von weiteren Einzelheiten müssen wir hier absehen; auch wer mit dem Verfasser besonders in der Beurtheilung der prähistorischen Zustände nicht harmonirt, wird für die Bereicherung des Wissens, die jeder aus der Lektüre des an Thatsachenmaterial so reichen Buches schöpft, dem Verfasser zu großem Danke verpflichtet sein.

Dr. Franz **Walter**.

LXXX.

Braun und Hogenbergs Städtebuch.

Zu den kostbarsten Werken des Kölner Buchdrucks und Kunsthandels des 16. Jahrhunderts gehört das Theatrum urbium von Braun und Hogenberg. Diese zu ihrer Zeit hochbedeutsame Erscheinung ist viel weniger bekannt als die weit verbreiteten Merianischen Typographien, und es dürfte daher an dieser Stelle nicht ohne Interesse sein, darüber zu referiren.

Es sind nicht allein die Städte-Ansichten, welche unser volles Interesse einnehmen, sondern auch die ganze typographische Ausstattung, die verschiedenen Texte, Vorreden, Titelbilder und der ganze schwerfällige Apparat, welcher damals nöthig war, das Werk einzuführen und beim Publikum zu empfehlen. Die 6 Bände haben ein handliches Folioformat und erschienen in den Jahren 1572—1618, also in einem Zeitraum von 46 Jahren. Die Bände I—IV und VI enthalten je 58 bis 59 doppelseitige Kupfer, Band V jedoch deren 69; der begleitende Text steht auf den Außenseiten der Bogen; ist die Stadt bedeutend, so nimmt deren Zeichnung die ganze Platte ein, andernfalls finden sich dann 2—4 Ansichten auf einem Bogen. Betrachten wir zunächst die allegorischen Titelkupfer; in ihnen zeigt sich die Richtung der Zeit, der Hang nach einer oft sehr gesuchten Allegorie, geradeso wie in den abgeschmackten Eloquenzen und Carmina, die regelmäßig dem Titel folgen.

Band I schmückt eine römische Ara mit der Schrift: Civitates orbis terrarum, darauf sitzend die Architectura mit Zirkel und Richtscheit und der Unterschrift: ornament. orb. Terr. Zwei frei stehende Pfeiler tragen Kugeln mit der Schrift: Posteritati Consultum, davor zwei Statuen, rechts Kain mit einem großen Kinnbacken als Waffe, dahinter eine brennende Strohgarbe, und die Schrift opitor(um) auctor; links eine weibliche

Kriegerfigur (Pallas) mit Schild und Lanze „Arcium inventrix". Auf dem Sockel der erste Häuserbau „Architect. rudim"(enta), rechts die Höhlenbewohner „Domicil.(iorum) Tyrocin(ium), in der Mitte die Darstellung der Sindfluth (?) consociat. humani Gen.(eris) Origo.

Der zweite Band führt den Titel: „De praecipuis totius universi urbibus Liber secundus". Oben auf einem von zwei Löwen gezogenen Wagen die Cybele mit Tamburin und Aehren, auf dem Sockel steht „Cybele sive vesta". Zu beiden Seiten die religio mit Kreuz und aufgeschlagenem Buch, worauf eine weiße Taube sitzt. Die Politia in der Rechten Rolle, Buch und Schlüssel, in der Linken eine Ruthe mit sproßenden Keimen.

Unter der Schriftcartouche ist en medaillon dargestellt ein von einem Joch Ochsen gezogener Pflug, von einem Alten gelenkt, mit der Umschrift: „Urbis condendae sive coloniae ducendae ritus". links sitzen die Penaten mit goldenen Aepfeln vor einer großen Amphore, rechts die Laren in Thierfellen und laubbekränzt.

Das Titelblatt zu Band III. bildet wieder eine reiche Composition. Unter einem Bogen steht die Justitia mit der Wage, oben sitzen die Gestalten der pax mit der Taube und dem Merkurstab, dann die concordia einen Kranz von Herzen haltend. Zu den Füßen der Justitia sitzen die opulentia mit Füllhorn und die securitas mit überkreuzten Armen in sinniger Haltung. Unten sieht man die comunitas mit Schaufel und die obedientia mit vier zu einem Rechteck zusammengebundenen Stäben. Zu unterst vor einem geöffneten Thor, wodurch man den Thurmbau zu Babel erblickt, sitzen zwei nackte Männer, die eben im Begriff sind, Festons zur Schmückung der Pforte aufzuhängen.

Auf dem Titelblatt des IV. Bandes ist wieder eine Ara dargestellt, worauf die honor mit Palmzweig und Lorbeerkranz ruht und sich gegen die in einer Glorie herabfliegende Taube neigt. Zu den Seiten die constantia mit Säule und die dignitas mit Scepter und Krone. Unten eine Gruppe weiblicher Gestalten, eine Art Areopag bildend: pax, justitia, diligentia, sapientia mit ihren Attributen.

Die fortschreitende Zeit und damit auch den Verfall der Kunst im 17. Jahrhundert ersieht man schon aus der Composition zum V. Band. In der Mitte sind die vier Welttheile personifizirt, dazwischen sieht man in eine Landschaft mit dem Bau einer Burg. Oben umarmen sich Justitia und Pax, zu den Seiten rechts als Statuen das siegreiche Christenthum als Ritter St. Georg und das fallende Heidenthum, eine Kriegerfigur mit Schild und schwingendem Schwert, dem die Füße abgehauen sind. Unten eine Versammlung von Herren in den Kostümen verschiedener Länder.

Der Titel zum sechsten und letzten Band lautet: „Theatri praecipuorum totius mundi urbium Liber Sextus Anno 1618". Der Charakter dieses Blattes ist wesentlich verschieden von den früheren Titeln. Die Composition ist mehr malerisch behandelt; in der Mitte ist der Bau eines Forts dargestellt mit der Bezeichnung „Modus hodiernus extruendarum Munitionum", unten einerseits der friedliche Landbau, Schiffahrt und Handel, andererseits der Krieg (Belagerung), zu den Seiten der Mittelcartouche erblickt man einerseits den deutschen Kaiser, anderseits den König von Ungarn mit Gefolge, oben das Praemium bonis mit Füllhorn, Scepter, Krone und Ketten tragend; dann die Poena malis mit den Fasces, Ruthe und Ketten haltend, auf der Cartouche sitzend die religio und justitia mit ihren Attributen. Unten zwischen den beiden Vignetten steht: ‚nulla salus bello pacem te poscimus omnes."

Die Erklärung dieser Titelblätter, mit welchen wir uns nicht länger aufhalten wollen, ist theilweise in den Vorreden Brauns gegeben.

Georg Braun, der gelehrte Herausgeber des Werkes, war Dechant von S. Maria ad gradus in Köln und starb im 81. Lebensjahre am 10. März 1622; er war der Bruder des ausgezeichneten Malers und Kupferstechers August Braun, welcher ihm auch eines seiner Gemälde, einen ecce homo, gestochen von Isselburg, gewidmet hat. Harzheim in seiner Biblioth. Coloniensis (S. 89) theilt Lebensnachrichten und auch seine Grabschrift mit, die sich in der Kirche S. Maria ad gradus befand.

In den Vorreden seines Werkes rühmt Braun wiederholt seine Mitarbeiter die Zeichner und Kupferstecher Simon Novel-

lanus und Franz Hogenberg, dann hatte er sich der Unterstützung des zu seiner Zeit berühmtesten Geographen Abraham Ortelius zu erfreuen, dessen Karten zu dem Thesaurus orbis terrarum ebenfalls von Hogenberg gestochen wurden. Außerdem nennt er die Kaufleute Georg Hufnagel und Cornelius Chaymox, welche hauptsächlich die spanischen Städte mittheilten, ebenso hat der Bürgermeister der Stadt Köln, Konstantin von Lieskirchen, viele ausländische Städte aus Asien und Afrika verschrieben, und die Herren Bischöfe Gerhard von Großbeck und dessen Suffragan Georg Silvio von Lüttich viele nach der Natur gezeichnete Städte aus Belgien beigesteuert.

Der erste Band des Werkes erschien im Jahre 1572 zu Köln und ist dem Kaiser Maximilian II. und den sieben Kurfürsten gewidmet, die Widmung ist unterzeichnet von G. Braun, S. Novellanus und Fuhrgenberg. Dann folgt die Praefatio von Braun und ein langes Carmen von dem geheimen Sekretär der Stadt Antwerpen, Alexander Grapheus. Am Schlusse steht der Tenor Privilegii und: „Auctorem aere et impensis impressum absolutumque est hoc opus Coloniae Agrippinae, Typis Theodori Graminaei Calend. Augusti 1572.“

Eine zweite Auflage dieses ersten Bandes erschien im Jahre 1593; hier steht zunächst auf der Rückseite des Titels das Privileg Kaiser Max' II., gegeben zu Regensburg am 24. Aug. 1576, eine Dedikation an Rudolph II. und die sieben Kurfürsten, dann folgen die Carmina des Alexander Grapheus in Form eines Colloquiums zwischen Thaumastes und Panoptes, und die Praefatio von 1572, ferner eine Lobrede des Melchior Hittorp, Canonicus aus Köln. Am Schlusse ist ein weiteres Privilegium des Königs Philipp von Spanien abgedruckt, gegeben zu Bruchsal 22. November 1574 und ausgestellt von Dr. Sebastian Bär aus Delft, Pleban und Canonicus der Kirche zur hl. Maria zu Antwerpen. Dann folgt der Abschied von dem Leser von Georg Braun, unterzeichnet: ex Musaeolo nostro Agrippinensi 1575. — Index mit Erklärungen. Schluß: „Coloniae prostant apud auctores et Antwerpiae apud Philippum Gallaeum“; dann kommt noch ein Citat aus Boetius Lib. II und schließlich nennt sich noch der Drucker Gottfried Kempen, welcher das Buch von neuem gedruckt und im Dezember 1593 vollendet hat.

Der II. Band erschien 1575. Hier sind zunächst wieder abgedruckt die beiden Privilegien Maximilians II. und König Philipps, dann folgt die Widmung an Kaiser Max und die Kurfürsten und eine Ansprache an den Leser von Braun. Weiter stehen dann eine Reihe poetischer Widmungen von Freunden des Herausgebers, und zwar des Dr. Remagens aus Limburg, Canonicus bei St. Paul zu Lüttich, dann des Stephan Brölman zu Köln, und des Adam Wachendorf, datirt aus London am 6. August 1575. Am Schluß der Index ohne Druckangabe.

Der dritte Band ist dem Erzbischof von Köln Gebhard gewidmet. Die mir vorliegende 2. Auflage erschien 1593 und ist gedruckt von Bertram Buchholz zu Köln. Die Vorrede Braun's ist ebenfalls von 1593 datirt. Poetische Widmungen dazu lieferten Johann Matalius Metel und Andreas Papius, ferner Dominicus Lampsonius aus Brügge, Hugo Favolius, Hermann Ortenberg aus Niemwegen. Die Erklärung des Titels lieferte Caspar Trogus aus Narbonne (Decumas). Abgedruckt ist wieder das Privileg Maximilians II. von 1576. Am Schlusse des Buches steht: „Coloniae Ubiorum excudebat Bertramus Buchholtz sumptibus auctorum. Anno reparatae salutis humanae 1593 prostant apud auctores et Antwerpiae apud Philippum Gallaeum."

Der vierte, ebenfalls bei Buchholz 1594 gedruckte Band ist dem Pfalzgrafen und Herzog zu Bayern, Wilhelm, gewidmet. Auf der Rückseite des Titels steht die Erklärung des Kupfers von F. Modius aus Brügge; es folgen dann die beiden Privilegien, eine kurze Ansprache an den Leser, Distichen von Johann Politius und Jan Meller, genannt zum Palmenwald. Am Schlusse des Registers nennt sich der Drucker Bertram Buchholtz 1594.

Der fünfte Band ist dem Cardinal Albert von Oesterreich, Statthalter der Niederlande, gewidmet. Er enthält Carmina von Wilhelm Salzmann in Köln, ein Acrostichon und Index, Drucker oder Verlagsadresse fehlt.

Der sechste Band ist in Gemeinschaft mit dem Typographen Anton Hierat von Abraham Hogenberg herausgegeben worden, welche die Widmung an den König von Böhmen, Ferdinand, am 20. September 1617 unterzeichnet haben. Am Schlusse ist ein Generalregister über sämmtliche Bände.

Fast gleichzeitig erschien auch eine deutsche Ausgabe, welche den Titel führt: „Beschreibung und Contrafactur der vornembsten Städt der Welt", 1574 ff. Die Dedikation des ersten Bandes an Kaiser Maximilian II. schließt: „Haben Georgius Braun, Simon Novellanus und Franciscus Hohenberg diese History beschrieben und die vornembste Städt der Welt auff das fleißigst nach ihrem lebendigen Läger abgerißen." Auf dem Schlußblatte liest man: Gedruckt in der loblicher freier Reichsstatt Cöln durch Heinrich von Ach, 1574. Die späteren Bände sind zumeist von Gottfried von Kempen gedruckt.

Die französische Ausgabe hat die lateinischen Titel beibehalten; im ersten Bande ist die französische Vorrede Braun's ohne Jahresangabe, das Privilegium König Philipps von Spanien ist aus Brüssel vom 22. November 1574 datirt.

Gleichzeitig erschien auch eine holländische Ausgabe, zu Antwerpen gedruckt, wofür Wenzel Hollar in den späteren Auflagen noch einige Stiche lieferte, z. B. Heidelberg.

Wir müssen jetzt noch von den Künstlern reden, welche die Tafeln gezeichnet und gestochen haben. Am auffälligsten tritt hervor Georg Hoefnagel (Hufnagel) aus Antwerpen, welcher aber von Braun als Mercator bezeichnet wird. In der That war er gleichzeitig auch Juwelen- und Kunsthändler, welches Gewerbe sein Vater trieb. Er machte viele Reisen durch Deutschland, Italien und Spanien, wo er viele Städte und Festungen aufnahm. Sein Reisebegleiter in Italien war unter anderen auch Abraham Ortelius, mit welchem er sich öfter in ganzer Figur auf den Blättern des Städtebuchs als Staffage abgebildet hat; so z. B. bei Gaeta, dann am See Agnano bei Puzzuoli, wo sie den Erstickungsversuch mit Hunden machen. Auf vielen Blättern hat er seinen Namen beigefügt, auch auf dem merkwürdigen Stein bei Poitiers[1]) hat er seinen Namen im Jahre 1561 eingeschrieben, nebst vielen seiner Zeitgenoßen, worunter auch Braun, Ortelius, Hogenberg, Quad, Merkator, J. Sadeler, Galläus, H. Goltzius u. s. w.

Hufnagel war ein berühmter Miniaturmaler, er lieferte z. B. für Kaiser Rudolph ein naturhistorisches Prachtwerk, welches leider nicht mehr intakt erhalten ist; eine große Zahl

---

1) Band V Tafel 18.

Blätter besaß einst R. Weigel in Leipzig. Später lebte der Meister in Wien, wo er im Jahre 1600 starb. Sein Sohn Jakob war ebenfalls Zeichner und Radierer und führte nach des Vaters Tod verschiedene Blätter zu dem Städtebuch aus.

Franz Hogenberg stammte aus Mecheln und hielt sich ums Jahr 1550 in England auf; bald darauf finden wir ihn in Köln, wo er ein eigenes Haus besaß. Er war ein eifriger Protestant und wurde wegen der in seinem Hause gehaltenen geheimen Versammlungen öfter polizeilich gemaßregelt. Außer den zahlreichen Stichen im Städtebuch, wo er bis zum vierten Band als Mitherausgeber stets genannt ist, fertigte er viele Kupferstiche, welche Merlo aufzählt. Für ihn tritt dann später sein Sohn Abraham ein, welcher übrigens schon für den ersten Band den Plan von Straßburg gestochen hat. Franz starb schon 1590, Abraham lebte noch 1653.

Simon Novellanus, eigentlich Neufelt oder Neuvel, wird ebenfalls als Mitarbeiter beim Städtebuch schon im ersten Bande genannt. Er war Zeichner und Kupferstecher, und hatte „eine lustige, freie, kluge und verständige Hand“, wie sich Mathias Quad ausdrückt; er fertigte unter anderem auch einen großen Plan von Köln, für welchen er vom Rath am 11. Mai 1588 100 Reichsthaler ausbezahlt erhält. Nach dieser Zeit hört man nichts mehr von ihm.

Von sonstigen namhaften Künstlern werden genannt: Peter Breughel, welcher eine Ansicht von Messina beisteuerte, und Alexander Colins, Bildhauer und Architekt, welcher durch seine Thätigkeit beim Bau des Heidelberger Schlosses und die Fertigung des Grabmals Maximilians I. in Innsbruck sich einen Namen gemacht hat.

Auf den näheren Inhalt des hochinteressanten Werkes soll hier nicht weiter eingegangen werden, er ist Jedem bekannt, der sich für alte Topographie interessirt. Bemerkt sei noch, daß die Tafeln für die successiven neuen Auflagen Veränderungen erlitten; so wurden z. B. bei Köln die älteren Trachtenfiguren ausgeschliffen und durch drei neue ersetzt. Die Beifügung von Trachten der betreffenden Städte nehmen unser besonderes Interesse in Anspruch, diese Trachten sind vielfach den damals in Mode kommenden Trachtenbüchern entnommen, z. B. dem Weigel'schen Trachtenbuch, dem Bruyn'schen und

anderen. Den Ditmarsen ist eine ganze Platte gewidmet, worauf 24 Trachten in drei Reihen, Biscaya hat 13, Danzig 11, Grodno eine Zusammenkunft zwischen russischen und polnischen Fürsten, Nürnberg 22 Kostümbilder u. dgl. Auch historische Ereignisse, z. B. der Brand des Senatorenpalastes in Venedig ist 1578 von Hufnagel gezeichnet, ferner Belagerungen, Einzüge, z. B. bei Krakau; dann finden sich auch vielfach Volksgebräuche, gewerbliche Verrichtungen u. dgl., welche für die betreffende Gegend charakteristisch sind, als Staffage angebracht. Schauerlich ist die Darstellung einer Hinrichtung durch Pfählen im sechsten Band.

Bei höchst wichtigen Städten z. B. Rom und Jerusalem sind mehrere Tafeln gegeben, welche die beiden Städte in Alterthum und in neuerer Zeit darstellen. Bei Jerusalem ist die ganze Passionsgeschichte verwerthet und alle heiligen Orte angegeben.

Merkwürdige Gebäude in den einzelnen Städten, Paläste, Kirchen u. dergl. sind vielfach in größerem Maßstabe beigefügt oder auch auf besonderen Tafeln gezeichnet. Gewöhnlich sind denn auch Erklärungen auf der Tafel selbst beigefügt. Von Interesse ist das, was über das Straßburger Münster gesagt ist, wo es heißt: die Junckherrn von Prag hätten den Thurm vollendet.

Für die Geschichte der Befestigungskunst bilden die verschiedenen Bände eine wahre Fundgrube von allen möglichen Details, denn gerade das 16. Jahrhundert war die Zeit, wo fast jede Stadt ihre Mauern nach dem neuen System umändern und erweitern läßt. Der Bau der großen Bollwerke und Basteien beginnt, die italienische Manier gelangt allgemein zur Anwendung.

Wenn wir es versucht haben, das hochbedeutsame Werk auch einmal als Leistung der Kunst und Buchdrucks zu betrachten und uns mit seinen Herausgebern, Künstlern und Verlegern etwas näher zu beschäftigen, so glauben wir damit einen nicht unwillkommenen Beitrag zum Verständniß und zur Würdigung des Werkes geliefert zu haben; denn gewöhnlich wird dasselbe nur als Bilderbuch angesehen und viele Exemplare hat man zerschnitten, um die Tafeln einzeln in Sammlungen einreihen zu können. Max Bach.

Berichtigung.

In dem Artikel „Zur Reformationsgeschichte Aachens“ ist Seite 724, Z. 7 von oben anstatt: „Eine derartige That“ zu lesen „Eine derartige Strafe für eine That.“

LXXXI.

Katholische Landschaftsdichtung.

3. Karl Domanig.

Wir müssen wieder einmal für einen deutschen Poeten eine Lanze brechen. Er hat sich freilich schon selber gegen den Unglimpf, der ihm widerfahren, gewehrt,[1] doch sein ô wê, ô wâfen ist fast wirkungslos verhallt. Niemand nahm es auf, um es weiter zu tragen, und es war doch der Nothschrei eines im Lebensnerv Getroffenen; es handelte sich um Sein und Nichtsein, es handelte sich um die Existenzberechtigung im heiligen Tempel der Kunst. Das Streitobjekt war Karl Domanig's Roman „Die Fremden" (Ein Kulturbild. 2. Aufl. mit Zeichnungen von Albert Stolz. Stuttgart, Jos. Roth, 1900. 270 S.) und der geharnischte Gegner natürlich — Veremundus.

In seiner zweiten Broschüre, „Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken", bedurfte Dr. Muth einer möglichst neuen Prosadichtung, um an ihr seine Ansicht über die Tendenz in der Kunst und damit die Inferiorität der Katholiken vorzuführen. Aber wehe dem Armen, den das Schicksal bestimmt, in einer Anklageschrift als Exempel zu figuriren; er kann nie und nimmer auf ein sachliches Urtheil rechnen. Hören wir zunächst ein allgemeines Wort. „Ein Werk, dessen Tendenz in dem künstlerischen Organis-

---

1) Dichterstimmen. XIII. Jahrg. S. 347 f.

mus nicht aufgeht, sondern in Reflexionen und Reden überwuchert, ist ein Tendenzwerk. Als solches hat es keinen Anspruch auf das Prädikat: reinkünstlerisch. Denn eine Dichtung, obwohl wie alle Kunst im Dienste des höchsten Gedankens stehend, kennt zunächst keine andere Aufgabe, als das Schöne vorzuführen. Wer etwa den Zweck einer Dichtung darin sieht, seine lückenhaften Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten zu vervollständigen, huldigt einer weitverbreiteten Philistermeinung, die etwa einen Roman nur in dem Grade schätzt, als man daraus lernen kann. Ein Roman, der sich daher Lehrzwecke setzt, der seine Aufgabe darin erblickt, zu erörtern, zu beweisen und zu bessern, indem er sich an den Verstand wendet, hat auf rein künstlerische, ästhetische Würdigung keinen Anspruch. Trotzdem wird jedes Kunstwerk lehrreich sein, denn wir schöpfen aus ihm praktische Lebensweisheit und Lebenskunst im Anblick des Schönen, Großen, Guten und Zweckmäßigen" (S. 54).

Diese Erörterung unterschreiben wir Wort für Wort und sind dem hochsinnigen, nur leider nicht immer hochherzigen Anwalt der Kunst aus ganzer Seele dafür dankbar, wenn er, die Berechtigung des Tendenzwerkes als solchen keineswegs bestreitend, von neuem wieder in Erinnerung bringt, was der vielgeschmähte „Literarische Handweiser" in seinem ersten Jahrzehnt unzähligemal gegen Bolanden und Hahn-Hahn aufgeworfen, nämlich daß es zwar gut sei, aus der Noth eine Tugend zu machen, daß aber ein Verhalten in den Tagen des Kriegszustandes keine Tradition für folgende Friedenszeiten begründen könne. In Culturkämpfen jeglichen Datums stehen die ausgesprochenen Zwecke mit Recht hoch im Kurs, primum vivere! Aber wenn das Kriegsbeil wieder eingegraben, soll sich der Mensch auf das Wesen der wahren Kunst zurückbesinnen, das, wie männiglich seit Adams Zeiten gewußt hat, „in der sinnlich schönen und wahren Wiedergabe eines mit geistigem Wohlgefallen innerlich erschauten, d. h. übersinnlichen Ideals" (S. 57)

besteht. Man sollte meinen, wenn die Begriffsbestimmungen feststehen, könnte ihre Anwendung auf den gegebenen Fall nicht schwer sein. Man sollte meinen, ja; aber leider stehen hier die Theilbegriffe innerhalb der Definition selbst nichts weniger als fest, da der sie umschreibende Faktor kein anderer ist als der liebe, wetterwendische Geschmack. Daher war es möglich, daß Veremundus über „Die Fremden" ein so vernichtendes Urtheil sprechen konnte, dessen kurzer Inhalt ist: Domanig's Culturbild, ein Tendenzroman im eigentlichsten Sinne, darf weder auf dichterischen noch irgendwie künstlerischen Werth Anspruch machen. Ehe wir dieser Ansicht die unsrige entgegensetzen, erlauben wir uns, die beiden Wörtlein „überwuchern" und „reinkünstlerisch" in Muth's Auslassung über Absichtskunst zu unterstreichen und zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht gerade ein Zeichen großer Denktüchtigkeit ist, in dem ersten Vordersatze Superlative, in dem andern aber reine Positive aufzustellen, ohne die Consequenz in restriktiver Form zu geben. Der Schluß kann nur sophistisch sein; hier ist er sophistisch. Wo die Tendenz, die äußere Absicht überwuchert, haben wir keine reine Kunst mehr. Keine Kunst überhaupt? Und gar, wo die Tendenz, wir wollen nicht einmal sagen, mit der inneren Idee des Werkes zusammenfällt, sondern nur mehr oder weniger sie umschlingt? minime! Ist etwa Jeremias Gotthelf kein Künstler, weil seine Absichten so greifbar sind? Dr. Muth hat zu viel bewiesen. Sein Gebrauch von Superlativen weist auf eine unendliche Stufenleiter innerhalb der Kunstsphäre hin; eine scharfe Grenze ohne weiteres gibt es nicht. Ein Nur-Tendenzstück, dem wir jede Kunst absprechen müssen, ist z. B. der in den Zeiten des socialistischen Zukunftstraumes vielgelesene „Rückblick vom Jahre 2000" Bellamy's. Aber welch ein Unterschied zwischen ihm und den „Fremden"! Ganz gewiß, Domanig's Schöpfung leidet unter der Absicht ihrer Entstehung, aber „trägt die Signatur der Schönheit an der

Stirne" und ist für immer in die Kategorie Kunstwerk eingereiht, weil ihr Verfasser nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Künstler ist; das wollen wir beweisen. Das Mehr oder Weniger Lob und Tadel ist Geschmackssache.

Zuvor müssen wir jedoch auf einen Umstand hindeuten, der uns einen Schlüssel gibt zur psychologischen Würdigung der Muth'schen Kunstanschauung. Kuno Fischer weist im ersten Bande seiner „Schiller-Schriften" („Schillers Jugend und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen," Heidelberg, Karl Winter) mit bekanntem feinen Verständniß für die „psychischen Grundmotive" einer Geistesentwicklung darauf hin, daß unter gewissen Bedingungen einer Zeitcultur „der nächste und interessanteste Gegenstand für den Menschen er selbst, sein persönliches Innenleben, seine Gemüthserlebnisse und Stimmungen" sei. „Der poetische Gestaltungsdrang", so entwickelt der Heidelberger Professor weiter, „greift dann in das eigene Seelenleben und sucht darzustellen, was dieses leidenschaftlich bewegt. *Welche Form sich diese Dichtung auch gibt, sie wird einen lyrischen Grundcharakter haben*" (S. 19 f.) Was hier auf die Sturm- und Drangperiode vor der Goethe-Schiller'schen Blüthezeit Anwendung fand, gilt auch ad amussim von der Dichtungsstufe, welche sich selbst mit dem zwanzigsten Jahrhundert zu stempeln pflegt, denn sie gleicht in ihrer Gährung nach Ben Akiba's abgegriffenem Sätzlein der unter dem Zeichen der „neuen Heloise" stehenden Epoche, wie ein Ei dem andern. Der Rousseau, der *uns* ein neues Ideal gezeigt, heißt Nietzsche, Nietzsche der Gefühlsphilosoph und der — Lyriker.[1])

---

1) Mit den Culturbedürfnissen wandelt sich die Kunstanschauung. Ein neues Ideal! Mein Gott, worin hat man im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht alles auf dem Wege zur Zauberformel des l'art pour l'art das Wesen der beglückenden Himmelstochter erblickt, von den Tagen des Pathos durch die stufenweise realistische Schulung bis zum rücksichtslosen Naturalismus und der „Gefüh

Fischer hätte hinzufügen können, daß diese Art Lyrik
it einer höchsten Steigerung der Aktivität im innersten
eben der künstlerischen Gestalten und ihrer Umwelt stets
and in Hand geht, ja sogar dieselbe bedingt. Beide aber,
n modernen Kunstbegriff stärker zur Geltung gekommen
enn je, sind, so wie sie sich geben, Ausflüsse der großen
rankheit unserer Zeit, der Nervosität, die dem Schönheits-
eal des fin de siècle einen geschichtlichen Charakter auf-
eprägt hat. Handlung über Handlung, eine entsetzliche
ast der Geschehnisse und der Seelenvorgänge, diese tolle
agd magischer Bilder! sie bringen unser Herz ins Klopfen
nd blenden das Auge, so daß weder Gemüth noch Ver-
and zur Vollreife eines wahrhaft künstlerischen Genießens
elangen können. Von diesem Hutten'schen Geist, der durch
lles neuzeitliche Schriftthum weht, von dieser Nur-Lyrik
n Kampf um den Besitz seiner selbst und seiner über-
inerten Stimmung, von dieser Sucht auf der Jagd
ach vorüberhastenden Empfindungen und Bildern, von
ieser großen Seuche unserer Kunst, der mit der Ruhe
ie Klarheit des Schauens und die Wahrheit der Epik
erloren gegangen, ist auch Muth's Kunstforderung an-
ekränkelt. Darum versteht er sie nicht mehr, die hohe
infachheit und die ergreifende Schlichtheit, die stete Ent-
ricklung und die stille Handlung, das getragene Sich-
ussonnen des Gemüthes und den plauderhaft-altväterlichen
Ton, die bescheidene Seelenruhe in Erfindung und Form,

schwielenlyrik", vom Kosmopolitismus durch die revolutionären Ideen bis zum unabweislichen Rückschlag auf den verschwommenen Liberalismus, von der Renaissance eines frivolen Heidenthums durch den crassen Unglauben zum tollsten Mysticismus, je nachdem das Rein-sinnliche, die Moral, das nationale Element, die Naturerfassung, die Persönlichkeit, die Psychologie, der Gedanke, der Stimmungsgehalt und wer weiß, was alles noch, von den Culturumständen als Hauptmoment der Definition gebieterisch verlangt wurde.

wie er es hätte bei Fontane schon finden können, der seine Charaktere durch ihre Reden kennzeichnet, freilich mit genialerem Blicke als Domanig, in dessen Dichtung nicht so sehr die Figuren selbst, als ihre ganze Zeit und Umgebung im Sprechen der handelnden Personen signalisirt sind. Aber greifen wir nicht vor, und untersuchen wir einmal aus dem strittigen Gegenstande selbst, ob wir einem Kunstwerk gegenüberstehen.

Die Seele des Kunstwerkes ist die Idee; um einen Gedanken, wenn man will, um ein Problem — um ein Herzensproblem — muß sich die Handlung drehen, muß aus ihm herauswachsen, wie die Blume aus dem Keime, wenn das bloße Ereigniß aus der crassen Natur in den Bereich der Kunst erhoben werden soll. Je bedeutender nun die künstlerische Idee ist, d. h. je mehr sie vom Herzen zum Herzen greift, auf je mehr Menschen sie, weil einem immer größeren Anschauungskreis entnommen, zurückzuwirken im Stande ist, und zwar mit je unwiderstehlicherer Kraft sie das thut, zu desto größerer Hoffnung berechtigt ihre Behandlung. Das ist ein ganz simples Raisonnement. Da fragen wir jetzt: gibt es eine menschlichere, umfassendere und gewaltigere Triebfeder inneren Lebens und äußerer Kämpfe, als die Liebe zur Heimat? Gibt es einen ergiebigeren und interessanteren Seelenvorgang, als die Bekehrung zu den Idealen seines Volksstammes und seiner Kindheit? Und last not least — steht dem modernen Empfinden eine Frage näher in seinem Suchen nach der adäquaten Cultur, greift auch nur eine tiefer in das ganze Sinnen und Trachten gerade unserer Tage ein? An der künstlerischen Idee also fehlt es nicht; aber vielleicht an der Gestaltung und Verwirklichung derselben, denn der Gedanke muß wahrhaft Gedanke sein, d. h. er muß leben, sich selbst fortentwickeln, eine ganze Ideenwelt gebären und harmonisch in sich selbst zurücklaufen; er muß durch die Flucht der bewußten Erscheinungen im Sinnlichen seine

natürliche Evolution finden und sich seiner selbst gemäß auswirken.

Wir haben zu unterscheiden innere und äußere Form. Was die erste betrifft, liegen Gründe genug vor, mit Domanig zufrieden zu sein. Die künstlerische Idee, Bekehrung eines Hochkulturmenschen zur engeren Landschaft, ist insofern auch die Tendenz des Stückes, als sie in concreto Tirol zu ihrem Schauplatz wählte; an sich genommen fallen hier Idee und Tendenz faktisch zusammen, denn im inneren Bau des umstrittenen Romans resultirt erst aus dieser Bekehrung die Lösung der Fremdenfrage. Domanig will in der That in letzter Linie beweisen, aber er appellirt an den Verstand durch das Herz. Die Handlung ist natürlich — daß sie „dürr und mager" sei, haben wir nicht empfunden —, und der freilich in Bezug auf einige Partien nicht ganz unberechtigte Vorwurf einer „stimmungslosen Geschäftigkeit der Personen" hat mit der Frage, ob Kunstwerk, ob Tendenzwerk, wenig zu thun. Richtig ist, „daß man sagen kann, keine der Gestalten in dem Buche ist um anderer Dinge willen da, als um dessen These in verschiedene Beleuchtung zu setzen", weil eben — und das ist eine Forderung des geschlossenen Kunstwerkes — jede auftretende Persönlichkeit zur Idee in engster Beziehung steht, und sei es positiv, sei es negativ, an der Geistesumformung des Helden mitzuwirken hat. Die Wahl der Personen ist durchaus nicht so gezwungen, wie Veremundus meint, und eine bestimmte Typik fällt nicht so ohne weiteres auf Rechnung von Tendenzmeierei; Domanig ist ja Idealist. Die Natürlichkeit und Lebendigkeit seiner Sprache im Dialoge verdient allerdings, obzwar viel Lob, noch lange nicht das Prädikat „packend realistisch".

Anders verhält es sich mit der äußeren Form, und da müssen auch wir den Vorwurf erheben, daß „die Tendenz zwischen den Zeilen lauert, durch Reden zugespitzt wird

und die Parteinahme des Lesers unmittelbar herausfordert". Es ist in den Reden des öfteren zu viel geschehen, indem die Zweitgedanken des Lesers schon den Personen in den Mund gelegt sind, und dieser Umstand ist es, der dem künstlerischen Genusse in etwas Eintrag thut und somit „Die Fremden" nicht voll und ganz als Kunstwerk im reinsten Sinne erscheinen läßt. Warum aber die Sache von oben her betrachten? nehmen wir sie einmal von unten her, das ist erfreulicher.

Veremundus ist ein Mann von Geist und Geschmack; wie kommt es nun, daß er für den peinlichen Eindruck, den bei ihm die Lektüre hervorrief, die rechten Ursachen nicht zu finden vermochte? Wir gestehen, diese Frage hat uns Kopfzerbrechen gemacht, und wir haben lange Zeit verstreichen lassen, um uns der Unmittelbarkeit unseres Urtheils zu vergewissern. Die Kritik Karl Muth's erklärt sich einfach aus der Grundstimmung, mit der er an die Lesung der „Fremden" herantrat; sie war — man kann es seiner eigenen Erzählung entnehmen — eine skeptisch polemische. Daher also die dreimal tiefe Wirkung jenes peinlichen Eindrucks und daher auch die falsche Deutung desselben. Domanig's Culturbild ist trotz aller Gebrechen kein Produkt der „Scheinkunst, bei der sich ein nichtssagender oder unschöner Gedanke in das schöne, reizende Gewand von formeller Schönheit kleidet".

Richard M. Meyer macht in seiner von uns bereits einmal citirten „Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts" mit seinem geistvollen Spürsinn darauf aufmerksam, daß Goethe und Schiller den Moment gewählt, der eine typische Erscheinung in größter Reinheit zeigt, während C. F. Meyer den sich ausersieht, der möglichst viel Wirklichkeit auf einmal enthält. Veremundus hat deutlich gezeigt, daß der Verfasser des „Jürg Jenatsch" seinem Herzen nahe, vielleicht sogar am nächsten steht; Domanig aber ist je

großväterlich ruhig, mit den Klassikern das ideell Giltige dem inhaltsreichen und daher für Künstler profitableren Augenblicke vorzuziehen. Somit fehlt es ihm am Milieu, und deshalb findet man bei ihm von dem gepriesenen Realismus nur wenig, denn auf dem starken und hell erfaßten Wechselverhältniß zwischen Individuum und Außenwelt, auf ihrer gegenseitigen Beeinflussung, auf ihrem Zusammenhang durch die tausend Fäden der Gesellschaftlichkeit baut sich die Wirklichkeit auf. Nichtsdestoweniger ist der Custos des Wiener Hofmuseums ein ausgesprochener Gegenwartsdichter, und was ihm abgeht durch Vernachlässigung der Umwelt, das ersetzt er durch die mannbare Innerlichkeit seiner Charaktere. Daß er den großen Conflikten nicht aus dem Wege zu gehen braucht, zeigt sein „Abt von Fiecht" (3. Aufl. Innsbruck, Wagner 1895), ein Meisterstück einer poetischen Erzählung, die uns im reimlosen Blankvers den furchtbaren Kampf zwischen irdischer Liebe und geschworener Gottesminne in knappen, packenden Zügen vor Augen führt. Aber er liebt es, das W e r d e n einer Anschauung zu verfolgen, wie er es auch in der kleinen Skizze „Lienhard, der Fürst" („Kultur" I, 1) gethan hat, wo sich, da ein pathologisches Problem vorlag, seine gemessene Art mehr zum Realismus herbeilassen durfte. Er zieht überall die genetische Entwicklung dem gegebenen Sein vor, ein echter Künstlerzug.

Wohl mag es sein, daß ein Culturroman wie Tolstoi's „Krieg und Frieden" künstlerisch weit über Sachen aus Domanig's Feder steht und dabei amüsanter zu lesen ist, aber das ist auch wahr, wenn wir nur solche Kunsterzeugnisse hätten, die mit der entsetzlichen Ueberfülle ihrer historischen und psychologischen Thatsachen, mit ihrer umständlichen Kleinmalerei, mit ihrem ungeheuren, wirr durcheinander bewegten Lebenskreis und vor allem mit ihren furchtbaren, nackt und kalt aus den herrlichsten Darstellungen stierenden Anklagen das Herz in Aufruhr versetzen und das Geistesauge fasciniren, so daß wir erst am Schlusse jene

weihevolle Ruhe über uns kommen fühlen, die das Kriterium der wahren Kunst ist, wenn wir nur solche Stücke einer titanischen Ueberkunst hätten, um unser ewiges Sehnen nach dem Außerstofflichen zu befriedigen, dann wäre — empfängliches Gemüth vorausgesetzt — unser armes Gehirn bald eine Stätte der Verwüstung.

Doch genug der Apologie; wir haben den „Fremden" ein paar genußvolle Stunden zu verdanken. Da ist der Dr. Maas, eine wirklich interessante Gestalt, deren psychologischer Werdegang im letzten Stadium seiner Entwicklung mit feiner Beobachtung und durchaus ohne aufdringliche Tendenz in seinen einzelnen Fortschritten aufgezeigt wird. Er will nicht in Zösdorf die Stelle eines beschränkten Landarztes übernehmen, sondern sucht eine großstädtische Praxis. Ganz unter uns erfahren wir, daß er auch im Glauben seines Volkes lässig geworden. Das ist, nebenbei gesagt, ein Zeichen von Domanig's künstlerischem Blick, daß er vom Glauben nur jene Seiten in entscheidenden Ausschlag treten läßt, die vor allem von jeher tief im Gemüthe des Volkes, am tiefsten im Gemüthe gerade dieses tirolischen Volkes unausrottbar wurzeln: den auf's innigste mit den Gebräuchen des Volkes zu einer Einheit verschmolzenen Cult der katholischen Kirche — jenes wahrhaft poetische Element unserer hl. Religion, jene einzig richtige, von Himmelssehnsucht durchdrungene Erdständigkeit — und dann das große Bewußtsein von der Gemeinschaft der Heiligen, den ununterbrochenen Verkehr über das Grab hinaus. Also er will nicht und hält sich dem Treiben des Volkes fern; doch ist es mit seiner eigenen Ueberzeugung nicht weit her, denn ihn bestimmt eigentlich nur die Laune seiner Braut. Da ist er eines schönen Tages gezwungen, über sein Leben Aufschluß zu geben und somit rückwärts zu schauen; er fängt an, Heimat und Fremde gegeneinander zu halten. Seine Sympathie für Zösdorf und das Landleben ist, wie sich auch ihm selbst immer deutlicher zeigt, nur überwachsen

von den Flechten einer falschen Cultur. Nachdem er einmal warm geworden, ist es nicht mehr schwer, den Bann, der ihn gefangen hält, zu sprengen. Dem Hauptanstoß zur Wandlung geht ein kleines, fröhliches Ereigniß, das Stimmung zu machen hat, voraus: der erste in Zösdorf erlegte Bock. Kurz darauf tritt Maas zwei Dirnen gegenüber für das Dorf ein, wobei er sich in seinem gerechten Zorne als Amtsarzt benimmt, dessen Stellung er fortan bekleiden muß, schon um nicht für sein Vorgehen mit dem Gerichte in Berührung zu kommen. So wirft er mit einem Ruck die Zweifel ab, und der Beifall seiner Landsleute hebt ihn mehr und mehr, bis er — nach Ueberwindung der retardirenden Momente — der Volksvertreter wird, den die „Schrofentrottel" ebenso fürchten, wie die ganze Provinz ihn liebt, ihn, den nunmehrigen „Oberschützenmeister". Dem Volke aber hat Maas nicht nur die Erkenntniß seiner selbst zu verdanken, sondern auch die nachdrucksvolle Lehre, daß treue Arbeitsamkeit des Weibes mehr gilt, als eine noch so klingende Mitgift. Es handelt sich bei ihm nicht nur um die große Heimat, sondern auch um die kleine, die Familie. Auch hier stehen sich Großstadt und Landgemeinde gegenüber, Hochkultur und Natürlichkeit, in zwei typischen Vertreterinen. Wer den Sieg davonträgt, ist nach dem eben Erzählten nicht mehr zweifelhaft. „Des Menschen Umgang ist sein Schicksal" (S. 45), und hier ist es „reine Luft und reine Menschen".

Domanig's Culturroman weist Stellen wundersamer Schönheit auf, Naturbilder und Situationen von unübertroffener Anmuth; man denke die Alpenwelt, bald im bläulichen Glanze der Gletscher, bald in feuriger Gluth des letzten Sonnenkusses und mitten in dieser Natur ein starkes Volk! Der „Gilhof" ist eine wohlthuende Andeutung einer oberdeutschen Parallele zu Immermanns Oberhof. Dabei die anschauliche Sprache, die selbst über den längsten Lehrspruch spielend hinweghüpft, die Klarheit der Gedanken-

folge, Charakterisirungen wie zum Beispiel die des
eine fein beobachtete Psychologie, vielleicht ist es das
was die Recensenten mit Realismus bezeichneten. Nun
wollen's ihnen nicht so dick ankreiden, da ja über
„Ismus" die Gelehrten immer noch nicht einig sind.

Die Verkettung der Umstände und Schicksale wi
einem Schauplatze, wo alles so nah bei einander w
wo Vetter und Base soviel ist wie Nachbar, wohin
was da ausgegangen, wieder zurückdrängt, und wo
noch die große Welt verkehrt, dem Dichter leicht; da
es kaum Ueberraschungen geben. Das bischen Roman
Gefüge der Geschehnisse aber halten wir dem Volksk
viel eher zu gute als z. B. dem Geheimen Justizrath
in seinem dürftigen „Weltuntergang", wo die zwei
paare — natürlich ein warmes und ein kaltes — au
verschiedenen Pferden sitzen: auf einem Schimmel,
Rappen, einem Fuchs und einem Falben. —

Da wir den Dramen Domanig's einen eigenen
zu widmen gedenken, erübrigt uns nur noch, einige Wort
die „Kleinen Erzählungen" (Mit Zeichnunge
Philipp Schumacher. Innsbruck, Wagner. 1893. 131
zufügen. Das sind so sechs Cabinettstückchen (beson
ersten drei), „altmodische Geschichten" von anno Roc
wohl, aber Geschichten, für deren jede wir mit Ver
den ganzen Otto Julius Bierbaum zehnmal hergeben
nicht nur, was an ihm das Fleisch predigt, sonder

1) „‚Im Kegeln und Griechischen bist du uns immer voraus
es wird wohl noch so sein?‘ Der junge Geistliche
‚Weiß nicht, weiß nicht‘ zur Antwort, und lachte dabei m
so frischen, herzgewinnenden Gesichte, daß man wohl
man vor sich hatte — eine jener harmlosen Naturen, di
gefriedet, ihres Weges ziehen, ohne je einen Blick zu thu
Abgründe; seltene Menschen, von jedermann wohl geli
wenigen nach Gebühr geschätzt."

an ihm Künstler ist. Hier findet sich Realismus, ein
lismus der seelischen Thatsachen oder vielmehr, hier ist
seltsame Compromiß des Idealrealismus zum Beispiel
orden. Man könnte von allen diesen Skizzen sagen, sie
humoristisch. Humoristisch! Das Gesicht lacht, und
Herz krampft sich zusammen; die Tragik dieser Gegen-
ichkeiten wirkt erschütternd, aber nicht hoffnungslos.
in in der Thräne, die über die Wange rinnt, blitzt ein
öhnender Schein, der nicht von dieser Welt ist. Die
den der „kleinen Erzählungen" sind ganz gewöhnliche
nschenkinder, die kein bedeutendes Schicksal aufweisen,
r diese Herzen! Da steht die ethische Größe, stumm wie
steinernes Kreuzbild an der Heerstraße, steht wirklich
wahrhaftig in der Erde gewurzelt und ragt in den
nmel. Das „heimwehige" große Kind, in welchem sich
allen Geschöpfen in die Brust gelegte Sehnsucht verkörpert
haben scheint, und der arme Schatzgräber, dem in stiller
lbstbespöttelung das ganze Elend der zum Leid prädestinirten
amskinder über das Gesicht zuckt, sind problematische
turen, die das verstohlene Lichtweben ihrer Seele nur
Auge eines Psychologen vom Schlage Domanig's preis-
en. Es hat etwas Prophetisches, dieses Schauen in die
klen Kammern des Herzens, das sich selbst nicht versteht.
n denke einmal: der Grilleler, des Schatzgräbers Gegen-
t, findet in seiner Brieftasche statt eines Hundertgulden-
ines einen zehnmal größeren Werth. Einen Tausender?
ost Mahlzeit, einen falschen Hunderter, der ihm offenbar
Egger beim Handel aufgehalst hat. Da streiten sich nun
zwei, wer das verdächtige, vom Gericht längst als echt
lärte, besitzerlose Papier behalten soll, und während die
gunst der Zeiten dem Grillenbauer immer mehr die
ffnung raubt, sich einmal einpfründen und dem Tonl
s Gut schuldenfrei überlassen zu können, steigt auch nicht
Schatten von Gedanken in ihm auf, daß der Tausender
ja aus allen Sorgen zu reißen vermöchte.

Die Tessera und gemeinsame Erklärung aller jeh
Erzählungen liegt in der rhetorischen Frage des Vorwei
„Hat nicht alle Wirklichkeit auch eine bleibende symbolisch
Bedeutung?" Da können wir auch mit einer „Wirklichkei
aufwarten, mit einer recht traurigen, leider! Bierbaum'
„verliebte, launenhafte und moralische (?) Lieder, Gedich
und Sprüche", die den verheißungsvollen Titel „Irrgart
der Liebe" führen, eine Ausgabe der gesammten Lyrik d
Modearchaisten der „besseren" Kreise, hat bei einer Grun
auflage von 5000 Exemplaren einen einfach fabelhaften Abs
gefunden. Von den famosen „deutschen Chansons", den
genannten Brettl-Liedern, befindet sich schon das dreißig
Tausend im Druck. Das hat auch eine „symbolische B
deutung". Unsere Meinung ist, bei solcher Nachricht
man einmal einen heimlichen Protest und kauft für ein pa
Groschen Domanig. Meinst du nicht auch, lieber Leser?

P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

LXXXII.

Eine Klosterhetze im österreichischen Parlament

Wenn von Oesterreich gesagt wurde, es sei immer
Jahrzehnte hinter den anderen europäischen Ländern zur
so mag das in manchen Stücken zutreffen. In einem Stü
trifft dies aber sicherlich nicht zu; im Gegentheil ist hier
Reich der Habsburger allen anderen Reichen weit vora
Wir meinen, in dem Nachweise, daß der Parlame
tarismus im Grunde keine Wohlthat für d
Staaten und die Völker ist. In der constitutionel

gierungsform erblickte man anfangs eine Art Panacee für
s Wohl der Menschheit, insonderheit im habsburgischen
iserstaate. Daß das nur eine Täuschung war, liegt heute
r auf der Hand, und dürfte nur noch von solchen be-
tten werden, welche am staatlichen Wirrwarr und an der
friedigung persönlichen Ehrgeizes wie an der Ausbeutung
Volkes ein Interesse haben.

Jetzt sind unsere österreichischen Reichsboten schon fast
s Wochen in Wien beisammen. Eine Menge hochwichtiger
aatsnothwendigkeiten liegen zur Berathung vor. Die
aatsvoranschläge der letzten Jahre, welche auf Grund des
thparagraphen 14 der Verfassung durch einfache kaiserliche
rordnung festgesetzt werden mußten, sollen ihre nach-
gliche verfassungsmäßige Erledigung finden; die beiden
dgets von 1901 und 1902 wollen gleichfalls der parla-
ntarischen Erledigung zugeführt werden; wichtige Reformen
f allen Gebieten des öffentlichen Lebens sind eine un-
weisbare Nothwendigkeit; der hochpeinliche Ausgleich mit
garn läßt sich nicht mehr hinausschieben; die Erneuerung
: Handelsverträge mit den auswärtigen Staaten steht vor
: Thüre. Doch das alles berührt einen großen Theil
serer Reichsboten entweder gar nicht, oder nur an zweiter
elle. Den Czechen gehen ihre nationalen Interessen über
les, und die liberalen Deutschen streiten sich mit den
echen herum oder machen in Culturkampf. Das er-
eint ihnen wichtiger, als in ernster Arbeit dem Kaiser zu
ben was des Kaisers ist, und dem Volke was des Volkes
. Was kann ein solches Parlament dem Volke nützen?
d wie lange kann der Kaiser ein solches Parlament sich
fallen lassen?

Als die französische Republik ihr brutales Congregations-
setz glücklich unter Dach hatte, und als bekannt wurde,
ß ein großer Theil der französischen Ordensleute der
terwerfung unter dieses unselige Gesetz die Auswanderung

vorzögen, da regte es sich auch schon im Blätterwalde unserer modernen Josephiner sans phrase und avec phrase. Hätte diesen verkrüppelten Freiheitshelden Polizei zur Verfügung gestanden, sie hätten sie natürlich sofort an die Grenze rücken lassen, um mit gezücktem Schwerte dem Andringen der „schwarzen Bande" zu wehren. Und gar als die Meldung auftauchte, der Erzherzog Franz Ferdinand habe eines seiner Schlösser zur Aufnahme einer französischen Ordensfamilie offerirt, da war es mit der Gemüthsruhe unserer Josephiner erst recht aus. Ueberhaupt können diese Herren es dem Thronfolger nicht vergessen, daß er so muthig und rückhaltslos für die Sache des „Katholischen Schulvereins" eingetreten ist. Seitdem beobachten sie sein ganzes Thun und Lassen mit Argusaugen, und wo immer eine Gelegenheit sich bietet, da setzen sie ihre Hebel an, um dem zukünftigen Kaiser die Macht des Liberalismus fühlen zu lassen und ihn von einer eventuellen kirchenfreundlichen Staatspolitik abzuschrecken. Daß es im Parlamente zu einer „Abrechnung" kommen werde, darauf war man gefaßt.

Als am 17. Oktober der Reichsrath eröffnet wurde, da fanden die Abgeordneten schon zwei die Einwanderung französischer Ordensleute betreffende Schriftstücke auf dem Tische des Hauses vor. Begreiflicherweise stammten beide nicht etwa von den radikalen Alldeutschen, sondern von den zahmeren Deutschliberalen, den Deutschfortschrittlichen und Deutschvölklichen, so daß es den Anschein hatte, als ob letztere Werth darauf legten, ihren radikalen Brüdern in der Documentirung der gemeinsamen Culturkampfeslust zuvorzukommen. Die Deutschfortschrittlichen begnügten sich indessen mit einer Interpellation; die Deutschvölklichen dagegen fuhren schon stärkeres Geschütz auf. Sie stellten einen Antrag, und zwar einen Dringlichkeitsantrag, der bekanntlich nach der Geschäftsordnung, vorausgesetzt daß er die erforderliche Zahl von Unterschriften (50) gefunden hat, sofort in Verhandlung genommen werden muß.

Die fortschrittliche Interpellation lautete:

„1. Was ist der Regierung über die beabsichtigte Nieder-ssung landflüchtiger französischer Kleriker in Oesterreich be-nnt? 2. Gedenkt dieselbe die nothwendigen Vorsichtsmaß-geln für den etwaigen vorübergehenden Aufenthalt solcher leriker zu treffen? 3. Gedenkt die Regierung die bleibende iederlassung französischer Kleriker und namentlich die etwaige ründung von Lehranstalten durch dieselben unter allen Um-inden zu verhindern?"

Eine Antwort erhielten die Fortschrittsherren erst am . Oktober durch den Cultus- und Unterrichtsminister on Hartel. Sie war äußerst vorsichtig, bureaukratisch ocken, diplomatisch, nach keiner Seite hin provocirend, wie jetzt bei unseren geplagten Ministern überhaupt Sitte ist. lerst machte der Cultusminister die Mittheilung, daß bis to nur eine einzige Klosterfamilie um Zulassung in Oester-ch gebeten und selbe auch erhalten hätte, und zwar die rmeliterinen in Versailles; außerdem wären noch zwei dere Gesuche eingelaufen, bezüglich welcher aber die Ver-ndlungen noch schwebten. Dann wies er auf die gesetz-hen Bestimmungen hin, welche betreffs der Niederlassung mder Kleriker in Oesterreich in Betracht kämen, und sagte ter Anderem:

„Für den Fall, als fremde Kleriker in den im Reichsrathe rtretenen Königreichen und Ländern Aufenthalt nehmen wollen, d die Erlässe des Ministeriums für Cultus und Unterricht m 13. November, vom 13. und 14. December 1860 und m 6. Jänner 1881, sowie eventuell die Erlässe desselben inisteriums vom 11. Oktober 1859 maßgebend, wonach solche leriker die für den Aufenthalt der Fremden vorgeschriebenen edingungen zu erfüllen haben, sich von jeder Aktion gegen e bestehenden Einrichtungen des Heimatlandes fernhalten müssen d gegen ihren Aufenthalt vom Ordinariate der zuständigen iöcese kein Einspruch erhoben werden darf.

Sie haben sich nach § 2 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 den Aktes im öffentlichen Seelsorgerdienste zu enthalten; die

Ablegung der feierlichen Ordensgelübde oder die Ertheilung der Priesterweihe an sie darf nur über den Nachweis erfolgen, daß dem, wie nach den österreichischen, so auch nach den Gesetzen ihres Vaterlandes weder ein allgemeines, noch ein ihre Person betreffendes Hinderniß entgegenstehe.

Sie haben endlich den Nachweis zu liefern, in welcher Art und Weise sie sich während des hiesigen zeitweisen Aufenthaltes den erforderlichen Lebensunterhalt sicherzustellen oder zu verschaffen bemühen. Ueberdies besteht die Vorschrift, daß die Vorsteher sämmtlicher Klöster, Convente, Stifte, beziehungsweise der Localobere alle jene Ordenspersonen, die zur Ortsgemeinde nicht gehören oder im Orte ihren ordentlichen Wohnsitz nicht haben und in den Klöstern übernachten, anzumelden haben. Sollte eine solche Congregation die Gründung einer dauernden Niederlassung anstreben, um in derselben ihren Regeln und Statuten gemäß zu leben, so sind für sie nach § 31 des Gesetzes vom 17. Mai 1874 die für solche Genossenschaften geltenden besonderen Satzungen maßgebend und ist daher in jedem einzelnen Falle die Ertheilung einer staatlichen Genehmigung nothwendig."

Anderer Art als die fortschrittliche Interpellation war der Dringlichkeitsantrag der deutschen Volkspartei. Er hatte folgenden Wortlaut:

„Das Haus wolle beschließen: 1) die Regierung aufzufordern, die bestehenden Gesetze zur Hintanhaltung der Einwanderung der aus anderen Ländern verwiesenen Congregationen mit aller Strenge anzuwenden; 2) sofern sich diese Gesetze als unzulänglich erweisen, sei eine Gesetzesvorlage einzubringen, durch welche die Abwehr der bezeichneten Gefahr wirksam ermöglicht wird; 3) sei eine Gesetzesvorlage zur Durchführung des Artikels 6 des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 Nr. 142 R.-G.-Bl. zur verfassungsmäßigen Behandlung ehestens vorzulegen. In formeller Hinsicht wird beantragt, diesen Antrag mit allen nach der Geschäftsordnung zulässigen Abkürzungen zu behandeln."

Der hier angezogene Artikel 6 des Staatsgrundgesetzes vom 21. December 1867 lautet in dem hierher gehörigen

Alinea: „Für die Todte Hand sind Beschränkungen des Rechtes, Liegenschaften zu erwerben und über sie zu verfügen, im Wege des Gesetzes aus Gründen des öffentlichen Wohles zulässig.“

Wie man sieht, wollen die Deutschvölklichen nicht bloß die österreichische Grenze gegen eine Invasion „landflüchtiger französischer Kleriker“ absperren, sondern wollen auch den bestehenden einheimischen Klöstern auf den Leib rücken. Bezüglich ihrer Forderung: „Den Antrag mit allen nach der Geschäftsordnung zulässigen Abkürzungen zu behandeln“ ließen sie doch mit sich handeln. Der Ministerpräsident von Körber drohte mit seinem Rücktritte, mit Auflösung des Reichsrathes und mit anderen Dingen, wenn nicht die Dringlichkeitsanträge zurückgestellt und das Staatsbudget sofort in Behandlung genommen würde. Das zog. Die Volkspartei „erlaubte“ dem Reichsrathspräsidenten, ihren Dringlichkeitsantrag erst nach der allgemeinen Budgetdebatte auf die Tagesordnung zu setzen.

Dieselbe „Erlaubniß“ gab auch die altdeutsche Partei bezüglich ihres Dringlichkeitsantrages, den sie indessen erst am 22. Oktober, nach der Beantwortung der deutsch-fortschrittlichen Interpellation, eingereicht hatte. Die Spitze des Antrags ging dahin, „daß von nun an Geistlichen und Nonnen aller Orden und Congregationen jeglicher Unterricht untersagt wird.“

Daß die Alldeutschen, Schönerer und Consorten nämlich, von der Stellung eines eigenen Antrages Abstand nehmen, etwa der Volkspartrei sich anschließen und deren Antrag unterstützen würden, das konnte und durfte natürlich nicht erwartet werden. Unsere Alldeutschen treiben eben alldeutsche Politik. Die Fortschrittlichen wie die Völklichen stehen noch auf dem Boden des österreichischen Staatsgedankens. Die Alldeutschen aber nicht mehr. Für sie ist Oesterreich in seiner jetzigen Gestalt, Verfassung und Selb-

ständigkeit ein überwundener Standpunkt. Sie wollen Aufnahme der ehemals zum Deutschen Bunde gehörenden österreichischen Kronländer in den großen deutschen Reichsverband. Darauf arbeiten sie hin; darum auch ihr „Los von Rom". Und weil ihnen dünkt, daß ihr staatspolitisches Ziel das allein naturgemäße Ziel aller Deutschösterreicher sein müsse, so halten sie auch dafür, daß ihnen die Führung aller deutschliberalen Parteien im Wiener Parlamente von Rechtswegen gebühre. Schon aus diesem Grunde glaubten sie mit einem eigenen Antrage auf dem Plane erscheinen zu müssen. Dazu kommt dann noch ihr grenzenloser Kirchen- und Priesterhaß. Schon der Anblick eines Ordenspriesters und gar eines Jesuiten wirkt irritirend auf ihre alldeutschen Nerven; und gar eine Ordensthätigkeit in Schule und öffentlichem Leben ist ihnen bis in die Tiefe ihres urgermanischen Gemüthes verhaßt. Der deutschvölkliche Antrag erschien ihnen darum viel zu zahm. Und aus dieser unheimlichen Gemüthsverfassung ist ihr blindwüthiger Dringlichkeitsantrag emporgesproßt.

Gleichzeitig mit der Einbringung ihres Antrages im Parlament haben die Alldeutschen in ihrer gesammten Parteipresse eine Correspondenz veröffentlicht, die an wilden Fanatismus gegen die Klöster ihres Gleichen sucht.

Beide Dringlichkeitsanträge, der deutschvölkliche wie der alldeutsche standen für den 14. November auf der Tagesordnung des Reichsrathes. Der deutschvölkliche fand seine Begründung durch den Vertreter der Tiroler Hauptstadt Innsbruck, Advokat Dr. Ed. Erler. Die Ausführungen dieses modernen Freiheitshelden bewegten sich in sehr ausgetretenem Geleise und gipfelten in dem Satze: „Ich mag das Ordenswesen nicht, deßhalb soll Oesterreich es abschütteln". Am Schlusse rief er aus: „Wir fortschrittlichen Tiroler sind gewiß Freunde des Fremdenverkehrs und begrüßen herzlichst jeden Fremden, der nach Tirol kommt, weil wir wissen, daß

der Fremdenverkehr eine der besten Einnahmsquellen unseres Landes ist. Aber vor diesen Fremden, die uns jetzt drohen, behüte uns der gütige Himmel, und wenn er es mit uns recht gut meint, möge er uns noch diejenigen nehmen, die wir schon haben.“ Diese Kraftstelle brachte dem Innsbrucker Advokaten, nach dem Parlamentsberichte, lebhaften Beifall und Händeklatschen auf den deutschliberalen Bänken ein. Gerecht und tolerant denkende Menschen aber fragen sich verwundert: Warum sollen denn die katholischen Ordensleute nicht nach ihrer Façon leben dürfen? Wenn es ihnen gefällt, in einem Klostergebäude zusammen zu leben, zusammen zu beten und zusammen zu arbeiten, was geht das Andere an? Ist es nicht ein blutiger Hohn auf den vielgepriesenen Freisinn des modernen Liberalismus, wenn er wohl für alle anderen Menschenkinder die persönliche Lebens- und Bewegungsfreiheit verlangt, sie aber den Ordensleuten nicht gönnt, und Himmel und Erde in Bewegung setzt, sie ihnen zu rauben? Wo ist da die Gerechtigkeit? Der Innsbrucker Advokat hält sich selbst gewiß für einen sehr freisinnigen und darum toleranten Mann, ist aber im Grunde, wie alle, die ihm zugejubelt, nichts weiter als die personificirte Unduldsamkeit in ihrer abstoßendsten Gestalt.

Der Begründung des deutschvölkischen Dringlichkeitsantrages durch den Advokaten Erler folgte sofort die Begründung des alldeutschen Antrages, gleichfalls durch einen Advokaten, den bekannten Dr. Anton Eisenkolb, Vertreter des nordböhmischen Städtebezirkes Aussig-Teplitz. Ueber dessen Auftreten im Reichsrathe brachte ein nichtdeutsches Blatt folgende Schilderung:

„Herr Dr. Anton Eisenkolb aus Karbitz erzielte einen großen — Lacherfolg. Der Mann, oder vielmehr das Männchen, das über ein respektables Organ verfügt, war hinter dem auf seinem Pulte angehäuften Büchervorrath, aus dem er bei seiner

Rede schöpfte, kaum bemerkbar. Die abnormal langen Hände, mit denen er über dem Kopfe nach links und rechts agirte und die Umgebung gefährdete, waren jedoch von weitem schon zu sehen . . . Drei Stunden lang beglückte Dr. Eisenkolb das unaufmerksame, unruhige und ungeduldige Parlament mit seinen Citaten aus der ‚Ostdeutschen Rundschau' und Aeußerungen von Kant, Washington, Schiller, Lavater, Karl dem Großen, Joseph II., Grillparzer, Leopold Graf Sedlnitzky, Stroßmayer u. v. A."

Als endlich der arme Reichsrath von der öden Culturkampfspaukerei des nordböhmischen Advokaten glücklich erlöst war, gönnte er sich eine Pause von fünf Tagen. In der nächsten Sitzung (19. November) mußte er zuerst noch die Begründung zweier weiterer Culturkampfs-Dringlichkeitsanträge über sich ergehen lassen. Denn den zehn socialdemokratischen Reichsboten war mittlerweile das Licht aufgegangen, daß sie bei der deutschliberalen Kirchen- und Klosterhetze unmöglich fehlen dürften. Und weil ihnen, als „selbständigen" Politikern, nicht zuzumuthen war, unselbständig vorzugehen und etwa den Alldeutschen als Hilfstruppe sich anzuschließen, so beschlossen sie, einen eigenen Dringlichkeitsantrag einzubringen. Und da sie anstandshalber etwas Anderes beantragen mußten, als die Deutschvölklichen und Alldeutschen, so beantragten sie die Aufhebung der Paragraphen 122, 123, 124, 303 und 304 des österreichischen Strafgesetzbuches. Diese Paragraphen bedrohen nämlich alle öffentlichen Verunglimpfungen der Religion und der kirchlichen Einrichtungen mit Strafe. Das genirt aber unsere modernen Freiheitshelden; sie wollen freie Bahn für Bethätigung ihres Kirchen- und Religionshasses.

Die Begründung des socialdemokratischen Antrages lieferte der Vertreter eines Wiener Wahlbezirkes und Mitglied des Wiener Gemeinderathes, Redakteur Fr. Schuhmeier. Seine Rede klang womöglich noch fanatischer als diejenige Eisenkolb's. Ueberhaupt war er mit Eisenkolb nicht

zufrieden, dieser war ihm zu rücksichtsvoll; er dagegen, so declamirte der Sprecher der rothen Internationale voll Todesmuth, „trete an, nicht nur zum Kampfe gegen den Jesuitismus, zum Kampfe gegen die schwarzen Grenadiere des Aberglaubens, der Unvernunft und der Lüge, sondern er trete an zum Kampfe gegen das Papstthum überhaupt". Was er dann redete, kann man sich leicht denken.

Als Schuhmeier sein Gift gegen die katholische Kirche und Geistlichkeit verspritzt hatte, erschien auf der Reichsraths-tribüne der czechische Nationalsocialist Wenzel Klofatsch aus Prag, um als vierter im Bunde gleichfalls mit einem Dringlichkeitsantrag gegen die Kirche loszustürmen. Er verlangte im Namen seines vier Mann starken Clubs eine genaue Untersuchung des Vermögens der Klöster und eine Neuregelung der ganzen Gesetzgebung bezüglich des Ordenswesens. Die Rede, die er zur Begründung seines Antrages herauspolterte, war übrigens weniger eine Begründung seines Antrages, als vielmehr eine Glorificirung des Magisters Hus und eine Aufforderung an die czechische Nation zur Lossagung von der katholischen Kirche. Nach ihm sind eigentlich die Czechen culturell höher einzuschätzen als die Deutschen; denn „ohne Hus", rief er aus, „kein Luther, ohne Luther keine Reformation und ohne Reformation kein Aufschwung des deutschen Geistes". Schließlich betheuerte er: „Das böhmische Volk muß es auf das entschiedenste zurückweisen, als ob es Hus und seinen husitischen Vorfahren untreu geworden wäre...... Darum rufen wir: ‚Los von Rom', aber ein slavisches ‚Los von Rom'; Rom muß von allen Völkern gestraft werden für seine Gefühle gegen die nationalen Rechte, und darum bereiten wir uns vor für die ‚Los von Rom-Bewegung', welche bei uns kommen muß und kommt."

Dem jungczechischen Nationalklub schien die husitische Polterleistung der Klofatschianer nicht sonderlich zu mißfallen;

sicher ist, daß eine Desavouirung derselben aus den Reihen der Jungczechen in keiner Weise erfolgt ist. Wenn daher bei einer früheren Gelegenheit der Jungczeche Kramarsch gegen die alldeutsche „Los von Rom = Bewegung" loslegte, so ist zu vermuthen, daß der Jungczechenführer bei seiner Attake von ganz anderen als österreich-patriotischen oder gar kirchenfreundlichen Motiven geleitet wurde. Die Herren Jungczechen haben eben in Wien das schon gelernt, daß mit hussitischen Tiraden der Nation wenig gedient ist, und daß es sich der Mühe lohnt, nach oben hin den Eindruck zu erwecken, daß der jungczechische Club zu den staatserhaltenden Parteien zu rechnen sei.

Mit der Rede des czechischen Nationalsocialisten Klofatsch hatten die „Begründungen" ihr Ende erreicht. Nun erst kam die eigentliche Debatte, die sich noch über zwei Sitzungen (am 22. und 25. November) hinzog. Wären übrigens Alle zum Worte gekommen, die sich pro und contra in die Rednerliste hatten eintragen lassen, ein Ende der Debatte wäre nicht abzusehen gewesen. Denn nicht weniger als 42 Abgeordnete hatten sich zur Vertheidigung der so schmählich angegriffenen Orden und der sie beschützenden Kirche gemeldet, während wieder 18 andere, meistens Alldeutsche, bereit waren, in dem Sumpfe von Ungerechtigkeit, Unwahrheit, Heuchelei und Gemüthsrohheit, in welchem die vier Antragsteller mit wahrer Wollust sich herumgetummelt hatten, weiter zu waten.

Die Sache der Orden und der Kirche fand an den vier katholischen Abgeordneten, welche zum Worte gekommen waren, eine wirksame Vertheidigung. Der mährische Advokat Hruban vom slavischen Centrum und die drei Herren vom deutschen Centrum: der steierische Freiherr von Morsey, Advokat Dr. von Fuchs und Gerichtsadjunkt Dr. Schlegel wahrten, trotz den zahllosen oft unqualificirbaren Zwischenrufen, mit welchen sie von den Alldeutschen bedacht wurden, muthig und energisch

die Rechte der Kirche, der Orden und die Freiheit der Gewissen. „Man hat den Juden," rief v. Fuchs den fanatischen Culturkämpfern zu, „die Einwanderung gestattet und hat ein Geschrei erhoben, als den russischen Juden die Einwanderung nach Oesterreich verboten wurde. Ebenso ist es bei den Protestanten. Was Ihnen bei den Juden und Protestanten recht ist, muß Ihnen auch bei den Katholiken billig sein." Freilich, so denkt der gesunde, einfache und unverdorbene Menschenverstand; aber unsere Culturkämpfer denken anders und haben dabei noch die Stirne, zu behaupten, sie kämpften für die Freiheit. Wer begreift das?

Bemerkenswerth ist bei dieser frivolen parlamentarischen Klosterhetze das Verhalten der Regierung. Obgleich es sich nicht um eine bloße Ressortfrage, sondern um eine hochwichtige religiös-politische Staatsfrage handelte, fühlte sich der Herr Ministerpräsident von Körber doch nicht bewogen, das Wort zu ergreifen. Warum, ist sein Geheimniß. So mußte der Cultusminister v. Hartel den Standpunkt der Regierung präcisiren. Er entledigte sich seiner heiklen Aufgabe in nicht ungeschickter Weise. Er vermied jede schroffe Stellungnahme gegen die Klosterstürmer, und zum Schutze der Orden hatte er auch ein sympathisches Wort. „Ich muß es mir erlassen", sagte er im Eingange seiner Rede, „auf die vorgebrachten Details mich einzulassen, so sehr ich es als meine Pflicht fühlen möchte, wenigstens ein abwehrendes Wort gegen die Angriffe zu sprechen, welche hier gegen Personen gerichtet wurden, die in einem vorwurfsfreien Leben gemeinnützige Zwecke verfolgen und hier schutzlos jedem Angriffe ausgesetzt gewesen sind." Das war freilich nicht viel, aber es war wenigstens etwas, und auch für dieses Wenige soll dem sonst im Rufe eines Liberalen stehenden Cultusminister Dank gesagt sein.

Im Parlamente sind unsere Culturkämpfer nicht durchgedrungen. Alle vier Anträge wurden abgelehnt. Dafür waren nur die drei deutschliberalen Parteien, die Fortschritts-,

Volks- und alldeutsche Partei, ferner die Socialdemokraten, die liberalen Slovenen und zehn Czechen (die 6 Agrarier und 4 Nationalsocialisten), welchen der Jungczechenclub zu gemäßigt ist; die Jungczechen selbst hatten sich vor der Abstimmung absentirt. Aber man täusche sich nicht. Die Culturkampfslust ist aus dem Parlamente nicht verschwunden; bei gegebener Gelegenheit wird sie wiederum zum Durchbruche kommen. Man hatte es vorläufig offenbar nur auf eine Demonstration nach Oben hin abgesehen; da wollte man sich bemerkbar machen, schrecken und warnen.

Wann wird der Mann erscheinen, um diesem frechen Spiel ein Ende zu machen? —y

LXXXIII.

Volksbücher.

Jahre sind verflossen, seitdem 1844 auf dem Boden der katholischen Kirche der Verein vom hl. Karolus Borromäus erstand zum Zwecke, das christliche Volk mit guter Lektüre zu versorgen. Sicherlich sind die Früchte, welche er gestiftet hat und noch immer stiftet, reichliche zu nennen.

Theils im Anschluß an ihn, theils selbständig,[1]) oft gefördert vom Volksverein für das katholische Deutschland, sind in neuerer Zeit vielenorts, nicht nur in den größeren Städten, sondern auch in kleineren Landstädten und Dörfern

1) Zu den ältesten zählt wohl der auf Antrag der Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns von König Ludwig I. ins Leben gerufene „Verein zur Verbreitung guter Bücher" in München, der schon seit 1830 existirt und durch jährliche Vertheilung von Vereinsgaben ähnliche Zwecke verfolgt. A. d. R.

lksbibliotheken und Pfarrbibliotheken, öfters mit Lesecirkeln rbunden, gegründet worden.

Der Freund der Volksbildung begrüßt diese Einricht-gen. Wo der Ruf zur Arbeit so gebieterisch ertönt, und die Sucht nach den materiellen Vergnügungen des Lebens ite Kreise unter ihr Scepter gebeugt hat, ist im Volke s lebhafte Erwachen des Bedürfnisses nach geistiger Speise guter Lektüre als ein erfreuliches Zeichen des idealen innes zu begrüßen. Auch in diesem Zuge äußert sich die ima naturaliter christiana.

Mit Recht hat man auf die Gefahren aufmerksam macht, welche durch die Lektüre erwachsen können. Da oht oberflächliche Vielleserei mit ihren Folgen, Ueber-izung der jugendlichen Phantasie, Verweichlichung geistiger rt, am allermeisten aber Verbildung des Willens und erstandes durch die auf dem Wege der Leseschriften unter s Volk geworfenen falschen und verderblichen Grund-tze und die in gleicher Weise verbreiteten falschen Anschau-gen über Natur und Geschichte, Staat und Kirche, Wissen-aft und Religion, Tugend und Sünde.

Alle diese Erfahrungen können keinen Grund bilden, m Lesebedürfniß im Volke die Befriedigung zu versagen. ie verbinden sich vielmehr mit den Vortheilen, welche das-lbe für die Volksbildung bietet, zur kräftigsten Anregung r hochwichtigen Sache der Volkslektüre ein wachsames uge zu bewahren.

Was kann die Lektüre sein? Eine erwünschte Fort-ldung und Erweiterung der in der Schule erworbenen enntnisse, eine Correktur überkommener unrichtiger Vor-ellung, eine Neubelebung der guten Bestrebungen der enschenseele, der Werthschätzung der Familie, der Liebe Heimat und Vaterland, der Anerkennung gegen die brigkeit; sie dient dem Seelsorger, das Wort der Predigt den Herzen zu befestigen, den guten Willen wach zu

halten, dem Verirrten ein Licht entgegenzusenden, das ihn auf den Weg zurückleitet; sie ist ein Mittel, die Angriffe auf die Religion und das Christenthum zu zerstreuen und die Treue zur Kirche mächtig zu befestigen; gleichzeitig hält sie von mancherlei Bösem zurück, dem in den Stunden der Muße sonst Thür und Thor offen stände. Zu allen diesen Vortheilen kommt noch der, daß dem Verderben der schlechten Lektüre nicht besser vorgebeugt werden kann als durch gute, dadurch daß man dem Lesebedürfniß entgegenkommt, ehe der Feind sich derselben bemächtigt und den Trieb nach Wahrheit und Wissen benützt, um der Unwahrheit und dem Trug Geltung zu verschaffen. Nicht besser kann den Gefahren schlechter Lektüre vorgebeugt werden, als dadurch, daß man dem Volk gute bietet und es dadurch mit jener Belehrung versorgt, welche es befähigt, unchristliche Grundsätze und Darlegungen als solche zu beurtheilen, zu entkräften und zurückzuweisen; gegen die Entstellungen des katholischen Glaubens und der Einrichtungen der katholischen Kirche ist jener am sichersten bewaffnet, der die Lehren dieses Glaubens und die Vortrefflichkeit der kirchlichen Einrichtungen gründlich kennen gelernt hat.

Diesem Bewußtsein, daß dem Volk gesunde geistige Nahrung zur Lesung geboten werden müsse, sind die vorerwähnten Einrichtungen entstammt, und schon der Borromäusverein glaubte, daß man hiebei nicht nur für Darleihung von Büchern sorgen, sondern daß man es anstreben solle, einen Schatz guter Schriften den Einzelnen zu dauerndem Besitze zu verschaffen. So gab er durch jährliche Bücherverteilungen den Vereinsmitgliedern Gelegenheit, sich eine Hausbibliothek zu erwerben. Wenn der gute Eindruck, den ein Buch auf seine Leser gemacht hat, nachhaltig sein, wenn das Samenkorn nicht der Zerstreuung zum Opfer fallen soll, dann muß das Buch als guter Freund seinem Leser zur Seite bleiben, er muß, so oft Gelegenheit und Antrieb sich findet, darnach greifen und sich darein vertiefen können,

nn wird die wiederholte Lektüre das Saatkorn zur Reife ingen, der Inhalt des Buches zum dauernden geistigen esitze des Lesers werden. Auf diese Weise wird auch der ünschenswerthe Vortheil erreicht, daß der Leser, wenn von zend einer Seite her verwirrende, zweifelweckende Angriffe if die Religion an sein Ohr dringen, leicht einen Rathber findet, der ihn aufklärt und zur Widerlegung der ngriffe behilflich ist.

Kann aber dieses Ziel schon dadurch erreicht werden, ß man dem Volke eine Anzahl Bücher zur beliebigen Auswahl anbietet, und dem Einzelnen das ausgewählte Werk eigen gibt? Mit Grund wird darauf mit Nein getwortet. Denn einmal besteht die Gefahr, daß viele zu bloßer nterhaltungslektüre greifen, die wohl die Seele befruchten nn, aber doch nicht in jener Weise den Zweck der Volksldung zu erfüllen vermag, daß der Geist der Zeit entrechend mit Kenntnissen ausgerüstet wird. Wo sodann der inzelne wohl gerne dasjenige wählte, was ihn über die eitlage unterrichtet, ihn befähigt, die Angriffe auf die eligion zu entkräften, sich tiefer vom Werth und der Nothendigkeit der letzteren zu überzeugen, da wird ihm nicht lten das Urtheil darüber fehlen, welches der vorhandenen Werke für diesen Zweck und seine Lektüre das geeignetste ist.

Hier müssen die Führer des Volkes eingreifen, Sorge afür tragen, daß die den Zeitbedürfnissen entsprechenden Schriften vorliegen, und Sorge dafür tragen, daß die voregenden Werke auch wirklich unter das Volk gelangen.

Die Vorkämpfer des Unglaubens sind in ihrer Art auf iesem Wege bereits vorangegangen. Schlau wissen sie Schriftwerke zu beschaffen und nicht nur langsam auf dem Wege der Leihbibliotheken, sondern in Massenverbreitung en Einzelnen zumal in die Hand zu geben.

Die letzten Monate waren Zeugen eines systematischen Vorgehens zur Massenverbreitung glaubensfeindlicher oder

katholikenfeindlicher Schriftwerke. Das Graßmann'sche Pa
phlet ist in Hunderttausenden von Exemplaren unter d
Volk geworfen worden. Kutschera in München erzählte
seiner vor Kurzem stattgehabten Vertheidigungsrede, „v
einem einzigen Flugblatt seien im Dienste der Abfal
bewegung (in Oesterreich) 3 Millionen Exemplare unter d
Volk geworfen worden". „In einem Aufruf des Hera
gebers und Verlegers der frohen Botschaft, der protest
tischen Schriften beilag, die in eine Wohlthätigkeitsan
an deren protestantische Insassen geschickt wurden, heißt
unter anderm: Wir wollen euch noch verrathen, li
Freunde (aber das darf nicht in die Oeffe
lichkeit), daß wöchentlich 1600 Exemplare bis Ende 1
ohne Titel und Ueberschrift die österreichische Grenze passirte
Wie die „Unverfälschten Deutschen Worte" Schönerer's
Juni 1901 meldeten, „sind für die Los von Rom-Beweg
protestantischerseits schon gewaltige Summen geopfert word
In Oesterreich allein wurden circa 3 Millionen Flugschri
unter den Katholiken verbreitet. Im Jahre 1899 wur
allein für Agitation und Schriftenverbreitung 100,000
ausgegeben.[1])

Wenn das Bedürfniß nach Lektüre und oft genug
Leichtgläubigkeit und Urtheilslosigkeit im Volke in dieser W
mißbraucht wird, um Verwirrung, Zweifel und Ueberd
unter den Mitgliedern der katholischen Kirche hervorzuru
so kann es keine Frage sein, daß kräftige Abwehr Noth
Pflicht ist, ja daß man sich nicht auf die unmittelbar
drohten Kreise beschränken darf, sondern daß man die
Zeitlage entsprechende volksthümliche Literatur in M
auch dort bieten muß, wo durch rechtzeitige Belehrung
Einbruch des Feindes noch vorgebeugt werden kann.
dies kann Gegenstand der Frage sein, wie diese Literatur

---

1) S. Stauracz, Los von Rom, Hamm 1901, S. 13 ff.

beschaffen ist, auf welche Weise für ihre Herstellung gesorgt werden soll und wie sie zur wünschenswerthen Verbreitung im Volke gelangen wird. Zur Herstellung und zum Vertrieb volksthümlicher, zeitgemäßer Literatur bedarf es des Zusammenwirkens der mit den Bedürfnissen und Gefahren der Volksseele wohlvertrauten Geister, damit in sorgfältiger Erwägung erkannt werde, was gegenüber den vorliegenden Gefahren als wirksame Waffe dienen kann. Es bedarf ferner der Thätigkeit erleuchteter, von gründlichem Wissen erfüllter Schriftsteller, die es verstehen, in der Sprache des Volkes zu reden und in Form und Stoff die Würde der Wissenschaft zu wahren. Es bedarf aber auch der materiellen Mittel in reichlichem Maße, soll in umfassender Weise die Arbeit in Angriff genommen werden.

Was ist zu thun, um ein solches Ziel zu erreichen, und neben der Thätigkeit der katholischen Volksbibliotheken, neben der Thätigkeit des Bonifatiusvereins mit ihrem unleugbaren Segen zugleich die den zeitgenössischen Gefahren gegenüber insbesondere dringlich nothwendigen Schriften in Massen unter das Volk zu bringen und zu seinem dauernden Besitz zu machen?

Bereits ist eine praktische Veranstaltung getroffen worden, welche dieses Ziel verwirklichen will und dazu einen Weg einschlug, der bisheran vielen Beifall gefunden hat.

Diese Veranstaltung ist die Gründung der St. Josephs-Bücherbruderschaft in Klagenfurt in Kärnthen, welche als dritte an die vorgenannten Einrichtungen zur Verbreitung guter Bücher sich angereiht hat, sich aber von denselben eben dadurch unterscheidet, daß sie in ihrer Organisation darauf berechnet ist, zeitgemäße Volksbücher in Massen zur Vertheilung zu bringen.

Diese Bruderschaft ist im Jahre 1894 unter dem Protektorate des hochwürdigsten Fürstbischofs Kahn in Klagenfurt ins Leben gerufen worden. Die Begründer beschlossen,

sie als einen religiösen Verein einzuführen. Demgemäß wird ein Jeder, welcher Mitglied der Bruderschaft wird, aufgefordert, täglich ein Vaterunser und Ave Maria mit dem Zusatze: „heiliger Joseph, bitte für uns" zu beten. Die Priester, welche Mitglieder derselben sind, sollen, wo möglich alljährlich, im Monat März eine hl. Messe für die Erhaltung des Glaubens lesen, um Gottes Segen für die Bruderschaft und für alle lebenden und verstorbenen Mitglieder der Vereinigung beten. Im Dome zu Klagenfurt wird am St. Josephs-Altar jede Woche eine hl. Messe und im März eine Novene für die Mitglieder aufgeopfert. Der hl. Vater hat seinerseits die Bruderschaft mit Abläßen ausgestattet.

Der Hauptzweck des Vereins soll auf folgende Weise erreicht werden:

Die Bruderschaft sucht möglichst große Ausdehnung im deutschen Sprachgebiete des Deutschen Reiches und Oesterreichs. Jedes Mitglied bezahlt jährlich einen Beitrag von 1 Mk. 70 Pfg. (oder, wenn das auszugebende Andachtsbuch gebunden gewünscht wird, 2 Mk. 5 Pfg.) durch Postanweisung als Mitgliederbeitrag an die St. Josephs-Bruderschaft in Klagenfurt. Der Betrag kann direkt oder durch einen Sammler eingeschickt werden. Ueberall, wo mehrere Mitglieder an einem Orte sich finden, wird die Aufstellung von Sammlern angestrebt. Mit den aus diesen Mitgliederbeiträgen zusammengeflossenen Summen werden die Kosten für die Herstellung der Vereinsgaben bestritten, die jährlich unter die Mitglieder vertheilt und den Einzelnen unter Erhebung des Portos zugesandt werden.

In der Verwendung der Gelder macht sich die Bücher-Bruderschaft die Uneigennützigkeit zum Princip. Nicht Gelderwerb, sondern Stärkung des katholischen Bewußtseins ist ihr Ziel. Die einlaufenden Beiträge sollen ganz zum Zwecke der Verbreitung guter Bücher unter die Mitglieder verwendet werden.

Wie ist nun mit den einlaufenden Beiträgen bisher
ese Aufgabe der Verbreitung guter Schriften durch den
erein erfüllt worden? Die Vereinsleitung glaubte, daß die
ruderschaft die Pflege der religiösen Erbauung ihrer Mit-
ieder nicht von ihrer Thätigkeit ausschließen dürfe. Dem=
tsprechend stellt sie ihren jährlichen Vereinsgaben ein Er=
uungsbuch an die Spitze. Jedoch will sie nicht einseitig
s religiös=ascetische Leben pflegen. Nicht am Mangel an
isprechenden Erbauungsbüchern leidet unsere Zeit, wenn=
eich auf dem Gebiete der ascetischen Literatur dieser und
ner Zweig der Entwicklung fähig ist, sondern die Angriffe
if die Grundlagen des Christenthums und die kirchliche
utorität sind die schweren Gefahren auch der frommen
eligiosität. In dieser Erkenntniß beabsichtigt die St. Josephs=
ücherbruderschaft die Schaffung apologetischer und kirchen=
schichtlicher Volksliteratur, welche die Angriffe der Gegner
if die Kirche zurückweisen, das Volk über wichtige Punkte
eser Art aufklären, aber auch durch Darlegung des groß=
rtigen Wirkens der Kirche, ihres göttlichen Charakters,
rer Segnungen für das menschliche Herz die Gemüther
ir Liebe zur Kirche entflammen will. Zur religiös=
scetischen Jahresgabe fügt sie demgemäß eine solche aus
m Gebiete der Apologetik oder der Kirchengeschichte.

An diese beiden verspricht die Vereinigung eine solche
lletristischen Inhaltes anzureihen. Auch die Bearbeitung
lksthümlich praktischer Gegenstände ist in Angriff genommen
id aus dieser Kategorie die Gabe vermehrt worden; gegen=
er der immer mehr darwinistisch gehaltenen Volksliteratur
if dem Gebiete des Naturwissens kann dieses Vorgehen,
itgemäß durchgeführt, nur Billigung finden.

Der Leser erwartet vielleicht eine Besprechung der bereits
schienenen Bücher. Wir glauben jedoch hier von einer
lchen absehen zu sollen. Denn die bisher erschienenen
aben sind so zahlreich, daß ihre einläßliche Behandlung

hier zu weit führen würde. Ihr Inhalt ist ein so verschiedenartiger, daß eine genaue Prüfung den einzelnen Recensenten überlassen werden muß. Die Gleichwerthigkeit aller vorauszusetzen und sie nach einem oder dem andern abzumessen, wäre nicht richtig. Ueberdieß haben wir es hier nicht mit den einzelnen Schriften, sondern mit der Bedeutung der Organisation als solcher zu thun, deren Werth hauptsächlich dadurch bestimmt wird, daß sich auf Grund ihrer Principien für die Verbreitung von Volksschriften Gedeihliches erhoffen läßt.

Immerhin mögen hier die Titel einiger der Vereinsschriften folgen, die bereits erschienen sind oder für die kommenden Gaben in Aussicht genommen wurden. So sei aus der Reihe der religiös-ascetischen Schriften erwähnt: Klimsch, Rette deine Seele, ein Betrachtungs- und Gebetbuch, entnommen den Werken des hl. Alphons von Liguori und anderer katholischer Geisteslehrer 2. Aufl. 16°, 416 S. 1898. Es enthält im ersten Theile 30 Betrachtungen, wie sie den Inhalt der geistlichen Uebungen auszumachen pflegen, und ihre Lektüre läßt beim Gläubigen die Frucht geistiger Anregung und Tröstung erwarten.

Aus der apologetisch geschichtlichen Abtheilung sei genannt: Heyret, ein Lebensbild des Kapuzinerpaters Marcus von Aviano, eines Rettungsengels in schwerer Zeit. 8°. 190 S. Der erste Abschnitt dieses Buches behandelt übersichtlich den äußeren Lebenslauf; Abschnitt II, III, IV, V dienen der Charakterisirung der hervorragenden Thätigkeit des gottbegnadigten Mannes; die fünf folgenden Abschnitte zeichnen den Charakter des heiligmäßigen Ordensmannes nach der natürlichen und übernatürlichen Seite seiner Bewährung. Unter dem Titel: Aus fernen Ländern. 8°. 255 S., berichtet ein nicht genannter Autor über die Erfolge der christlichen Missionen unter den Heiden. Die katholische Kirche übt jedoch nicht nur auf die Söhne der

Naturvölker ihre werbende Kraft, auch die Höhenpfade der Cultur führen in ihre Gottesgärten. Das zeigt Dr. Klimsch in der sehr anregenden Schrift: „Die Wege zur Kirche“ 8°. 320 S., worin er außergewöhnliche Ereignisse, guten Willen und redliche Forschung an der Hand von Charakterbildern als solche Wege zu zeigen unternimmt. Ein frischer Griff in das Leben der neueren Zeit bietet ihm das Material. Ernste Bewunderung erweckend, erbauend und erquickend hallen hier die inneren und äußeren Kämpfe edler Seelen um den Glauben wieder. Es ist eine interessante Reihe von Lebensbildern oder Skizzen.

Wohl dem Hinblick auf die Bedürfnisse der neuesten Gegenwart verdankt Hamerle's Werk: Der Gottesbau der katholischen Kirche. 8°. 256 S., seine Entstehung. Der Untertitel zeigt an, daß es mit Rücksicht auf Luthers Leben und die Folgen seiner Lehren und Thaten geschrieben ist. Dennoch will das Buch nicht eine Streitschrift, sondern eine Schutzschrift sein. Nicht beleidigen will es, sondern der Wahrheit dienen und der Verbreitung eines „Mythus“ entgegentreten, der als Zunder confessionellen Haders von gegnerischer Hand unter das Volk geworfen wurde. Der erste Theil der Schrift behandelt Luthers Leben und bietet Stoff zur Lösung der Frage: Hat Luther durch die Heiligkeit seines Lebens sich als berufener Reformator ausgewiesen, und ist ihm hiezu eine göttliche Sendung zu Theil geworden? Der zweite Theil, der gegenüber dem ersten etwas kurz geworden ist, antwortet mit 30 Seiten auf die Fragen, was Deutschland Luther in Bezug auf Religion, Sittlichkeit, Freiheit, Mildthätigkeit, Wissenschaft, Kunst, zeitliche Wohlfahrt verdankt, und ob Luther die Ursache am Aufschwung der protestantischen Länder, der Katholicismus die Ursache am Niedergang der katholischen sei. Auf die in neuerer Zeit vielfach aufgestellte Behauptung, daß Luther erst die richtige Auffassung vom religiös sittlichen Werth der Arbeit in der Christenheit zum Siege gebracht habe, und worüber

Walter, Socialpolitik und Moral, Freiburg i. Br. 1
S. 204—223 und die Zeitschrift „Der katholische S
sorger", Paderborn, Jahrgang 1900, Heft 6—9 u. a.
katholischen Standpunkte apologetisch sich verbreitet ha
ist H. nicht näher eingegangen. Im ersten Theil wer
der Eigenart eines Volksbuches gemäß, den einzelnen Epi
aus Luthers Leben passende Gegenstücke aus dem Leben
Kirche an die Seite gestellt, theils um den Gegensatz
scharf zu beleuchten, theils um „bei der unerquicklichen Le
über den Reformator dem Leser einen tröstlichen Ruhep
zu gewähren. Eine Reihe von Illustrationen stellen
Schauplatz der Begebenheiten und die Persönlichkeiten
über welche im Buche gehandelt wird. Es ist nich
zweifeln, daß das Buch aufmerksame Leser findet. Da
bildet einen Bestandtheil der Vereinsgabe für 1901. A
dem wird diese enthalten Fecht: Aus dem Weihebuc
Kirche. In diesem Buche sind Segnungen und Weih
des kirchlichen Rituals besprochen; den Maria und Jo
kalender für 1902. Bunte Geschichten, ein illust
Unterhaltungsbuch. Ulsamer, Gottes Segen in der Pfla
welt, eine Sammlung alterprobter Heilpflanzen.

Für kommende Gaben sind u. a. in Aussicht genom
das Leben der Christen in den ersten drei Jahrhund
ferner eine apologetische Papstgeschichte, dann ein Buch
die gegenwärtig verbreitetsten Geschichtslügen und Irrth
weiterhin ein Leben Jesu in drei Bänden, eine apolog
Schöpfungsgeschichte, Einzeldarstellungen der hl. Schrif
der Heiligenlegende.

Aus diesen Mittheilungen ist die Tendenz der St. Jo
Bücherbruderschaft wohl erkenntlich. Die mit Sorge
Weinberge des Herrn thätig sind, werden sie zu wür
wissen und billigen. Jene, welche mit der Einrichtun
verstanden sind, aber in Hinsicht auf die Auswahl
Feststellung der Gaben gegenüber wahrgenommenen

rkniſſen Wünſche zu äußern haben, iſt die Leitung des
reines für Anregungen dankbar.

Es iſt klar, daß mit dem Wachsthum des Vereins auch
e Kräfte desſelben zunehmen und die Leiſtungen entſprechend
h heben und vervollkommnen können. Im Sinne der
eſellſchaft ſollen die bisherigen Gaben nicht die Grenze
s zu Leiſtenden bezeichnen. Mit dem äußeren Wachsthum
ll innere Vervollkommnung Schritt halten.

Die St. Joſephs-Bücherbruderſchaft hat bis jetzt raſch
ne Fortſchritte gemacht, welche die Vorausſetzung intenſiverer
irkſamkeit ſind. Sie nahm 1894 ihren Anfang mit 6600
itgliedern. 1897 beſaß ſie deren 19000, 1900 waren
eſelben auf 35000 geſtiegen und 1901 hat der Mitglieder-
ſtand nahezu die Zahl 60000 erreicht, 6000 in Süd-
utſchland.

Dieſe raſche Verbreitung beweiſt, daß die St. Joſephs-
ücherbruderſchaft wohl geeignet iſt, an der Seite der alten
eranſtaltungen jenen ſo wichtigen Zweck zu erfüllen, zeit-
emäße Bücher und Schriften in denjenigen
Maſſen unter das Volk zu verbreiten, wie die
erbreitung ungläubiger Schriften es nöthig macht. Die
rganiſation iſt glücklich ausgeführt und durchaus zeitgemäß.

Möge es nun der Leitung ſtets gelingen, jene ſchrift-
elleriſchen Kräfte zu gewinnen und feſtzuhalten, welche der
ahrhaft hohen und ſchweren Aufgabe eines Volksſchriftſtellers
ollkommen gewachſen ſind, welche mit der Gabe volksthüm-
cher Darſtellung das feine Gefühl für die Grenze zwiſchen
em Edelvolksthümlichen und Trivialen verbinden; mögen
em Verein immer Schriftſteller ſich darbieten, welche mit
r Pietät gegen die volksthümlichen Ueberlieferungen die
ewiſſenhafteſte Kritik des hiſtoriſch Wahren vereinigen;
ögen es Geiſter ſein, welche ſich zum Volke herablaſſen, nur
n es zu erheben, welche ſich nicht zufrieden geben durch Nährung
nd Benützung der Leichtgläubigkeit des Volkes Scheinerfolge

flüchtiger Erbauung vielleicht durch Zusammenstellung dieser und jener nur oberflächlich geprüften Geschichtchen zu erringen, sondern welche durch lehrhafte Darlegung und solide Beweisführung kräftige Ueberzeugung zu begründen als ihre Pflicht betrachten. Gerade der katholische Volksschriftsteller muß ins Auge fassen, was der Jesuitenpater Grisar auf dem fünften internationalen Congreß der katholischen Gelehrten zu München (s. Akten S. 133 ff.) so dringlich betont hat; will er weitere Mahnungen dieser Art, so bietet ein Blick auf die Gebiete der historischen Kritik ihrer genug, möge er lesen, was Werner (der hl. Thomas v. Aquin, Regensburg 1889 I S. 114) als Grundsatz des hl. Lehrers mittheilt: Non decet praedicatorem veritatis ad fabulas ignotas divertere. Vor dieser Rüge des großen Scholastikers wäre jener Schriftsteller noch nicht gesichert, der für seine wunderbaren Erzählungen dieses oder jenes Buch mit Kapitel und Seite als Quelle citirte, aber es ganz versäumte, den wissenschaftlichen Ernst und das Können des Autors zu prüfen, oder über den Werth der Quellen desselben sich zu verlässigen, und es unterließe, nach den innern Gründen der Begebenheit zu forschen. Solche Sorgfalt anzuwenden, ist der Entfaltung tropischer Fruchtbarkeit nicht förderlich, aber sehr segensreich für die Sache wie für die Leser.

Die Bruderschaft hat eine Reihe bekannter Volksschriftsteller gewonnen und ist bestrebt, diesen Kreis noch weiter auszudehnen. Pläne, Vorschläge und Anerbietungen wegen künftiger Publikationen werden von der Leitung aus der Mitte der Schriftsteller gerne entgegengenommen. Die herauszugebenden Manuskripte werden von zwei Recensenten, darunter einem Fachmanne, geschäftsordnungsgemäß und statutenmäßig durchgeprüft. Auch hier kann jeder, welcher für die Sache Interesse hat, nur wünschen, daß die Auswahl immer mit großer Umsicht getroffen werde. Nur das Gute trägt Früchte. Was dem Gegner keine Achtung abnöthigt, ist auch kein Schutz für das gläubige Volk.

Vielleicht würde die St. Josephs-Bruderschaft auch dadurch vortreffliche Wirkungen ausüben, daß sie schon vorhandene und gedruckte treffliche Werke katholischer Autoren in Masse erwirbt und ihren Mitgliedern darbietet. Dabei müßte allerdings die Produktion des neuen etwas zurücktreten. Würde dies ein Nachtheil sein? Nein. Die Gediegenheit der durch die Bruderschaft herzustellenden Werke wird nur gefördert werden, wenn in dieser Weise für Schaffung und Prüfung, für Schriftsteller und Recensent Zeit gewonnen wird. Dies gilt für die ascetische und religiöse Literatur, wie für die apologetisch geschichtliche und unterhaltende. Manches Goldkorn liegt vor, das auf diese Weise zum Segen verbreitet werden könnte.

Der Gedanke, der die St. Josephsbücherbruderschaft ins Leben gerufen hat, ist ein trefflicher. Die Organisation befähigt dieselbe, das ganz zeitgemäße Werk der Massenverbreitung guter, insbesondere apologetischer Bücher zu erfüllen. Daß sie zum Ausbau gelangt und dauernden Bestand gewinnt, das wird abhängen von der zeitgemäßen Auswahl, der strengen Kritik und der soliden Ausstattung der herzustellenden Werke. Die Begründer selbst haben sich dieses Ziel gesteckt. Möge ihr der Erfolg einer segensreichen Wirksamkeit in wahrer christlicher Volksbildung beschieden sein.

Freiburg, Br. Prof. Weber.

LXXXIV.

Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts.[1])

Daß auf dem Gebiete der Kunstgeschichte noch ergebnißreiche Eroberungszüge möglich sind, weiß Jeder, der der kunstgeschichtlichen Forschung der letzten Decennien auch nur aus der Ferne folgte. Ein neues Stück Landes ist für die Kunstgeschichte des Mittelalters durch das obige Werk Swarzenski's gewonnen, das sich unter dem Eindrucke aufopfernden Fleißes, vielseitigen Interesses, einer bis ins kleine Detail bewährten Sachkenntniß, mit der festlichen Zahl von 101 Illustrationen in die Literatur einführt. Der Dank hiefür in diesen Zeilen ist um so aufrichtiger gemeint, als ihn lokalpatriotische Regungen begleiten.

Swarzenski entrollt das Bild einer Kunstthätigkeit zu Regensburg mit dem Hauptsitze in St. Emmeram, wovon bisheran eine zusammenfassende und übersichtliche Darstellung mangelte. Seine Ausführungen zeigen, daß die Kunst der frühmittelalterlichen Buchmalerei mit dem ersten Aufschwunge des späteren Reichsstiftes von St. Emmeram zusammentrifft. Unter dem Einflusse der Einsiedler Klosterreform, als deren Hauptförderer wir den hl. Wolfgang kennen, trennte dieser

---

1) Studien zur Geschichte der deutschen Malerei des frühen Mittelalters von Georg Swarzenski. Mit 101 Lichtdrucken auf 35 Tafeln. Leipzig, Hiersemann 1901. Groß-4°. 228 S. (75 M.)

einsichtsvolle Oberhirte die bischöfliche Kurie vom Kloster, um dem letzteren die zu seiner Entwicklung nothwendige Freiheit zu geben, und setzte an die Spitze von St. Emmeram die edle Gestalt des sel. Ramwoldus.[1])

In die Zeit Wolfgangs und Ramwolds verlegt Swarzenski den Beginn des künstlerischen Schaffens der Regensburger Buchmaler. Unter der Regierung Heinrichs II. stand dieses Schaffen in seiner höchsten Blüthe, sank aber alsdann rasch wieder von seiner Höhe gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts. Dieser Episode in der Geschichte der deutschen Kunst ist das Werk Swarzenski's gewidmet. Und zwar begnügt er sich darin nicht damit, den Leser an das breite Strombett der allgemeinen und Culturgeschichte zu führen, in dem auch jene kunstgeschichtliche Entwicklung verläuft. Er verleibt dem Werke manchen werthvollen Nebenertrag seiner gelehrten Forschungsarbeit ein.

Auf den ersten Seiten seines Werkes sieht sich Swarzenski zu ein paar Bemerkungen kritisch-polemischer Art veranlaßt, so in der Einleitung, wo er zwar der bahnbrechenden Arbeit Wilhelm Vöge's über „eine deutsche Malerschule um die Wende des ersten Jahrtausends in Deutschland" (Trier 1891) völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber gegenüber seiner „Gruppirung" der einzelnen in Betracht kommenden Werke die Methode der „organischen Entwicklung" fordert. In gleich polemischer Weise wendet er sich in dem ersten, „Regensburg und die Schreibstube von St. Emmeram in karolingischer Zeit" überschriebenen Abschnitte gegen Janitschek und Leitschuh. Hier, wo er sich mit der Karolingischen Kunst im Allgemeinen befaßt, bemängelt er, daß man bisher kaum das Problem richtig

1) Die traditionelle Schreibweise des Namens in Regensburg ist Ramvold. Sie wird unter anderm unterstützt durch das Ramwoldsbild im Codex aureus und durch die noch vorhandene Inschrift am Grabe des Seligen („Ramvoldus",.

gestellt habe in Rücksicht auf die deutsche Kunstentwicklung. Die Hauptfrage müsse gerichtet sein auf die Antheilnahme an der Karolingischen Renaissance. Die Geschichtsschreiber der Karolingischen Malerei insbesondere haben das einheimische Material noch zu wenig benützt, die Karolingische Malschule zu sehr auf einen Ort (Metz) lokalisirt und zu ausschließlich um ein Werk (Ada-Handschrift) gruppirt. Diese Schule, welche geradezu den Ausgangspunkt für die Geschichte der deutschen Malerei bilden müsse, habe sich noch während des 10. Jahrhunderts vom Moselgebiete bis zur Bodenseegegend erstreckt.

Neben ihrer Schule weist Swarzenski auf eine andere hin, deren Entwicklung sich unabhängig vom Westen vollzieht, die dagegen in engster Fühlung mit der Cultur des Inselreiches steht. Ihre Hauptsitze sind wahrscheinlich Fulda und Würzburg. In der Sphäre dieser Schule steht ursprünglich auch St. Emmeram in Regensburg. Die ersten künstlerischen Ansätze in Emmeramer Handschriften sind irischer, man würde besser sagen merowingischer Art. In „irischem“ Stile sind die in den Handschriften der Frühzeit von St. Emmeram vorkommenden, aus Bandwerk und Thierleibern bestehenden Initialen gehalten; den gleichen Charakter verrathen auch die wenigen eigentlichen Illustrationsproben der Zeit.

Das geistige Leben in St. Emmeram war damals noch wenig rege. Es stand ohne Zweifel zurück hinter Klöstern wie Wessobrunn und Benediktbeuern und Bischofssitzen wie Salzburg und Freising. Aber es steigerte sich allmählich unter dem Einflusse von Bischof Baturich und Ludwig dem Deutschen und entfaltete sich mehr und mehr unter Wolfgang und Ramwold.

Die Regierung des Reformabtes Ramwold leitet eine neue Epoche in der Geschichte des Emmeramsklosters ein; sie bedeutet eine Erneuerung des klösterlichen, des literarischen und des künstlerischen Lebens und Wirkens zumal.

kannt ist, was an Bauten unter ihm geschaffen wurde,
er die Goldschmiedekunst förderte durch die Herstellung eines
lberaltars, die Restauration des Einbandes am Codex aureus.
eniger bekannt dürfte sein, daß für die früheren Zeiten
ch ein kostbares Goldgewebe an sein Kunstmäcenatenthum
innerte, die sogenannte Kunegundis-Dalmatik[1]). An seinen
amen knüpft sich auch der Aufschwung der Buchmalerei
Regensburg. Mit Fug und Recht wird hier an erster
elle genannt seine Restauration des berühmten Kleinodes
n St. Emmeram, des Codex aureus (jetzt Münchener
aatsbibl. cod. lat. 14,000, cim. 55), jenes Werkes, dessen

1) Ich finde darüber in der handschriftlichen Hierosophia des Emmeramer Paters Jakob Paßler (— eine Notiz über diese werthvolle Arbeit gab ich in: Die neuentdeckte Confessio des heil. Emmeram zu Regensburg, Regensburg 1895, S. 2 —) die folgende Nachricht (p. 890): In aliquo manuscripto codice legi, quod b. Ramvoldus dalmaticam s. Kunegundis dictam auro parari fecerit atque historiam s. Emmerami intexere. Verba manuscripti sunt, ut sequitur:

Metra in Dalmatica quae dicitur s. Kunegundis:
Auruus (!) hic textus Heimmrami continet actus
qui sua contemnens haec Norica regna petivit
dumque reos redimit sibimet tormenta paravit
nam Lantpertus ei conctos absciderat artus

Hoc opus abba Ramvoldus perpetravit in honore s. Heimmerami martyris christi constituitque coram legalibus testibus, ut si quis hoc inde subtraheret, reus esset in die judicii coram deo et omnibus sanctis ejus. Hocque perfecit piissima Damma Piletrudis pro remedio suae suorumque animae. amen. Es sei hier die Bemerkung gestattet, daß das „Obergewand", welches Ramwold auf seinem Bilde im Codex aureus trägt, eine Dalmatik darstellt. Dagegen ist der über den Nacken gelegte Streifen, nicht wie Swarzenski (S. 32) meint, das Pallium, die Auszeichnung von Erzbischöfen und Bischöfen, sondern die Stola, welche im früheren Mittelalter über der Dalmatik getragen wurde. In seiner Beziehung zum Evangelienbuch (Codex aureus), das Ramwold in Händen hält, ist er in der Gewandung des Diakons abgebildet.

leuchtender Glanz den Buchmalern Regensburgs für die nächste Zeit die Wege weist, ja über die Buchmalerei hinaus, wie ich an anderer Stelle ausführen will, sich auch in der monumentalen Malkunst des Klosters reflektirt.

Nach einer Auseinandersetzung mit Jul. v. Schlosser über die Provenienz des Textes geht Swarzenski auf die kunstgeschichtliche Behandlung des Codex ein. Die Restaurationsarbeit Ramwolds betraf — abgesehen von der Einbanddecke — den stellenweise verblichenen Text, was bereits Coloman Sanftl erkannt hatte, aber auch die Bilder, welche eine theilweise Uebermalung erfuhren. Ganz neu hinzu gekommen ist damals das seitdem am Anfang stehende Bild des sel. Ramwold, „das erste Denkmal der Regensburger Buchmalerei dieser Epoche“ (S. 31). Eine peinliche Analysirung dieser Darstellung bringt den Verfasser zur Ueberzeugung, daß zwei Künstler Hand ans Werk gelegt hatten, eben die als Restauratoren genannten Mönche Aripo und Adalpert, und zwar denkt sich Swarzenski die Arbeitstheilung auch auf das Figürliche des Bildes gehend, so daß ein Meister die Figur Ramwolds und der vier Tugenden herstellte, der andere die Evangelisten zeichnete.

Der gleichen Zeit und Richtung weist Swarzenski zu zwei Handschriften mit lediglich ornamentalem Schmucke, das Wolfgangssakramentar der Domkapitelschen Bibliothek zu Verona (Cod. LXXXVII) und das in Gold geschriebene Lektionar der gräfl. Schönborn'schen Bibliothek zu Pommersfelden. Für ersteres stützt er sich auf die Angaben Delisle's und namentlich Ebner's. Der Regensburger Ursprung steht ihm außer Zweifel. Ja er will bereits eine Abhängigkeit des Sakramentars vom restaurirten Codex aureus wahrnehmen.

Die Würdigung der ornamentalen Eigenthümlichkeiten sodann auf den beiden Zierseiten des Pommersfelder Lektionars veranlaßt ihn, die Handschrift im Gegensatz zu Bethmann

und Lamprecht bestimmt „als Leistung der Emmeramer Schreibstube der Zeit Ramwolds" anzusprechen. Sicher stammt auch aus Regensburg das c. 990 entstandene Regelbuch von Niedermünster (jetzt Bamb. k. Bibl. Cod. Ed. II, 11). Zweifelhaft sei nur, ob es in Niedermünster selbst oder in St. Emmeram hergestellt wurde. In den bildlichen Darstellungen glaubt Swarzenski bereits den Bestand einer künstlerischen Tradition wahrzunehmen. In der That i die Beziehung zum restaurirten Codex aureus unverkennbar. Das Bildblatt mit der Aebtissin Uta z. B. wirkt geradezu wie ein Ausschnitt aus dem Ramwoldsbilde des vorhin genannten Werkes. Gewisse Theile desselben gehen direkt auf die Dekorationsweise des Codex aureus zurück. In das letzte Viertel des 10. Jahrhunderts verlegt Swarzenski auch den Ursprung des ersten Theiles von Clm. 14 272 mit nur zwei Bildern, darunter die älteste Darstellung des heil. Emmeram. Doch läßt er die Möglichkeit offen, daß wir es hier mit einem Werk zu thun haben, das der Restauration des berühmten Evangelienbuches voranging.

Wenden wir uns nunmehr zur Blütheperiode der Regensburger Buchmalerei in jener Frühzeit, unter der Regierung Heinrichs II. Es sind zunächst drei Werke zur Betrachtung herangezogen, von denen zwei mit dem Namen Heinrichs II. selbst sich verknüpfen, nämlich das Sakramentar Heinrichs II. (Clm. 4456, cim. 60), „eines der kostbarsten Werke des 11. Jahrhunderts" und ein Evangelienbuch desselben in der Vatikana (Cod. Vat. Ottob. Lat. 74), das dritte ist das „wunderbare" Evangeliar der Aebtissin Uta von Niedermünster, „vielleicht das bedeutendste Werk der abendländischen Kunstmalerei seiner Zeit" (Clm. 13601, cim. 54).

Das Sakramentar Heinrichs weist einen ungewöhnlich reichen Illustrationsschmuck auf. Außer mehreren Zierblättern und symbolischen Darstellungen sind namentlich hervorzuheben

die Darstellung Heinrichs zwischen seinen zwei hochverehrten Patronen, Ulrich [1]) und Emmeram, darüber Christus in der Mandorla, — ein Bild des theokratischen Regierungsideals; ferner Heinrich auf dem Throne [2]), der hl. Gregor als Redaktor des Sakramentars, die Kreuzigung, die Frauen am Grabe Christi. Sechs von den Bildern, darunter drei mit Figurendarstellungen, sind geradezu aus dem Codex aureus copirt. Indeß zeichnete unseren Copisten bereits ein viel selbständigerer künstlerischer Geschmack aus, als er den Restauratoren jenes Originales zu eigen war. Und zwar offenbart sich derselbe sowohl in dem besseren Farbengefühle, als auch in der freieren Wiedergabe des Figürlichen und Ornamentalen. Der Codex aureus war indeß nur ein Faktor, welcher den Künstler unserer Handschrift stilbildend beeinflußte; ein anderer kam von Osten, von Byzanz. Die Gründe, weshalb gerade in Regensburg die westliche Kunst sich mit byzantinischen Einflüssen nördlich der Alpen zuerst

---

1) Heinrich trug sich mit der Absicht, dem hl. Ulrich an Stelle der jetzigen St. Morizkirche zu Augsburg eine eigene große Kirche zu bauen.

2) In dem Huldigungsbilde sehe ich eine ebenso genaue Wiedergabe des Textes, wie in dem vorausgehenden sogen. Krönungsbilde. Lautet der Text:

> Ecce triumphantis (nicht triumphatis) terrarum partibus orbis
> Innumerae gentes dominantia jussa gerentes
> Muneribus multis venerantur culmen honoris,

so dürfen unter den huldigenden Frauengestalten weder vier Länder, noch vier „ungenannte Völker" (cf. innumerae gentes) verstanden werden. Wohl aber lag es nahe, den Kaiser als den Träger der Weltherrschaft mit den „partes orbis terrarum" zu umgeben. Waren jener Zeit auch nur drei Erdtheile im heutigen Sinne bekannt, so bildeten doch Redensarten, wie quattuor partes terrae und ähnliche, geläufige in Schrift und alter Profanliteratur begründete Wendungen zur Bezeichnung des ganzen Erdkreises (cf. Apocal. 6, 8; 7, 1; Macrob., Comm. in somn. Scip. II, 5 ed. Eyssenh. p. 605).

rwählte, lagen in der politischen Bedeutung der Stadt,
den kirchlichen Beziehungen des Bisthums zu den östlichen
renzgebieten und nicht zum mindesten in der Rolle, welche
egensburg im Verkehrswesen auf der Donau mit dem
sten spielte. Nur das Bild der Kreuzigung blieb von dem
zantinischen Einflusse unberührt und offenbart noch das
usklingen der älteren örtlichen Kunstweise.

Die entwickelte Richtung der Regensburger Schule
ginnt nun bereits in die Ferne zu wirken. Swarzenski
ließt sich der Annahme Beissels an von einer Abhängigkeit
r Kunstübung unter Bernward von Hildesheim von der
nnststätte an der Donau.

War in dem Heinrichssakramentar der Einfluß von
yzanz zu verspüren, so trifft nicht das nämliche zu bei
m aus gleicher Zeit stammenden Utaevangeliar von Nieder-
ünster. Es weist neben dem allgemeinen Canon der Regens-
rger Schule auf eine Berührung mit dem Westen, der
nstrichtung an der Mosel. Deshalb allein aber die Ur-
berschaft dem Emmeramskloster absprechen wollen, geht
cht an. Es konnten recht wohl zwei Kunstweisen in der-
ben Schreibstube nebeneinander bestehen. Daß aber
t. Emmeram den lebhaftesten Antheil an der Herstellung
s Evangeliars genommen, ist bei aller Anerkennung der
istigen Regsamkeit unter den Frauen von Niedermünster
rauszusetzen. Denn aus den wenigen illustrirten Seiten
es sind im Ganzen zwölf, davon acht mit figürlichen
arstellungen — redet ein ganzes theologisches System,
enigstens für jene Zeit, und es ist wohl kaum anzunehmen,
ß ihm die Frauen völlig selbständig jene präcise Fassung
Texte der Bildertituli gegeben haben. In den aufeinander
lgenden Darstellungen der Hand Gottes, der Aebtissin Uta
r der Mutter Gottes (Dedikationsbild), der Kreuzigung,
s hl. Erhard am Altare kommen die großen Ideen der
chöpfung, Menschwerdung, Erlösung, des neutestament-

lichen Opfers und Priesterthums zum Ausdruck, und mit Einem ist in feinsinnigster Weise darin Bezug genommen sowohl auf die Patrone des Hauses (Maria und Erhard), als auf die nächste Bestimmung des Buches (Kreuzigung und Meßopfer). Die vier übrigen Figurenbilder sind den Evangelisten gewidmet. Swarzenski verwendete auf eine allseitige kunstgeschichtliche Würdigung gerade dieses Codex die liebevollste Sorgfalt und es ist ganz unmöglich, all das, was seine gegründete Sachkenntniß und sein geschultes Auge daran entdeckten, in einem schlichten Referate zu resumiren. Recht entbehrlich erscheinen mir dagegen die kunstphilosophischen Reflexionen (S. 106 f.) über „die Kälte des verstandesmäßigen Denkens" und das „unmittelbare, innere Erfassen" und die daran geknüpfte Frage, ob aus dem mittelalterlichen Geistesleben heraus ein Kunstwerk überhaupt möglich war, wenn man erwägt, wie großartig das christliche Mittelalter in redenden und bildenden Künsten producirte und wie viel selbst noch die Werke der Renaissance, soweit sie auf christlicher Basis stehen, dem Mittelalter schulden. Von einem „stolzen Gebäude der Scholastik", wie es Swarzenski vorschwebt, kann damals, am Beginne des 11. Jahrhunderts, weder im Allgemeinen noch für St. Emmeram die Rede sein. Es waren dafür noch kaum die ersten Steine gebrochen.[1])

---

1) Nicht immer ganz zutreffend scheinen die allerdings oft schwer zu entziffernden tituli der Bilder gelesen zu sein. Von Druckfehlern abgesehen, bemerke ich zu S. 91: qui summe est, qui summe sapiens est etc.: diese Inschrift ist vollständig, sofern Sein, Weisheit, Güte als Attribute auf Vater, Sohn und Geist zu beziehen sind. S. 92 oben ist zu lesen: divina prudentia est, quae non transit de cogitatione in cog. sed in cujus incorporeo intuitu etc. Die Umschrift: His operum formas deus exemplaribus hornat ist nach christlich-platonischer Auffassungsweise so zu deuten, daß sich das „exemplaria" nicht nur auf die Cardinaltugenden, sondern namentlich auch auf

In dem Evangelienbuch Heinrichs II. der Vatikana
gt ein einfacheres Erzeugniß der Regensburger Buchmalerei
r. Von den Evangelisten enthält es nur drei, da an
telle des hl. Johannes aus irgendwelchen Gründen das
ild des Kaisers eingefügt wurde. Die stilistischen Merk-
ale der Bilder weisen ganz nach St. Emmeram, in einigen
enigen Zügen auf das Heinrichssakramentar, in zahlreichen
f den Utacodex. Nur der Gewandstil weicht von dem des
tacodex merklich ab, eine Wahrnehmung, die sich auch sonst
der bayerischen Provinzialschule häufig machen läßt.
urch eine Reihe nunmehr weitzerstreuter Erzeugnisse der
ßteren — es sind Werke von Tegernsee, Freising, Allach
s. w., auch Augsburg, Eichstätt — führt uns der Ver-
sser rascheren Schrittes, um bei zwei für die Entwicklungs-
schichte der Buchmalerei wichtigeren Handschriften zu ver-
eilen. Die erste ist ein unvollständiges Evangeliar, das

Sein, Weisheit und Güte Gottes bezieht. „Formae" hat dabei einen specifisch philosophischen Sinn. S. 92 Col. 2 Anm.: Auf die Bedeutung der tituli Udalskalks wie überhaupt auf den kunstgeschichtlichen Werth zahlreicher Notizen in dem Catal. abbatum von Wittmer versuchte ich bereits 1896 die Aufmerksamkeit der Kunstforscher zu lenken in dem Aufsatze: Die Kirche der hhl. Ulrich und Afra zu Augsburg, Beitrag zu ihrer Geschichte hauptsächlich während der rom. Kunstperiode (Zeitschrift d. hist. Ver. f. Schwaben u. Neuburg, 22. Jahrgg.). — S. 97 ff.: Es ist vielleicht der Hinweis von Interesse, daß in dem Ciborium auf dem Altar vor St. Erhard die Abbildung eines bekannten Kleinods von St. Emmeram, der aedicula turrita (jetzt in der reichen Kapelle zu München), gegeben ist. Einzelne Verbesserungen zur Erklärung des Erhardsbildes ließen sich aus dem (im Buchhandel nicht erschienenen) Aufsatze von G. Jacob, Das St. Erhardibild, den Wohlthätern des St. Erhardihauses als Andenken gewidmet (Regensburg, Pustet, o. J.) beibringen. Ich hebe besonders die richtige Lesung hervor:

Rectrix agnarum, Christus tecum loquor agnus,

welche durch die correspondirende Wendung des Agnus dei und der Aebtissin trefflich illustrirt wird.

aus Salzburg nach München kam (Clm. 15713, cim. 179).
Es enthält zahlreiche „Textillustrationen", von denen einzelne ihre ikonographische Beziehung zu byzantinischen Vorlagen an der Stirne tragen, andere für jene Zeit und im Allgemeinen eine singuläre Stellung einnehmen. [1]) Die zweite dieser Handschriften, gleichfalls Evangeliar, gehört St. Peter zu Salzburg an, wofür sie bereits ursprünglich bestimmt war. Sie stimmt wesentlich mit der vorhin genannten überein in Art und Zahl der Bilder. Doch steht ihr Meister Bertolt künstlerisch nicht auf der Höhe des Originals. [1])

Ueberhaupt glitt die von St. Emmeram aus beherrschte Malschule von der nur kurze Zeit behaupteten Höhe künstlerischen Schaffens rasch herab. Der Grund hiefür liegt nicht zum geringsten Theile in einer geistigen Stimmung der Zeit, die sich bereits vor der Mitte des 11. Jahrhunderts verbreitet. Im Schooße der Einsiedler Reform, deren Hort die Abtei von St. Emmeram seit Ramwolds Tagen bildete, entstand eine Partei von überstrenger, völlig antihumanistischer Tendenz. Schon Arnold von Vohburg ist von ihrem Geiste angehaucht, aber ganz von ihm durchdrungen zeigt sich der bekanntere Otloh. Er erklärt allem Weltsinne bis zu dem Grade den Krieg, daß er auch die weltlichen Wissenszweige, die artes liberales, aus den Heimstätten der Weltentsagung ausgeschlossen wünscht. So ist es in der That „kein Zufall, daß in keiner Handschrift seiner Hand auch nur ein künstlerisch ausgestatteter Zierbuchstabe sich befindet" (S. 173). Diese rigorose Auffassung des Klosterberufs war nicht allgemein, aber sie bemächtigte sich vieler und nicht selten der tüchtigsten Vertreter des Mönchsstandes in jener Zeit.

1) In dem merkwürdigen Bilde der Herabkunft des hl. Geistes wird selbstverständlich der hl. Paulus vergebens gesucht (vgl. S. 144), ebenso in dem Himmelfahrtsbilde des Perikopenbuches von St. Peter (S. 160). In dem Pfingstbilde des letzteren ist der als Paulus angesprochene Apostel offenbar Johannes.

Swarzenski will die Spuren dieses Rigorismus bereits dem künstlerischen Schaffen seit der Mitte des 11. Jahrhunderts ganz im Allgemeinen anmerken. Als Zeugen hiefür gelten ihm speziell die bekannten Portalskulpturen von St. Emmeram aus der Regierungszeit des Abtes Reginward (1049—1061). Ich kann mich dieser Anschauung, was besonders St. Emmeram unter der Regierung Reginwards betrifft, nicht anschließen. Der Geist Otlohs war nicht der allgemein herrschende in der Abtei. Wie ihm auf wissenschaftlichem Gebiete Wilhelm von Hirschau das Gleichgewicht hielt, so scheint mir das Nämliche auf dem der Kunst der Abt des Klosters gethan zu haben. Den Aufbau des mächtigen westlichen Querschiffs der Kirche in Verbindung mit dem Westchor, der herrlichen Krypta, dem skulpturengezierten Nordportale und der Vorhalle, mag seine Geschichte auch durch noch so viele Räthsel verdunkelt sein, kann ich mir nicht anders, als aus einem ästhetischen Bedürfnisse, aus einer auch in der Zeit Reginwards noch ungetrübt fortwirkenden Kunst- und Schaffensfreude erklären. Und so möchte ich in den genannten Figuren des Portals, für welche allerdings lokale Vergleichsobjekte aus der Zeit Reginwards mangeln, nicht die Zeugen einer künstlerisch verkümmernden Zeitrichtung, sondern die höchsten Leistungen sehen, zu denen sich ein bisher noch ungeübtes Können emporschwang.

Uebrigens war es nicht ein übertriebener Rigorismus allein, welcher Lust und Liebe zu künstlerischen Leistungen hemmte; in noch höherem Maße störte die Kunstentwicklung im weiteren Verlaufe des 11. Jahrhunderts der unselige kirchenpolitische Streit. So kommt es, daß aus der Spätzeit des Jahrhunderts nur mehr ein Werk von Bedeutung die Erinnerung an die Schule von St. Emmeram aufrecht erhält, das Evangelienbuch Heinrichs IV. in der Domkapitel'schen Bibliothek zu Krakau (Cod. 208). Es entstand ungefähr um 1090 und bildet gleichsam das letzte Aufflackern

der Kunstbestrebungen jener Schule vor ihrem gänzlichen Erlöschen. —

Die Art der vorliegenden Arbeit, welche sich fast ausschließlich auf liturgische Bücher stützt, gebot dem Verfasser enge Fühlung mit der Liturgiegeschichte zu halten. A. Ebners Iter Italicum leistete ihm hiebei nicht unwesentliche Dienste. Mit Nebenergebnissen seiner Studien für das liturgische Gebiet beschließt der Verfasser in dankenswerther Weise sein ebenso gründliches und gelehrtes, als klar und überzeugend geschriebenes Werk. Daß es für das behandelte Thema von grundlegender Bedeutung ist und bleiben wird, steht außer Zweifel. Möge es dem Verfasser gegönnt sein, zu dem vorliegenden Bande weitere zu fügen und so, wie er es in Aussicht stellt, „Denkmäler der süddeutschen Malerei des frühen Mittelalters" aufzurichten!

Regensburg. J. A. Endres.

LXXXV.

Das neueste Quellenwerk zur Geschichte des Concils von Trient.[1]

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit und Bedeutung, welche den Beschlüssen des Trienter Kirchenrathes nicht bloß für ihre Zeit, sondern für die kirchliche Lehre, Verwaltung

---

1) Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatuum Nova Collectio. Edidit Societas Goerresiana promovendis inter Germanos Catholicos litterarum studiis. Tomus primus. Diariorum pars prima: Herculis Severoli Commentarius Angeli Massarelli Diaria I–IV. Collegit, edidit, illustravit Sebastianus Merkle. In 4° CXXXII et 932 pp. M. 69 = Fr. 75; solide et eleganter religatum M. 66.40 = Fr. 83. Friburgi Brisg. B. Herder

und Zucht auch aller folgenden Jahrhunderte bis herab auf die Gegenwart eignet, ist es für den ersten Augenblick ebenso zu verwundern wie zu bedauern, daß bis auf den heutigen Tag eine den berechtigten wissenschaftlichen Anforderungen genügende Geschichte desselben noch nicht vorhanden ist. Zwar hat es an Bearbeitungen nicht gefehlt; es sei, um nur die bekanntesten zu nennen, an die Darstellungen des Serviten Paolo Sarpi und des Jesuiten Sforza Pallavicini erinnert. Allein nach dem übereinstimmenden Urtheil der berufensten katholischen wie protestantischen Gelehrten kann auf den Ruhm eines unbefangenen, objektiven Historikers Sarpi sowenig wie Pallavicini Anspruch erheben; allzusehr ließ der venetianische Servit seiner Abneigung wider den hl. Stuhl die Zügel schießen, allzusehr ließ er sich zu gehässigen Beschuldigungen und Anklagen fortreißen, als daß man von ihm sagen könnte, er habe sine ira et studio geschrieben. Umgekehrt obwaltet bei Pallavicini nicht so sehr das Bestreben, durch schlichte, vorurtheilslose Schilderung des wirklichen Sachverhalts die siegreiche, unüberwindliche Kraft der Wahrheit für sich selbst sprechen zu lassen, als vielmehr den Gegner der Unwahrheit zu überführen und seinen Anschwärzungen gegenüber alles weiß zu waschen, alles schön zu färben, alles in Schutz zu nehmen, so daß mit Recht gesagt werden konnte, sein Werk verdiene nicht überschrieben zu werden: „Geschichte des Concils von Trient", sondern: „Apologie der römischen Kirche und Widerlegung der Verleumdungen Sarpi's, wobei nebenbei eine Geschichte des Tridentinums gegeben wird."

Doch abgesehen von der augenscheinlichen Parteilichkeit, mit der diese beiden Männer zu Werke gegangen, können ihre Schilderungen schon deshalb kein getreues Bild von dem Verlaufe der großen Kirchenversammlung geben, weil ihnen das Quellenmaterial auch nicht einmal in annähernder Vollständigkeit, sondern nur zu einem größern oder geringeren Theile vorlag. Das gesammte Aktenmaterial stand und

steht bis jetzt überhaupt noch nicht zur Verfügung, es konnte daher eine auch nur einigermaßen befriedigende Geschichte der Trienter Synode nicht geliefert werden. Noch Hefele, der gefeierte Geschichtsschreiber der Concilien, hatte die rastlose Feder gerade da bei Seite gelegt, wo es gegolten hätte, das Tridentinum in Angriff zu nehmen, und er hatte dies nicht so fast mit Rücksicht auf sein hohes Alter und die schwere Bürde des Episkopates gethan, als hauptsächlich aus dem Grunde, weil die vom Concilssekretär Massarelli verfaßten Concilsakten noch nicht herausgegeben waren, ohne welche seine Arbeit vergeblich gewesen wäre. Wohl erschien noch im selben Jahre die Ausgabe von Theiner; doch auch sie entsprach den gehegten Erwartungen nicht, da sie nicht immer auf die Originalhandschriften zurückgeht und willkürliche Auslassungen enthält. Und nicht bloß die eigentlichen Concilsakten, auch andere Urkunden und Quellen, wie die Depeschen der Legaten an den hl. Stuhl, die katholischen Mächte, einflußreiche Politiker und Persönlichkeiten, die Briefe der Concilsväter, theologische und canonistische Abhandlungen und Gutachten müssen vom Geschichtsschreiber, wenn er einen genauen Einblick in das vielverschlungene Getriebe jener Tage gewinnen und die verwickelten Fäden der sich gegenseitig kreuzenden kirchlichen und politischen Interessen und Bestrebungen entwirren will, eingehend durchforscht und gewürdigt werden. Alle diese Materialien schlummern aber zum allergrößten Theile noch immer im kühlen Halbdunkel der verschiedensten Archive und Bibliotheken, und erst wenn sie erschlossen und kritisch gesichtet sind, kann zu einer zusammenfassenden Darstellung des bedeutungsvollsten aller abendländischen Concilien geschritten werden. Nun hatte Sarpi lediglich die Schriftstücke zur Hand, die ihm zu Venedig sei es von Seiten der Signorie, sei es auf Grund ausgebreiteter Verbindung überlassen waren, kannte aber die römischen überhaupt nicht, auch Pallavicini, der die römischen Schätze benützen konnte,

vermochte nicht aus dem Vollen zu schöpfen, weil eben die römischen Materialien doch nur einen Theil des gesammten Materials bilden, und selbst sie durfte er nur in beschränkter Weise und nur unter der Bedingung gebrauchen, daß sein Werk der sorgfältigsten Censur und Revision unterzogen werde. Nicht besser erging es dem wackeren Fortsetzer des Baronius, Orderich Raynald; anderen wurde der Zugang zum päpstlichen Archiv überhaupt verweigert, und noch Pius IX. verbot dem Oratorianer Theiner die Drucklegung der tridentinischen Akten, die dann letzterer gleichwohl heimlich zu besorgen wußte.

Doch wäre es unbillig, die Schuld an der Verschließung der vatikanischen Quellen einseitig dem hl. Stuhle in die Schuhe zu schieben. Hatte doch schon der Cardinal Cervino, einer der Präsidenten, die Drucklegung der Concilsakten beabsichtigt, noch heute tragen die im vatikanischen Archive aufbewahrten Concilsbände den Vermerk: Imprimenda. Allein die gehässige Art und Weise, mit der sich die Gegner, namentlich die Magdeburger Centuriatoren, über die Verhandlungen und Beschlüsse der Synode hergemacht hatten, schreckte den hl. Stuhl von der Veröffentlichung ab, um nicht noch mehr Gelegenheit zu Verdrehungen und Entstellungen zu bieten. Und haben denn auch nicht die weltlichen Regierungen sehr lange Zeit hindurch ihre Archive hermetisch versperrt gehalten? Man hätte überdies erwarten mögen, die Forscher hätten sich, wenn ihnen schon die vatikanischen Dokumente entzogen blieben, mit um so lebhafterem Eifer durch gründliche Ausbeutung des beträchtlichen, in den sonstigen Archiven aufgespeicherten und leichter zugänglichen Materials schadlos zu halten gesucht. Doch nicht einmal dies geschah; man begnügte sich, die pikanteren Partien auszuwählen und in den Druck zu befördern, und erweckte dadurch die Vermuthung, das vatikanische Material enthalte noch viel schlimmere Dinge und dies sei der wahre Grund, warum es der wissenschaftlichen Benützung vorent-

halten bleibe, wie denn von jeher gerade wichtigthuende Geheimnißkrämerei, weit entfernt den Argwohn zum Schweigen zu bringen, denselben erst recht wachgerufen und entfacht hat. Auf ewig wird es daher eine der herrlichsten und köstlichsten Zierden im unverwelklichen Ruhmeskranze Leo's XIII bilden, daß er weitblickend und hochsinnig genug war, das vatikanische Archiv zu öffnen und der allgemeinen und uneingeschränkten Benützung freizugeben, wohl wissend, daß die Kirche nichts mehr zu scheuen habe, als Unkenntniß und Dunkelheit, und nichts mehr zu ersehnen, als die fluthenden Lichtwellen des strahlenden Sonnenlichtes und den hellen Tag ungeschminkter geschichtlicher Wahrheit.

Mit der Erschließung des vatikanischen Geheimarchivs war nun auch der Weg zu den tridentinischen Beständen desselben gebahnt, die die stattliche Zahl von nicht weniger denn 151 Bänden umfassen, die Papiere nicht eingerechnet, die sich in der vatikanischen Bibliothek und in der vom heil. Stuhl jüngst angekauften Borghesiana finden. Auf's freudigste begrüßen wir es, daß sich die Görres-Gesellschaft die Gelegenheit nicht entgehen ließ, der historischen Wissenschaft durch Veröffentlichung der tridentinischen Concilsquellen unvergängliche Dienste zu leisten. Sie hat damit eine Aufgabe übernommen, die so recht in den Rahmen der hehren Ziele fällt, die sie sich gesteckt, und nicht minder den Intentionen ihrer Mitglieder und Gönner gerecht wird, eine Aufgabe, wie sie ihr schöner und würdiger fürwahr nicht hätte zufallen können. Freilich ist das Unternehmen, das sie begonnen, ein weitausschauendes und großangelegtes, das sie auf viele Jahre hinaus in Athem halten und hohe Anforderungen an ihre Opferwilligkeit und Leistungsfähigkeit stellen wird: aber indem sie vor keinen Bedenken zurückschrack, legte sie Zeugniß ab, daß sich in ihr noch der frische, kühne Wagemuth der begeisterten Jugend regt, vereint mit der entschlossenen Thatkraft des gereiften erfahrenen, zielbewußten Mannes.

Der inzwischen erschienene erste Band des monumentalen Quellenwerkes rechtfertigt vollkommen alle Erwartungen. Wie wir aus ihm ersehen, hat die Geschäftsleitung den gewaltigen Stoff in vier Abtheilungen ausgeschieden, deren fast jede mehrere Bände umfassen soll. Die erste Abtheilung, aus drei, den drei Concilsperioden entsprechenden Bänden bestehend, enthält die Diarien; die zweite, die Bände IV—IX ausfüllend, bringt die Akten im engeren Sinne: die dritte umschließt die im X. und den folgenden Bänden erscheinenden Briefe, während die vierte, auf nur einen Band veranschlagte Abtheilung den Abhandlungen gewidmet ist. Da schon seit dem Jahre 1894 an dem Gesammtwerke unablässig gearbeitet wird, so ist es bereits soweit gediehen, daß nunmehr jedes Jahr ein Band ausgegeben werden kann.

Den Reigen eröffnet die Serie der Tagebücher, die der nunmehrige Würzburger Kirchenhistoriker Prof. Dr. Sebastian Merkle übernommen hat. Er hat als Stipendiat der Görres-Gesellschaft Jahre unverdrossenen Fleißes an sein Werk gewendet und den jetzt vorliegenden tom. I, einen behäbigen Quartband von nicht weniger als CXXXII + 932, also 1064 Seiten, in geradezu mustergiltiger Weise bearbeitet. An erster Stelle (p. 1—147) steht der bisher größten Theils unbekannte Commentar Severoli's, der vom 11. Dezember 1545 — 16. Januar 1548 reicht; daran schließen sich die vier, die erste Concilsperiode behandelnden Diarien des Generalsekretärs Massarelli, wovon das erste (p. 149—404) die Zeit vom 22. Februar 1545 — 1. Februar 1546, das zweite (p. 405—466) die der Eröffnung des Concils vorangehenden Verhandlungen und die Zeit vom 6. Febr. 1545 bis 11. März 1547, das dritte (p. 467—626) die Tage vom 18. Dez. 1545 — 11. März 1547, endlich das vierte (p. 627 bis 873) die Bologneser Concilsperiode (vom 12. März 1547 bis 10. November 1549 umspannt. Ein äußerst sorgfältig gefertigtes, reichhaltiges Namens- und Sachverzeichniß (p. 875 bis 927), endlich eine phototypische Karte der Stadt Trient

zur Zeit ihres höchsten Glanzes, des Concils, bildet den Schluß. Die Prolegomena, in fließendem, tadellosem Latein geschrieben, wie überhaupt alles, was an erläuterdem Text und Anmerkungen aus der Feder des Herausgebers rührt, behandeln die sogen. Einleitungsfragen: sie beleuchten die unerläßliche Nothwendigkeit einer sorgfältigen, möglichst auf die Originalhandschriften zurückgehenden Publikation des weitschichtigen Materials, zählen die Orte, Archive und Bibliotheken auf, in welchen dasselbe zerstreut ist, und beschäftigen sich auf's eingehendste mit dem Leben und schriftlichen Nachlaß Severoli's und Massarellis, deren Diarien im Folgenden geboten werden.

Daß den Diarien auch neben den eigentlichen Concilsakten größte Bedeutung zukommt, bedarf keines weiteren Nachweises. Denn bei dem officiellen Charakter, den die letzteren tragen, spiegeln sie zunächst die Auffassung der Curie, ihrer Vertreter und Anhänger ab, geben also zunächst doch nur dasjenige Bild von der Synode, welches man an höchster Stelle davon entworfen und verbreitet wissen wollte; dagegen waren die Tagebücher für den Privatgebrauch der Verfasser bestimmt und daher an keinerlei Rücksichten gebunden, liefern uns daher ein bis ins Kleinste getreues, unmittelbares und farbenprächtiges Gemälde all der Personen, die in den kunstreichen Mechanismus des Concils eingriffen, der Ereignisse und Auftritte, die stattfanden, der größeren und kleineren Streitigkeiten, Meinungsverschiedenheiten, Umtriebe und Winkelzüge, wie sie bald von dieser, bald von jener Seite angezettelt wurden, und setzen uns so in den Stand, die officielle Darstellung bis ins Einzelne genau zu untersuchen und zu überprüfen. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich Prof. Merkle erworben, indem es ihm gelang, den Commentar des Herkules Severoli, der von Döllinger nur zum geringsten Theil veröffentlicht worden war, seinem vollen Umfange nach und zwar auf Grund der Originalschrift herauszugeben und seinem wahren

Verfasser zuzuweisen, während man ihn bisher zuweilen dem Concilssekretär Massarelli beilegen zu müssen geglaubt hatte. Diese Aufzeichnungen sind aber für uns deshalb von unschätzbarem Werthe, weil Severoli, am 4. Jan. 1546 vom Concil zum Promotor ernannt, der vertraute Günstling der päpstlichen Legaten, den Sitzungen schon von allem Anfang an beiwohnte und für die Zeit vom 11. Dezember 1545 bis 1. April 1546 unsere einzige Originalquelle bildet. Denn erst von jenem Tage an nahm auch Massarelli an den Sitzungen theil, erst von da an berichtet er als Augenzeuge; was er über die vorausgegangenen ersten vier Concilsmonate meldet, beruht nicht auf seiner eigenen Wahrnehmung, sondern ist nur ein von ihm selbst gefertigter kurzer, trockener Auszug aus dem Commentar Severoli's. Aber auch für die spätere Zeit vom 1. Apr. 1546 — 16. Jan. 1548 ist letzterer höchst wichtig, da er eine fortwährende Controle der Diarien Massarelli's und umgekehrt seiner selbst durch diese ermöglicht.

Mit derselben peinlichen, überall die gründliche philologische Schulung bekundenden Akribie, wie er sie dem Commentar Severoli's widmet, behandelt Merkle die Tagebücher Massarelli's. Waren bisher nur die zwei von Döllinger veröffentlichten Diarien desselben bekannt gewesen, so ist Merkle in der glücklichen Lage, noch fünf weitere, also im Ganzen sieben, das Concil in seinem vollen Verlauf und in allen seinen wichtigeren Phasen schildernde Diarien des schreibseligen Massarelli bieten zu können. Mit welcher Gewissenhaftigkeit der Herausgeber verfahren ist, beweist wohl am besten der Umstand, daß er sich eine beschwerliche Reise nach Spanien nicht verdrießen ließ, um die Originalhandschrift von Massarelli's erstem Tagebuch aufzuspüren, was leider nicht gelang; wohl aber liegt das zweite, dritte und vierte in der Urschrift vor. Die tiefdringenden Untersuchungen, welchen er die Aufzeichnungen Severoli's und Massarelli's unterzieht, geben ihm häufig Gelegenheit, die

Ergebnisse früherer Forscher, wie eines Döllinger und Theiner, namentlich aber die gewagten und willkürlichen Aufstellungen Druffel's, der das Gras wachsen hörte, aber über die nächstliegenden Erwägungen stolperte, zu berichtigen, so daß man ruhig sagen darf, Merkle habe die Forschung auf dem von ihm bebauten Felde in ein neues Stadium geführt.

Auch mit seinen Editionsprincipien können wir uns durchaus einverstanden erklären. Zwar wird es vielleicht nicht an Stimmen fehlen, welche die peinliche Wiedergabe der Vorlage bis auf jede, wenngleich inhaltlich belanglose Silbe oder Correktur bei einem dem 16. Jahrhundert angehörenden, sprachlich keineswegs interessanten Texte für übertrieben und sklavisch erklären und es tadeln werden, daß nicht die von Döllinger schon publicirten Diarien, sowie verschiedene andere, sachlich gleichgiltige und unnöthige Dinge, wie die Aufzählung der bei einem Gastmahle aufgetragenen Gerichte, die Berichte über das Wetter, über die Spaziergänge der Legaten, die Besuche, welche sie empfingen und dergl., gestrichen worden seien. Allein man kann, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, des Guten nicht leicht zu viel thun. Der genaue Abdruck des überlieferten Textes erweckt im Leser die beruhigende Ueberzeugung, daß er sich auf festem, sicherem Boden befindet; sodann gehen die Urtheile darüber, was wichtig, was unwichtig ist, je nach dem Gesichtspunkte, den jemand einnimmt, weit auseinander, und nachdem sich die Görres-Gesellschaft nun einmal zur Herausgabe der Concilsquellen entschlossen hat, war es ohne Zweifel das Beste, möglichste Vollständigkeit anzustreben und nicht etwa durch mancherlei Auslassungen im Benützer die Vermuthung zu erwecken, es seien am Ende doch erhebliche Stellen unterdrückt worden.

Auf den Inhalt der Diarien einzugehen, ist, so verlockend es wäre, hier nicht der Platz; wir möchten nur hervorheben, daß derselbe keineswegs nur für den Kirchenhistoriker Interesse bietet, sondern namentlich auch dem Cultur-

storiker die reichste und dankbarste Ausbeute verspricht.
o merkt z. B. Massarelli zum 5. April 1545, dem heil.
sterfeste, an, der Cardinal von Trient habe beim Hochamte
cht, wie es sonst üblich, am Ende, sondern nach alter
itte der deutschen Bischöfe gleich nach dem Pater noster
d vor dem Agnus Dei den Segen gegeben; ferner sei es
diesem Feste Gepflogenheit bei den Deutschen, besonders
den Fürstenhöfen, während des Auftragens der ersten
peisen mit lauter Stimme deutsch zu singen: Christ ist
standen; und auch in der deutschen Kirche St. Peter
itten bei der deutschen Predigt alle Anwesenden, Männer
d Frauen, in deutscher Sprache gesungen: „Christ ist er-
nden, Alleluja, dies ist der Tag, den der Herr gemacht
t, lasset uns frohlocken und jubeln an ihm," was ihm,
assarelli, sehr sonderbar vorgekommen sei (p. 169 ff.). Ein
dermal berichtet er von einem Tänzchen, das er außerhalb
r Stadt mit den Schönen gemacht (p. 208); dann wieder
richt er von der Verehrung, welche dem heil., 100 Jahre
vor von Juden gemarterten 6—7jährigen Knäbchen Simon
Trient, wo sein Leib aufbewahrt werde, am Feste der
schuldigen Kinder erwiesen werde (p. 361); u. dgl. m.

Führt demnach dieser erste Band das neueste Monu-
ntalwerk der Görres-Gesellschaft in der vortheilhaftesten
eise ein, so ist nicht zu zweifeln, daß sich ihm auch die
genden Bände, die den bewährten Händen des hoch-
rdienten Vorstandes des römischen Instituts, Monsignore
r. Ehses, sowie des Herrn Dr. Buschbell anvertraut
d, würdig an die Seite reihen würden. Damit hat die
örres-Gesellschaft ein Werk geschaffen, auf das nicht blos
selbst mit Fug und Recht stolz sein darf, sondern das
ch der katholischen, der deutschen Wissenschaft zum Ruhme
reicht.

Schnitzer.

LXXXVI.

Belser's Einleitung in das Neue Testament.

Ueber einen Mangel an neutestamentlichen Einleitungswerken kann auf katholischer Seite jedenfalls nicht geklagt werden. Zu den älteren, aber noch nicht veralteten katholischen Werken gesellte sich 1897 die Einleitung in das Neue Testament von Prof. Trenkle in Freiburg, 1898 die von Alois Schäfer in Breslau. Der Beginn des neuen Jahrhunderts schenkt uns ein neues, groß angelegtes Werk aus der Hand des rühmlichst bekannten Tübinger Exegeten Prof. Belser.[1] Schon seit 10 Jahren hat derselbe sowohl in zahlreichen und längeren Aufsätzen in der Tübinger theologischen Quartalschrift als auch in separat erschienenen Schriften[2] zu den wichtigsten Problemen der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft und Exegese Stellung genommen. Er ist somit in der glücklichen Lage, auf frühere ausführliche Darlegungen verweisen zu können. Von seinem rastlosen Weiterforschen aber, wie auch von seiner wissenschaftlichen Ehrlichkeit zeugt der Umstand, daß er wiederholt schon frühere Ansichten theils modificirt, theils unumwunden aufgegeben hat. Vorliegende Einleitung gibt er heraus nicht

---

1) Einleitung in das Neue Testament von Dr. Johannes Belser, ord. Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen. Freiburg, Herder 1901. VIII u. 852 S. (Mk. 12.–, geb in Halbfranz Mk. 14,60.)

2) Die Selbstvertheidigung des heil. Paulus im Galaterbriefe (1, 11—2, 21). 1896 (Biblische Studien I, 3). — Beiträge zur Erklärung der Apostelgeschichte auf Grund der Lesarten des Codex D und seiner Genossen geliefert. 1897.

im Bestreben, „die Arbeiten seiner Vorgänger auf dem Gebiete der neutestamentlichen Einleitung zu überbieten", auch nicht im Bewußtsein, „eine jene Bücher weit überragende Leistung aufweisen zu können", vielmehr in der Ueberzeugung, daß „den bisherigen Einleitungswerken trotz ihrer relativen Vorzüge doch etwas fehlt, was wir gerade in unseren Verhältnissen nicht entbehren können" (Vorwort). Dieses „Etwas" zu ergründen wird dem aufmerksamen Leser überlassen.

Den Stoff theilt Belser anders ein als die neuesten Isagogiker, Trenkle und Schäfer auf katholischer, Theodor Zahn auf evangelischer Seite. Während diese nämlich mit Absehen von der Reihenfolge des Canons streng historisch verfahren und mit dem ihrer Ansicht nach ältesten Schriftstück der neutestamentlichen Literatur beginnen, wählt Belser im Anschluß an den seligen Aberle und die in der katholischen Tübinger Schule üblich gewordene Behandlungsweise einen Compromiß zwischen der historischen und der canonischen Reihenfolge. Im allgemeinen wird der Anordnung des Canons gefolgt, dabei werden aber die Schriften desselben Verfassers zusammengestellt, das Neue Testament wird in einer Anzahl von Gruppen vorgeführt, und innerhalb der einzelnen, je mehrere Schriften umfassenden Gruppen die historische Methode in Anwendung gebracht. Vorausgehen Erörterungen allgemeiner Art und in einem zweiten Theile werden das neutestamentliche Canon und die Apokryphen behandelt. In der äußeren Ausstattung erinnert das Buch mit seinen lateinischen Typen und seinem Unterschied von Groß- und Kleindruck am meisten an die Einleitung von Zahn, nur daß der Druck bei Belser viel markanter und gefälliger ist.

Aus dem reichen Inhalte sei hier auf einige Punkte hingewiesen. Bei Datirung des Matthäus- und Markus-Evangeliums wird vom Irenäuszeugniß principiell ganz abgesehen (S. 78), die Abfassung des Matthäus-Evangeliums in die Jahre 41/42, der Markusschrift um 44, des Lukas-Evangeliums 61/62, der Apostelgeschichte auf 68 verlegt. In der schwierigen Frage nach dem Tage des letzten Abendmahles hat sich Belser in letzter Stunde in einem Nachtrage für den 14. Nisan erklärt, nachdem er früher die sogen. Anticipationstheorie vertheidigt,

S. 814 ff. aber die Frage in suspenso gelassen hatte. In Sachen der Blaß'schen Hypothese betreffs des β-Textes der Apostelgeschichte sieht er sich „nicht veranlaßt, auch nur ein Jota von seinen bezüglichen Ausführungen zurückzunehmen oder abzuändern" (S. 217), und er formulirt S. 229 f. seine Ansicht dahin: „Die Sonderlesarten des Codex D und seiner Trabanten sind, soweit es sich nicht um Schreibversehen handelt, lukanisches Gut ebenso wie der α-Text." Gal. 2, 1—10 ist nicht mit A.-G. 15, 1 ff., sondern mit 10, 30 bezw. 12, 25 identisch (S. 170 f.); die Adressaten des im Jahre 49 geschriebenen Galaterbriefes sind die auf der ersten Missionsreise gewonnenen Christen in Südgalatien (S. 438). In der korinthischen Gemeinde waren vier Richtungen (S. 476), eine Zwischenreise des Apostels nach Korinth hat weder vor dem ersten, noch vor dem zweiten Korintherbrief Platz und ist überhaupt zu negiren (S. 496 ff.). Der heidenchristliche Charakter der römischen Gemeinde steht unbedingt fest (S. 513); das Dekret des Kaisers Claudius bei Sueton. Claud. c. 25 hat mit dem Christenthum gar nichts zu schaffen, es betraf lediglich die Juden, welche sich unter Anführung eines gewissen Chrestus fortwährend gegen die römische Obrigkeit empörten; Aquila und Priscilla verließen Rom als Juden und wurden erst in Korinth von Paulus in das Christenthum aufgenommen (S. 518 u. 536). Der Concipient des Hebräerbriefes ist Apollos (S. 600). Der etwa 49 verfaßte und an die judenchristlichen Gemeinden in und außerhalb Palästinas gerichtete Jakobusbrief (S. 658 ff.) steht außer allem bewußten Verhältniß zur paulinischen Lehre und umgekehrt (S. 634 ff.). S. 43 f. findet sich ein trefflicher Excurs über das ὀψὲ σαββάτων Matth. 28, 1; S. 661 ff. über die Virginität Mariens und die „Brüder des Herrn". Wenn Ephes. 6, 21: „Damit a u ch ihr meine Lage erfahret" von einigen Exegeten zum Colosserbrief in Beziehung gebracht wird, so erinnert dies an die Gepflogenheit eines verstorbenen Gymnasialprofessors, welcher hinter einen Aufsatz in Erinnerung an den zuvor corrigirten schreiben konnte: auch nicht so übel. Belser weist jene Deutung S. 569 mit Recht ab.

In dem Belser'schen Buche werden alle einschlägigen Fragen und Probleme mit einer Gründlichkeit, mit einer Sach-

kenntniß, mit einer Beherrschung der katholischen und akatholischen Literatur behandelt, wie sie nur durch jahrelanges liebevolles Eindringen erreicht werden kann. Hier redet ein Gelehrter, der den Schwierigkeiten unerschrocken ins Auge blickt, der mit tiefgläubigem Sinne und edler Begeisterung für die hl. Urkunden gesunde wissenschaftliche Kritik glücklich vereinigt, dem neben theologischer Erudition eine hervorragende philologische Bildung zu statten kommt. Letztere setzt ihn in den Stand, auch die formelle Seite der canonischen Bücher zu würdigen. Beispielsweise findet er A.-G. 10, 33 eine „allerliebste griechische Wendung“ (S. 116). Die Sprache des Verfassers ist lebhaft und deiktisch; man merkt, daß das Buch aus akademischen Vorlesungen herausgewachsen ist. Der Philologe greift zu einem klassischen Ausdruck, wo er sich ihm gerade anbietet: *ὡς συνελόντι εἰπεῖν* (S. 482), tranquillitas animi (S. 493), *ὡς ἐν προσθήκης μέρει* (S. 653). Der Kleindruck gibt nicht so fast Anmerkungen, als vielmehr längere oder kürzere Excurse, welche viele Schriftstellen behandeln, über ganze Schriftabschnitte Licht verbreiten, Methodologisches und Chronologisches feststellen, historische Zeugnisse würdigen u. dergl. Wie ich sehe, hat das Buch auch schon von katholischer und evangelischer Seite mit Recht reiches Lob erhalten. Wenn auch die liberale protestantische Theologie, deren hundertfältige Einfälle, Willkürlichkeiten und Widersprüche oftmals gebührend gekennzeichnet werden, mit der conservativen Haltung des Buches nicht einverstanden sein, wenn auch auf katholischer Seite mancher über manches anders urtheilen wird, die Anerkennung wird dem Buche Niemand versagen können, daß es in der Rüstung schwerer Gelehrsamkeit auftritt und seine Position mit großem Geschicke vertheidigt.

Referent erlaubt sich nun noch einige Ausstellungen zu machen, da er sich mit dem verehrten Lehrer in der Ueberzeugung einig weiß, daß der Wissenschaft nur durch offene, salvo debito honore geschehende Aussprache gedient ist. Manchmal kann auch ein „Nichtfachmann“ einen vernünftigen Einfall haben. Ist ja doch vor kurzem selbst Laien für ab und zu ein guter Gedanke in Gnaden zugestanden worden! Die Sprache Belsers erscheint manchmal zu apodiktisch und zuversichtlich. Er er-

kennt S. 438 mit „vollendeter Bestimmtheit“, S. 438 mit „aller Sicherheit“, er trifft S. 674 eine „endgültige“ Entscheidung, S. 754 „steht über allen Zweifel erhaben die Thatsache vor uns.“ Dies scheint mir denn doch zuviel auf einmal gesagt in einer Disciplin, von der nach einem Worte Jülichers „Nichtbetheiligte den Eindruck gewinnen, es sei nichts und man sei vor nichts sicher“ (S. 427). Ueber das Comma Joanneum geht Belser merkwürdig rasch hinweg. Bei der Behandlung des ersten johanneischen Briefes erwähnt er es gar nicht, sondern berührt es nur kurz durch Ideenassociation S. 363, wo von der Perikope adulterae die Rede ist. In einer Einleitung von 852 Seiten erwartet man aber auch etwas über die handschriftliche Ueberlieferung der Stelle, ihre Bezeugung bezw. Nichtbezeugung durch die Väter u. s. w. Wenn er das bekannte Dekret des hl. Officiums nur sagen läßt, daß die „Leugnung nicht mit absoluter Sicherheit gemacht werden könne“, so entspricht das dem Wortlaut nicht, der auch das in dubium revocari verbietet. Freilich ist durch die dem Cardinal Vaughan gewordene Erklärung die Härte des Dekretes glücklich gemildert und der wissenschaftlichen Discussion ihr Recht gewahrt worden. Eine Behandlung der Handschriften und Uebersetzungen, wie sie bei Trenkle und Schäfer sich findet, wird bei Belser doppelt ungern vermißt. Vielleicht hätte sich der Raum durch kürzere Fassung anderer Partien beschaffen lassen können. Die wichtigsten Handschriften werden zwar aufgeführt, aber nur ganz gelegentlich (S. 757 f.). Auch eine chronologische Tabelle der neutestamentlichen Literatur, des Lebens Pauli und Petri und anderer Daten, wie in Harnacks Chronologie der altchristlichen Literatur (S 717 ff.), stünde dem Buche gut an und würde dankbar benützt werden. Die Chronologie des Lebens Pauli ist S. 128 f. kurz angegeben. S. 418 ist Funks Kirchengeschichte ohne Benennung der Auflage citirt; thatsächlich wird die zweite Auflage citirt. Wenn es S. 80 heißt: „In dem canonischen Markusevangelium begegnet uns weiterhin eine große Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung, eine weit größere als beispielsweise in der ersten Evangelienschrift; an vielen Orten ist die Darstellung eine so malerische und detaillirte, daß sie auf einen Augenzeugen zurückgehen

muß", so finde ich diese Fassung deshalb eigenthümlich, weil das erste Evangelium doch auch von einem Augenzeugen stammt. Der Satz S. 366: „Man vergesse doch nicht, daß Jesus diesen Ausspruch (Joh. 21, 18) an Petrus that, nachdem letzterer ihn bereits am Kreuze hängen und die Arme ausstrecken gesehen hatte" ist nicht so wörtlich zu nehmen, da Petrus ja nicht auf Golgatha gewesen ist. S. 389 redet Belser von dem „zu Ephesus um 150 abgehaltenen und bald darauf niedergeschriebenen Gespräch (Justins des Martyrers) mit dem Juden Tryphon", was nicht so ohne weiteres gesagt werden kann. S. 756 ist zu lesen: „Geistliche Vorstände sind auch die insgemein aus der Mitte der πρεσβυτεροι genommenen ἐπίσκοποι"; es ist aber Thatsache, daß gerade im Alterthum der Bischof viel häufiger aus der Zahl der Diakonen hervorging, als aus der der Presbyter. Zu S. 597 f. bezw. 611 oder 750 wäre jetzt die von Rottmanner in der Revue Bénédictine Juli 1901 gekennzeichnete Stellung des hl. Augustinus zum Verfasser des Hebräerbriefes zu notiren. Darnach citirt der große Kirchenlehrer den Brief bis zum Jahre 406 als paulinisch, vom Jahre 409 bis 430 aber nur noch als epistula ad Hebraeos. Für canonisch aber hat er ihn stets gehalten. Zum Schlusse noch einige Druckfehler: S. 28, 41 und 43 je in einem hebräischen, S. 87 A. 5 und S. 730 je in einem griechischen Worte, und S. 739 muß es heißen „setzen" statt „setzte".

Diese Ausstände sind ganz verschwindend im Vergleich zu den vielen und großen Vorzügen des Buches. Es ist ein Werk, an dem man eine aufrichtige Freude haben kann. Möge es von unserer theologischen Jugend fleißig gelesen und studirt werden! Vom akademischen Lehrer „akademisch" zu Grunde gelegt und verwerthet ist es vortrefflich geeignet die jungen Theologen in die Einleitungsfragen einzuführen, sie mit Liebe und Begeisterung für die hl. Urkunden zu erfüllen und zu eigenem Suchen und Forschen anzuspornen.

Reutlingen. Hugo Koch.

LXXXVII.

Philosophie des Geldes.

Von einer Philosophie des Geldes zu sprechen, mag auf den ersten Blick überraschen und bei dem grobmateriellen Charakter, den die populäre Meinung mit dem Begriff des Geldes verbindet, mehr als gewagt erscheinen. Gehört doch das Geld seiner wesentlichen Funktion nach in die Welt hinein, in der die materiellen Güter sich bewegen, in welcher so materielle Vorgänge wie Tausch und Kauf, Produktion und Consumtion gleichsam den Kreislauf des Blutes in diesem eigenartigen Organismus darstellen. Man hat die Empfindung, als ob Philosophie und Geldwesen durch zu weite Instanzen getrennt wären, als daß sie in eine so nahe Beziehung gebracht werden dürften; es könnte den Anschein erwecken, als ob die Würde der Philosophie einen Abbruch erlitte, wenn sie aus dem Bereich der Ideen herniederstiege und über die Bedeutung des Geldes spekuliren wollte, als sei das Geld, die Seele des materiellen Getriebes, ein der Philosophie unwerthes Objekt.

Georg Simmel hat in einem umfangreichen Werk, das den Titel führt „Philosophie des Geldes" (Leipzig, Duncker und Humblot. 1900 gr. 8o. XVI u. 554 S. 13 M.) uns das tiefste Wesen des Geldes enthüllt, das gleichsam die materialistische Weltseele ist. In jedem Lehrbuch der Nationalökonomie werden Begriff und Funktionen des Geldes behandelt, und stets bilden die Kapitel, die das Geld erörtern, die schwierigsten, wie die damit verwandten Fragen nach dem Begriff und Wesen des Werthes. Um uns aber einen Blick in die Mysterien des Geldwesens und in damit zusammenhängende psychologische Rückwirkungen thun zu lassen, wie es von Georg Simmel hier geschieht, dazu bedurfte es des hohen Maßes abstrakter

Denkkraft und der ganzen Kunst, für den Gedanken den zutreffendsten Ausdruck zu finden, wie sie dieser Schriftsteller sein eigen nennen kann.

Der philosophische Standpunkt, von dem aus Simmel seine schwierigen Probleme stellt und der Lösung unterzieht, ist der des Pantheismus. Er selbst spricht von einem „empirischen Pantheismus dieser Untersuchungen, die mit dem Niedrigen und Materiellen des Daseins nicht durch Zurückweisung von dessen höheren Stufen, sondern durch Aufnehmen in dieselben fertig zu werden sucht“ (S. X). Diese Weltanschauung des Verfassers darf uns jedoch nicht hindern, seiner Führung uns anzuvertrauen, um die Welt des Geldes kennen zu lernen. Freilich braucht es Zeit und Mühe, um sich in das — wie es der Zweck der Untersuchungen mit sich bringt — abstrakt gehaltene Buch einigermaßen einzulesen, und besonders am Anfang des Werkes, der den analytischen Theil umfaßt, wäre man mehr als einmal versucht, der Mühe sich zu entziehen und das Buch zur Seite zu legen. Aber man wird doch wieder für die aufgewandte Zeit und Mühe vielfach entschädigt durch die Fülle neuer Gedanken, sozusagen beständig sich verändernder Ausblicke in den eigenartigen Kosmos, in dem das Geld lebt und regiert. Und ist es auch durch den Charakter der von Simmel angestellten Untersuchungen bedingt, daß die Sprache im Großen und Ganzen schwer verständlich ist, so ist auf der andern Seite die Meisterschaft Simmels um so großartiger, mit der er auch in diese abstrakten Gedankenreihen Wärme und Leben hineinzugießen weiß; die Gewandtheit in der Beherrschung der sprachlichen Form verdient ohne Uebertreibung eine künstlerische genannt zu werden.

In einem ersten Kapitel erörtert Simmel Werth und Geld. Nicht in allweg wird seine Auffassung des Werthes auf Zustimmung rechnen dürfen. Richtig ist gewiß, daß der Werth nicht etwas rein Subjektives, lediglich der Schätzung Entstammendes ist. Die Dinge sind werthvoll auch deswegen, weil sie schwer zu erlangen sind (S. 20 f.). Die Objektivirung des Werthes entstehe durch die Distanz des Gutes von dem dasselbe Begehrenden. Aber fast etwas zu schroff wendet sich Simmel gegen die Bestimmung des Werthes durch die

Brauchbarkeit oder Nützlichkeit (S. 45 f.), obwohl doch gerade dieses Moment die objektive Gleichheit und die subjektive Ungleichheit im Austauschverhältniß am besten auszugleichen geeignet ist.

Eine viel ventilirte Frage behandelt der Verfasser im zweiten Kapitel seines Werkes (der Substanzwerth des Geldes), die Frage nämlich ob das Geld, das selbst alle Dinge werthet, nicht blos die materiellen, sondern, wie im Folgenden gezeigt wird, auch den ideellen sein Maß aufzwingt, selbst auch Werth besitzen muß. Scheinbar muß ein derartiger Eigenwerth des Geldes vorhanden sein. Indeß bestreitet dieß Simmel, er erblickt im Geld lediglich den Ausdruck einer Werthproportion, eine ideelle Funktion, die nicht an die mehr oder weniger werthvolle Substanz der Münzen geknüpft ist. Alle Werthe des Edelmetalles „bilden eine Reihe, die nichts anderes ist als eine Reihe von Funktionen. Dies verbirgt sich natürlich der Erkenntniß umsomehr, je weniger lebhaft diese Funktionen in der Wirklichkeit sind. Die ganzen Bedenken des Mittelalters gegen das Zinsennehmen gehen darauf zurück, daß das Geld viel starrer, substanzieller, den Dingen geschlossener gegenüberstehend erschien und war, als in der Neuzeit, in der es vielmehr dynamisch, fließend, sich anschmiegend wirkt und erscheint. Die Adoption der Aristotelischen Lehre: es sei unnatürlich, daß Geld Geld gebäre, und die Verurtheilung des Zinses als Diebstahl, da ja das zurückerstattete Kapital schon so viel sei wie das entliehene; die Begründung eben desselben durch Alexander von Hales: daß das Geld sich doch durch den Gebrauch nicht abnütze, und daß es nicht, wie die Objekte eines Miethsvertrages, dem Gläubiger einen Nutzen abwerfe; die Lehre des hl Thomas, daß beim Geld, weil es von vornherein zum Weggeben bestimmt sei, Gebrauch und Verbrauch zusammenfielen und man deshalb jenen nicht, wie etwa bei einem Wohnhaus, gesondert verkaufen könne, — all diese Lehren zeigen, wie starr, den Fluktuationen des Lebens unverbunden, wie wenig als Produktivkraft das Geld erschien" (S. 137).

Zur vollen Höhe der Betrachtung erhebt sich das geistvolle Werk vom dritten Kapitel ab. In diesem und den folgenden behandelt Simmel nacheinander die Stellung des Geldes

überhaupt innerhalb der Cultur der Menschen: das Geld in den Zweckreihen (3. Kap.), die individuelle Freiheit (4. Kap.), das Geldäquivalent personaler Werthe (5. Kap.), der Stil des Lebens (6. Kap.). Schon die Nennung der Kapitelüberschriften zeigt, daß hier Simmel die große Aufgabe zu lösen unternimmt, den Einfluß des Geldes auf die gesammten Inhalte der Cultur, auf die Massen- und Individualpsychologie, auf die Lebensgestaltung methodisch zu bestimmen. Zugleich gibt uns Simmel damit eine Analyse des inneren Kernes und Lebens unserer modernen Cultur. Er zeigt, wie die feinsten Ausstrahlungen derselben in Kunst und Literatur von dem Gelde berührt werden, freilich in mehr mittelbarer Weise durch die eben infolge der modernen Geldherrschaft eigenartig gestimmte „moderne“ Seele. Durch überraschend feine Bemerkungen weiß der Verfasser weitausschauende Perspektiven bis ins innerste Getriebe der modernen, geldwirthschaftlichen Gesellschaft zu eröffnen, durch seine Gabe scharfer Welt- und Menschenbeobachtung versteht er es, Gebiete zur Beleuchtung der verborgen liegenden Einflüsse des Geldes heranzuziehen, die scheinbar weit abliegen. So besonders wenn er das „Geldäquivalent der personalen Werthe“ beschreibt (S. 365—454). Die anscheinend am weitesten von einander entfernt liegenden Werthe, Persönlichkeitswerth und Geldwerth, weisen einen Zusammenhang auf. Schon auf primitiven Culturstufen tritt uns auf diesem Gebiet die Sühnung des Todtschlages durch Geldbußen als eine häufige Erscheinung entgegen. Der Stamm, die Gens, die Familie fordert einen Ersatz für den ökonomischen Verlust, den der Tod eines Mitgliedes für sie bedeutete, und ließ sich damit für die impulsiv naheliegende Blutrache abfinden. Daraus folgert Simmel, daß der Ursprung des Wergeldes rein utilitarisch ist (S. 367 f.).

Interessanter noch sind die Beziehungen des Geldes zu den persönlichen Werthen, wie sie sich in dem Frauenkaufe darstellen. Die Kaufehe, ihre außerordentliche Häufigkeit in der Vergangenheit culturell vorgeschrittener Völker und in der Gegenwart weniger civilisirter, sind bekannt. Das Gefühl von Entwürdigung, das der Kauf einer Person für Geld oder Geldeswerth im modernen Menschen erweckt, ist in seiner Beziehung auf frühere historische Zustände nicht gerechtfertigt.

So lange einerseits — dies die Erklärung, die Simmel dafür gibt — die Persönlichkeit noch mehr in den Gattungstypus eingesenkt ist, anderseits der Geldwerth noch nicht zu völliger Farblosigkeit verblaßt ist, stehen sich beide noch näher, und die persönliche Würde und das Gefühl der Ehre haben bei den alten Germanen darunter sicher nicht gelitten, daß das Wergeld ihren Werth in Geld ausdrückte. Aehnlich liegt auch die Sache beim Frauenkauf.

Die Thatsachen der Ethnologie zeigen vielmehr, daß derselbe sich keineswegs oder auch nur vorzugsweise auf den niedrigsten Stufen der Cultur findet. Uncivilisirte Völker, welche die Kaufehe nicht kennen, sind meistens sehr uncivilisirte Völker. Wie Simmel seine Gedanken gern in die Form von Antinomien kleidet, so auch hier: So erniedrigend der Kauf der Frau in höheren Culturzuständen erscheint, so erhöhend kann er in niedrigen wirken, und zwar aus zwei Ursachen. Der Frauenkauf findet einmal gar nie nach Art der individualistischen Wirthschaft, des individualistisch gefärbten Tausches von Waare und Preis statt. Strenge Formeln und genaue Beobachtung des Herkommens und der Familieninteressen verleihen ihm einen ausgesprochen socialen Charakter. Dann ist der Frauenkauf ein ungeheurer Fortschritt gegenüber der Raubehe. Aber dann liegt eben auch im Kauf die deutliche Anerkennung, daß die Frau werthvoll ist. Zugleich liegt im Kauf die Tendenz, von der Polygamie zur Monogamie überzugehen gerade mit Rücksicht auf den Geldaufwand. Und auch auf diesem Wege führt der Kauf zu einer gesteigerten Hochschätzung der Frau. Es ist schade, mit Rücksicht auf die Raumverhältnisse hier dem Verfasser nicht weiter in der angedeuteten Richtung folgen zu können.

Nur noch ein paar kurze Bemerkungen über das Verhältniß der Geldwirthschaft zur Prostitution. Während die gelegentlich des Frauenkaufes gezahlten Werthe ebenso gut in Natural- wie in Geldform auftreten können, entspricht der unehelichen Hingabe, für die ein Preis gezahlt wird, in der Regel die Geldform desselben. Die Prostitution trägt den Charakter einer bloß momentanen geschlechtlichen Beziehung, der man sich durch die Hingabe von Geld vollständig entledigt, und zwar weit vollständiger als mit der Hingabe irgend eines qualificirten

Gegenstandes, der doch irgendwie eine ideelle Signatur der denselben gebenden Persönlichkeit aufgeprägt ist. Fein bemerkt der Verfasser, man empfinde umgekehrt am Wesen des Geldes selbst etwas vom Wesen der Prostitution. „Die Indifferenz, in der es sich jeder Verwendung darbietet, die Treulosigkeit, mit der es sich von jedem Subjekte löst, weil es mit keinem eigentlich verbunden war, die jede Herzensbeziehung auslöschende Sachlichkeit, die ihm als reinem Mittel eignet — alles dies stiftet eine verhängnißvolle Analogie zwischen ihm und der Prostitution" (S. 391).

Der Verfasser kommt im weiteren Verlauf auch auf die liberal-socialistische Werththeorie zu sprechen: die Arbeit begründe den Werth, bezw. Tauschwerth einer Waare. Ohne sie für vollständig einwandfrei zu halten, glaubt er doch in einigen Hauptpunkten sie den üblichen Einwendungen gegenüber aufrecht halten zu können. Wenn man immer auf den tiefen Unterschied zwischen Geistes- und Handarbeit hinweist, so glaubt der Verfasser doch, daß es gelinge, beide auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, und in der Geistesarbeit ein Vielfaches von Arbeit, die in der Muskelthätigkeit stecke, zu berechnen (S. 433 ff.).

Im 6. Kapitel: der Stil des Lebens, wird der Verfasser noch auf eine interessante Frage geführt, nämlich die Frage nach dem Grunde, warum in der Geldwirthschaft der Verstand so auffallend hervortritt und die Seelenkräfte, die wir als Gemüth oder Gefühl bezeichnen, so sehr dagegen in Schatten gestellt werden. Jeder weiß von der Thatsache, daß unsere Zeit gemüthsärmer ist, als manche Periode der Vergangenheit, daß viele gemüthliche Beziehungen geschwunden sind, die ehedem bestanden haben. Dieß ist zunächst die Folge des Mittelscharakters des Geldes, in Folge dessen der Intellekt besonders stark angespannt ist. Da jedes Mittel als solches indifferent ist, so knüpfen sich alle Gefühlswerthe an die Zwecke, je mehr solche Endstationen unser praktisches Leben enthält, desto stärker wird sich die Gefühlsfunktion gegenüber der Verstandesfunktion bethätigen. Das zeigt sich auf allen niedrigen Culturstufen, und noch das Mittelalter hatte durch die ausgedehnte Produktion für den Selbstbedarf im Gegensatz zur heutigen für den Absatz

schaffenden Produktion, durch die Art des Handwerksbetriebes im Gegensatz zur heutigen kapitalistischen Arbeitstheilung, und insbesondere durch das Mitleben mit der Kirche eine viel größere Anzahl „definitiver Befriedigungspunkte des Zweckhandelns“, als die Gegenwart, wo das Geld als allgemeines Tauschmittel die Zweckreihen fast ins Ungemessene verlängert (S. 457). Ja das Geld wird vielfach Selbstzweck, und damit werden außerordentlich viele Dinge, die eigentlich den Charakter eines Zweckes besitzen — „Selbstzweckes“ meint der Verfasser (S. 458) — zu bloßen Mitteln herabgedrückt. Die Charakterlosigkeit, die das Geld hat, prägt auch der geldwirthschaftlichen Gegenwart ein gutes Stück ihrer Indifferenz auf. Daraus erklärt sich auch das vielfach Unbefriedigende und Widerspruchsvolle, das dem Leben des modernen Menschen anhaftet und das auch seinen Ausdruck in Kunst und Literatur der Gegenwart finden muß.

Wir sehen, wie sich von hier aus zahlreiche Perspektiven in die moderne Welt hinein eröffnen, in welche Simmel mit seiner Beobachtungsgabe den überraschten Blick eröffnet. Er zeigt, wie die hastende Mode, überhaupt die Unruhe des modernen Lebens, mit der Geldwirthschaft aufs engste zusammenhängt (S. 493, 522). Von besonderem Interesse sind die Bemerkungen über das Verhältniß von Geldwirthschaft und Naturbetrachtung (S. 515). Das geldwirthschaftliche und das davon abhängige städtische Leben haben uns von der Natur entfernt. Freilich ist gerade durch diese Distanzirung eine eigentlich ästhetische Naturbetrachtung erst möglich geworden.

F. Walter.

LXXXVIII.

Beiträge zur Bisthumsgeschichte von München-Freising.[1]

Seit langem war es Wunsch der Freunde bayerischer Geschichte, daß Deutinger's „Beiträge", die mit dem Tode ihres Herausgebers 1854 eine unerwartete Unterbrechung erfahren hatten, wieder aufleben sollten. Doch hat erst der Anfang des neuen Jahrhunderts diesen Wunsch erfüllt; Dank der Gnade des Erzbischofs Dr. Franz Joseph von München und Freising ist vor kurzem der erste Band einer neuen Folge dieser Beiträge erschienen, der das erprobte, die Diöcesangeschichte nach allen Seiten hin berücksichtigende Programm Deutinger's vollinhaltlich zu dem seinen gemacht und deshalb uns eine Reihe verschiedener, aber durchweg beachtenswerther Aufsätze und Veröffentlichungen mittheilt.

In diesem neuen, von Dr. Franz Anton Specht, Münchener Domkapitular, redigirten Bande, dem hoffentlich eine lange Reihe weiterer Bände ohne Unterbrechung folgen wird, finden wir an erster Stelle eine gediegene Abhandlung von Dr. Max Fastlinger über das Todesjahr des hl. Corbinian, in der als Datum des Todes dieses Heiligen der 8. September 725 erwiesen wird. In einem folgenden Aufsatze belehrt uns der unermüdliche Conventuale von St. Peter in Salzburg, P. Pirmin Lindner, über die Klöster im Bisthum Freising vor der Säcularisation; besonders verdienstlich sind da die Listen der Klostervorstände. Auf diesen Aufsatz folgen zwei von Dr. Emil Uttendorfer; in dem ersten gibt er uns den reichen Inhalt eines die Jahre 1473—1510 umfassenden

---

1) Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freising von Dr. Martin von Deutinger. Fortgesetzt von Dr. Fr. Anton Specht, Domkapitular. 7. Band. (Neue Folge 1. Band.) München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). 8°. 303 S. Text. (Preis 4 Mk.)

Freisinger Formelbuches bekannt, soweit er sich auf die Diöcese Freising bezieht Erwähnt sei, daß dieses Formelbuch, das aus echten Urkunden, nicht etwa aus Schulübungen sich zusammensetzt, auch Stoff für die Geschichte der Bisthümer Salzburg, Augsburg, Passau, Regensburg, Konstanz, Brixen und Mainz enthält. In seinem zweiten Aufsatze gibt Uttendorfer Beiträge zur Geschichte des Seminarium studiosorum in Freising in den Jahren 1613—23. Dr. Marcellus Stigloher sodann veröffentlicht die Annalen des Klosters Weyarn, die dessen Propst Augustin 1740—1745 geschrieben hat, und schenkt uns in ihnen einen zeitgenössischen Beitrag zur Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges. Im Anschlusse an diese Publikation veröffentlicht P. Pirmin Lindner eine gleichzeitige Aufzeichnung über die Geschicke des Klosters Tegernsee unter Abt Gregor I. von 1737—1762. Des weiteren theilt uns der Redaktor des Bandes, Dr. Specht, einen eingehenden Bericht über eine Firmungsreise des Freisinger Bischofs Ludwig Joseph im bayerischen Oberlande 1786 mit. Es folgt eine Untersuchung von Dr Fastlinger über Münchens kirchliche Anfänge, in der auch die Frage über den Ursprung dieser Stadt behandelt wird. Nach Fastlinger ist München eine Gründung des Klosters Tegernsee, doch dürfte diese Hypothese kaum unbestritten bleiben. Im letzten Aufsatze des vorliegenden Bandes belehrt uns Dr. Specht über kirchliche Volksausgänge Alt-Münchens zu den Paulanern in der Au, auf den Gasteigberg und in die Nikolaiwiese zu Schwabing.

Dies der Inhalt des ersten Bandes der neuen Folge von Deutinger's Beiträgen. Derselbe ist gewiß reichhaltig und durchweg beachtenswerth. Seine Benützung ist durch die Beigabe eines Registers leicht gemacht. Willkommen ist auch die am Schlusse des Bandes gebotene Uebersicht des Inhaltes der früheren sechs Bände der Deutinger'schen Beiträge.

Mit Ausnahme von P. Lindner gehören sämmtliche Mitarbeiter an diesem Bande dem Domkapitel und dem Ordinariate München-Freising an, denn Dr. Uttendorfer, Dr. Stigloher und Dr. Specht sind Domherren, Dr. Fastlinger Ordinariatsbibliothekar zu München. Diese Thatsache ist hocherfreulich, denn sie zeigt von dem Interesse, das das Domkapitel dem schönen Unternehmen ebenso wie Erzbischof Franz Joseph entgegenbringt. Dieses Interesse des Erzbischofs und seines Kapitels bürgen auch für den Fortbestand der so glücklich wieder eröffneten Beiträge Deutinger's Es ist auch nicht zu zweifeln, daß auch der Klerus der Erzdiöcese für diesen Fortbestand durch Anschaffung der Beiträge und durch thätige Mitarbeit an denselben eintreten wird. B.









